


CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 093 160 665



Altbayerische Monatsschrift

herausgegeben vom Historischen Verein von Oberbayern



Band 13 1915/6

Schriftleitung: Dr. Georg Leidinger, Oberbibliothekar der k. Hof- u. Staatsbibliothek, München, Ludwigstr. 23.
Kastner & Callwey K. Hofbuchdruckerei.

Band XIII, 1915/6.

Verzeichnis des Inhalts.



Altbayerische Monatsschrift

herausgegeben vom Historischen Verein von Oberbayern



Band 13 Heft 1

Altbayerische Monatsschrift.

Die Altbayerische Monatsschrift erscheint in Bänden von je 5 Heften, welche an die Mitglieder des Historischen Vereines von Oberbayern gratis abgegeben werden.

Preis für **Nichtmitglieder**: 7 Mk. für den Band.

Der **buchhändlerische Vertrieb** ist vom Historischen Verein der **J. J. Lentner**'schen **Buchhandlung** (Ernst Stahl jun.) in München übertragen worden. Bestellungen übernimmt diese, sowie jede andere Buchhandlung.

XIII. Band 1915 1916.

Inhalt des 1. Heftes.

Boden- und Namenaltertümer aus Oberbayern.

Zusammengestellt von Dr. F. Weber.

I. Erdwerke.

Durch die ersprießliche Tätigkeit mehrerer eifriger Vereinsmitglieder können zu den schon bekannten mittelalterlichen Befestigungsüberresten Oberbayerns, insbesondere zu den der Lage nach bisher unbekannten Burgsitzen bekannter Adelsgeschlechter einige neue Erforschungen und Feststellungen hier mitgeteilt werden. Vielleicht gibt dies auch anderen Heimatsfreunden Anlaß, die durch fortwährend zunehmende Zerstörung derartiger Bodenaltertümer bedingte unaufschiebbare Sammlung und Untersuchung noch nicht festgestellter Burgstätten, deren Zahl in Oberbayern weit über 300 beträgt, in ihrem Bezirke in Angriff zu nehmen, ehe sie dem völligen Untergang verfallen.

1. Burgstall Schalnkam.

In dem zur Gem. Eurasburg, B.-A. Wolfratshausen, gehörigen Weiler Schalnkam war der Sitz eines Adelsgeschlechts, das im 12. und 13. Jahrhundert urkundlich bezeugt ist. Wie Herr Geheimrat S. v. Riezler, unser verehrtes Ehrenmitglied, in seiner Abhandlung über die bayerischen und schwäbischen Ortsnamen auf ing und ingen, S. 16, A. 2, hinweist, war der Burgsitz dieses Geschlechts nicht, wie man nach der topographischen Situation des Geländes vermuten möchte, auf dem im top. Atlasblatt Wolfratshausen als Schalnkamer-Bühel eingetragenen westlichen Höhenrücken, noch auf dem Kapellenhügel, sondern „auf dem nördlich von dem jetzt aufgelassenen Bauernhof (von dem nur das Wohngebäude noch steht) sich hinziehenden Hügel, an dem noch heute der Flurname Birganger haftet und wo nahe seiner höchsten Erhebung unter der neuen Aufforstung noch Grundmauern eines Gebäudes verspürt werden". Dieser weniger hervortretende Hügelkamm, an dessen Fuß das Sträßchen nach Holzhausen-Unterambach vorbeizieht, ist zurzeit mit so dichtem Fichtenjungholz bestanden, daß ein Eindringen bis zur Höhenkuppe und eine Planaufnahme des Burgstalls nicht möglich ist. Herr Geheimrat v. Riezler überzeugte sich aber nach gütiger mündlicher Mitteilung vor Aufforstung des Waldes selbst von dem Vorhandensein der Spuren einer einstigen Burg.

Nordöstlich von diesem Burgsitz, etwa einen Kilometer entfernt, befindet sich der Happerger Burgstall, der durch Anlage eines jetzt aufgelassenen Bierkellers verunstaltet wurde.

2. Burgstall Bergkirchen.

Den Sitz eines im 12. Jahrhundert urkundlich nachgewiesenen Adelsgeschlechts, das sich nach dem Ort Bergkirchen, westlich von Dachau, nannte, vermutete man des auf eine Befestigung hinweisenden Namens halber in dem etwa einen Kilometer nordwestlich von Bergkirchen entfernten Weiler Biberek, früher Biburg. Auf eine Mitteilung des Herrn Pfarrer Doll von Bergkirchen, wonach auf einer Höhe westlich bei Biberek Spuren von einem Gebäude zum Vorschein gekommen seien, begab sich Herr Major v. Gäßler dorthin zu einer Besichtigung der Geländebeschaffenheit. Nach seinem Befund kann jedoch die Lage von Biberek als Burgstall von Bergkirchen nicht in Betracht kommen, da sie den für eine mittelalterliche Burg benötigten natürlichen Schutz nicht geboten hätte. Von den angeblichen Gebäudespuren war nichts zu bemerken, auch Näheres hierüber nicht zu erfahren. Da-

gegen wäre der Platz der Kirche für eine Burgstelle entsprechend gewesen. Der Ort mit Kirche ist schon 814 bezeugt, deren ursprüngliche Stelle zwar nicht bekannt, dem Ortsnamen nach aber auf der Höhe zu vermuten. Die jetzige Kirche stammt aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Der neben der Kirche befindliche Pfarrhof wurde 1704 hierher verlegt und befand sich bis dahin im Ort am Fuße des Kirchenhügels. Dieser ist nach drei Seiten natürlich geschützt und bedurfte nur gegen den Ort einer künstlichen Sicherung. Der Friedhof bei der jetzigen Kirche ist durch hohe Mauern mit zwei vorspringenden Vierecken (Turmresten?) befestigt, was ebenfalls darauf deutet, daß die alte Kirche im Burgbereich war und mit dieser zum Schutz der Ortsbewohner diente. Irgendwelche Bodenreste der einstigen Burg sind jedoch nicht mehr vorhanden und durch den Bau der neuen Kirche und des Pfarrhofs wahrscheinlich vollständig beseitigt worden. Ein anderer für einen Burgsitz geeigneter Platz ist in der Nähe des Ortes nicht vorhanden, weshalb mit höchster Wahrscheinlichkeit die von der Kirche gekrönte Anhöhe hierfür anzunehmen ist. Damit würde auch die kurze Notiz in Hundts Stammenbuch, III. Bd. der Sammlung Freyberg, S. 466, übereinstimmen, wonach der Burgstall oberhalb des (alten) Pfarrhofs zu suchen wäre.

3. Burgstall Uttenhofen.

Eines der burgenreichsten Gebiete Oberbayerns war einst das Ilmtal. In seinem nördlichen Laufe von Steinkirchen bis in die Nähe Vohburgs folgten sich auf beiden Ufern der Ilm die Burgen Lausham, Reichertshausen, Förnbach, Haimpertshofen, Uttenhofen, Eschelbach, Rohrbach, Burgstall, Königsfeld, Buchersried, Ritterswört in kurzen Abständen, von denen heute nur noch Reichertshausen als Schloß erhalten ist. Von Lausham, Eschelbach, Rohrbach, Burgstall, Königsfeld und Ritterswört sind die Burgställe noch mehr oder minder kenntlich, von den übrigen Orten sind die Stellen, wo die Burgen der bekannten Adelsgeschlechter standen, erst noch zu ermitteln. Von Uttenhofen, woselbst ein Adelsgeschlecht im Anfang des 13. Jahrhunderts urkundlich nachweisbar ist, waren nur widersprechende und unsichere Nachrichten über in der Nähe vorhandene Befestigungsreste vorhanden. Herr Major v. Gäßler besichtigte daher die in Frage kommenden Örtlichkeiten der Umgebung von Uttenhofen und ermittelte, daß südöstlich vom Dorf auf der Kuppe eines bewaldeten Höhenzugs zwei aneinander anschließende, von Gräben umgebene Erdwerke, das eine (westliche) von viereckigem, am nordöstlichen Winkel abgerundetem, das andere (östliche) von halbbogenförmigem Grundriß vorhanden sind, die sich als typische Formen eines Burgstalls mit Haupt- und Vorburg kennzeichnen. Der Durchmesser jedes der beiden Abschnitte beträgt von Ost nach West 60 Meter, die Ost- und Westfronten der Hauptburg sind 85 Meter, die Nord- und Südfronten 65 Meter lang.

Nördlich von diesen Erdwerken und tiefer gelegen sind Bruchstücke von Gräben mit Aushubwällen zu beiden Seiten, die sich verflachend nach Norden fortgesetzt zu haben scheinen und deren ursprüngliche Form und Bestimmung nicht mehr erkennbar sind. Die Gräben sind an gut erhaltenen Stellen noch 1,50 Meter tief bei 2 Meter Breite. Die Entfernung vom Ort beträgt nicht ganz einen Kilometer; es wird daher keinem Bedenken unterliegen, die Reste als den Platz der einstigen Burg der Edlen von Uttenhofen anzunehmen.

4. Burgstall Irschenhausen.

In Irschenhausen, B.-A. Wolfratshausen, ist im 12. Jahrhundert nachweisbar ein Adelsgeschlecht seßhaft gewesen, dessen Burgsitz bisher nicht festgestellt war. Nach der Beschaffenheit des Geländes kommt als wahrscheinlich in Betracht, daß die Burg auf einem 300 Meter südlich von Irschenhausen auf einer westlich der Straße nach Wolfratshausen gelegenen, aus dem umgebenden Hange wallartig hervortretenden Anhöhe sich befand. Nach Besichtigung und topographischer Aufnahme durch Herrn Major v. Gäßler hat diese anscheinend künstlich abgesteilte Erhebung eine terrassierte Oberfläche in Gestalt eines länglichen Vierecks mit 25 Meter langen Nord- und Südfronten und 40 Meter langen Ost- und Westfronten, unterhalb deren eine Terassierung gleicher Form in südwestlicher Richtung läuft, deren nordöstliche Front aber durch die obere zerstört ist. In welchem Verhältnis



diese beiden Räume ursprünglich zueinander standen, ist nicht mehr festzustellen. Gräben und Wälle sind nicht mehr vorhanden. In Betracht kommt, daß auf dem Hügel bis zum Jahr 1804 ein Kirchlein zum hl. Ulrich sich befand, das möglicherweise an Stelle der früheren Burg, als diese schon verfallen war, erbaut wurde. Durch diesen Bau mögen die Oberfläche des Hügels verändert und die noch vorhandenen Erdwerke bis auf wenige Spuren beseitigt worden sein.

5. Burgställe Andechs und Hesellohe.

Bekannt sind die alten Adelsgeschlechter der Andechser und der Hesselloher. Von ihren Burgen ist aber kein Stein erhalten geblieben. Die alte Burg Andechs des mächtigen Dynastengeschlechts glaubte man mit wenig Wahrscheinlichkeit in den Befestigungsresten am Ochsengraben nördlich vom heiligen Berg zu finden. Dieses zwar stark geschützte, aber nur eine geringe Baufläche bietende Werk mag wohl nur ein vorgeschobener Spähturm der Hauptburg oder der Wohnturm eines Ministerialen gewesen sein. Herr Direktor Dr. Wilhelm Schmidt, der bekannte Kenner unserer vorgeschichtlichen und mittelalterlichen Bodenaltertümer, teilt nun mit, daß der alte Burgsitz der Andechser sich am südlichen Rande des Berges befand*), dem gegenüber jetzt die Kirche und die Klostergebäude sich befinden und auf dessen Ostseite jetzt ein Wirtschaftsgebäude steht. Dieser Platz ist auf drei Seiten durch Steilabhänge natürlich geschützt. Außerdem war auf halber Höhe des Bergabhangs hier ein Graben und Wall, an deren Stelle jetzt durch Abtragung und Einfüllung eine breite Berme entstanden ist. Nach der nördlichen Seite sind die einstigen Wälle und Gräben durch den späteren Kirchen- und Klosterbau beseitigt. Hier war mutmaßlich die Vorburg mit den Wirtschaftsgebäuden gestanden. Die südliche Bergoberfläche bot für eine ansehnliche Burg genügend Platz und freien Fernblick in die Umgebung. Ihre Steine werden zu den späteren Bauten verwendet worden sein.

In Großhesellohe, das seine unterscheidende Vorsilbe nach Entstehung von Kleinhesellohe im 18. Jahrhundert erhielt, vermutet Herr Direktor Wilhelm Schmidt den alten Burgsitz der Heselloher auf der Landspitze (gern) hinter der Kirche nach der Isar zu, der links von einem alten, jetzt trockenen Wasserriß begrenzt wird. Diese Landspitze war durch den Riß und nach vorn durch den Steilabhang des Isarufers natürlich geschützt, nach den beiden andern Seiten waren künstliche Befestigungen nötig, die nach Eingehen der Burg durch spätere Bauten sowie Gartenanlagen vollständig zerstört und beseitigt wurden.

6. Burgstall Seebruck-Burgham.

In Mayer-Westermayer's statistischer Beschreibung der Erzdiözese München-Freising, I, S. 594, findet sich unter den Angaben über Seebruck die Notiz, „daß Apian dortselbst ein stattliches Schloß angebe, welches hart am Ausfluß der Alz auf einer kleinen Anhöhe gelegen gewesen sei, da, wo jetzt die Kirche mit Friedhof sich befinde. Ein früherer römischer Bau habe hierzu wohl einen Teil zu den Mauerwerken und Befestigungen geliefert". In einem 1912 erschienenen Buche „Der Chiemgau in römischer Zeit" von Aug. Meier, S. 49, ist wohl in Hinblick auf vorstehende Notiz der Schluß gezogen: „An der Stelle des dortigen (Seebrucker) Friedhofs ist auf Philipp Apians Karte ein Schloß eingezeichnet, mit dem nur die vor Adaptierung des Friedhofplatzes noch aus der Erde ragenden Ruinen jenes (1910 angeblich festgestellten) Römerkastellchens gemeint sein können. Denn keine Überlieferung erzählt sonst von einem Seebrucker Schloß."

Daraus möchte man folgern, daß Apian noch über dem Boden stehende römische Ruinen gesehen habe. Dies kann jedoch nicht der Fall gewesen sein. Er selbst sagt im Text zu seiner Karte zweimal: Seebruck pagus et templum, ohne Zusatz von arx oder dergleichen. (OA. XXXIX. 274[32] und 109[30].) Auf der Karte ist allerdings das Zeichen für ein Schloß nördlich vom Chiemsee an der Stelle von Seebruck angebracht. Allein der Maßstab der Karte gestattete nicht, das Zeichen so anzubringen, daß sich dieses mit der Stelle Seebrucks, geschweige mit der des Kirchhofs decken muß. Es kann ebensogut auf irgendeine sonstige in der Umgebung befindliche Lage deuten.

*) Wie auch aus der Abbildung bei Wening, Rentamt München, Tafel 227, erkennbar ist.



Nun ist ein Adelsgeschlecht, das sich nach dem Ort nannte, tatsächlich Ende des 12. und im 13. Jahrhundert urkundlich bezeugt. Dieses Geschlecht mußte doch in Seebruck oder dessen nächster Umgebung seinen Burgsitz haben. An Stelle der Kirche und des Kirchhofs kann dieser aber nicht gewesen sein, da die Kirche von Seebruck, bei der sicher schon von alters her die Sepultur war, aus gotischer Zeit stammt und, wenn auch ihr Erbauungsjahr nicht bekannt ist, doch auf 5—6 Jahrhunderte zurückgehen muß. Auch ist schon längst bekannt, daß die Kirche und der Kirchhof über römischen Gebäuderesten sich befinden, denn wie in Huber, „Einführung des Christentums in Südostdeutschland" III. S. 35, erwähnt, kamen schon in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei Gelegenheit des Kirchturmbaues „mehrere unterirdische Gemächer, zum Teil mit Wandmalereien" zum Vorschein, die man wohl, ohne zu fehlen, auf Hypokausten-Hohlräume mit hineingefallenen Bruchstücken vom Wandbewurf der Zimmer deuten darf, was auf den Wohnraum einer Villa, nicht aber auf ein „Kastellchen" zu beziehen sein wird. Durch den Bau der Kirche mußten aber alle etwa noch über dem Erdboden vorhanden gewesenen Mauerreste römischer Herkunft beseitigt worden sein; es ist daher unmöglich, daß Apian Ende des 16. Jahrhunderts noch solche gesehen haben kann. Die gotische Kirche hatte aber sicher schon eine Vorläuferin aus romanischer Zeit, denn der Ort Seebruck ist schon 1165 als Dorf erwähnt. Also ist auch nicht denkbar, daß die romanische Burg der Edlen von Seebruck auf dem Kirchen- und Kirchhofareal sich befand. Der Boden des Kirchhofs gab aber bei den Grabungen von 1899 bis 1901 nicht bloß römische Überreste heraus, wie Meier (S. 49) meint, sondern auch romanische Werkstücke, von denen zwei noch jetzt als Treppensteine in zwei verschiedenen Anwesen in Seebruck verwendet und zu sehen sind. Das eine weist romanische Ornamente, das andere eine Spitzhaue und ein Grabscheit von romanischen Formen übers Kreuz gestellt auf, Werkstücke, die aus dem romanischen Kirchenbau herstammen und wahrscheinlich zu Grabsteinen gehörten.

Wir werden also die Burg der Seebrucker, von der Apian sehr wohl noch etwas gesehen oder gehört haben kann, wenn auch heute keine Überlieferung in Seebruck etwas davon weiß, an einer andern Stelle zu suchen haben. Die Lage an Stelle der heutigen Kirche wäre auch für eine mittelalterliche Burg die möglichst ungünstige. In nächster Nähe von Seebruck — in der Luftlinie etwa ein Kilometer — befindet sich nun ein Weiler Burgham, der bei Apian allerdings nicht erwähnt ist. Im Weiler selbst, dessen Name an sich schon auf die Nähe einer Burg deutet, ist zwar für eine solche kein Anzeichen vorhanden, wenn er auch schon höher liegt als Seebruck. Die höchste Stelle der Gegend befindet sich jedoch unweit bei einem zwischen zwei Bäumen stehenden Feldkreuz an dem Sträßchen, das beide Orte verbindet, näher an Burgham als an Seebruck. Von diesem Punkt aus ist ein weiter Blick auf den See und die ganze Umgebung, man sieht von hier sowohl auf die Kirche von Seebruck als auf den Weiler Burgham herab. Der Platz wäre an sich für eine Burg im Verhältnis zu dem ganzen Gelände nicht ungeeignet, es finden sich jedoch auch hier keine Anzeichen und Spuren einer solchen auf der Bodenoberfläche. Auf den Äckern um Seebruck sollen allerdings an verschiedenen Stellen Mauerreste u. a. im Boden gefunden worden sein, allein diese Angaben sind zu unsicher und unbestimmt, um daraufhin Vermutungen zu bauen. Auch bei den Neubauten auf der Anhöhe oberhalb Seebruck gegen den Pfarrhof zu stieß man auf keine für eine Burg sprechenden Fundamentreste. Es läßt sich also vorläufig mit Sicherheit die Burgstelle noch nicht nachweisen, sicher ist nur, daß sie nicht an Stelle der Kirche gestanden haben kann.

7. Der Scheiblberg bei Hohenwart a. d. Alz.

In Hohenwart ist ein Adelsgeschlecht im 12. Jahrhundert nachweisbar, und noch Apian erwähnt rudera antiqua supra hunc pagum (O. A. XXXIX, S. 290[1]). Auch die Mon. Boica melden von einem castrum Hohenwartense. Die Lage der Burg war bisher nicht bekannt. Herr Gymnasiallehrer K. Stechele in Burghausen nimmt nunmehr in seiner Programmschrift „Vor- und Frühgeschichtliches

aus dem Heimatbezirke", S. 63 u. 71, den von ihm in den Vorgesch. Denkmalen des Königr. Bayern, I S. 5, beschriebenen Scheiblberg als Burgstall hiefür in Anspruch. Der Name kommt wie der des Scheibum bei Miedering, B.-A. Friedberg, oder des gescheibten Turms bei Bozen u. a. von mhd. schîbe = Kreis, Rundung, Scheibe und bezieht sich auf die ursprünglich gerundete Form des Kegels, der vor 30 Jahren noch seine alte Gestalt hatte, nunmehr aber durch ständige Kiesabgrabung im Verschwinden begriffen ist. Bei solchen Abgrabungen sollen vor Jahren Wohnstättenspuren und ein wieder verschollenes Schwert gefunden, die Steine aber zum Hausbau verschleppt worden sein. Nach der Lage und Gestalt des Kegels sowie nach den Funden ist es ziemlich wahrscheinlich, daß der Scheiblberg der Rest des Burgstalls der einstigen Burg der Hohenwarter ist, wenn auch jetzt keine Befestigungsspuren auf seiner Oberfläche mehr sichtbar sind. Für vorgeschichtliche Verwendung des Hügels sprechen weder seine ursprüngliche Gestalt noch Funde, ebensowenig für solche in römischer Zeit.

8. Schwedenschanze bei Nisselsbach.

Ein zwischen Nisselsbach und Klingen im B.-A. Aichach gelegenes Erdwerk, im Volksmund Schwedenschanze genannt, hat unser Mitglied, Herr Direktor Euringer, untersucht und eine Planskizze hievon dem Verein einzusenden die Güte gehabt. Schon der verstorbene Generalmajor v. Popp hatte dieses Erdwerk in einem im Vereinsarchiv befindlichen Manuskript von 1862, „Burgställe und Schanzen zwischen Ilm und Paar", mit der Bemerkung erwähnt, daß es nur mehr ein kleiner Rest einer dereinst wahrscheinlich größeren Verschanzung sei. Die Erhaltung ist auch nach der eingesendeten Skizze sehr unvollkommen. Trotzdem läßt sich aus den Resten erkennen, daß das einst sehr bedeutende Erdwerk annähernd viereckigen Grundriß hat und aus zwei Abschnitten besteht, einem höher gelegenen, auf drei Seiten noch mit Wall- und Grabenspuren umgebenen Hauptwerk, das im Abstand von etwa hundert Schritten von einer zweiten Umwallung mit Graben eingeschlossen war. Allerdings ist von der Süd- und Westfront nur mehr ein geringer Teil erhalten, die Südfront scheint überhaupt durch natürliche Geländeverhältnisse geschützt gewesen zu sein. Dagegen ist auf der Ostfront von der äußern Umwallung mit Graben noch ein Rest auf 75 Schritt Länge erhalten, auf der Nordseite läßt sich die ganze Wallinie samt dem Graben noch erkennen und beträgt etwa 360 Schritt. Die Innenanlage hat auf der Nord-, West- und Ostseite noch Wall- und Grabenspuren, auf ersterer sind sie 180, auf den anderen gegen 100 Schritte lang. Die Ecken beider Werke sind stark abgerundet, der Innenraum ist eben. Der Graben der äußeren Umwallung ist an besterhaltenen Stellen 2 Meter, der der inneren 1,50 Meter tief. Die ursprüngliche Wallhöhe ist nicht mehr festzustellen, die besterhaltenen Reste des äußern Walles sind 2,50 Meter, die des innern 1 Meter hoch. Soweit Gräben und Wälle zerstört sind, treten bermenartige Verflachungen auf und lassen den einstigen Zug erkennen. Durchbrüche sind nur an der Nordseite vorhanden und augenscheinlich neueren Ursprungs. Auf der Westseite ist noch ein kleiner Weiher. Steine, die auf Mauerwerk schließen ließen, scheinen nicht bemerkbar zu sein. Ein Adelsgeschlecht ist von Nisselsbach nicht bekannt, wohl aber solche von dem zwei Kilometer südlich gelegenen Gallenbach und von dem gleich weit entfernten, aber über der Paar gelegenen Sulzbach, deren Burgsitze noch nicht festgestellt sind.

Das einst bedeutende Erdwerk läßt sich vorerst mit Sicherheit nach Zeit und Zweck der Anlage nicht bestimmen. Funde sind nicht bekannt. Bei Nisselsbach befand sich nach Steichele, Bistum Augsburg, II, S. 172, eine sehr alte Laurentiuskapelle, die 1806 abgebrochen wurde. —

9. Angebliches Erdwerk bei Traunstein.

In der vom historischen Verein für den Chiemgau herausgegebenen Zeitschrift Heimatbilder aus dem Chiemgau (Jahrgang 1913, Nr. 3, S. 18) ist von einem mitten in der Waldabteilung Schnepfenlucke, dem südlichen Vorsprung des Haidforsts bei Traunstein, befindlichen zweifelhaften Erdwerk Erwähnung gemacht. Dieses soll aus einem seichten Graben bestehen, der am Waldrand hinter einer Bank, an deren Stelle früher ein Pavillon

war, auf ungefähr 100 Meter Länge einen ovalen Raum umzieht. Eine Begehung der Schnepfenlucke ergab, daß von dem Promenadenweg, der jetzt die Spitze der Waldabteilung umzieht und an dem mehrere Bänke vom Verschönerungsverein angebracht sind, wenige Schritte in den Wald hinein am Fuße des ansteigenden Höhenzugs ein seichter Graben ohne Wallspur im Halbbogen, auf 45 bis 50 Schritt Länge noch erkennbar, mit unvermitteltem Anfang und Ende, sich um einen Teil des Hügelfußes zieht, auf dessen halber Höhe etwa auf einer geebneten Stelle sich ein länglich viereckiger, kleiner Platz mit Kiesboden befindet, der als Stelle eines Pavillons oder einer kleinen Unterstandshütte gedient haben kann, wie aus vorhandenen Pfosten zu schließen ist. Eine Bank ist hier jetzt nicht mehr vorhanden. Von diesem Platz aus zieht nach rückwärts in ovalem Bogen ein ganz seichter Graben, dessen Aushub nach innen ein wallförmiges Profil hat, auf eine Länge von etwa 100 Schritt den sanften Hang hinauf. Welchen Zweck dieser untere und obere Graben hatte, ist nicht ersichtlich, eine Befestigung können sie bei den unbedeutenden Ausmaßen nie bezweckt haben. Ein eigentlicher Wall ist ebenfalls nicht vorhanden. Bei dem ehemaligen Unterstandsplatz ist eine Materialgrube von unregelmäßiger Form, aus der augenscheinlich der Kies für den geebneten Untergrund der Hütte genommen wurde. In dem bis an den neuen Friedhof hin begangenen Wald mit seinem nach Westen abfallenden Höhenrücken konnte auch keine andere, einer Befestigung gleichende Bodenbeschaffenheit wahrgenommen werden.

Dieser erfreulichen Bereicherung der Kenntnis alter Erdwerke in Oberbayern durch tätige Vereinsmitglieder stehen leider auch mehrere Verluste und Entstellungen solcher durch Zerstörung oder Umänderungen infolge Neubauten aus den letzten Jahren seit 1909 gegenüber.

1. Erdwerk bei Moosburg.

Nahezu gänzlich zerstört wurde 1910 der einen Kilometer südlich von Moosburg an der Isar in der Bonau gelegene sogenannte Franzosenwall. Dieses Erdwerk erfuhr die verschiedensten Deutungen. Während es von einigen Beurteilern als Rest einer vorgeschichtlichen Zufluchtstätte mit Ringwall, ähnlich der bei Manching, angenommen wurde, der einst in großem Bogen bis an die Isar als Seitendeckung gereicht habe, erklärten andere das Werk, seinem Namen entsprechend, als Reste eines befestigten Lagers mit Brückenkopf aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, als Moosburg 1648 von Franzosen und Schweden belagert wurde, oder der 1805 von den Franzosen angelegten Befestigungen zum Schutz des Isarüberganges. In neuerer Zeit machte sich die Auffassung geltend, daß überhaupt keine Befestigungs-, sondern eine Entwässerungsanlage damit beabsichtigt gewesen sei, durch die alle bei den stets wiederkehrenden Hochwasserüberflutungen der Auen sich bildenden Altwässer durch einen Sammelkanal in die Isar abgeleitet werden sollten. Das bis zum Jahr 1910 größtenteils stehen gebliebene Erdwerk (siehe Planskizze) stellte sich nämlich als tiefer Graben zwischen zwei Wällen von 1—2,80 Meter Höhe dar, die als der Aushub aus dem Kanalbett anzusehen wären. Der Graben zog sich in schwachem Halbkreis von dem jetzigen Hochwasserdamm im Westen bis in die Nähe der Isar im Osten in Länge von nahezu 200 Meter; seine Sohlenbreite betrug in dem jetzt zerstörten Lauf 1 Meter und verbreiterte sich gegen die Isar in dem noch stehenden Rest bis zu 5 Meter. Er reicht in seinem jetzigen Zustand nicht ganz bis zur regulierten Isar. Die Durchbrechung des Werkes durch einen Fahrweg war neueren Ursprungs.

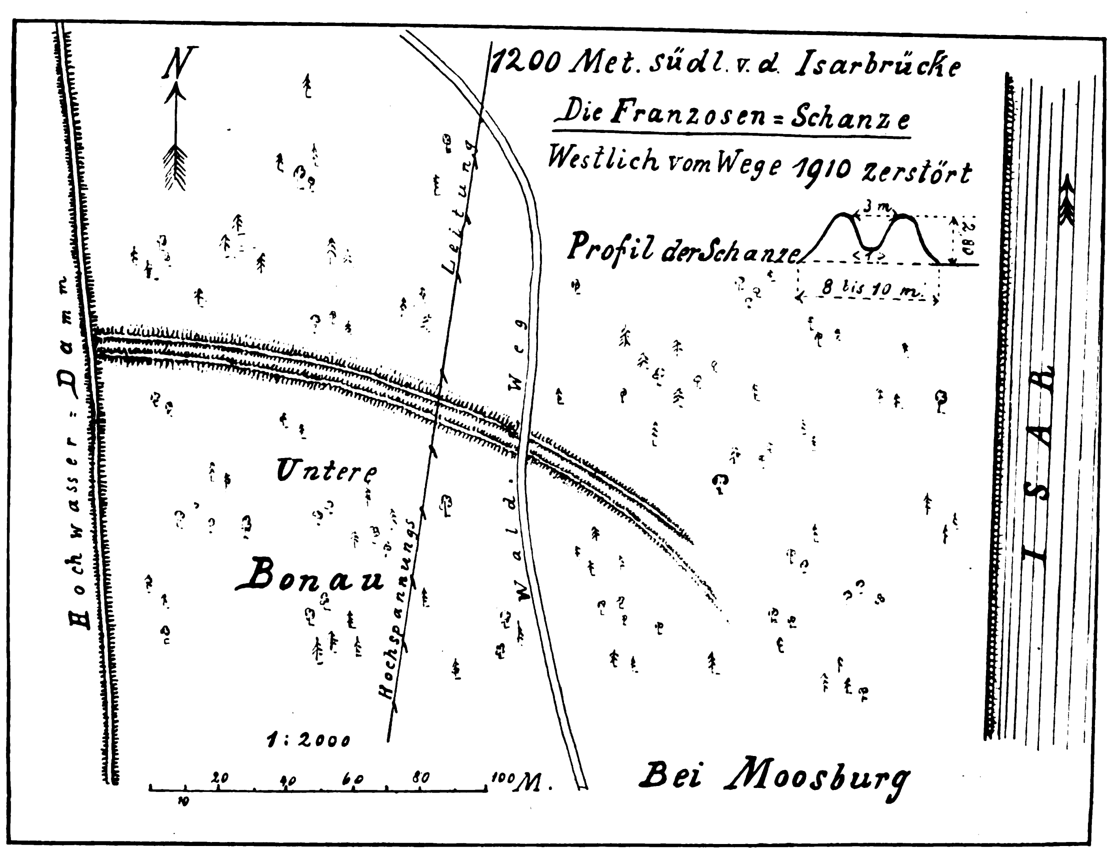
Gegen die Annahme einer vorgeschichtlichen Zufluchtstätte spricht insbesondere die Art der Befestigung durch nur von schmalem Zwischenraum getrennte Doppelwälle; gegen die Verlegung in die Kriegszeiten von 1648 oder 1805 die halbkreisförmige Anlage, während der Kriegstechnik damaliger Zeit gerade Fronten mit Wall und Graben davor entsprechen würden, ein derartiger Doppelwall aber für Geschützverwendung ganz unbrauchbar gewesen wäre.*) Anderseits hat sich bei der Bevölkerung Moos-

*) Unter den Stichen zum Theatrum europaeum von Abelin soll auf einem Plan der französisch-schwedischen Stellung vor Moosburg 1648 ungefähr an dem Platze des nun zerstörten Erdwerks eine Sternschanze eingezeichnet sein.

burgs keine Erinnerung an späterzeitliche Anlagen von Wasserwehren oder dergleichen erhalten und ist bei ihr nur der Name Franzosenwall gebräuchlich. Eine jeden Zweifel ausschließende Entscheidung hätte nur durch eingehende Untersuchung und Aufnahme der ganzen Anlage, durch entsprechende Ausgrabungen oder wenigstens Beobachtung der beobachtet worden, die Aufschluß über dessen Alter hätten geben können.

2. Erdwerk bei Mergentau.

Eine bedauerliche Veränderung erfuhr das zeitlich unbestimmte große Erdwerk bei Mergentau, B.-A. Friedberg, im Burgholz. Dessen westlicher und südlicher Wall und Gra-



v. Gäßler fec.

Abtragung durch einen Sachverständigen gewonnen werden können. Von alledem geschah nichts. Im Jahre 1910 wurde der größte Teil des bis dahin noch erhalten gebliebenen Restes wie es heißt auf Veranlassung des Stadtmagistrats München behufs Materialgewinnung zur Sicherung der das Werk durchschneidenden elektrischen Hochspannleitung abgetragen. Dadurch ist wohl für immer die Möglichkeit verloren, Licht über Zeit und Zweck der Anlage zu gewinnen. Soweit private Ermittlungen angestellt werden konnten, sind keine Funde bei Abtragung des Werkes

ben war schon bisher nicht mehr vollständig erhalten, der Graben durch Abtragung des Werks zum Teil eingefüllt und in eine Berme von vier Schritt Breite verwandelt. Nunmehr wurde 1909 oder 1910 der ganze südliche Graben durch Abtragung der Brustwehr eingefüllt und eine breite Terrasse angelegt, auf der Bäume angepflanzt wurden. Damit sind nun zwei Fronten des unregelmäßigen Vierecks ganz zerstört, ohne daß eine zwingende Notwendigkeit hierzu vorhanden gewesen wäre. Funde, die etwa bei Abtragung des Walles gemacht und zur zeitlichen Bestimmung der

Anlage hätten führen können, wurden nicht bekannt, da ein Sachverständiger bei Ausführung der Arbeiten nicht zugegen war.

3. Burgstall bei Mitterfischen.

Nicht minder gefährlich wie die Zerstörungen durch Abtragung sind die durch Einbauten. Außer den schon früher bekannten derartigen Eingriffen privater Unternehmungslust in den Denkmälerbestand des Kreises, wie z. B. bei dem großen Erdwerk bei Haltenberg am Lech, dem Burgstall bei Widdersberg, Puch u. a. wurde im Jahre 1910 und 11 nunmehr auch der bisher unbehelligt gebliebene Burgstall bei Mitterfischen am Ammersee durch einen Einbau verunstaltet. Gerade dieser Burgstall war in seiner Unverletztheit ein klassisches Beispiel für Anlage kleiner Wohnburgen auf natürlichen, künstlich abgesteilten Höhenkegeln, in der mittelalterlichen technischen Bezeichnung motae. Das Adelsgeschlecht, das hier seinen Sitz hatte, ist Ende des 12. Jahrhunderts urkundlich beglaubigt. Der Burgkegel war dem von Norden Kommenden schon von weitem in seiner typischen Form erkennbar und gab der Landschaft ein besonderes Gepräge. Jetzt ist dieses Bild durch ein in den südlichen Burggraben eingebautes Wohnhaus, wobei auch die Südseite des Kegels abgetragen wurde, zerstört. Der Zugang zum Burgstall ist durch rings umher gezogenen Stacheldraht abgesperrt. Die Gefahr einer noch weitergehenden Bebauung und Zerstörung des Bergkegels ist naheliegend.

4. Römerhaus bei Ramsee.

Ganz in der Nähe von Mitterfischen, etwa einen Kilometer nördlich, wurde 1886 ein römisches Landhaus am Tratgraben bei dem ehemaligen Weiler Ramsee entdeckt und ein kleiner Teil hiervon ausgegraben. Nunmehr wurde 1912 dieser Platz durch eine Villa mit Gartenanlagen überbaut. Dadurch ist für immer die Möglichkeit geschwunden, das damals nur unvollständig aufgedeckte Gebäude in seinem ganzen Umfang zu untersuchen. Leider war auch bei den Grundaushebungen kein Sachverständiger zugegen, der auf die Anlageverhältnisse und Funde hätte achten können. Der Zugang zu der ganzen in Betracht kommenden Bodenfläche ist jetzt abgesperrt. Im Jahre 1886 wurde nur der Mauerzug der West- und Südseite des umfangreichen Hauptgebäudes unvollkommen untersucht, der der Nord- und Ostseite sowie der Nebengebäude aber nicht festgestellt. Näheres hierüber ist im Korr.-Blatt d. d. anthr. Gesellschaft von 1887 Nr. 2, sowie in der Beil. z. Allgem. Zeitung Nr. 263 von 1887 zu finden.

5. Der Giggelsberg bei Udlding.

Ein gleiches Schicksal wie der Burgkegel von Mitterfischen hatte auch der isoliert aus der Ebene aufsteigende Kegel bei Udlding, B.-A. Dachau, im Volksmund der Giggels- oder Giggerlsberg genannt. Dieser Name deutet darauf hin, daß er als Spähhügel geeigenschaftet und wahrscheinlich durch einen mittelalterlichen Wartturm oder einen kleinen, wohnturmartigen Burgsitz eines Ministerialen gekrönt war. Sein Fuß soll durch einen Graben geschützt gewesen sein, der jetzt verschwunden ist. Der Umstand, daß sich nach Kübler „Dachauer Geschichten" (S. 55) verschiedene Sagen um den Hügel weben, bestärkt die Annahme, daß einst ein längst verschwundenes Gebäude auf dem Bergkegel sich befand. Ein Adelsgeschlecht ist zwar weder von Udlding noch dem benachbarten Mitterndorf bekannt, gleichwohl konnte eine zur benachbarten Burg Dachau in Beziehung stehende Gebäulichkeit in Frage kommen. Nunmehr wurde 1911 oder 12 eine Villa auf dem Berge erbaut. Bei den Fundamentierungsarbeiten hätten, wenn ein Sachverständiger zugegen gewesen wäre, allenfallsige ältere Mauerspuren oder Funde beobachtet werden können, aus denen ein Schluß auf die frühere Verwendung des Berges zu ziehen gewesen wäre. Jetzt ist die Möglichkeit hiezu für immer geschwunden.

II. Hügelgräber.

1. Durch unser geschätztes Mitglied, Herrn Rechtspraktikant Dachs, wurde der Verein im Dezember 1913 auf einen größeren Hügel aufmerksam gemacht, der auf einem östlich von Aufham, B.-A. Pfaffenhofen, gelegenen, jetzt abgeholzten Abhang sich befinden solle und im Volksmund der Franzosenhügel heiße. Da mit der Möglichkeit zu rechnen war, daß es sich um ein vorgeschichtliches Hügelgrab handle

und noch mehrere solche an Ort und Stelle sich befinden könnten, begab sich unser tätiges Mitglied, Herr Major z. D. von Gäßler im Frühjahr 1914 dorthin zur Augenscheinseinnahme. Der ungefähr in der Mitte des Abhangs gelegene vereinzelte Hügel von 9 Meter Durchmesser, 1 Meter Höhe und 32 Meter Umfang macht nach seinem äußern Befunde den Eindruck eines Hügelgrabs. In der Mitte der Oberfläche ist ein 0,50 Meter tiefes Loch von 40 Zentimeter im Geviert, das augenscheinlich aus einer Grabung in jüngster Zeit herrührt, und als Material des Hügels Kies und Sand ersehen läßt, wie auch der umliegende Boden enthält. Eine Aushebgrube ist in der Umgebung nicht zu sehen.

Durch Herrn Lehrer Bartl, früher in Güntersdorf, auf den Herr Dachs verwies, wurde bekannt, daß auch auf einer vorgeschobenen Anhöhe südlich von Güntersdorf im Walde drei ähnliche Hügel sich befänden. Bei deren Besichtigung durch Herrn Major von Gäßler ergab sich, daß in einer Front von Ost nach West tatsächlich drei Hügel in geringem Abstand voneinander liegen, von denen der größte hart am westlichen Rande der Anhöhe sich befindet und mit seiner Böschung auf drei Seiten in den natürlichen Abhang verläuft, ohne jeden Absatz, so daß er als die natürliche Endkuppe der Anhöhe erscheint. Er hat 8 Meter Durchmesser, 1 Meter Höhe und gewölbte, einem Hügelgrab ähnliche Form. Die beiden folgenden Hügel sind erheblich kleiner und haben 4,5 Meter Durchmesser bei 0,40 Meter Höhe. Sie sind nicht gleichmäßig rund und haben Aushubgruben an den Seiten. Die auffallende Lage des größeren Hügels und die Beschaffenheit der kleineren lassen kaum die Annahme vorgeschichtlicher Hügelgräber zu, während der Franzosenhügel wenigstens seinem Aussehen nach auf einen solchen schließen läßt. Die Entfernung von diesem zu der zweiten Gruppe beträgt etwa 1 Kilometer, eine Zusammengehörigkeit ist daher ausgeschlossen. Endgültiges Resultat könnte erst eine Untersuchung durch Sachverständige geben, die schon deshalb angezeigt wäre, als die Holletau, zu der die fraglichen Örtlichkeiten gehören, bisher fast ohne vorgeschichtliche Spuren ist.

2. Durch ein geschätztes Mitglied erhielt der Verein Nachricht, daß bei Oberpfaffenhofen, B.=A. Starnberg, wieder ein Hügel der dortigen Gräbergruppe von dem Grundbesitzer abgetragen wurde. Bei Besichtigung der Stelle fand Herr Major von Gäßler, daß von den ursprünglich 16 Hügeln auf den Bichläckern östlich und nordöstlich vom Ort, von denen vor kurzer Zeit noch 11 Hügel vorhanden waren, wieder einer im Frühjahr 1914 abgetragen war. Aus den noch sichtbaren Spuren ergab sich, daß der Hügel aus rötlicher Lehmerde bestand und in der Mitte einen Kern aus kopfgroßen Feldsteinen hatte, die wahrscheinlich einst das Grabgewölbe bildeten. Umherliegende Reste von Skelettknochen wiesen auf eine Bestattung im Hügel. Kohlen= und Aschenspuren zeigten sich am Platze nicht, ebenso keine Gefäßreste; es war aber der größere Teil des Hügelmaterials vom Grundbesitzer bereits weggefahren worden. Bei dem Skelett befand sich nach Angabe des Mitteilenden ein Handgelenkreif aus 1 Zentimeter starkem Eisenstab mit kleiner Öffnung und 6 Zentimeter innerem Durchmesser in Form der massiven ovalen Bronzearmreife. Die Enden sind scharf abgeschnitten, eine Verzierung fand sich nach Reinigung des Reifes nicht. Die Bestattung scheint der ältern Hallstattzeit anzugehören. Es zeigen sich aber auch an den noch vorhandenen Hügeln Spuren von Angrabungen; Funde aus ihnen waren bisher nicht bekannt.

Auch von der südlich von Oberpfaffenhofen im Sollach (am Taschenbaum) befindlichen Gruppe von ursprünglich 16 Hügeln, von der vor kurzer Zeit noch 9 kenntlich waren, sind nur noch 8 vorhanden, von denen 2 bereits halb abgegraben sind. Die aus dieser Gruppe durch frühere Raubgräberei bekannt gewordenen Fundstücke gehörten der älteren Bronzezeit an. Von neueren Funden gelegentlich der in jüngster Zeit vorgenommenen Abgrabungen ist nichts bekannt geworden.

3. Von der Hügelgruppe bei Rausch am Ammersee, B.=A. Starnberg, von deren 13 bis 14 Hügeln schon mehrere angegraben, Funde jedoch bisher nicht bekannt sind, hat, wie ein reger Freund der bayerischen Heimat berichtet, der Grundbesitzer den größten der noch vorhandenen in jüngster Zeit halb abgetragen. Über etwaige Funde und Grabver=

hältnisse konnte nichts in Erfahrung gebracht werden.

4. Nach gefl. Mitteilung eines eifrigen Mitglieds wurden im Laufe der Jahre 1913/14 von der Hügelgräbergruppe zwischen Reichlingsried und Pessenhausen, B.-A. Schongau, (Vorgesch. Denkm., I S. 120) mehrere der noch vorhandenen Hügel zum Zwecke von Materialgewinnung durch die Grundbesitzer abgegraben. Funde sollen dabei nicht gemacht, d. h. mangels Beiziehung von Sachverständigen wohl nicht beachtet worden sein. Die ursprünglich 42 Hügel zählende Gruppe, die bis 1908 auf 18 noch erhalten gebliebene herabgesunken war, unterlag im Laufe der Zeit mehrfach Zerstörungen und oberflächlichen Ausgrabungen, ohne daß Funde aus diesen erhalten geblieben wären, doch scheinen nach noch vorliegenden Berichten die ausgegrabenen Hügel der Hallstattzeit angehört zu haben.

III. Erdgänge.

1. In dem zum B.-A. Pfaffenhofen gehörigen Dorf Güntersdorf befindet sich nach Mitteilung des Herrn Lehrers Bartl östlich von der Kirche eine Kiesgrube, in der 1912 der Eingang zu einem unterirdischen Gang in Spitzbogenform bloßgelegt wurde, an dessen Ende sich drei Nischen befinden sollen. Hiernach würde es sich um eine sogenannte Erdkammer handeln, wie solche vereinzelt in den Bezirksämtern Altötting, Ebersberg, Miesbach, Friedberg und Aichach, in mehrfacher Zahl in den Ämtern Mühldorf, Schrobenhausen, Erding, Dachau und Bruck, am häufigsten, bis zu 15, im B.-A. Freising bisher nachgewiesen sind. Mit dem neuentdeckten beträgt ihre Gesamtzahl in Oberbayern nunmehr 42. Wenn auch über Zweck und Zeit dieser Erdgänge und Kammern noch keine Einigkeit der Anschauungen besteht, scheinen sie doch nach den wenigen sicheren Funden, die man bisher aus ihnen kennt, und bei dem Mangel jeglicher vorgeschichtlicher Reste auf frühmittelalterliche Zeit zurückzureichen und gerade das Fehlen reicheren Fundmaterials scheint dafür zu sprechen, daß ihre Benützung nur eine ganz vorübergehende bei plötzlicher Feindesgefahr war. Die Notwendigkeit unterirdischer Anlage in ebenen Gegenden war durch den Mangel an natürlichen Zufluchtstätten hervorgerufen und von geeigneter Lage an Hügelwänden, bestimmten Erdschichten, Lehm- und Sandboden bedingt. Zu ihrer Herstellung waren auch schon entwickelte Eisengeräte erforderlich. Da auch spätzeitliche Gegenstände vereinzelt in ihnen gefunden wurden, wie z. B. Eisentongeschirr aus dem 17. Jahrhundert, waren sie augenscheinlich auch noch in späteren Kriegszeiten (Schwedenkrieg) bekannt und benützt.

Güntersdorf ist ein Holletauer Ort. Die Holletau ist, wie Riezler in seinen Ortsnamen der Münchner Gegend S. 58 und neuerlich in den Bayerischen und schwäbischen Ortsnamen auf ing und ingen S. 21 betont, durch das vollständige Fehlen von ing-Orten auffallend; es scheint sich die bayerische Besiedlung in der Frühzeit noch nicht auf diesen Landstrich erstreckt zu haben, dessen Ortsnamen auf hausen, dorf, kirchen eine spätere Gründung andeuten. Der nunmehr innerhalb der Holletau wie die an mehreren Grenzorten im B.-A. Freising entdeckten Gänge geben einen weitern Anhaltspunkt für die Entstehung dieser Zufluchtsstätten (Bergen) in der Zeit der Ungarnnot, und vielleicht läßt sich einmal aus einer Karte dieser Erdställe und Bergen der Weg, den diese östlichen Reiterhorden in Bayern genommen haben, näher festlegen.

2. Der schon bekannte Erdgang bei Haselbach, B.-A. Erding, am Fuße des Kirchbergs, der an der Steilwand des als Kiesgrube ausgebeuteten Höhenzugs angeschnitten war, aber bisher nicht begangen werden konnte, und von dem ein größerer Teil schon früher abgegraben wurde, soll nach Mitteilung unseres sehr verdienten Mitgliedes, Herrn Bahnsekretär Kammerer in Wartenberg, im Jahre 1913 von dem Grundbesitzer weiter abgetragen worden und z. T. zugänglich gewesen sein. Welche Ergebnisse dabei zutage kamen und ob eine amtliche Untersuchung des Überrestes des Erdganges vorgenommen wurde, ist bisher nicht bekannt geworden.

IV. Archäologisch bedeutungsvolle Namen.

1. Biberg, Biburg.

Im St. Kat. Bl. SO. XI. 7 sowie im top. Atlasblatt ist westlich von der großen Befestigung auf der Höhe des Mangfallknies

bei Grub, der sog. Birg, ein Flurname Biberg eingetragen, südlich eines nördlichen Bogens des Teufelsgrabens. Diese Flur Biberg ist schon in der Abhandlung von A. Wessinger, „Ein onomatologischer Spaziergang im Unterinntal", in der Zeitschrift des D.-Ö. Alpenvereins, Jahrgang 1888, S. 121, erwähnt und als mutmaßlicher Bestandteil oder Zubehör der Burg der Herren von Grub, die in die vorrömische Birg eingebaut war, also als Befestigung, erklärt. Da auch nach neuerlichen Angaben dortselbst Spuren von solchen vorhanden sein sollten, wurde eine eingehende Besichtigung der Örtlichkeit von Vereinsmitgliedern vorgenommen. Hiernach befindet sich die fragliche Flur Biberg westlich gegenüber der Birg, von dieser aber durch das tief eingeschnittene Mangfalltal getrennt, auf dem Vorsprung einer bewaldeten Hochfläche, die nach drei Seiten steil abfällt und nur nach der vierten südlichen mit dem Hinterland zusammenhängt. Der westliche Teil der Oberfläche ist zurzeit mit Fichtenhochwald bestockt, der östliche gerodet, aber nicht kultiviert und mit Unterholz überdeckt. Die ganze Bergnase ist zum größten Teil mit sehr gut erhaltenen, breiten und hohen Hochackerbeeten angefüllt, die von Süd nach Nord ziehen. Im Hochwald sind die Beete fast wallähnlich. Von Befestigungsanlagen konnte jedoch in der ganzen Flur nichts gefunden werden und ist auch eine allenfallsige Zerstörung solcher in dem sicher seit alter Zeit wenig veränderten, schwer zugänglichen Waldgebiet nicht anzunehmen. Von den allein in Betracht kommenden Orten Sollach und Hohentilching ist dieses zu entlegen und entfernt, als daß es zu den Gemeindefluren jener Orte gehört haben kann und von dorther allenfallsigen Bodenänderungen ausgesetzt gewesen wäre. Zur Erklärung des offenbar alten Flurnamens kann man nur annehmen, daß die Namengeber entweder von der von Natur aus geschützten Situation der Bergnase veranlaßt wurden, hier eine Biburg zur großen Burg, ihr gegenüber, anzunehmen, oder daß sie durch die sehr hohen, wallartigen Ackerbeete sich verleiten ließen, darin eine Art Befestigung zu sehen.

Von der weiten Verbreitung des Namens Biberg und als Beweis, daß dieser Name oft nur an befestigungsartig aussehenden Örtlichkeiten haftet, mag noch erwähnt werden, daß z. B. am Weg von Kandersteg nach dem Doldenhorn in den Berner Alpen ein Flurname Biberg vorkommt, in einer Berg- und Felsengegend, die keine menschliche Befestigung mehr nötig machte.

2. Birg, Bürg, Burg.

Zu dem in Heft 3/4 des Jahrgangs 1912 dieser Zeitschrift behandelten topographisch bedeutungsvollen Namen wird von verschiedenen Vereinsmitgliedern auf weitere, hierher einschlägige, zum Teil entstellte Namen hingewiesen, die vielleicht mit der dem Namen ursprünglich zugrunde liegenden Eigenschaft zusammenhängen. So erinnert Herr Geheimrat von Riezler an den schon eingangs erwähnten Birganger bei Schalnkam, B.-A. Wolfratshausen, der vermutlichen Stelle der einstigen Burg der Herren von Schalnkam; ferner an den Langbürgnersee zwischen Endorf und Seebruck, der seinen Namen von den an seinen Ufern befindlichen kleinen Burgen, der Zicken- und Zinnenburg, erhalten haben dürfte, von denen Generalmajor Popp im 49. Bd. des Oberbayer. Archivs S. 179 ff. handelte.

Von anderer Seite wird auf den Namen der bekannten Wallfahrt Birkenstein im B.-A. Miesbach bei Fischbachau hingewiesen, hinter deren auf einem Felsvorsprung befindlichen Kirche eine höhere, jetzt waldfreie Kuppe sich erhebt, die zu einer Birg völlig geeignet gewesen wäre. Die Wallfahrtskapelle wurde erst im Jahre 1673 gegründet, vorher war auf dem grasbewachsenen flachen Felsen nur eine Martersäule. Der Schmied Bernrainer pflanzte später um die Kapelle Birken, damit der Name Birkenstein weitere Begründung und Dauer erhalte (Mayer-Westermayer, Beschreibung der Erzdiözese München-Freising, Bd. II. S. 17). Es muß demnach der Name schon üblich gewesen sein, ehe die Kapelle gebaut wurde, sein ursprünglicher Sinn wurde aber nicht mehr verstanden. Von Natur aus sind Birken in dem umgebenden Gebiet nicht vorhanden, nur Buchen und Tannen; es werden solche auch auf dem Felsen, auf dem jetzt die Kirche steht, nicht gewachsen sein. In nächster Nähe befand sich



das allerdings nur kurze Zeit bestehende Kloster Fischbachau, dessen Mönche und Klosterleute eine Zufluchtsberge auf dem Hügel hinter der Kirche wohl errichtet haben könnten. Jetzt sind allerdings Spuren einer solchen nicht mehr wahrzunehmen. Die Umgestaltung des Namens Bürg- oder Burgstein zu Birkenstein schlösse sich an die Entstellung von Bürg zu großer und kleiner Birke an.

Ein „Birkenbüchl", auf dem der Sage nach ein Turm gestanden sein soll, befindet sich nach einem im Vereinsarchiv befindlichen Manuskript von Generalmajor Popp, Die Burgställe und Schanzen zwischen Paar und Ilm, nördlich vom Burgstall von Oberwittelsbach. Möglicherweise liegt auch hier eine Entstellung von Bürgbichl vor. Eine genaue Untersuchung der Örtlichkeit durch in der Nähe wohnhafte Vereinsmitglieder wäre sehr wünschenswert.

Zu der als möglich angenommenen Herkunft des Namens Bürgerwald als Bürgwald, d. h. Wald, in dem sich eine Birg befindet, wird mitgeteilt, daß sich in Köstlers Handbuch der Gebiets- und Ortskunde Bayerns, Bd. I. S. 113, bei dem Orte Steinbach, B.-A. Laufen, eine vorrömische Befestigung im Bürgerwald erwähnt finde. Auf dem topograph. Atlasblatt Salzburghofen und in dem dazu gehörigen Repertorium ist jedoch der Name Bürgerwald nicht enthalten. Auch ist nach gefl. Mitteilung der Herren Lehrer Stemmer in Surheim und Bader in Saaldorf von einer als Birg anzunehmenden Befestigung in der Umgebung von Laufen nichts bekannt. Ebenso hatte Herr Oberstudienrat Dr. F. Ohlenschläger die Güte, mitzuteilen, daß ihm von einer Befestigung in einem Bürg- oder Bürgerwald bei Steinbach-Laufen nie eine Kunde zukam. Wenn also ein Bürgerwald bei Steinbach vorhanden ist, so bezieht sich der Name wahrscheinlich doch nur auf Berechtigungen der Gemeindebürger von Laufen auf Nutznießungen, wie dies zweifellos auch von dem Berchtesgadener Bürgerwald nördlich vom Totenmann hinsichtlich der Berchtesgadener Bürger und wahrscheinlich auch von dem Traunsteiner Bürgerwald hinsichtlich der Traunsteiner Bürger der Fall ist.

Auch der mehrfach vorkommende Name Burgberg kann auf Befestigungsreste hinweisen und zu neuen Forschungsergebnissen führen. So ist im topograph. Atlasblatt Mittenwald südlich vom Ort ein „Burgberg" eingetragen, der einem Mitglied Veranlassung zur Besichtigung der Situation gab. Hiernach ist der Burgberg ein umfangreicher, mit Fichtenwald bestandener Vorberg, ein Ausläufer des Wettersteingebirgs, um dessen Fuß sich die neue Straße in die Leutasch herumzieht. Er steigt gleichmäßig, ohne sichtbare Vorstufen, zu einer abgerundeten Kuppe an. Eine mittelalterliche Burg war in Mittenwald nie vorhanden, da ein Adelsgeschlecht dort nicht seßhaft war. Der Ort wie die ganze Gegend kam früh in Kloster- und bischöflichen Besitz. Die Chronik von Mittenwald von Baader (1880), S. 11/12, vermutet auf dem Burgberg, der unmittelbar über der Stelle, an der die Römerstraße den Fluß überschritten habe (Mühlbrücke), ansteige, einen römischen Wartturm und in dessen Hintergrund ein kleines Kastell zum Schutz der Straße. Dafür wie über die weitere Angabe der Chronik S. 6, daß der Abschluß des Tales am Fuße des Burgbergs durch einen oder zwei Wälle in römischer Zeit gesperrt gewesen sei, fehlen alle Beweise und Spuren. Es bliebe also nur die Möglichkeit, daß eine Zufluchtstätte (Birg) auf dem Berge sich befand oder eine vorgeschichtliche Anlage dort vorhanden war. Gegen eine Bürg (Berge) aus frühgeschichtlicher Zeit spricht der Umstand, daß das Kloster Scharnitz, das wahrscheinlich an Stelle des heutigen Mittenwald sich befand, nur sehr kurze Zeit, von 763—772, bestand, (Mayer-Westermayer III, S. 586/87). Ob eine vorrömische Befestigungsanlage vorhanden, könnte erst eine eingehende Untersuchung des ganzen umfangreichen Berges ergeben; unmöglich ist eine solche bei der schon vorrömischen Verbindung zwischen Partanum (Partenkirchen) und Teriolis (Zirl im Inntal) nicht. Nach Angabe Einheimischer wurden am Burgberg nie Funde oder Mauerspuren entdeckt; auch sprechen diese nicht Burg-, sondern Buchberg, so daß die Wahrscheinlichkeit besteht, der Berg habe seinen Namen von dem früheren Buchenbestand erhalten.

3. Laus — Lus — Lues.

Zu den Namen, welche auf Vorhandensein einstiger Warttürme oder wenigstens auf Ähnlichkeit der Bodenformation, die zur Anlage solcher geeignet war, deuten, verweist Herr Generaldirektions-Rat Jäger auf Orts- und Flurnamen mit dem Bestimmungswort Laus oder Lus. In Oberbayern findet sich eine Anzahl solcher Ortsnamen, wie z. B. Lausbach und Laushub, B.-A. Erding, Lausham, B.-A. Pfaffenhofen, Laushofen, B.-A. Dachau, Losbichl, B.-A. Mühldorf, Ober- und Unterlaus, B.-A. Rosenheim, Lus, B.-A. Tölz, Luß, B.-A. Laufen, Lues, B.-A. Rosenheim. Die Ableitung ist keine einheitliche. Von den Ortsnamenforschern führt Buck, Oberdeutsches Flurnamenbuch, das Bestimmungswort auf hluz = Los, mit Bezug auf die Verteilung von Gründen durch das Los, oder nach der Bodenbeschaffenheit auf lutum = Lehm zurück; Gruber, Vordeutsche Ortsnamen im südlichen Bayern, und Miedel, Oberschwäbische Flur- und Ortsnamen, leiten es von luzh, mhd. luz = Versteck, Lauer, von luzen, verborgen liegen, ab, so letzterer Lauswiesen = Wiesen, auf denen man auf Wild lauert. Kübler, Das Tannheimer Tal, Alpenver.-Zeitschr. 1898, erklärt Lausbichl ebenso von luz = Versteck und luzen = lauschen. Noch jetzt wird dialektisch lusen für lauschen, horchen gebraucht. Insoweit man luzen = lauschen, lauern gleichbedeutend mit spähen, Ausschau halten nimmt, mag die Ableitung auf Orte mit mittelalterlichen Burgställen und Spähtürmen zutreffen, wie auf Lausham, B.-A. Pfaffenhofen, und Laushofen, seit Mitte 15 Jahrhunderts Frauenhofen, B.-A. Dachau. Bei andern Orten, wie z. B. Unterlaus, ursprünglich Laus, dann in Ober- und Unterlaus differenziert, wird die Bedeutung luzen = verborgen liegen, namenbestimmend gewesen sein, da der Ort rings von Hügelland eingeschlossen und von ferne nicht sichtbar ist. Die Ableitung von lacus, die Fink, „Rosenheims Umgebung in römischer Zeit" S. 11, vertritt, ist nicht haltbar.

Sicher ist der Name des Weilers Lues, B.-A. Rosenheim, von einem Späh- und Auslugplatz hergenommen. Dieser am Aufstieg zum Samerberg von der Achenmühle aus in halber Höhe liegende Hof hieß im 14. Jahrhundert Luegs von luegen = spähen, ausschauen. Die örtliche Situation stimmt zu einem hier angelegten Wart- oder Spähturm oder einer Straßensperre zur Zollerhebung sehr gut. Ein natürlicher Moränenhügel sperrte den Aufstieg zur Höhe des Berges ziemlich ab und von seiner Oberfläche hatte man einen weiten Blick über das Vorland gegen Fraßdorf, die Chiemseehöhen und die nordwestliche Umrahmung des Samerbergs, man konnte also von hier aus den Aufstieg beobachten und verhindern, sowie das Annäherungsgelände übersehen. An dieser natürlichen Wegsperre gabeln die Sträßchen nach Törwang und Grainbach, den beiden Hauptorten des Samerbergs. In letzterem Ort war ein Adelsgeschlecht seßhaft, das hier einen vorgeschobenen Turm oder eine Zollstätte zur Sicherung der Abgabeerhebung errichtet haben konnte. Der Hügel ist bei Anlage der neuen Straße 1906 größtenteils abgetragen worden; der noch vorhandene Rest besteht aus einem abgerundeten Kegel und einer anstoßenden niedrigeren Terrasse, die der Kegel um etwa 1,5 bis 2 Meter überragt. Es scheint eine künstliche Bearbeitung des natürlichen Hügels vorhanden gewesen zu sein, wovon die zweite Flankenterrasse abgetragen ist.

Über den Samerberg ging im Mittelalter ein Saumweg, woher der Name des Berges stammt. Nach Angabe Dürneggers, „Der Samerberg" (1913) S. 10 u. 167 soll die Straße von Lues nach Törwang die Haderngasse heißen, was der Verfasser auf eine Römerstraße bezieht; er leitet, dadurch bestärkt, den Namen von lucus ab. Allein ein Nachweis einer römischen Besiedlung des völlig fundleeren Gebietes am Samerberg ist nicht zu erbringen, wie auch die von Erl über Rohrdorf nach Pfunzen angenommene römische Straße, wenn überhaupt vorhanden, nur am Westabhang des Berges über Nußdorf und Altenbeuren nach Rohrdorf geführt haben kann. Mit lucus = Hain hat somit der Hofname ebensowenig zu tun, wie mit lues = unreine Flüssigkeit, Morast, woraus er ebenfalls schon erklärt wurde.

Die Erwähnung der Haderngasse führt zu einer weiteren interessanten topographischen Namengruppe, nämlich der Namen



4. Kaderl, Katerloh, Haderloh.

Diese als Orts- wie als Flur- und Waldnamen vorkommenden Bezeichnungen treten in Oberbayern und Schwaben ziemlich zahlreich in den verschiedensten Entstellungen auf, wie Kaderla, Katerlaich, Katzenloh, Katzenholz, Haderloch u. a., deren vollständige Sammlung noch aussteht. Auch über diesen Namen sind die Erklärer nicht einig. Vordeutsche Herkunft schreiben ihm zu Buck, Oberdeutsches Flurnamenbuch, unter Ableitung von keltisch cadarn = fest, weshalb er Haderweg, Haderngasse als festen Steinweg und daher als Römerstraße annimmt; ebenso Gruber, Vordeutsche Ortsnamen im südlichen Bayern, der entweder ein keltisches cadra oder ein römisches Substantiv quadra = viereckiger Stein, Platte zugrunde legt; ferner Böhaimb, Der Lechrain O. A. XXII., der es auf ad cadavera zurückführt, weil im Kaderl bei Todtenweis Hügelgräber sich befinden. Deutsche Ableitung vertreten Schmeller, Bayer. Wörterbuch, und Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, die einen Personennamen Chadaloh als Bestimmungswort annehmen; Höfler, Wald- und Baumkult, ist geneigt, in dem Wort Katerloh eine Zusammensetzung von hart und loh mit der Deutung des letzteren als eines dem religiösen germanischen Kult geweihten Waldorts zu finden. Eine realistische Erklärung ist die Bezugnahme auf die Wildkatze und eine weitere mögliche führt Schmeller in seinem Bayer. Wörterbuch an, indem er den Namen auf ein dialektisches Kaderei = Spitzname eines Wiener Vororts oder auf Kadreier = Schinder bezieht, wonach er einen verrufenen Ort bedeuten solle.

Von den oberbayerischen bekannten Orten dieser Namen sind vorrömische Reste — Hügelgräber und eine Befestigung — nur in dem Kaderl bei Totenweis bekannt. Da die Zurückführung des Namens auf ad cadavera sicher unzutreffend, eine Römerstraße auch weder hier noch an den andern Orten bisher nachgewiesen ist, würde wenigstens für das Totenweiser Kaderl die Schmellersche Erklärung als eines verrufenen Ortes (wegen der heidnischen Überreste) am meisten zusagen. Die Entstellungen Katzenloh, Katzlholz, Katerloh sind auf das Entschwinden des Verständnisses der ursprünglichen Namensbedeutung zurückzuführen. Um auf eine sichere Grundlage der Erklärung zu kommen, wäre vor allem eine vollständige Sammlung der einschlägigen Namen, womöglich nach alten urkundlichen oder gesicherten dialektischen Formen, sowie eine genaue topographische Feststellung und Beschreibung der Örtlichkeiten wünschenswert.

5. Finstermünz.

Zu der in Heft 3/4 des Jahrgangs 1912 S. 99 nach Schmeller wiedergegebenen Erklärung des Namens Finstermünz schreibt ein geschätztes Mitglied, Herr Dr. Scherer in Wartenberg, daß zwar die Silbe „münz" zweifelsohne auf das lateinische mons zurückzuführen sei, die Differenzierungssilbe dagegen auf die Venosten, die ehemaligen Bewohner der Gegend, sich beziehe, wie auch in dem benachbarten Vintschgau (Vinstgau) der Gau der Venosten anzunehmen sei. Letztere Ableitung wird von den Tiroler Altertums- und Namenforschern allgemein anerkannt (Stolz, Die Urbevölkerung Tirols, S. 45). Über die Erklärung des Namens Finstermünz besteht jedoch keine Einigkeit. Von deutschen Forschern nehmen Schmeller, Bayer. Wörterbuch, und Buck, Oberdeutsches Flurnamenbuch, die Zusammensetzung des Namens aus vinster und muns, mons an, der Tiroler Chr. Schneller (Ferdinandeum, 50. Heft, 1906, S. 146) erkennt darin ein romanisches fines tra munts — fines intra montes = Grenze zwischen Bergen. Die Erklärung als Venosten-Berg findet sich, soweit ich sehe, bei den Tiroler Namenforschern nicht. Würde sie als richtig anzunehmen sein, so könnte jedenfalls die Übertragung des Namens auf die oberbayerische Alpe nur auf Besitzverhältnisse in mittelalterlicher Zeit zurückführen, da die Venosten als Bewohner oberbayerischen Gebietes nicht in Frage kommen.

V. Funde.

1. Unser eifriger Mandatar für Wasserburg, Herr Prof. K. Brunhuber, hatte die Güte, von einem wichtigen Funde Kenntnis zu geben, der im Frühjahr 1914 in seinem Bezirke gemacht wurde und der ohne sein rasches Eingreifen wahrscheinlich wie so viele verschollen wäre. In einer Kiesgrube am südwestlichen



Ausflusse des Staudhamer Sees bei Wasserburg fanden Arbeiter in einer Tiefe von etwa 40 Zentimeter 198 Bronzespangen, teils in ganzen, teils in zerbrochenen Stücken. Tongefäßscherben eines Behälters wurden nicht beobachtet. Diese in der Kieserde vergrabenen Bronzen stellen sich als sogenannter Depotfund von Rohmaterial dar und wurden von einem Händler aus irgendeinem Grund zur Sicherung versteckt. Die 13 Spangen, welche dem Verein zur Prüfung vorgelegt wurden, gehören zwei verschiedenen Arten an: die einen haben eine Länge von 20 cm bei 1,5 cm Breite in der Mitte und ein Gewicht von durchschnittlich 22 Gramm; die andern sind nur 17 cm lang bei 1 cm Breite und 8 Gramm Gewicht. In der Form sind beide Arten gleich, langgezogene, in der Mitte ausbauchende Spangen von ovalem Durchschnitt mit abgerundeten, löffelartigen Enden; sie sind aber gegenüber den aus Oberbayern bekannten Spangenformen dünnwandig und zierlicher und leichter. Die Patina ist hellgrün, die Erhaltung der eingesendeten Proben sehr gut. Sie dürften gleich den übrigen ähnlichen Sammelfunden der älteren Bronzezeit angehören. Der Fund befindet sich im Museum in Wasserburg.

2. Das Kgl. Forstamt Rosenheim hatte die Güte, den Verein von einem interessanten Fund in Kenntnis zu setzen, der im Sommer 1914 in der Hoch- oder sog. Panger-Filze, 3 Kilometer südlich von Kolbermoor entfernt, gemacht wurde. Dortselbst fand sich bei teilweiser Abtragung eines tertiären Lehmhügels (Insel) im Innern der Filze ungefähr 50 cm unter der Erdoberfläche in Lehm eingebettet ein Bronzebeil mit Schaftlappen, 19 cm lang mit einem Gewicht von 565 Gramm. Die ungefähr in der Mitte der Bahn befindlichen Lappen sind 3,5 cm breit und 5 cm lang, also im Verhältnis zum Beil ziemlich klein. Dieses selbst hat schwach abgerundete Schneide von 4,5 cm Breite, während der 3 cm breite Rücken eine Einkerbung von 2 cm Breite hat. Die Patina ist gemischt hell- und dunkelgrün, zum Teil abgekratzt. Da keine sonstigen Gegenstände, die auf eine Bestattung deuten würden, mit dem Beil zum Vorschein kamen, wird es sich um einen durch irgendwelchen Zufall in den Boden geratenen Einzelfund handeln. Das Beil gehört dem Ende der Bronzezeit oder der älteren Hallstattzeit an. In der weitern Umgebung wurden schon mehrfach zu Verlust gegangene einzelne vorgeschichtliche Gegenstände gefunden, die von einem vorübergehenden Aufenthalt von Menschen der Vorzeit in diesen ausgedehnten Filzen, Überresten des einstigen Rosenheimer Sees und seiner Inseln, sprechen. Auch Hochäcker sind westlich von Schlipsham bis zum Markholz als Zeugen älterer Besiedlung nachgewiesen. Der Fund befindet sich im Museum zu Rosenheim.

3. Der Stadtmagistrat Aichach übermittelte aus seinem Besitze zur Einsichtnahme eine Eisenwaffe, die schon 1902 in einer der Gruben des sog. Grubet bei Aichach gefunden wurde. Nach Gutachten des K. Konservators Herrn Dr. W. M. Schmid ist der Fund die Klinge einer helmbartenartigen Nahkampfwaffe mit halbrundem Beil nach einer und einem Stachel nach der andern Seite, sowie schwerer und enger Tülle, die einen langen Holzschaft nicht mehr zuläßt, und einer Spitze, also eine Handwaffe, keine Stangenwehr. Die Länge der Klinge mit Tülle beträgt 35 cm, die des Beils 9 cm bei 8 cm Breite, die der Spitze 6 cm, der Tülle 20 cm. Sie ist keine eigentliche Ritterwaffe, sondern gehört zur Ausrüstung der Knechte. Der ziemlich seltene Typus ist sicher aus dem 15. Jahrhundert, kann aber noch in das Ende des 14. Jahrhunderts zurückgehen. Nähere Fundumstände sind nicht mehr zu ermitteln.

* * *

Allen Vereinsmitgliedern, welche sich durch Mitteilungen, Zuwendungen und eigene Tätigkeit an der Lösung der satzungsgemäßen Aufgaben des Vereins in treuem Festhalten hieran aufs neue bewährt haben, sowie allen Behörden, Freunden und Gönnern, welche ihre Anteilnahme an den Bestrebungen des Vereins auf dem Gebiete der heimischen Bodenforschung durch Einsendungen und Anregungen bewiesen haben, sei auch auf diesem Wege der verbindlichste Dank des Vereins ausgesprochen mit der Bitte, ihm auch fernerhin ihre wertvolle Unterstützung zuteil werden zu lassen.

Die Herkunft des hl. Korbinian.

Von J. Widemann.

Korbinian stammt nach seiner von Bischof Aribo von Freising verfaßten Lebensbeschreibung „ex regione Militonense ex vico qui nuncupatur Castrus". Dort bewohnte er bei der Kirche St. Germani eine Zelle. Im 4. Kapitel ist bei Erzählung eines Vorgangs in jener Gegend die Rede von hohen Bergen und Tälern, so daß man versucht ist, an eine Alpengegend zu denken. Dies mag den Freisinger Domherrn Conradus sacrista (Ende des 12. Jahrhunderts) veranlaßt haben, Korbinians Heimat in die Alpen zu verlegen, und zwar nach Mais,[1]) wo der Heilige später mit Vorliebe weilte und wo er auch begraben zu sein wünschte. Die regio Militonensis wußte er anscheinend nicht zu deuten. Auch der Domherr Johann Freiberger (16. Jahrh.) suchte Korbinians Geburtsstätte in derselben Gegend, und zwar in Zenoburg (castrum Zenonis) bei Meran.[2]) Ebenso betrachten Aventin und Wiguleus Hund als Korbinians Heimat Mais bezw. Tirol.[3])

Auch Meichelbeck neigte, wie er selbst gesteht,[4]) ursprünglich zu dieser Meinung, entschied sich aber dann doch für Gallien als Geburtsland Korbinians. Castrus erklärt er als Châtres westlich Melun, im Departement Seine et Oise, das heutige Arpajon. Andere[5]) halten Castrus für Chartrettes, unweit Melun.

Neuerdings hat nun Krusch in seiner Neuausgabe der Vita Corbiniani[6]) wieder die Ansicht des Conradus sacrista aufgegriffen, indem er meint, die Schilderung der Gegend bei Castrus deute auf Mais. Dagegen brachte kürzlich G. Morin[7]) einen neuen Erklärungsversuch, indem er auf Châtres bei Tournan verwies. Gegen ihn wendet sich Krusch im „Neuen Archiv", 39, 552, und verteidigt seine frühere Ansicht.

Allerdings scheint die Schilderung in Kap. 4 der Vita auf eine Alpenlandschaft zu passen. Dem Heiligen, heißt es, wurde ein Maultier gestohlen; die danach ausgesandten Diener suchten es, discurrentes per latera montium et ima convallium atque silvarum saltos. Endlich kehrte es zurück, den Dieb auf dem Rücken; dieser hatte nicht gewagt abzuspringen, während das Tier tot montium summitates atque convallium inrigua circumisset. Man muß indes beachten, daß der Verfasser der Vita, Bischof Aribo von Freising, selbst aus den Alpenländern, wahrscheinlich aus der Gegend von Meran stammte (vgl. Vita Corb. cap. 40). Es ist darum nicht zu verwundern, wenn er gelegentlich eine ihm geläufige Phrase auf die ihm offenbar unbekannte Gegend von Melun anwendet. Fast dieselben Ausdrücke finden sich auch in der von ihm verfaßten Vita S. Emmerammi, cap. 27: von den Mör-

---

[1]) Mon. Germ. SS. 24, 319: Maise, unde ipse oriundus extitit.

[2]) Origo christianae religionis ecclesiae Frisingensis (1520), p. 1.

[3]) Avent. Ann. 3, 8 (sämtl. W. 2, 382): Maias quae sibi patria erat. — Hund, Metropolis Salisb. 1², 102: S. Corbinianus, natione Tyrolensis.

[4]) Hist. Frising. I p. XVI.

[5]) So Büdinger in Allg. dtsch. Biogr. 4, 472; Riezler in Abh. der bayr. Akad. 18, 245.

[6]) Mon. Germ., Script. rer. Merow. 6, 521.

[7]) Revue Bénédictine 31 (1914), 178.

dern Emmerams wird erzählt, daß sie zur Strafe vom bösen Geist besessen umherirrten, per cacumina montium et per ima convallium discurrentes.[8]) Natürlich sind auf derartige Phrasen keine weitgehenden Schlüsse aufzubauen.

Aribo selbst bezeichnet, wie schon eingangs erwähnt, als Korbinians Heimat ausdrücklich die Gegend von Melun, regio Militonensis, südöstlich Paris. In Kap. 9 wird erzählt, daß Korbinian von seiner ersten Romreise nach Gallien in seine Zelle zurückkehrte. Nach Kap. 5 empfing er in seiner Zelle häufig Besuche von Vornehmen (senes) aus der Umgebung des fränkischen Hausmeiers Pipin, was auf die Gegend von Mais doch sehr schlecht passen würde! Gegenüber diesen bestimmten Angaben kann doch jene zweimal wiederkehrende Phrase von den Berggipfeln und Talgründen unmöglich ins Feld geführt werden.

Krusch[9]) wendet ein, daß Korbinian, wenn er aus der Gegend von Melun stammte, zur rechtgläubigen Kirche gehört hätte und von der Herzogin Piltrud nicht als Britannorum episcopus hätte bezeichnet werden können (Vita Corb. c. 26). Aber wird diese Bezeichnung etwa verständlicher, wenn K. aus Tirol stammte? Die Erzählung des Kap. 26 der Vita zeigt, daß die Herzogin den ihr verhaßten Missionarbischof schmähen wollte, indem sie seine Rechtgläubigkeit verdächtigte, ihn gewissermaßen als Ketzer hinstellte. Übrigens schließt Korbinians Herkunft aus Melun keineswegs aus, daß er tatsächlich der britischen Richtung angehörte.

Es besteht also kein Grund, an der Angabe Aribos zu zweifeln, daß Korbinian aus der Gegend von Melun stammte. Dieser feststehenden Tatsache gegenüber ist die Frage, ob Castrus auf Arpajon oder Chartrettes oder Châtres bei Tournan zu beziehen ist, oder ob es etwa nur als allgemeine Bezeichnung (castrum, Burg, Stadt) aufgefaßt werden soll, von untergeordneter Bedeutung. An Chartrettes ist nicht zu denken, da, wie schon Krusch erwähnt, die ältere Namensform Carnotulis lautet. So bleibt die Wahl zwischen Châtres bei Tournan und Châtres-Arpajon. Daß beide Orte heute zur Diözese Paris gehören, kann ebensowenig als stichhaltiger Gegenbeweis angeführt werden wie der Umstand, daß die Germanuskirche zu Arpajon nicht in der Stadt selbst lag, sondern außerhalb derselben! Jedenfalls kann sowohl der eine wie der andere Ort als in der Gegend von Melun gelegen bezeichnet werden.

[8]) Vgl. Vita Emmer. c. 2: cuius ex ore quasi lymphae amnis in ima convallium prosilientes psalmodia emanavit. Man braucht also nicht anzunehmen, daß Aribo bei der Erwähnung von Korbinians Heimat wirklich an eine Alpengegend (Mölten) dachte; vgl. L. Steinberger, im N. Arch. 40, 247.

[9]) Mon. Germ. u. Neues Arch. a. a. O.



Erinnerungen an das Zunftwesen der Marktgemeinde Tölz.

Von Karl Pfund.

Im Zusammenhange mit Forschungen zur Geschichte des Isarwinkels sind mir vereinzelt Überlieferungen eigen geworden, welche uns einen Einblick in die Zünfte des Marktes Tölz verschaffen, zumal in deren Bestreben, in ihrem Burgfrieden und in dessen nächstem Umgebiete nichts aufkommen zu lassen, was ihnen nachhaltig Schaden verursachen könnte.

Dies läßt sich in bestimmten Vorgängen veranschaulichen.

Zu Ende des 15. Jahrhunderts wird wissentlich, wie die Schneider in Tölz einem Eindringling das Handwerk legten. Also besagt es das Raitbuch des Pflegamtes Tölz vom Jahre 1492[1]): „Ein Schneiderknecht, Asmus Grötschl, hat sich unterstanden, in Tölz das Handwerk zu arbeiten und hat keinen Revers gehabt; haben ihm die Schneider solches fürgewandt und auch den Freiheitsbrief[2]) angerueft, ihn zu strafen; also halte ihr Freiheitsbrief in sich; wer den überfährt, den soll ein Richter strafen. Hat er den überfahren, wie vorsteht, hat er geben müßen 42 Pfennig Buße."

Zwei Jahre später verlautet,[3]) daß ein Wandersmann aus dem Welschland in das Amtsgebiet von Tölz kam, und in den Dorfschaften von Haus zu Haus „Nestl und Gürtl u. andere Waare, doch nichts guetes" zum Verkaufe herumtrug. Dagegen konnten die Kaufleute in Tölz Einsprache tun, da ein Landgebot das einheimische Gewerbe gegen den Hausierhandel schützte. Dem „fremden Kramer" wurde von der herzoglichen Obrigkeit in Tölz das weitere Hausieren verboten, zudem wurde er in eine Geldstrafe verurteilt.

Mehr Erfahrung wird im 17. Jahrhundert.

Im Jahre 1631 trachteten die Leineweber und Maurer darnach, ihren Stand zu heben. Sie empfanden es hart, daß gerade auf ihnen die Verpflichtung lastete, das Hochgericht in Tölz machen und unterhalten zu müssen. Darum baten sie den Landesherrn, der Fürsorge um den Galgen und was sonst noch mit der Richtstätte zusammenhing, ledig zu werden, „damit sie in und außer Landes für recht zuläßige Meister u. Knappen gehalten würden". Die Befreiung wurde ihnen gewährt, doch mußten sie 70 Gulden zur kurfürstlichen Landeskasse entrichten.[4])

Im Jahre 1651 tat sich der Zunft der Brauer eine Sorge wegen Beeinträchtigung ihres Gewerbes auf. Der Abt von Benediktbeuern ließ es sich nicht nehmen, in seinem Klostergebiete eine eigene Brauerei einzurichten. Die Tölzer mußten es geschehen lassen.[5])

Im Jahre 1670 schauten die Meister der Schmiedezunft in Tölz mit Mißbehagen in die Werkstätte des oberen Schmiedes im Dorfe Lenggries, namens Pössenbacher, hinein, weil er nicht bloß als Hufschmied arbeitete, sondern auch Waffen fertigstellte und eine Schleifmühle hatte. Deshalb wurde der Richter von Hohenburg um Abhilfe angegangen.[6]) Dieser wollte

[1]) K. Kreisarchiv von Oberbayern.

[2]) Der Freiheitsbrief den die Meister des Schneiderhandwerks in Tölz zuhanden hatten, war ihnen im Jahre 1459 von Herzog Albrecht III. verliehen worden; vergl. Georg Westermayer, Chronik von Tölz S. 146.

[3]) Pflegamtsrechnung von Tölz 1494, im K. Kreisarchiv von Oberbayern.

[4]) Amtsrechnnng von Tölz 1631.

[5]) Georg Westermayer, Chronik von Tölz S. 151.

[6]) Herrschaftsarchiv in Hohenburg.

sich zuvörderst ein Verständnis verschaffen, was im Schmiedehandwerk rechtens sei. Darum bat er das Stadtoberhaupt von München um Belehrung. Bürgermeister Barbier schickte hierauf nach Befragung der Führer von der Münchener Schmiedezunft nach Hohenburg klaren Bescheid. Wenn der Pössenbacher ein gestukter Landschmied sei, könne er mit seinem Handwerk seine Nahrung suchen, wie er es für gut finde; wenn aber der Pössenbacher ein Meisterstück nur als Hufschmied geleistet habe, dann wäre es nicht in Ordnung, wenn er als Waffenschmied arbeite; alsdann hätten aber die Tölzer Meister nicht Jahr und Tag mit einer Einsprache zuwarten sollen. Auf die Beschwerde der Tölzer, daß der Pössenbacher auch eine Schleifmühle habe, bräuchte man gar keine Antwort zu geben; seine eigenen Gerätschaften könnte er immer selber schleifen, und wenn er für Lohn auch für andere Leute schleife, so hätte er dies nur mit den Hammerschmieden auszumachen. Es ist nicht zu ermitteln, welchen Ausgang diese Sache genommen hat. Der Herr von Hohenburg wird sich wohl um seinen Gerichtsuntertan angenommen haben. Schließlich dürfte es aber doch darauf angekommen sein, ob Pössenbacher eine Meisterprüfung nicht bloß als Hufschmied, sondern auch als Landschmied bestanden hatte.

Kommen wir noch einmal auf die Brauerzunft in Tölz zurück. Wie ihr schon das Absatzgebiet durch den Prälat von Benediktbeuern verkleinert worden war, so drohte ihr um 1690 eine Schmälerung ihres Erwerbes auch durch den Herrn von Hohenburg, Hans Wilhelm von Herwart. Schon hatte er die Bausteine zu einer Braustätte in seiner Hofmark bereitstellen lassen. In Tölz versäumte man nichts, um dieses Unternehmen zu verhindern, und es kam auch wirklich dahin, daß das Vorhaben Herwarts nicht verwirklicht wurde.

Dreißig Jahre später kam an die Brauer in Tölz die gleiche Sorge heran. Es nahm nämlich im Jahre 1719 Graf Ferdinand Josef von Herwart den Plan seines Vaters wieder auf. Hiezu mochte ihn wohl dies bestimmen, daß sein Herrschaftsgebiet um vieles größer geworden war. Infolge eines Abkommens mit dem Kurfürsten Max Emanuel vom 15. Oktober 1715 waren nämlich sämtliche Hintersassen im linken Isarwinkel von Arzbach bis Letten, welche bisher zum kurfürstlichen Pfleggericht Tölz gehört hatten, dem Herrn von Hohenburg gerichtsbar geworden, so daß 1716 deren Einverleibung in die Hofmark Hohenburg erfolgte. Um ihren Besitzstand zu behaupten, wendeten sich die Brauer in Tölz, deren es 22 waren, an den Kurfürsten. In ihrer Bittschrift [7]) setzten sie auseinander, wie sie wahrlich verdienten, daß der Landesherr ihnen helfe. Wenn dem Grafen Herwart sein Vorhaben hinausgehe, dann sei es um sie getan; denn alsdann würde ihnen dieser den Isarwinkel wegnehmen, aber auch umliegende Orte, Fall, Vorderriß, Hinterriß und Achental würden für Tölz verloren sein. Ein solcher Schlag wäre ein schlimmer Dank dafür, daß sie und die übrige Tölzer Bürgerschaft in den jüngst abgewichenen Kriegsjahren immer vorn am Sattel hätten ziehen, zumal Marschquartiere und Rückmarschquartiere wegen der Graf Herwartischen Hofmark hätten aushalten müssen, zu geschweigen, was sie bei der 1705 entstandenen Revolte ihretwegen hätten ausstehen müssen.[8])

Das Anliegen der Tölzer Brauer endete für sie gut. Mit Bescheid der Landesregierung vom 12. August 1719 wurde ihnen in Aussicht gestellt, daß Graf Herwart die Bewilligung zur Errichtung einer Brauerei nicht erhalten werde. In Tölz blieb man von da an noch hundert Jahre mit einer Konkurrenz von Hohenburg aus verschont.

Hören wir weiter, wie um das Jahr 1720 die Zunft der Schuster an den Handwerksgenossen in der Hofmark Hohenburg Ärgernis nahm. Diese hatten für ihre Arbeit gute Nachfrage und richteten sich darnach in ihren Werkstätten ein. Weil sie den Tölzer Mei-

---

[7]) K. Kreisarchiv von Oberbayern.

[8]) Die Bürgerschaft in Tölz war geneigt, die schlimmen Folgen des verunglückten Aufstandes gegen die österreichische Fremdherrschaft im Dezember 1705 der Bauernschaft zur Last zu legen. In der Tat wurde durch dieses Geschehnis die Drangsal noch ärger, als sie schon vorhin gewesen. Zu Anfang des Jahres 1706 wurde in Tölz eine Abteilung des kaiserlichen Wendtischen Regiments eingelegt, die vier Bürgermeister wurden in Gefangenschaft nach München geführt und der Gemeinde wurde eine Kontribution abgezwungen.



stern zu viel arbeiteten, suchten diese in ihren Zunftsatzungen eine Handhabe, um etwas dagegen tun zu können. Es war ihnen leicht. Sie erklärten, es nicht länger geduldig hinnehmen zu wollen, daß keiner von den Schustern in Lenggries ein Meisterstück gemacht habe und daß es sohin keinem von ihnen darum zu tun sei, sich in das Tölzer Handwerk einzukaufen; auch müsse die „Unfugsamkeit, mit drei und noch mehr Stühlen auf die Stör zu gehen", aufhören. Darum wollten die Tölzer Meister darauf bestehen, daß die in der Dorfgemeinde Lenggries seßhaften Schuster sich um die Aufnahme in die Tölzer Zunft bemühen sollten; alsdann werde man ihnen zugestehen, mit soviel Stühlen auszugehen, *als die Handwerksordnung vermöge.*

Solches Anliegen kam an den Richter in Hohenburg. Dieser veranlaßte jene drei Hofmarksinsassen, welche das Schusterhandwerk trieben, auf die Beschwerden der Tölzer Meister hin sich zu rechtfertigen. Sie konnten sich nicht anders helfen, als auf die Forderung einzugehen; doch war ihnen darum zu tun, einige Frist zur Aufnahme in die Zunft zu bekommen bis zum nächsten Tölzer Handwerks-Dinzeltag, bis dahin hofften sie das notwendige Geld zusammenzubringen.

Daraufhin erledigte das Gericht Hohenburg am 2. August 1722 die Sache mit dem Bescheid [9]), daß die Lenggrieser Schuster sich in die Tölzer Zunft einkaufen und fortan in allem an deren Handwerksordnung und Bräuche „bei Vermeidung anderen Einsehens" halten sollten.

Um eben diese Zeit verübelten die Schreiner in Tölz einem Handwerksgenossen in der Hofmark Hohenburg, welcher in ihre Zunft als Meister eingeschrieben war, dessen Verhalten und insbesondere den Umfang seiner Arbeit. Es ging den Kistler am Anger an, Hanns Stainhauser, gemeiniglich „Bachhänsl" genannt. Nach allem, was wir über ihn zu hören bekommen, können wir ihn zu jenen Meistern zählen, welche es dahin brachten, daß die Erzeugnisse des Schreinerhandwerks von Tölz und Umgegend in der bayerischen Landeshauptstadt und auch darüber hinaus geschätzt und begehrt wurden. Die Tölzer legten die vielerlei Beschwerden gegen ihn in einem Schriftstück nieder, welches für den Gerichtsherrn der Hofmark Hohenburg bestimmt war.[10]) Voran sprachen sie sich im allgemeinen aus, daß sie unumgänglich gedrungen seien, sich gegen den Bachkistler zu beklagen; er benehme sich fast durchgängig widerspenstig und gar nicht handwerksmäßig, wie es sich für einen aufrichtigen und friedliebenden Menschen gebühre. Sodann sprachen sie sich über einige Dinge bestimmt aus. Sie hielten dem Steinhauser vor, er habe seinen Sohn schon vor mehreren Jahren beim Handwerk vorgestellt und aufgedingt; obwohl die Zeit zur Ledigzählung schon längst da sei, habe er aus lauterem Widerspruch es noch nicht dazu kommen lassen; auch sei er zum letzten Dinzeltag nicht nach Tölz gekommen; noch mehr, er unterstehe sich, zeitweilig „zusamt siebenter" zu arbeiten, obwohl es in den Satzungen laute, daß kein Meister mehr als „samt vierter" sein Handwerk treiben solle. Als unleidlich wurde auch dies befunden, daß der Stainhauser beim Herannahen der Gebnachtdult (dies will sagen Hl. Dreikönigdult) Kästen und Tische aus seiner Werkstatt auf einen Floß zu verladen pflegte, um sie zum Verkauf nach München zu verbringen. Von den übrigen Meisterlosigkeiten und Unförmigkeiten des Bachhänsl am Anger wollten die Tölzer Meister nichts mehr sagen, weil schon genugsam erwiesen sei, daß er sie verderben wollte.

Der Herr von Hohenburg sollte seinen Hofmarksinsassen nach Tölz zur Handwerkslade verschaffen, um ihn wegen seiner Verfehlungen zur Verantwortung ziehen zu können. Darauf wurde in Hohenburg nicht eingegangen; doch mußte Hanns Stainhauser seiner Hofmarksobrigkeit wegen der gegen ihn eingekommenen Klagen Rede stehen. Er war nicht verlegen. Zunächst erklärte er den Vorhalt wegen seines Sohnes für belanglos; man hätte von Tölz aus nur einmal eine Andeutung zu machen gebraucht, alsdann wäre die Sache gleich in Ordnung gekommen. Wenn das Handwerk es wolle, dann werde er schon an einem der nächsten Sonntage nach Tölz

[9]) Gerichtsbuch für das Jahrzehnt 1716 bis 1725; im Herrschaftsarchiv in Hohenburg.

[10]) Ebendaselbst.

kommen, um seinen Sohn freisagen zu lassen und die satzungsmäßige Gebühr zur Lade zu erlegen. Wegen der Versäumnis des letzten Dinzeltages wüßte er eine triftige Entschuldigung; damals, „um Sebastiani herum", habe er sich im Kreuz und Rücken wehe getan; seinen Altgesellen habe er auch nicht schicken können, denn dieser sei auch schlecht daran gewesen, weil er von der Gebnachtdult in München mit einem „salva venia Fußgefröret" heimgekommen sei. Darum habe er, der Meister, nur die Tochter nach Tölz schicken können, damit sie für ihn und seine Leute das Auflagegeld überbringe. Die Zumutung der Tölzer Meister, künftighin die Münchener Winterdult nicht mehr zu beziehen, wies Stainhauser mit dem Bedeuten zurück, sie täten sich um ihn auch nicht kümmern, wenn sich für sie eine gute Gelegenheit zum Absatze ihrer Arbeit finde.

Diese Rechtfertigungserklärung war von dem Richter in Hohenburg nach Tölz zu übermitteln; sie wurde von den Meistern der Schreinerzunft gutenteils befriedigt hingenommen. Sie hielten aber an dem Verlangen fest, daß der Bachkistler künftighin nicht mehr so viele Leute in seiner Werkstatt beschäftige wie bisher. Diesem kam es indes zugute, daß er eben damals Arbeiten zur Einrichtung des neuerbauten Schlosses Hohenburg zu leisten hatte.[11]) Aus diesem Grunde wollte man ihm doch vier Gesellen zugestehen, um so den hohen Respekt vor der gräflichen Familie Herwart zu bezeigen.

So waren denn die Wege zu einem Ausgleich geebnet; diesem wurde mit folgendem Bescheid des Hofmarkgerichtes Hohenburg das Siegel aufgedrückt: „Der Meister Hanns Stainhauser dürfe sich, insolange er Arbeiten für das Schloß Hohenburg zu fördern habe, vier Gesellen einstellen; fortan solle er sich dem Handwerk gemäß verhalten."

Hiemit sind meine Behelfe für diese Arbeit vollends verbraucht.

[11]) Gleichzeitig waren dem Haus Steinhauser auch Arbeiten für die neugebaute Pfarrkirche in Lenggries anvertraut; so weist die Kirchenbaurechnung vom Jahre 1723 aus, daß er für die Herstellung der Kirchenkanzel fünfundsechzig Gulden erhielt.

Zur Geschichte der Gruftkirche in München.

Von Dr. Franz Martin.

Nach P. Ph. Wolf, Beurkundete Geschichte von München, 2. Bd., S. 613, schenkte Herzog Albrecht III. am 14. September 1442 seinem Leibarzte Mag. Johann Hartlieb das Gebäude der ehemaligen Judensynagoge in der heutigen Gruftstraße zu einem Wohnhaus. Hartlieb ließ jedoch daraus eine Kapelle zu Ehren Mariä Empfängnis errichten (später Neustift, dann Gruftkirche).[1]

Im Bande 447 der Supplikenregister des Vatikanischen Archivs fand ich nun eine Supplik Dr. Hartliebs, die unsere Kenntnisse in mehr als einer Hinsicht bereichert. Die Tatsache der Erbauung einer Marienkapelle und der früheren Verwendung als Synagoge wird darin bestätigt, neu aber ist, daß Hartlieb wenige Jahre darnach dort auch ein Minoritenkloster stiftete, das nicht nur eine Kirche mit einem Turm — also keine Kapelle mehr —, sondern auch einen Friedhof haben sollte. Ob diese Stiftung wirklich zustande kam und nicht nur ein Projekt war, ist freilich fraglich, da jede andere Nachricht darüber zu fehlen scheint.

Ganz neu ist die Tatsache, daß Hartlieb — Arthilepp ist wohl eine Verballhornung — ein Schwiegersohn Herzog Albrechts III. war, d. h. eine uneheliche Tochter desselben zur Frau hatte.[2]

Wir lassen nun die Supplik in ihrem Wortlaute folgen:

Beatissime pater! Devotus orator vester Johannes Arthilepp arcium et medicine magister ac devoti S(anctitatis) V(estre) filii ducis Bauarie gener in opido Monacensi Frisingensis diocesis in loco quodam ubi olim sinagoga consueverat esse iudeorum pro sua ac progenitorum et benefactorum suorum animarum salute ad honorem et sub vocabulo gloriose virginis Marie ecclesiam quandam construi et edificari fecit votis gerens ibidem domum cum officinis necessariis pro usu et habitatione fratrum ordinis minorum sub regulari observantia primeve institutionis ordinis huiusmodi viventium instaurare ac huiusmodi ecclesiam cum domo et officinis usui fratrum ipsorum perpetuo applicare apostolice sedis sibi super hoc licentia suffragante. Supplicatur igitur S. V. pro parte dicti Jo. quatenus sibi licentiam domum cum officinis huiusmodi pro usu fratrum predictorum fundandi ipsamque ecclesiam cum campanili et campana et cimiterio ibidem erigendis domui huiusmodi applicandi nec non fratribus huiusmodi ordinis eandem domum cum ecclesia etc. huiusmodi recipiendi et illam perpetuo retinendi ac ibidem sub huiusmodi observantia vivendi licentiam concedere dignemini gratiose non obstante quod in opido predicto alia domus fratrum dicti ordinis de communi fratrum huiusmodi vita ab olim instituta fundata et inhabitata existit et cum aliis non obstantibus et clausulis oportunis. Fiat ut petitur T.

Dat. Rome apud sanctum Petrum quarto non. octobr. anno quinto.

1451 Oktober 4.

[1]) Die Quelle Wolfs vermag ich nicht anzugeben.

[2]) Haeutle, Genealogie des Stammhauses Wittelsbach (München 1870) erwähnt keine natürlichen Kinder Albrechts.



Ulrich Vaist, Bildschnitzer von Landsberg a. L.

Von Dr. Karl von Radinger.

In der Zeit der Spätgotik wurde, wie überall in Tirol, so auch auf dem weltentlegenen Georgenberg viel gebaut. 1448 waren das Kloster und die beiden Kirchen abgebrannt, aber erst 1469 wurde die neue Kirche zum hl. Georg samt den Friedhöfen eingeweiht, 1475 erhielt das noch heute im Mauerwerk erhaltene Kirchlein zu unserer lieben Frauen unter der Linden einen Chor, und um 1515 entstand die Barbarakapelle. In diesen Zeitraum fällt, wie die Weihurkunden erweisen, die Entstehung von 11 Altären, aber nur von einem, der im Chore des Kirchleins unter der Linden stand, können wir uns ein dürftiges Bild machen. Am 13. September 1474 schloß nämlich Abt Kaspar Augspurger — er stammte aus Freiburg in der Diözese Konstanz — mit Meister Ulrich, Bildhauer zu Landsberg,[1] einen Vertrag, durch welchen sich derselbe verpflichtete, „ain tavel gen unser lieben frawen under die linden mit flugeln und mit aller zugehörung sowie vier pruftpilt zu machen; die arbait sollte berait und auffgesetzt werden, ungevärlich umb Sannd Johannstag zu Sunbenden nachstkunftig", d. i. am 24. Juni 1475. Dafür sollte er in vier Raten 100 Mark Perner erhalten. (Beilage 1.) Nach der Chronik hätte Herzog Sigmund einen Teil der Kosten getragen. Dieser Altar wurde dann auch samt dem neuen Chore, in dem er Aufstellung fand, am 16. August 1475 durch Bischof Georg Golser von Brixen geweiht.[2])

Da die Patrone die hl. Dreifaltigkeit, die selige Jungfrau Maria, der hl. Sebastian, Leonhard, Andreas und Bartholomäus u. a. waren, dürfen wir vermuten, daß der Schrein die Gruppe der Dreifaltigkeit oder Krönung Mariens, die Flügel Szenen aus dem Marienleben in Relief enthielten und daß die vier pruftpilt der Predella die genannten Heiligen dargestellt haben. Ob Meister Ulrich auch noch weiter an den 1480, 1490 und 1492 geweihten vier Altären der beiden Kirchen mitgearbeitet hat, wissen wir nicht.

Fünfundzwanzig Jahre später finden wir unsern Landsberger Meister im benachbarten Schwaz. Dieses war durch den Bergbau in wenigen Jahrzehnten aus einem unbedeutenden Dörfchen zum volksreichsten Orte des Inntales emporgewachsen.[3]) Auf die Kunde von den reichen Erzfunden war viel fremdes Bergwerksvolk aus Böhmen, Sachsen und anderen deutschen Ländern zugezogen, so daß man bald 15000 Knappen zählte. Auch oberdeutsche Kapitalisten hatten sich als Gewerken und Kaufleute niedergelassen oder wenigstens Kontore errichtet, so die Meitting, Paumgartner, Hochstetter und Fugger von Augsburg, die Hirschvogel, Ruml, Rosenthaler aus Nürnberg. Für

---

[1]) Ulrich Vaist finde ich nur bei Janitschek, Geschichte der deutschen Malerei S. 304 kurz erwähnt, der die Notizen aus (P. Pockstaller) Chronik von Georgenberg, Innsbruck 1874 S. 126 und S. 146 entnommen hat.

[2]) Nach einer gleichzeitigen Eintragung im Nekrologium von Georgenberg saec. XV. f. 29′ unter XV. Kal. Jan. (Dezember 18.) wäre der Altar erst 1476 abgeliefert worden; es heißt dort: hac die advenit nova tabula capelle beate virginis sub tilia anno domini 1476 facta per magistrum Udalricum fayst de landsperg ex dispositione rev. in Christo patris patris et domini Casparis Augspurger huius monasterii abbatem (sic!) anno ut supra.

[3]) Ueber die Geschichte von Schwaz und der Pfarrkirche vgl. die Bergchronik, veröffentlicht von M. v. Isser in: Blätter für tirolische Heimatkunde II. 1908 S. 138 ff., weiters C. Fischnaler, Ferd. Zeitschrift 1896 S. 209 f., die Weihurkunde von 1502 bei C. Fischnaler Ferd. Zeitschrift 1897 S. 302 f.

diesen Bevölkerungszuwachs war das mitten im Markt stehende Kirchlein bald zu klein geworden. Man brach es daher 1460 ab und legte den Grundstein zu einem neuen Gotteshause zu Ehren unser lieben Frauen. Die Gewerken, voran die Meittinger, leisteten ansehnliche Beiträge, so daß schon am 14. März 1467 der Neubau samt vier Altären geweiht werden konnte.

Diese Weihe muß aber nur der nördlichen Hälfte der heutigen Kirche gegolten haben, also dem linken Haupt- und Seitenschiffe mit der zugehörigen Choranlage. Das zweite Hauptschiff, ein weiteres Nebenschiff und der rechte Chor waren erst 1486 vollendet; denn in diesem Jahre wird der mit Kupferplatten gedeckte, mächtige Dachstuhl aufgesetzt, zu dem der Herzog das Holz, die Berg- und Schmelzherrn tausend Zentner Metall stifteten. 1492 wurde dann, um „den angefangen paw zu vollbringen", Erasm Grasser von München als Werkmeister angestellt, und ihm folgte 1509 Jakob Zwizel von Elchingen, der den Turm nach den Entwürfen Burkhard Engelbergs ausführte. Der vierschiffige Hallenbau war schon Ende November 1502 vom Weihbischof Kaspar von Brixen samt sieben Altären konsekriert worden. Wie die Baumeister wurden auch die Bildhauer zur Herstellung der Altäre von auswärts berufen. Unter diesen finden wir unseren Ulrich Vaist, der den Auftrag wohl seiner früheren Verbindung mit Georgenberg zu danken hatte. Am 19. Juli 1500 wurde zwischen ihm und den Vertretern der Gemeinde von Schwaz der Vertrag abgeschlossen. Nach diesem verpflichtete er sich, „ain tafel und werch in den newen Kor auff Sandt Anndres Altar zu machen. Dieser sollte zehen schuech weyt am corpus sein mit zwayen flügeln. Und in das corpus sollte er Sandt Andreen in die mitten, Sanndt Johanns gotztauffer zu der gerechten und Sandt Johanns ewangelistn zu der Tencken seiten steend mit den pildwerchen dartzu dienend sneiden und inwendig in den Flugeln der Heyligen leben nach der Visier. Außwendig aber sollten die Flugeln mit pildungen und figurn gemalt sein". Die Arbeit sollte „ynner den nachstkunfftigen drithalben Jarn", also zu Ende 1503 fertig sein, damit sie und die Tafel „so Maister Veit von Nurnberg verfertigt, zu ainer Zeit miteinander auffgesetzt" werden könnten. Der Preis wurde auf 700 bis 800 rheinisch Gulden angeschlagen. Für den Fall, daß die Arbeit höher zu stehen käme, wurde ein Schiedsgericht vorgesehen, doch sollte die Summe von tausend Gulden in keinem Falle überschritten werden. Als Anzahlung wurden beim Abt und Konvent von Georgenberg als Borgen 200 Gulden hinterlegt und dieselben beauftragt, die weiteren Zahlungen „nach der gestalt der arbait" zu leisten. Schlußabrechnung sollte nach Vollendung und Aufstellung des Altares erfolgen und dabei die Kosten des Transportes von Landsberg nach Schwaz abgesondert verrechnet werden. (Beilage 2.)

Während aber Veit Stoß die bestellte Arbeit schon vor der vertragsmäßigen Zeit ablieferte und „für das werch und Tafel, so er auf unnser frawen kor altar gemacht und aufgesetzt" am 19. August 1503 die volle Bezahlung im Betrage von 1166 rheinischen Gulden bestätigte,[1]) wurde Ulrich Vaist kontraktbrüchig. Er erhielt das Angeld von zweihundert Gulden ausbezahlt und verpfändete dafür am 1. März 1501 den Georgenbergern sein Haus in Landsberg samt Zugehör und alle seine fahrende Habe. (Beilage 3.) Weitere 400 fl. erhielt er in den nächsten zwei Jahren „fürgestreckt". Wieder mußte er zur Sicherheit dem Abte Konrad ein Guthaben von 300 Gulden, das er bei den Kirchenpflegern von Obersunnthofen „umb arbait" stehen hatte, zedieren und für den Rest einen Schuldbrief ausstellen „auf zil und zeit mit parem gelt zu bezaln". (Beilage 4.)

So war die zweite Hälfte des Jahres 1503 herangekommen und damit der Ablieferungstermin für den Altar, aber Vaist ließ nichts von sich hören. Da riß den Schwazern der Geduldsfaden. Auf Georgenberg war inzwischen dem kranken Abte Konrad ein Koadjutor in der Person des aus der Schweiz geflüchteten Abtes von Pfeffers Melchior von Hörlingen beigegeben worden. Dieser wandte sich nun an die Regierung in Innsbruck und den Herzog Albrecht von Bayern als Landesherrn unseres Bildhauers. Er erhielt auch von beiden entsprechende „fürschriften", und mit diesen und

[1]) Vgl. C. Fischnaler: Ein verschollenes Altarwerk von Veit Stoß. Ferd. Zeitschr. 1896 S. 215 f.

zwei Briefen Melchiors ausgerüstet, ging im November des Jahres ein Bote nach Landsberg ab. Der Bürgermeister Ulrich Weichsner ließ sofort den Rat versammeln und Vaist vorladen. Das Ergebnis dieser Verhandlungen war, daß Meister Ulrich zusagte: „Die gemachten und possierten arbait hinein gen Swatz zu füren und die übrigen arbait, so noch nit außberait oder possiert ist, daselbs zu vertigen und außzemachen". Dagegen sei es ihm unmöglich wegen seiner Armut, den Transport auf seine Kosten durchzuführen, „er wolle sich ze stund mit dem potten hinein nach Swatz verfügen, damit er sich über die arbait verainen und enntlich vergleichen könnte" (Beilage 5 u. 6). Vaist muß aber sein Versprechen nicht gehalten haben, denn im Jänner 1505 treffen wir ihn „lenger wan jar und tag in gefenknus". Aus diesem richtet er an den Rat seiner Vaterstadt einen demütigen und wehmütigen Brief mit der Bitte um Vermittlung in seiner Angelegenheit. (Beilage 7.) Der Rat nahm sich dann auch wirklich seiner an und beförderte mit einem empfehlenden Begleitschreiben die zwei „zetteln" an ihre Adressaten, den Abt und Konvent von Georgenberg und die Herren von Schwaz. (Beilage 8—10). Aus diesen Aktenstücken können wir (die Korrespondenz von 1504 fehlt) den Verlauf des ganzen Handels einigermaßen ersehen. Der Abt hatte sich gegenüber dem Rate erboten, bei zwei ehrbaren Bürgern der Stadt Landsberg eine Summe Geldes zu hinterlegen, von welcher Teilbeträge „nach gestalt und zimlichkeit der arbait" dem Meister ausgezahlt werden sollten. Vaist hatte aber das Anerbieten als schimpflich abgelehnt. Nun hatte man zu schärferen Mitteln gegriffen und den Widerspenstigen auf Befehl König Maximilians und Herzog Albrechts ins Loch gesteckt. Dies scheint gewirkt zu haben, vielleicht hat auch das Zureden von Freunden zur Sinnesänderung beigetragen. Er kam selbst auf den Vorschlag des Abtes zurück und nannte zwei zahlungsfähige Bürger, Mitglieder des äußeren Rats, die das Geld in Verwahrung nehmen und ihm wöchentlich Beträge auszahlen sollten; die Verrechnung sollte der Stadtschreiber führen. Mit diesem Anerbieten wandte er sich an die Herren von Schwaz, diese erklärten aber, es habe bei dem seinerzeit geschlossenen Vertrage zu bleiben; wenn er vermeine „weiter gelts auf die arbait zu haben", solle er sich an den Abt und Konvent als Bürgen halten. Dies tat dann Vaist; in dem schon oben erwähnten „Zettel" an den Abt wiederholte er seinen Vorschlag wegen der wöchentlichen Bezahlung und bat um Vermittlung, damit er seiner gefenknus entledigt werde. Seiner Versicherung, er sei „ain todsiecher Mann, mit dem Got gewalt gewirkt hat", werden die Schwazer wohl ebensowenig Glauben geschenkt haben als der Beteuerung „an der arbait nie nichts versaumpt zu haben". Damit bricht der Briefwechsel ab, ein Zeichen, daß Ulrich Vaist seine Arbeit auch wirklich ausgeführt und abgeliefert hat. Dies wird auch durch den Äbtekatalog bestätigt, in dem es von Melchior von Hörlingen heißt: „Mit dieses Herrn Prälatens wissen willen und zuethun ist in unser lieben frauen Kürchen zu Schwaz der große Choraltar sambt der Orgel und auf der andern seyten das Cantorium oder Singer Chor im 1504 (?) Jahr gemacht und aufgericht worden."

Dies wird wohl 1505 oder 1506 geschehen sein, denn im folgenden Jahre hatte Abt Konrad wieder selbst die Zügel der Regierung ergriffen, sein Koadjutor war nämlich bei Nacht und Nebel mit den Kleinodien des Klosters abgezogen. Im Sommer 1507 treffen wir dann Ulrich Vaist zum letztenmal zur Regelung seiner Angelegenheit in Schwaz, oder, wie sich der ihm ausgestellte Geleitsbrief ausdrückt, „etlicher schulden halber, die er zu thun ist". (Beilage 11.)

So wenig sympathisch uns Vaists Persönlichkeit in diesem Handel entgegentritt, so begierig wären wir, ein Werk seiner Hand kennen zu lernen. Dies will uns leider nicht gelingen. Der Georgenberger Altar von 1474 ist durch den Brand von 1637 zugrunde gegangen, der große Choraltar in Schwaz, wenn nicht schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts, so jedenfalls bei der Restaurierung der Pfarrkirche 1730 beseitigt worden, und in Landsberg ist der Name Vaist vollends verschollen. Hier könnte es noch am ehesten glücken, ein beglaubigtes Werk seiner Hand aufzufinden und damit auch eine Vorstellung von seiner künstlerischen Persönlichkeit zu gewinnen.

In Schwaz ist das aussichtslos. Im südlichen Seitenschiffe der dortigen Pfarrkirche



steht ein schöner, der Mutter Anna geweihter Altar. (O. Schmidt, Altäre, 1902, Tf. 4.) Während Architektur und Nebenfiguren zur Zeit der Kirchenrestaurierung, also um 1730 entstanden sind, gehören die drei fast lebensgroßen Statuen des Schreines, Anna Selbdritt, die hl. Elisabeth und Ursula (?) darstellend, dem Anfange des 16. Jahrhunderts an. C. Fischnaler hat in ihnen Reste des Stoßischen Choraltars vermutet. Dies ist stilistisch ganz unmöglich (man vergleiche nur die Wiener Anna) und von Daun bereits erledigt worden.[5])

Die drei Statuen tragen vielmehr unverkennbar die Merkmale schwäbischer Kunst an sich, ohne daß man einen bestimmten Entstehungsort nennen könnte. Da läge es nun nahe, an unseren Ulrich Vaist zu denken, dessen Werke wir uns wenigstens als stark „schwäbelnd" vorstellen dürfen. Dagegen spricht aber die Überlieferung. Vom rechten Choraltar können sie nicht stammen, diesen kennen wir zu gut aus der Vertragsurkunde von 1500. So bliebe nur der Ausweg, daß Vaist entweder vorher oder nachher auch den Annenaltar gearbeitet hat. Aber man errichtet in einer Kirche doch zuerst die Haupt- und dann die Seitenaltäre. Oder sollte man die Schwazer für so töricht halten, daß sie einem Künstler, der sich so wenig vertrauenswürdig erwiesen und sein Werk erst nach Anwendung der schärfsten Mittel zwei Jahre zu spät abgeliefert hatte, einen neuen Auftrag erteilt hätten?

Nach der Weihurkunde von 1502 befand sich an derselben Stelle wie heute (in angulo dextro) ein der Mutter Anna, der hl. Elisabeth und dem hl. Florian geweihter Altar. Daraus ergibt sich, daß die dritte Figur, welche durch den Pfeil als Ursula gekennzeichnet wird, nicht zugehörig sein kann; ja noch mehr, Ursula wird unter den Schutzheiligen der sieben Altäre überhaupt nicht genannt. Wie ist das zu erklären? Sehen wir die Figur genauer an, so löst sich das Rätsel. Der Pfeil ist erst später, wohl 1730, als die Figuren neu gefaßt oder vergoldet wurden, an Stelle eines anderen Attributes getreten, das Buch in der Linken paßt zu einer Ursula gar nicht, wohl aber zu einer Katharina. Nehmen wir dann den Weihbrief nochmals zur Hand, so finden wir in der anderen Ecke desselben Seitenschiffes einen Altar erwähnt, der zu Ehren der hl. Jungfrauen Barbara, Katharina und Apollonia errichtet wurde. Es ist dies der einzige Altar mit weiblichen Schutzheiligen. Aus seinem Schreine stammt also die Figur. So erklären sich auch am besten die nicht unbedeutenden Stilunterschiede. Unsere Katharina ist zwar auch eine echte Schwäbin, aber doch viel derber als Anna und Elisabeth, ungeschickter im Faltenwurf und überhaupt minderwertiger in der ganzen Mache. So haben wir zwar Werke zweier unbekannter schwäbischer Meister aus der Zeit um 1500 gewonnen, aber der Name Ulrich Vaist bleibt nach wie vor für uns ein leerer Schall.

Urkundenbeilagen aus dem Archiv des Klosters Fiecht-Georgenberg.[6])

I. Vertrag des Klosters Georgenberg mit Meister Ulrich, Bildhauer von Landsberg,

abgeschlossen zu Georgenberg am 13. Sept. 1474.

Wir Caspar von gotes gnaden Abbt, Brueder lienhart prior und der gantz convent des wirdigen gotshaus auf Sannd Jörgenperg Sannd Benedicten ordens brichsner pistumbs an ainen und maister Ulrich pildhawer von lanndsperg des anderen tails habent ain abred gemacht ettlicher arbait halber als hernach volget, des ersten so soll der benant maister ulreich machen und gantz ausberaiten ain tavel gen unser lieben frawen under die linden mit flugeln und mit aller zugehörung als denn das mit worten abgeredt und bestymbt ist. So sol er machen vier prust bild wie dann das auch beredt und bestymbt ist. In solicher form das die arbait ires gelts wie hernach geschriben stet wol wert sey und dem maister erlich und sol die arbait berait und auffgesetzt werden ungevärlich umb Sannd Johannstag zu Sunbenden nachst kunftig und um die ob geschriben arbait sollend Im die bemelten herren geben auff den zwaynzigisten tag funff und zwaynzig

[5]) M. Loßnitzer, Veit Stoß, ff. 43. B. Daun: Beiträge zur Stoßforschung S. 63 f. mit schlechten Abbildungen der Figuren. „Die Statuen entsprechen etwa dem Stil des Eichstätter Walpurgisaltars".

[6]) Im Stadtarchive von Landsberg ist nach gütiger Mitteilung des Herrn Archivars J Schober keine urkundliche Nachricht über Vaist aufzufinden. Herrn Archivar P. H. Santer, der die Liebenswürdigkeit hatte, meine Abschriften nachzuprüfen, sei auch an dieser Stelle herzlichst gedankt.

markh perner und aber auff den zwaynzigisten tag nach weynachten nachst kunftig funff und zwaynzig marck perner darnach und aber nach den selben auff den nachsten Sannd margreten tag aber funff und zwaynzig marck perner. das pringt also in ainer Summ hundert markh perner zu den vier zilen als ob stett zu bezalen. Die täding ist beschehen an des hayligen Kräutz abent Exaltationis und mit unnser aller dreyer Secreten und petschafften verVestned und sind der brieff zwen gleichlautend der yede parthey ainen hat Sind geben worden auff Sannd Jörgenperg an den obgeschriben tag anno 1474 to.

Original-Papier im Archiv des Klosters Fiecht. Die Siegel des Abtes, des Konvents und Ulrichs (mit unkenntlicher Darstellung) sind aufgedrückt; außen am Rande von gleichzeitiger Hand der Vermerk: Antipola magistri ulrici pictoris de lanndsperg.

II. Vertrag der Gemeinde Schwaz mit Ulrich Vaist, Bildhauer von Landsberg,

abgeschlossen am 19. Juli 1500.

Zw wissen sey allermeinigklich das Claws Slosser Unnser lieben frawen Gotshauß und Kirchen zu Swatz Pawmaister In Beysein und mit wissen des Erwirdigen und Geistlichen Herrn Conraden Abbt zu sanndt Jörgen auff sandt Jörgenperg, auch der Edln vesten fürsichtig und weysen hilpranden von Spaur pfleger zu Freundtsperg, Hannsen Fueger des Eltern, der Roemischen Kunigklichen Maiestat unnsers allergenedigisten herrn Rat, Caspar von Pirchach perkrichter zu Swatz und annder von beyden perk und landtgerichten an stat der ganntzn Gemayn daselbs. Dem Erbern Maister Ulrichn Vaistn pildhawer von Landtsperg ain Tafel und werch hyeher gen Swatz in bemelt unnser lieben Frawen Kirchen, in den newen Kor auff Sandt Anndres Altar zu machen her zu antburtn auff zu setzn und zu verfertign verdingt hat, wye hernach volgt. Nemlichen das er sölls werch und tafel zehen schuech weyt am Corpus wye im des ain maß geben ist Mit zwayen flügeln des gleichen die Höch und außzug wye das dann (dem werch) not und formlich ist zu machen und das der furm in der visier antzaigt. Und in das corpus Sol er Sandt Andreen in die mitten, Sanndt Johanns gotztauffer zu der gerechten und sandt Johanns ewangelistn zu der Tenckn seiten steend mit den pildwerchen dartzu dienend Sneiden und Inwendig in den Flugeln sol geschnitn sein der Heyligen leben wye die Visier innhalt, Dann außwendig sollen die flugeln mit pildungen und figurn gemalt sein. Ob sich in kunftig zeit zutrueg das dem gemeltn Maister Ulrich mer pilder zu Sneiden antzaigt werden die sol er alsdann auch machen. Er sol auch sölch Tafel und werch Rein Sauber und werchlich machen und von dato diser Spantzetl ynner den nachstkunfftign drithalben Jarn verfertign Hye auffsetzn und antwurten und sonderlich mit geding das die selb Tafel auch berait sey So maister Veit sein tafl von Nurnberg verfertigt, das sy zu ainer Zeit mit einander auffgesetzt und besicht mugen werden und sölch werch und Tafel machen auff Syben hundert oder ungeverlich biß in Achthundert Reinisch gulden, Doch so verr sich an der arbayt zutrueg und dem werch die notturfft erfordert das der obgemelt Maister Ulrich sein kunst und vleyß prawchen das die Tafl am gelt hoher gultig sein wurde, So dann die selb Tafel auffgesetzt und verfertigt ist und sich die von Swatz und Maister Ulrich selbs darumb nit vertragen möchten, Das dann yeder tayl zwen verstendig werchlewt oder annder dartzu geben und was als dann die vier erkennen, das daselb werch mer wert sey, dann die obgeschriben Summa, das sol Maister Ulrichn bezalt werden doch in allwege das die selb Summa uber Tausent guldin Reinisch nit lauffen werde. Ob auch dieselben vier in Jerem erkennen erfunden, das sölch werch und Tafel der Sybenhundert guldin nit wert wär, So sol es aber besteen wye das die Vier erkennen, das sol Maister Ulrichn bezalt werden, dann die bezalung sol steen auch wye hernach volgt. Nemlichen yetzo in Anfang sollen dem bemelten maister Ulrichn hinder den obgemeltn herrn Abbt zu Sandt Jörgen und den wirdign Convent daselbs als sein porgen und selb gelter gelegt und geantwurt werden zwayhundert guldin und darnach albeg nach der gestalt der arbait So Im not ist Sol Im zymlichn mer gelts hinder den Abbt und Convent gelegt werden, davon er dasselb gelt alltzeit enphahen mag und so er alsdann das werch auffgesetzt verfertigt und geantwurt hat, was sich dann in erkenntnuß der obgeschriben auch in Raytung bringen wirdet, das sol Im zu ganntzer bezalung enntricht werden, was auch unkost der furhalben herein darauff gen virdet, das sol auch in die Raytung gelegt und dem Maister Ulrichen bezalt werden. Sölch geding arbait und werch hat Maister Ulrich zu verbringen und zu verfertign angenomen und zugesagt wye dise Spanzetl ausweist, das alles wie obsteet, zu warer urkhundt sind diß gedings zwo gleich·lautend Spanzetln gemacht auß einander gesniten und yedem tail aine geantburt. Geschehen am Suntag vor Sandt Marie Magdalenentag der heiligen Junckfrawen tag nach Cristi gepurdt Im funfftzehn hundertistn Jare.

Kopie auf Papier, enthalten in einem Sammelbande des Fiechter Archivs (Schublade 116, Nr. 493), der betitelt ist: Acta Unßer lieben Pfarren Kirchen und Gottshauß zu Schwatz



zusamengetragen durch Abbt Benedikten den vierten im Sechzehenhundert und Finfzigistem Jar. Erster Tail No. 2. Außer dem Vermerk: „Die Spanzetl So maister ulrich machen sol die tafl gen Swatz" trägt die Kopie noch die notarielle Beglaubigung: „Visa lecta auscultata est hec presens Scriptura vulgari ac propria manu fideliter scripta per me Notarium infra scriptum et per omnia concordat cum originali suo. Vitus Sennhofer publicus apostolica et Imperiali autoritate Notarius."

III. 1501 März 1 (montag nach Invocavit in der Vasten), Landsberg.

Ulrich pildhawer Burger zu Lanndsperg bekennt und tut kund, daß ihm die ersamen und furnemben Herren zu Schbatz ain Tafel in der Pfarrkirche daselbs umb ain Suma gelts zu machen und zu ververtigen verdingt haben. Da Abt und Convent des Klosters Georgenberg für ihn Bürgschaft geleistet, verpfändet er ihnen zur Sicherheit „sein eigen haus in Landsperg in der Stat, genant Im Closter — ist ainerhalb ain Eckhaus und zu der anderen seiten an Hansen Moßhern Haus gelegen" mit Grund und Boden und allem Zugehör, sowie all sein Hab und Gut, die er gegenwärtig besitzt oder später bekommt, an „parschafft, silbergeschir, Kleinaten, Anwerchzeug, Petgbant, Haußrat, Klaidern, Zingschir".

Original-Pergament im Archiv des Klosters Fiecht. Das kleine rote Siegel des ersamen Ludwig Carle zu Landsperg und derz. Richters zu Greiffenberg hängt. Zeugen: zwei Bürger von Landsberg, Görg Schintzer und Görg Ramsauer.

IV. 1503 Juni 6 (Erichtag in den heiligen Pfingstfeurtagen) Schwaz.

Ulrich Vaist, Bildhauer, Burger zu Lanndtsperg, bekennt für sich und seine Erben, es seien ihm die Kirchpfleger zu Obersunnthofen Augsburger Bistombs anstat des wirdigen Gotshaus daselbs umb arbait schuldig worden drewhundert Reinischer Guldein guter werung. Dieweil aber Abt Conrad, der Prior und Convent auf Sannd Jörgenperg für die Sechshundert guldein Reinisch, die ihm von unnser lieben frauen Kirchn zu Swats paumaistern auf arbait fürgestreckt, porgschaft getan, cediert er ihnen diese Forderung. Für den Rest habe er ihnen bereits seine behausung und hofstat zu Lanndtsperg umb zwaihundert guldein Reinisch verpfändet und umb die hundert guldein sich auf zil und zeit mit parem gelt zu bezaln verschriben.

Original-Pergament im Klosterarchiv Fiecht (Schublade 116, Nr. 498) mit dem anhängenden Siegel Hannsen Gaderers, diezeit Roem. Maiestat Lanndtrichter zu Swats. Zeugen: Gabriel Hymelreicher Lanndtgerichtschreiber, Cristoff Männdl der Jünnger, Conrad Oswald zu Swats, Leonhart Schrobenhauser zu Stäns und ander erbar leut. Außenvermerk: Ulrich Vayst, pildhauer von Landsperg Verschreibung.

V. 1503 November 30 (in die Andree apostoli anno tercio) Landsberg.

Ludwig Carle zu Lanndsperg (und Richter zu Greiffenberg) schreibt an Melchior von Hoerlingen, Abbt zu Pfefers und Administrator von Görgenperg: er habe dessen Schreiben sowie das Hertzog Albrechts in Baiern und der Koeniglichen Maiestät erhalten. Er sei mit dem Boten zu dem Bürgermeister Ulrich Weichsner gegangen und dieser habe „von stund an ainen rat versamlen lassen. Was Sy mit maister Ulrichen gehandelt haben", werde der Abt aus dem Schreiben des Rates ersehen. Er habe sich große Feindschaft zugezogen, wolle aber trotzdem seine Hilfe nicht versagen, wenn dieselbe auch „nit vil frucht bringen" dürfte.

Original-Papier, den Acta beigebunden, Nr. 4, mit dem Vermerk: „maister ulrich pildschnitzer hanndl von Lanndsperg".

VI. 1503 Dezember 1 (tag nach Andree anno tercio) Landsberg.

Bürgermeister und Rat der Stadt Landsberg schreiben an Melchior von Hörlingen, Abt zu Pfäfers und Administrator auf Sannt Jorigen Berg: sie hätten die (auch in V erwähnten) Briefe erhalten und „darauf mit bemeltem maister Ulrichen so vil geredt und bestelt, das er unns in beysein ewres potten glaublich zugesagt hat die gemachten und possierten arbait hinein gen Swatz zu füren und die ubrigen arbait, so noch nit außberait oder possiert ist, daselbs zu verttigen und außzumachen — doch beclagt er sich das er es auf sein cost nit tun muege, ursach obligende sein armut. „aber er wolle sich zestund mit gedachten ewrem potten hinein zu ewrn gnaden verfugen und mit denselben, auch den von Swatz so vil reden und in hoffnung erlanngen, damit die ausberait, auch die possiert arbait hineingefurt unnd In was schein, er die nachmals außmachen und verferttigen solle, verainen und enntlich vergleichen".

Original-Papier im Archiv Fiecht, Sammelband Acta, Nr. 7.

VII. (1505 vor Jänner 10. Landsberg.)

Fursichtig Erbar und Weiß, gonnstig lieb herrn, ungezweivelt ewr Weishait haben wissen der hanndlung, darinnen Ich gegen meinem Hern dem Abbt zu Sannt Jorigen Berg stee von ainer Tafel und werckß halben, so ich meinen hern von Swatz machen und setzen sol, das

Ich aber pruch unnd manngel gelts halben, nicht getun noch volennden mag. Auf das hab Ich meinenn herrn von Swatz verruckter tag der sachenhalb geschriben, wie und welhermaßen ist on not ewer Weishait damit zu belenngen, dann so vil das Sy mir ain widerschrifft zugetan dar Inne Sy mir angezaigt wie Sy und ain gemain dasselb mein schreiben vernommen unnd haben mir der sach halb nit anntwurt ze geben, wann Sy lassen es bey der verschreibung zwischen meins herren von Sannt Jorigen perg und seins convents auch Ir deshalben ausglangen Ruen unnd beleiben. Ob Ich aber vermainte weitter gelt auf die arbait zehaben, so mecht ich sollichs an die herrn zu St. Jorigen Berg als Porgern ervordern, alsdann wollen Sy Inen, so Sy darumb ermant wurden, gepurlich anntwurt geben mit verrerm laut dirs schreibens rc. weil ich aber an sollicher arbait merklichs unnd vil gemacht unnd mein Armut auf sollicher arbait genntzlich lugenn hab, deshalb ich getrunngen wird die außzemachen oder aber umb das hailig almusen ze geen. Demnach Ewer Ersam Weißhait Ich unntertenigs unnd dienstlichs vleis pitt meinen herrn zu Sannt Jorigen Berg unnd Swats ze schreiben unnd sonderlich Nachdem sich mein herr von Sannt Jorigen Berg verruckter zeit vor ewer Weishait erpotten hat mir etwenil gelts auf die arbait hinder zwen Erber Mann alher ze legen und so Ich gelts notturfftig wurd, das mir die nach gestalt unnd zimlichhait der arbait gelt darvon geben und hanntraichen solten, das mir dazemal etwas schwar und meins versteens schimpflich was, aber wie dem bin ich doch bedacht sollich sein erbietten anzenemen und dem volg ze tun, hab auch darauf zwen Erber Mann und Burger alhie mit namen Ludwign Lutzn und Thoman Burckel erbetten, die wöllen sollichs obbemelten meinen Herrn zu Sannt Jörigen perg unnd denen von Swats zu gefallen und mir zu gut meinen unnd dermaß wie verlaut volstrecken die als Ewr Weißhait wissen In eren hie sitzen und umb ain sollich unnd vil merer gelts zu pfennden unnd gut sein. Bit ewr Erber Weishait voriger weise sollichs den obgedachten meinen Herrn zu S. Jorigen Berg unnd denen von Swatz zu schreiben und zu wissen machen, damit ich auß der sach unnd nicht in verderb noch von hewßlichen eren komme, auch des glubs dar Inne Ich auf Koenigelicher Majestat unnd meins gnedigen hern Hertzog Albrechts von Bairn schreiben gegen ewr Weishait stee unnd verpflicht bin, gemussig unnd ledig gelassen werd. Das beger ich unndertenigs vleiss umb die selben ewr Erber Weishait zu verdienen.

Ulrich Vaist Bildhawer
ewer Burger und williger

Kopie, Papier, ohne Adresse und Datum in den Acta Nr. 6.

VIII. 1505 Jänner 10. (Donrstag nach Erhardi), Landsberg.

Der Burgermeister und Rat der Statt zu Lanntsperg schreibt an Melchior Abt zu Pfäfers und Administrator zu Sannt Jorigen Berg, weiters an den Edeln Vesten und Hochweisen Hilpranden von Spaur pfleger zu Swats und Casparn Pirchach pergkrichter daselbs:

„unnser Burger, Maister Ulrich Vaist Bildhawer hat unns dies Innligend Zettel furgebracht und darbey umb unnser furschrifft — gepetten." Sie stellen daher die Bitte: „bemelten Maister Ulreichen in der Sach so gnedig und gunstlich zu bedencken, damit und ob Im seins begerns Innhalt innligennder Zettel vergonnst und gestatt wurde." Ihres Dankes könne er versichert sein.

Original-Papier, das Siegel der Stadt aufgedruckt. Archiv Fiecht, Sammelband Acta Nr. 8.

IX. 1505 Jänner 10. (Donrstag nach trium regum), Landsberg.

Ulrich Faist, Burger zu Lantsperg, schreibt an den hochwürdigen Herrn Melchior (Administrator) zu Sant Jörgenperg und den Konvent daselbst: er habe den Herrn von Swatz in seiner Angelegenheit geschrieben und begehrt, sie sollten beim Rat von Lantsperg Geld hinterlegen, damit ihre Arbeit vollführt werde. Diese hätten ihm aber zurückgeschrieben: „Sye haben mir auf mein Schreiben Kein antwurt zu geben sunder sie lassen es bei der verschreibung (dem Vertrage von 1500) beleiben, vermain ich aber weitter gelt auf die arbait zehaben, das müge ich an mein herrn von S. Jorigen als Borge wol ervordern. Alßdann wöllen Sy euch gebirlich antwurt geben." Er bittet nun die Herrn von Georgenberg, die Bürgschaft nicht zu verhindern, sondern zu fördern. Er verspricht auch, die Arbeit auszubereiten, so man ihm mit Geld zu Hilfe komme, und die Mängel, so sie in der Arbeit „erfundent", williglich zu wenden. Er fährt dann fort: wan aber Ewr genad vormals an mich begert hat zwien biderman zu setzen — mein arbait alle wochen ze besichtigen, mir alle wochen gelt zu geben, was mir darzemal nit vermaint, aber nunmals seind zwien eingesessen frum burger zu Lantsperg mit namen Thoman Birklin und Lutz Beck des außern rats da zu erwölt." Er bittet, das Geld bei ihnen zu hinterlegen, sie sollten ihm davon alle Wochen so viel reichen, als ihm nach der Arbeit gebühre und er brauche. Diese Beträge solle dann der Stadtschreiber verzeichnen, damit kein Teil zu Schaden komme.

„Auch gnediger Herr Ich bin nunmals Gott sei gelobt wider stark worden und mag nun wol arbeiten, auch so wachset nun die tag lenge, das ich etwas schaffen mecht. So hette ich gesellen, die mir lang Zeit zu gewart haben.



Darumb gnediger Herr bit ich Ewer Genad die vermelt mein sach endtlich zu einem ende ze kommen und mich weitter nit mer in schaden füeret, wan Ich doch lenger wan Jar und tag in gefenknus gewesen bin und noch bin, darinne ich füro nimmer beleiben kann noch mag. Ich kem so (?) noch in größern schaden und von heißlichen eren." Er schließt mit der Bitte, daß sich der Abt für seine Freilassung verwende und ihm schreibe.

Original-Papier in der Acta Nr. 5.

X. 1505 Jänner 10. (Dorstag nach trium regum), Landsberg.

Dem hochwürdigen Herrn Herrn Melchioren und Convente zu Sant Jorigen Berg auch den Edlen festen Hilpranden von Spaur, pfleger zu Swatz, Casparn Birchner Berkrichter, Schmelzherrn und ganzen Gemain daselbst zu Swats, mein gar willigen gehorsamen Dienst zu voran. Sunder liebe gunstige Herrn.

Nachdem von ewer beider potschafft über mich armen gen Lantsperg gesend worden ist als iber ain todsiechen mentschen mich der . . . Krankheit nicht genießen haben lassen, sunnder mich ainem Burgermaister unziemlichen verklagt, rat über mich gesucht auch mich geschmecht und geschet haben, das laßt Euch zu hertzn gan, wan doch da gotz gewalt mit mir gewirkt hat, des ich dann in merklich scheden kommen pin, des dan mein freundt ain groß leid und mittrawren mit mir gehept und noch haben. Sie wollen auch das ich die selbst ewer arbait fuderlich außberait an den enden, da ich von den Ewren als den poten (?) veracht und verschmecht worden pin und anderst ninbert. darumb pit ich euch als meine gunstigen liebe Herrn mir hilf zethun mit gelt, damit Ich fuderlich die arbait volende, wan ich doch nie nichts daran versaumpt hab, dan was Got Krankheit über mich gesant hat als Ich euch meine Herren von Swats nechstmals noch lenger bericht hab und nit nöt tut wider zu erklären, sunder dasselb schreiben noch zu hertzen nemen in maß, als ob ich das ietzen von wort zu wort geschriben hiet und dasselb meinem genedigen Herrn von Sant Jörgen und seinen Convent unverhalten nit lassen und helft mir fäligklich ab diesen sachen in dem seligen newen Jar und laßt mich des bei meinen boten ingeschrift verstan. Ich hab ein Erlichen anfang getan nechstmals und ich geschrift zu euch sant, dan hinzwischen daran nit gefeirt, was Ir dan yndert mangel daran hettet wil ich euch denselben mangel, wie der genant wer, wenden und helft mir aus disen dingen, wan ich mieft sunst von heislichen eren kumen. Secht an das groß verderben und schäden darein ich gefiert worden pin, laßt mich ain lob verdienen mit meiner arbait. Wo aber das ye nit fug haben wolt, bit ich euch mir entlich entscheid geben, woran es haft und hang. wan ich und meine freundt, die eines weiten wegs von mir sein, wellen und muegen das füro nimmer erleiden noch gedulden, sunder besechen, wie wir aller erlichest und glimpflichest auß disen sachen, so wir baldest kinden und mügen ze kumen und mich der Vordrung entledigen. das wil ich umb ain yeglichen meinen herrn insunderheit gegen got verdienen. Geben zu Lantsperg am dorstag nach trium regum anno domini etc quinto von mir maister

Ulrich Faisten, bildhawer zu Lantsperg
Ewer williger.

Original-Papier in den Acta Nr. 3.

XI. 1507 Juni 28. Innsbruck.

Ulrich Vaist, Bildhauer, erhält sicheres Geleit bis Bartlmätag „etlicher schulden halber, die er zu thun ist".

Jahrbuch der Kais. Sammlungen, II. Reg. 857, aus dem Staatsarchiv Innsbruck, Bekennenbuch II, Serie 1507, Fol. 85.



Ein verlorenes Denkmal der Hochätzkunst.

Von Dr. Bertha Antonia Wallner.

Die Brandkatastrophe, welche in der Nacht vom 24. auf 25. April 1915 einen Teil der Burg Kreuzenstein bei Wien zerstörte, hat auch ein eigenartiges, hervorragend schönes Kunstwerk vernichtet, welches durch seine Schicksale uns nahe stand. Es war dies eine geätzte Tischplatte aus Solnhoferstein vom Jahre 1575. Ursprünglich ein Erbstück der Nürnberger Patrizierfamilie Löffelholz, war sie in den Besitz des Grafen Franz von Pocci übergegangen. Lange Zeit befand sie sich in dessen Schloß zu Ammerland; nach Poccis Tod übernahm sie sein Vetter Exzellenz Hans Graf Wilczek in Wien; bis zu ihrem Untergange schmückte sie das Musikzimmer der Burg Kreuzenstein.

Das „Oberbayerische Archiv" 1849/50 enthält S. 159 ff. eine kurze Beschreibung der Tafel von Franz von Pocci: „Nachrichten über ein Denkmal der Hochätzkunst". Auch hat der Verfasser dem Historischen Verein von Oberbayern einen Abdruck der Platte geschenkt, welcher uns ein deutliches Bild von dem verlorenen Originale gibt. Der Tisch war viereckig, (92,5 cm : 87,5 cm). — Die Mitte bildeten reiche Blumenarabesken; an zwei Seiten derselben stand die Jahreszahl 1575. Sodann reihten sich auf allen vier Seiten die Noten eines vierstimmigen Liedes an in folgender Ordnung: Tenor, Bassus, Diskantus, Altus. In den freibleibenden Ecken befanden sich wieder Ornamente. Ein kreisförmiger Streifen umschloß Noten und Arabesken; auf demselben stand in lateinischer Lapidarschrift folgender Spruch:

Mvsica lætificat mentes cvrasqve resolvit,
Aptaqve lætitijs pectora nostra facit,
Deniqve non parvas animo dat gloria vires,
Et facvnda facit pectora lavdis amor.

Die wiederum sich ergebenden Ecken schmückten neuerdings Arabesken. Den Außenrand nahm in großer altdeutscher Schrift das Lob der Musik aus dem 32. Kapitel Vers 4—8 des Buches Sirach in Luthers Übersetzung ein.

Einer unserer größten Meister auf dem Gebiete der Motette und des Liedes war durch dies seltsame Denkmal verherrlicht worden: Ludwig Senfl,[1] welcher am Hofe Herzogs Wilhelm IV. von Bayern wirkte. Auch der Gesang ist eines seiner schönsten und berühmtesten Lieder:

„Ich schwing mein Horn ins Jamertal,
mein freüd ist mir Verschwünden."

Die Worte sollen von Herzog Ulrich von Württemberg stammen. Die Komposition wurde zuerst in „Hundert vnd fünfftzehen guter newer Liedlein, mit vier, fünff, sechs stimme(n), vor nie im truck außgangen, Deutsch, Frantzösisch, Welsch vnd Lateinisch, lustig zu singen, vnd auff die Instrument dienstlich, von den berhümbtesten diser kunst gemacht", 1544 zu Nürnberg von dem Buchhändler und Musiksammler Johann Ott herausgegeben. Das Lied ist Nr. 57. Zum zweitenmale erschien dasselbe in der großen Sammlung des Ambergers Georg Forster, welcher zu Nürnberg als Arzt tätig war. „Der dritte teyl, schöner, lieblicher, alter, vnd newer Teutscher Liedlein, nicht allein zu singen, sonder auch auff allerley Instrumenten zu brauchen, sehr dienstlich vnd außerlesen, vnd vormals nie gesehen . . . . . Nürnberg 1549" enthält den Gesang als Nr. 9. Letzteres Werk wurde 1552 und 1563 neu aufgelegt. Der Vergleich mit dem Exemplare der Münchener Hof- und Staatsbibliothek von 1563 belehrt uns darüber, daß die Forstersche Ausgabe für die Noten auf dem Tische zugrunde lag; Ott weicht nämlich an zwei Stellen davon ab.

Der Verlust des schönen Liedertisches von 1575 ist um so schmerzlicher, als die Anzahl der heute noch erhaltenen „Musikalischen Denkmäler der Steinätzkunst"[2]) eine sehr kleine ist. Auch ist ein bedeutendes Werk Alt-Nürnberger Kunst mit ihm untergegangen. Immerhin aber bildet der im Besitze des Historischen Vereins von Oberbayern befindliche Abdruck einen wertvollen Ersatz.

[1]) Über Senfl vgl. Denkmäler der Tonkunst in Bayern, III. Jg. 2. Band, Leipzig 1903, Ludwig Senfls Werke, hg. von Theodor Kroyer. Nebst einer Abhandlung über Senfls Geburtsort von Adolf Thürlings.

[2]) Vgl. hierüber die diesbezügliche Arbeit der Verfasserin, München 1912, J. J. Lentner.

Zur Geschichte der Haft Ludwigs „des Gebarteten" in Burghausen.

Von Hauptlehrer Karl Stechele.

Im Oberbayerischen Archiv (Bd. XLVII) schrieb Dr. Haeutle, K. Reichsarchivrat in München, über den Tod und das Begräbnis Ludwig des Gebarteten von Bayern-Ingolstadt, dann über sein Epitaph im Stifte zu Raitenhaslach sowie über die in Raitenhaslach befindlichen Wittelsbachischen „Gesamt-Grabmale" und hielt es dabei für notwendig, den „allgemein angenommenen historischen Irrtum" zu berichtigen, als sei der Gebartete von seinem Landshuter Vetter Heinrich auf dem Burghausener Schloß in förmlicher Gefangenschaft gehalten worden. Für seine Behauptung, Herzog Ludwig sei zwar Gefangener auf dem Schlosse Burghausen gewesen, aber nur insoferne, als er seiner persönlichen Freiheit beraubt, im sonstigen aber mit allem fürstlichen Prunk umgeben war, der seiner Geburt und Lebensstellung überhaupt zukam, brachte Haeutle mehrere Beweise, denen im Nachfolgenden nähergetreten werden soll.

Der vordringlichste Beweisträger seiner Annahme soll hier an erste Stelle gerückt werden. Haeutle schrieb: Endlich ist uns auch noch die Jahresrechnung des herzoglichen Küchenmeisters zu Burghausen, Kaspar Wärlich, erhalten, welche alle dessen Einnahmen und Ausgaben „von dem negstvergangenen Jahr (1446) bis auf heutigen tag (an unnser lieben Fraun lichtmeßtag) 1447" verbucht, wonach allein für Küche, Keller und Kammer (Herzog Ludwigs) vom Mautner 4025 Pfund 7 Schillinge und 19 Pfg. ausgegeben wurden, eine Summe, welche, da sie auf letztgenannten Fürsten erst seit dem 1. September 1446 (mit welchem seine sog. Burghausener Gefangenschaft anfing), sich bezog und hier nur bis 1. Februar 1447, also für bloß **fünf** Monate galt, geradezu als höchst bedeutend bezeichnet werden muß . . . .

Der Wortlaut dieser Rechnung möge ergeben, ob die genannte Summe ausschließlich der fünfmonatlichen Hofhaltung Ludwigs des Gebarteten zu Lasten gelegt werden darf:

„Wir Hainrich von gottes genaden Pfalzgrave bey Rein u. Herzoge in bayrn bekennen mit dem Briefe offenlichn das uns unser lieber getreuer Caspar wärlich kuchenmaister zu Burghausen von dem negstvergangenen Jar bis auf heutigen tag ganntze volkömen Rechnung getan hat. In gegenwurttigkeit unser lieben getreuen Thwoltn Reykker Räntmeister, hannsen Pützner, landschreiber, Jörgen Allerspecken, mautner, hannsen hofmann zu burckhausen von allem seinem Innehmen u. Ausgeben von dem sechsundvirzigisten Jar ganz aus, daran wir ein volligs wenügen haben. Darum sagen wir den benannten Caspar wärlich kuchenmeister u. all sein erben der obgemellten Rechnung alles Innemens u. Ausgebens gar und ganz quidt, ledig u. los. Er hat uns auch von dem obverschriebenen Jar dy chleyben in unnser pfysterei zu burchausen alle verrechnet u. das gelt dafür mit namen achtundzwainzig Pfund einundachtzig Pfennig durch unnsern benannten Räntmaister Thwolty Reykker berait, ausgericht u. bezahlt das wir in u. sein erben auch quidt, ledig u. los sagen mit urkunde des briefs der mit fürgedruckten secret wesigelt u. geben ist zu Burghausen an unnser lieben Frauen Lichtmestag nach Zal kristi geburt vierzechenhundert Jar u. in den siebenundvierzigistem Jaren.

Zu merken ist das dy Summ so dy mawttner zu burckhausen von dem sechsundvierzigisten Jar gain kuchen, keler u. kamer ausgebn habnt bringt viertausendfünfundzwanzigk Pfund siben schilling newnzehn Pfennig.

Auch so ist vorhanden gewesen, das aus dem fünfundvirzigisten Jar in das sechsundvirzigiste Jar kommen u. in des benannten kuchenmaisters virdigen Rechenbriefe verschrieben ist u. heur verrechnet worden, mit namen tausend



Pfund neunundvirzig Pfund vier schilling neunzehn Pfenig ain heller. Item: So ist uns von dem sechsundvirzigisten Jar überworden, das in das 47. Jar komen ist und in das zergaden, keler u. kamer durch den benannten kuchenmaister auf das kunftig Jar verrechnet sol werden in massen als hernach verschrieben ist:

Item an weinper 40 Pfd. macht an gelt 21 Sch. 10 Pfg.
„ „ feygen ain zenttn u. 30 Pfd. facit 26 Sch. ₰.
„ „ reysch 50 Pfd. facit 2 Pfd. 20 Pfg.
„ „ pawmöl 26 Pfd. öls facit 7 Sch. ₰.
„ „ kasen 1 Ztr. 90 Pfd. kas facit 7 Pfd. 30 Pfg.
„ „ virdigen arbayssen $1/2$ schaf facit 2 Pfd. ₰.
„ „ heurigen arbayssen 2 schaf facit 9 Pfd. ₰.
„ „ prein drey metzn facit 12 Sch. ₰.
„ „ zwival 50 Virling ze 12 ₰ facit 20 Sch. ₰.
„ „ gersten 6 Virling facit 80 Pfg.
„ „ großen pachen: 3 pachen facit 9 Pfd. ₰.
„ „ kleinen vertigen pachen: näwn pachen facit fünfthalb Pfd. ₰.
„ „ großen heurigen pachen, kaufpachen: 34 pachenn, facit 58 Pfd. 3 Sch. 29 ₰.
„ „ klainen Dienstpachen: 18 pachen $13^1/_2$ Pd. ₰.
„ „ smaltz 10 vas hat jeds vässel 1 zenttn facit 100 Pfd. ₰.
„ „ heurigen Stockvischen zwen punt facit an gelt 36 Pfd. 3 Sch. 21 Pfg.
„ aber an stockvischen 40, facit 3 Pfd. 6 Sch. 10 Pfg.
„ an swein die man gepruet hat 28 swein facit 14 Pfd. ₰.
„ „ unslit 2 Ztr. facit an gelt 5 Pfd. ₰.
„ „ hanif dritthalbn virling facit $62^1/_2$ Pfg.
„ „ saltz 12 scheibn von hall facit 12 Sch. ₰.
„ „ saffran 3 Pfd. fac. an gelt 5 Pfd. 30 Pfg.
„ „ Ingwer facit 2 Pfd. ₰.
„ „ 4 Pfd. Rören facit 2 Pfd. ₰.

Item an 6 Zuckerhuet von der stat wegent 13 Pfund facit an gelt 5 Pfd. 3 Sch. 10 ₰.
„ „ virtigen smerlaiben 192 habent an der wag 14 Ztr. 33 Pfd. das Pfd. zu $7^1/_2$ Pfg. facit 44 Pfd. 6 Sch. $7^1/_2$ Pfg.
„ „ heurigen smerlaiben 78 laib wegent $5^1/_2$ Ztr. 7 Pfd. das Pfd. ze $7^1/_2$ Pfg. facit an gelt 17 Pfd. 3 Sch. 8 Pfg.

Summa totalis in dem zergaden virdhalbhundert zehenthalb Pfd. achthalb u. zwainzig Pfg.

Item an wildn virdign pachenn = 10 pachen. An hewrigen 6 pachem. An hirssenn wildprät 12 vässel an stainpuckenn wildprät 1 vässel.

Keler.

Item von erst vir virdige fueder osterweins do ist aus einem verzert auf 6 emer, facit an gellt 61 Pfd. 5 Sch. 8 Pfg.
Item 25 Dreyling osterbein angeschlagen ze 20 Pfd. ₰ facit 500 Pfd. ₰.
„ an hepfbein 4 Emer je 12 Sch. facit 6 Pfd. ₰.
„ „ pir ain Dreyling facit 5 Pfd. 6 Sch. 24 Pfg.

Summ des keler 573 Pfd. 4 Sch. 2 Pfg.

Item so ist auch in dem keler vorhandten Sibn Drayling u. anderthalb fueder hewrigs osterbein sind von Oting herübergefurt, sind nit zu gelt angeslagen.

Kamer.

Item von fridburg an wax 48 Pfd. 1 virdung, facit 6 Pfd. 88 Pfg.
„ 14 Ztr. 40 Pfd. wax als der Allerspeck bracht, bringt an gellt 149 Pfd. 4 Sch. 18 ₰.
„ aber 4 Ztr. u. 80 Pfd. wax ze 29 Pfg. facit 58 Pfd. ₰.
„ an unslit u. unslit kerzn 12 Ztr. 45 Pfd. daz Pfd. ze 6 Pfg. facit 31 Pfd. 30 Pfg.

Summ wax u. unslit an gelt 245 Pfd. 16 Pfg. u. 17 grosse gassn wintlicht summa per se.

Das hernach geschriebene gehört auch in dy kamer u. ist nit zu gelt angeslagen: An mittling 26 elln. An kölnischn zichn 5 ganze stuckh u. 5 elln. An kleinen herbein unge-



plaichters leinwat 9 elln. An geplaichter leinwat 19 elln.

Item ains klein harbein tuchs	$10^1/_2$ elln.
aber an geplaichter leinwat	56 elln.
mer an geplaichter leinwat	30 elln.
aber an geplaichter leinwat	44 elln.
mer an geplaichter leinwat	$47^1/_2$ elln.
Summ	300 elln leinwat.

Item der mauttner Summ

dy sy gein kuchn keler u. kamer ausgebn habent als oben verschribn ist u. dy Summ dy uns von dem sechsundvirzigisten jar ist überworden u. in das sibenundvirzigiste jar kom ist sind gein einandergelegt.

Danoch kost dy zerug von de 46. jar in ain Summ 3827 Pfd. 87 ♃.

Summa Summarum als noch vorhannden ist zu kuchen keler u. kamer bringt aindlefhundert achtundsibenzik Pfund 45 Pfg. ain haller landwerung dy der kuchenmaister in seiner schirsten Rechnung verrechnen sol.

(Ringsiegel des Herzogs.)

Herzog Heinrich erteilt also dem Hofküchenmeister Kaspar Wärlich nach erstattetem Jahresbericht in Gegenwart der Finanzbeamten „Entlastung". Der Rechnungsabschluß geschieht nicht an Neujahr, sondern an dem nach Neujahr für die Geschäftswelt markanteren „Ziel- u. Schlenkertag" Mariä Lichtmeß. Nachdem der Rechnungsbeginn durch kein Datum ausgezeichnet ist, die Urkunde aber vom „Innehmen u. Ausgeben von dem 46. Jar ganz aus", ferner vom „nexstvergangenen Jar bis auf den heutigen Tag" lautet, so kann doch wohl nicht der 1. September 1446 als solcher gesetzt werden, zumal auch die Verrechnung der Kleie auf „das obverschriebene" Jahr Bezug nimmt. Der Annahme eines fünf- statt zwölfmonatlichen Termins tritt die Deutlichkeit des herzoglichen Befehles entgegen, der, bezugnehmend auf den „vorjährigen" Rechenbrief, nach Aufzählung der Vorräte anordnet, den Übertrag von 1178 Pfund 15 Pfg. und 1 Heller ins 47. Jahr ebenso zu verrechnen, wie der Übertrag von 1049 Pfund 4 Schilling 19 Pfg. 1 Heller vom 45. ins 46. Jahr verrechnet worden ist; auch heißt es eingangs des Briefes, daß der Küchenmeister „ganntze volkömen" Rechnung getan hat und daß zu merken ist die Summ, so die Mauttner zu Burghausen „von dem sechsundvirzigisten Jar gain kuchen, keler u. kamer ausgebn habnt".

Die Ausdrücke „das ganze Jahr", „das ganze Jahr aus", „das obverschriebene Jahr", „das nexstvergangene Jahr", „aus dem 45. in das 46., vom 46. in das 47. Jahr", „der vorjährige (virdige) Rechenbrief", „auf das künftig Jahr", die „ganze vollkommene Rechnung" betonen sicher nicht den 1. September 1446 als Rechnungsanfang; handelte es sich aber in der Tat um die Küchenrechnung für die Hofhaltung des „Gebarteten", dann bleiben ohne Grund die Monate Februar, März und April bis zum Ableben des Herzogs außer Anschlag.

Der von Haeutle als „höchst bedeutend" bezeichneten Summe von 4025 Pfd. 7 Schilling 19 Pfg. muß noch der Übertrag vom Vorjahr addiert und der vom laufenden Jahr in Abzug gebracht werden; es bleiben alsdann nach Wortlaut der Rechnung 3827 Pfd. 87 Pfg., denen die 3222 Pfd. 40 Pfg. der Burghausener Hofküchenrechnung vom Jahre 1466 gegenübergestellt werden sollen mit der Bemerkung, daß das Minus auf Konto der Vereinfachung der Burghausener Hofhaltung unter Herzog Ludwig dem Reichen gesetzt werden dürfte; hatte dieser doch schon um 1450 das ganze Silbergeschirr nach Landshut schaffen lassen.[1])

Aus einer Urkunde Herzog Heinrichs vom 3. Mai 1447, „welche gegeben war ze Burckhausen in der Stadt in unserm Haus", schließt Haeutle weiter, daß der gefangene Fürst das große Schloß mit seinem nicht eben zahlreichen Hofstaate ganz allein bewohnte und daß sich Herzog Heinrich damals gar nicht im Schlosse aufhielt, weil er einmal den fürstlichen Vetter im Gebrauche der demselben zugewiesenen Wohnräume nicht beschränken und dann auch, weil er sich doch in dessen unmittelbarer Nähe nicht gar zu wohl fühlen mochte.

Daraus kann man folgern: Ist Ludwig der Gebartete mit einem, wenn auch nicht zahlreichen Hofstaate nach Burghausen gekommen,

[1]) Über den Hofstaat des „Gebarteten" in Schärding 1443—1447 liegt im Kreisarchiv in Landshut die Rechnung. Über den Teil, der auf die Burg in Burghausen trifft, ist in der Rechnung nichts enthalten. (Gütige Mitteilung des Hrn. Kreisarchivassessors Dr. Mitterwieser, Landshut.)

dann mußte ihm ein Teil des Hofstaates vom Herzog Heinrich Platz machen; hat er „ganz allein" mit dieser seiner Dienerschaft das Schloß bewohnt, so mußte auch die Gemahlin Heinrichs und ihr weiblicher Hofstaat für diese Zeit in einem anderen Schlosse Aufenthalt nehmen. Von der Gemahlin Heinrichs des Reichen, der Herzogin Margarete, aber steht geschrieben: Die Herzogin wegert an dem todbet, man solt si begraben zu herzog Ludwig, der irs gemachels, herzog Hainrichs, gefangen was und auch in seiner vanknuß starb. Also sprach si an irem end und an dem todped, si wär auch ein gefangen irs gemachels wann si in chain sloß irs gemachels nie chom, wann in das sloß zu Purkhausen. Aus dem do chom si nie piz an ir end des todes. (Mon. Germ. Deutsch. Chron. II, 377.) Andererseits wird von Heinrich berichtet, daß er seinem Gegner (dem Gebarteten) des öfteren unter die Augen getreten, daß aber der gefangene Herzog sich nie vom Stuhl erhob, ihn nie grüßte und sich von ihm wegwandte. Eine unliebsame Begegnung aber mit seinem gefangenen Vetter hätte Herzog Heinrich am Tage der Ausfertigung der erwähnten Urkunde (3. Mai) nicht mehr zu gewärtigen gehabt, da jener schon einen Tag zuvor gestorben war, nämlich in der Nacht vom 1. zum 2. Mai. (Haeutles Daten.)

Das eigene Haus in der Stadt betraf das ständige Amtslokal des Herzogs, in dem er an gewissen Tagen zur bestimmten Stunde für die Leute zu sprechen war. Hieher beordert er auch für den 3. Mai 1447 den Salzburgischen Kommissär Hans Hesse und den Notar Leonhard Dietersdorffer, um sich dem Gesetz gegenüber zu verpflichten, den Klöstern den von Ludwig dem Gebarteten zugefügten Schadenersatz zu leisten, desgleichen in einer zweiten Urkunde den Abt von Raitenhaslach über die letzten Lebensmomente des Gefangenen zu informieren.

Die Notwendigkeit eines solchen Amtslokales hatte den Herzog schon im Jahre 1434 veranlaßt, dieses Haus zu erwerben. Man darf sich den Zutritt zur inneren Burg oder gar zu des Herzogs Stube nicht so einfach vorstellen. Gitter und Torpforte am äußeren Zwinger, Turmtor, zwei Tore am inneren Zwinger, Zugbrücke, Halsgrabentor, Fallgitter und inneres Hoftor sperrten den Zugang. Jedes geöffnete Tor mußte hinter dem Eintretenden sofort wieder geschlossen werden. Am 7. November 1458 gestattete Erzbischof Sigismund von Salzburg, daß in der inneren Schloßkapelle das Allerheiligste aufbewahrt werden dürfe, deshalb, weil das Schloß ein Residenzschloß sei, von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang geschlossen gehalten und selbst bei Tageszeit nur mit besonderer Erlaubnis geöffnet werde, desongeachtet eine große Menge Menschen beherberge. — Die Ingolstädter Landschaft war auch nicht, wie Haeutle (S. 10) berichtet, beim Tode des Herzogs anwesend, sondern wurde erst tags darauf in das Schloß eingelassen, den Boten der eben zu Neuötting versammelten Landstände aber wurde der Zutritt noch am Tage vorher verweigert. — Der herzogl. Kanzleibetrieb in der Stadt stand demnach zur vermeintlichen „Hofhaltung" Ludwig des Gebarteten im Schlosse kaum in Beziehung. Auch der Abt von Raitenhaslach hatte aus ähnlichen Gründen sein eigenes Haus in Burghausen.

„Ludwig der Gebartete bewohnte dieses Schloß seit dem 1. September 1446", schreibt Haeutle, „denn die früher erwähnte Vollmacht des gefangenen Herzogs vom 2. Oktober 1446 für seinen Vetter Heinrich trägt folgendes Datum: „Acta sunt hec in castro Burckhawsen in Stuba nova maiorj versus aquam Salsach nuncupatam sitä." Die stuba nova maior ist die Dürnitz, die im Winter heizbare Wirtschaftsstube des gesamten Dienstpersonals, das an den hier aufgestellten 39 Tischen der Rangordnung nach die Mahlzeiten einzunehmen hatte. Hier wurden an die Dienstmannen Befehle ausgegeben, Beratungen gepflogen, Geschäfte mit Lieferanten abgeschlossen; ebenda durften auch Besuche der Hofbeamten oder -bediensteten verweilen, und zweifelsohne war die große Stube an der Salzach zeitweise der geeignetste Raum für kurzen geselligen Verkehr. Gerade daß Ludwig der Gebartete zur Ausfertigung einer Vollmacht den allgemeinen Wirtschaftsraum benutzt hatte, bzw. benutzen mußte, und sich nicht eines der ihm nach Haeutle angewiesenen vornehmen Gelasse bedienen konnte, will eher für das Gegenteil der aufgestellten Behauptung einer fürstlichen Hofhaltung sprechen.

Endlich zeugt nach Haeutle für den Prunk,



mit dem der Gebartete auf dem Schlosse zu Burghausen umgeben war, der Umstand „ganz entschieden", daß der Gefangene, als er in Begleitung der Reiterscharen seines Vetters Heinrich am 24. August 1446 durch dessen Hauptstadt Landshut kam, von dem Rate daselbst als fürstlicher Gast empfangen und altem Herkommen gemäß, mit einem Eimer österreichischen und zwei Eimern wälschen Weines, dann mit zwei Wannen edler Fische beschenkt wurde. Zu diesem Akt bemerkt Ritter von Lang in seiner Geschichte Ludwig des Gebarteten: Am 13. August langt der alte Herzog unter einer Bedeckung von 300 Reitern von Ansbach aus vor Ingolstadt an, wo ihn Herzog Heinrich mit 500 Pferden bei der Sonnenbrücke übernahm und ihn am folgenden Tage nach Schrobenhausen, am 16. August nach Landshut brachte. In dieser Stadt empfing er das gewöhnliche Geschenk an Wein und Fischen. Am 31. August führten sie ihn weiter nach Burghausen, wohin sie dem armen leselustigen Manne einen silberbeschlagenen Psalm, das Evangelium Johannes und das Alte und Neue Testament „Deutsch", vermutlich eine sogenannte Biblia pauperum oder Enikels biblische Reimchronik mitgaben.

Der Magistrat der Stadt Landshut brachte Ludwig dem Gebarteten das „gewöhnliche" Geschenk; für die Bürger Landshuts war der Gefangene nur Herzog Heinrichs politischer Gegner, der, wenn er seinem eigenen unbeugsamen Sinn das gewollte Opfer brachte, wieder Freund des Kaisers und Liebling des Volkes wurde; hatte er doch in der Zeit nach der Schlacht bei Alling gezeigt, wie man die Herzen der Menschen durch Milde und Beredsamkeit, durch Achtung vor der Wissenschaft und durch Gottesverehrung gewinnen könne; er war in den Augen des Volkes auch als Achtzigjähriger immer noch der „schöngestalte, schreckenerregende, sondergleichen mannliche Herr, mit dessen Reichtum und Macht sich kein anderer in Oberdeutschland messen konnte". Warum sollte ihm, dem sich im Unglück das Mitleid zuwendete, die „übliche" Ehrung versagt werden? Im gewissen Sinne galt sie ja auch dem an der Spitze seiner adligen Reiterschar in die Hauptstadt einziehenden Herzog Heinrich. Inwieweit man aber diese Ehrung als Maßstab für die in Burghausen befohlene „Haftordnung" anlegen darf, beweist der geistliche Trost, der dem Gebarteten in Gestalt von Erbauungsbüchern mitgegeben wurde und der gewiß nicht für die Absicht zeugt, ihm die tödliche Einsamkeit der Gefangenschaft durch die Kurzweil eines prunkvollen Hoflebens zu vertreiben.

Auffallend ist, daß Haeutle bei seiner Beweisführung das persönliche Verhältnis der beiden Fürsten zueinander kaum berührt. „Heinrich mochte sich in der Nähe des Gefangenen nicht allzuwohl fühlen", sagt er, und damit erledigt er eine Reihe geschichtlicher Vorkommnisse, die berechtigt sind, bei Behandlung dieser Frage mitzusprechen. Im Streit um das „Zuviel" dessen, was Heinrichs Vater bei der Landesteilung erhalten hatte, war man hart aneinander geraten, und niemand wird es dem Landshuter Herzog verdenken, wenn er in seinem gefangenen Vetter nicht nur den politischen Gegner, sondern den haßerfüllten, rücksichtslosen Feind erblickt, der ihn vor der Welt als „Nichtebenbürtig" gebrandmarkt hat. Eine vom 8. März 1421 datierte Urkunde Ludwigs des Gebarteten an seine Münchner Vetter beleuchtet grell die Geringschätzung, die er für Heinrich empfindet. Sie lautet:

Hochgeborne Fürsten u. lieb Vettern unnser freundlich Dienst zuvor. Ir habt uns jetzo geantwurt auf unser Schrift ew des nächsten getan, als von wegen des closters u. Dorfes Indersdorff wie unser Veind in dem Kloster noch Dorf nicht geäzt, getrenkt od. gehalten sein worden. Es sey dann an einem Durchreiten ongeverlich beschechen u. Ir habt auch geschafft, das solliches hinfür nicht geschehen sulle u. bittet uns auf das, das wir das vorgeschrieben kloster u. Dorf von Prennt beleiben lassen zw (etc.) lieben Vettern, Ir sollt on zweysel sein wo wir eur u. der ewren geschonen mügen, das wir das gern tun wollen u. auch das allen unsern hauptleuten bevolchen haben u. bitten eur liebe mit Vleiß Ir wollet mit den von Understorff bestellen das, das sy die Prugken antragen. Auch all Schranken offen lassen u. auch mit hainrich, der sich nennt von Bayern Landfrid nicht eylen. ob sy angerufft wurden, damit es unsern gesellen als gleich sey. hainrichs, der sich nennt von Bayern gesellen u. wann Ir uns das zuschreibt das das also gehalten werd



so wollen wir nicht den unsern schaffen, das sy die von Understorff nicht lassen prennen. Beschäch das aber nicht als vorgeschrieben sey und wird gen uns u. den unsern nicht gleich gehalten möchten wir nicht gelassen, wir mußten das wenden mit sachen als dazu gehört.

Geben zu Aichach am Samstag vor Judica anno domini mille vicesimo primo.

Ludwig von gotes genaden pfalzgraf bei Rein Herzog zu Bayern u. Graf zu Mortany ztx. (etc.).

(Urkunde 22, Tom. III, Fürstensachen 1420—29.)

Die gesperrt gedruckte eigentümliche Redewendung fällt auf; denn die beiden Herzöge Ernst und Wilhelm werden als hochgeborene Fürsten tituliert, er selbst unterzeichnet „von Gottes Gnaden Pfalzgraf usw.", aber von Heinrich schreibt er nur den Vornamen und hängt ihm zweimal die bekannte ehrkränkendste Bemerkung an, die ihm in Konstanz beinahe das Leben gekostet hatte. Dem „fahrigen Mörder" konnte der Gebartete nie verzeihen. 14 Jahre nach dem Vorfalle ladet der Kaiser die Unversöhnlichen zum Sühnegericht nach Nürnberg, und der Ingolstädter Herzog verlangt, man solle seinen Vetter als ehrlos erklären, ihn aller seiner Würden entkleiden, seine Länder ihm zuweisen; ferner sollen ihm sieben Wunden, darunter zwei lebensgefährliche beigebracht und überdies die Hand abgeschlagen werden, mit der er den Streich geführt hatte, so daß der Kaiser ihn „ob des grausamen Racheaktes in die Schranken gesetzlichen Wandels zurückweisen mußte". Die Fälle gegenseitiger Gewalttätigkeiten und Rechtsbeugungen in diesem Streite sind nicht selten. In damaliger Zeit ging es z. B. an, daß man kaiserlichen Boten die Ohren abschneiden oder die überbrachten Gerichtsbriefe hinunterwürgen ließ; doch es genügt die eine Tatsache, daß der fürstliche Sohn den eigenen Vater gefangen setzt und dieser dann in der feindlichen Vetterschaft weiter verschachert wird.

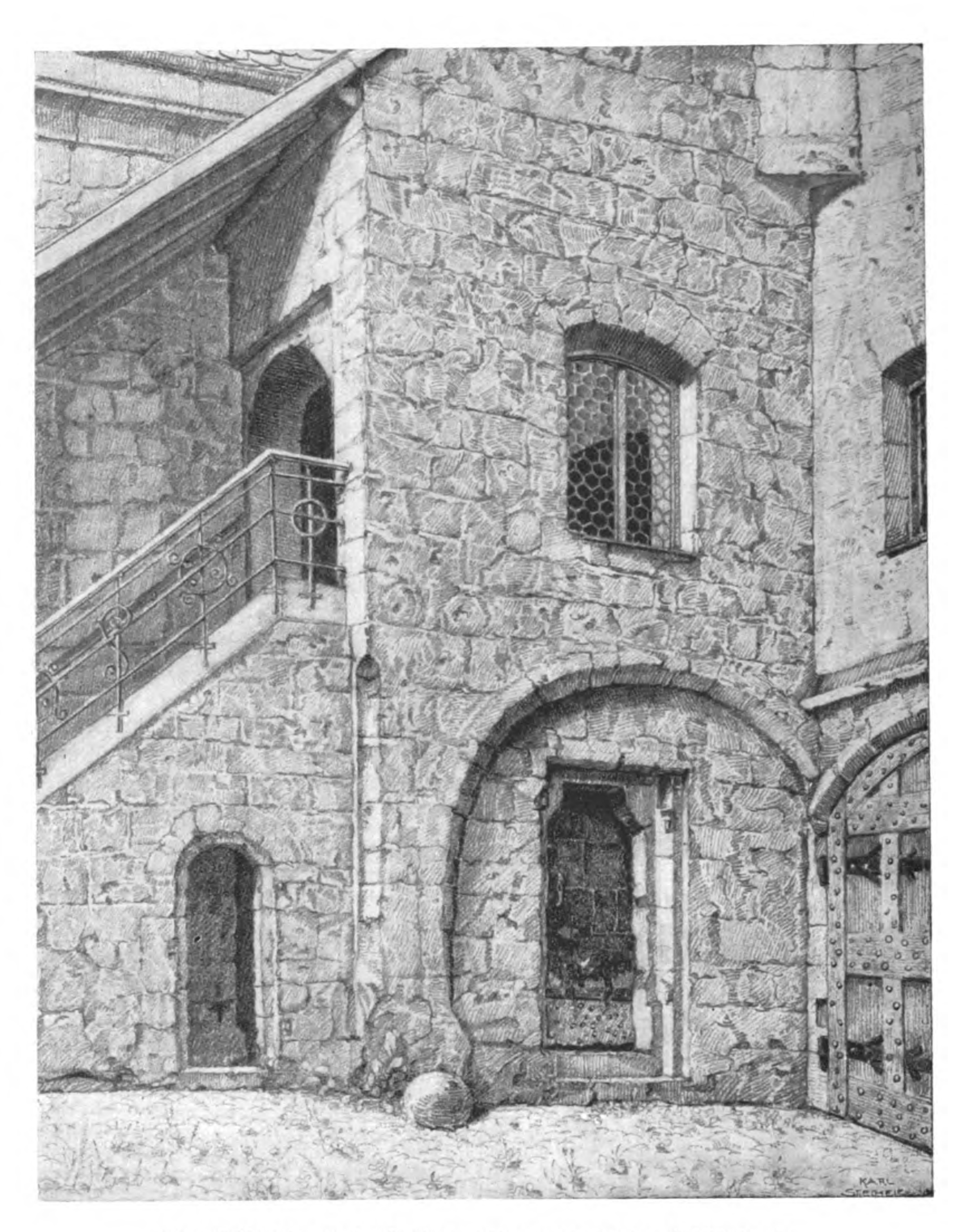
Haeutle zieht für seine Behauptung der standesgemäßen Behandlung des Gefangenen nur die Beweismomente heran, die der Staatsklugheit Heinrichs entspringen, und schaltet bei Zeichnung der Charaktere den Einfluß des unglimpflichen Zeitgeistes aus, dem das menschliche Wollen und Handeln damals unterworfen war. Bei der Unversöhnlichkeit der Gegner ist die Frage nicht von der Hand zu weisen, ob sich der Gefangene überhaupt eine Gnade von seinem Vetter erweisen lassen wollte. Außerdem mußte Heinrich wissen, daß sein Erbfeind die geringste sich bietende Möglichkeit sofort benützen werde, Beziehungen anzuknüpfen, um die Hoffnung auf den Anfall der Ingolstädter Lande zu vereiteln.

Ein genaues Bild von dem Lebensabschnitt Ludwig des Gebarteten auf der Burg zu Burghausen läßt sich wohl erst an der Hand einer Hafthaltungsordnung, die sich unter den Akten einmal vorfinden kann, entwerfen, was bei der Gewissenhaftigkeit der Aufzeichnungen der Dienstesvorschriften für das Hofpersonal in Burghausen und Landshut zur Zeit der „Reichen Herzöge" nicht unmöglich ist.

Die Frage nach standesgemäßer Behandlung des unglücklichen Fürsten hängt eng zusammen mit der Frage nach einem standesgemäßen Haftraum; sie nötigt, auf der Burg Umschau zu halten, um so mehr, als ein derartiger Raum öfter benötigt wurde; denn Ludwig der Gebartete war nicht der erste und letzte fürstliche Gefangene, der den Zorn der niederbayerischen Herzöge zu fühlen bekam. Die Burghausener Chronik verzeichnet unter anderen noch den Erzbischof Pilgrim von Salzburg (1388), den Grafen von Ortenburg (1409), den Grafen Kaspar Törring (1422) und den Kanzler Georgs des Reichen, Grafen zu Neukolberg (1502).

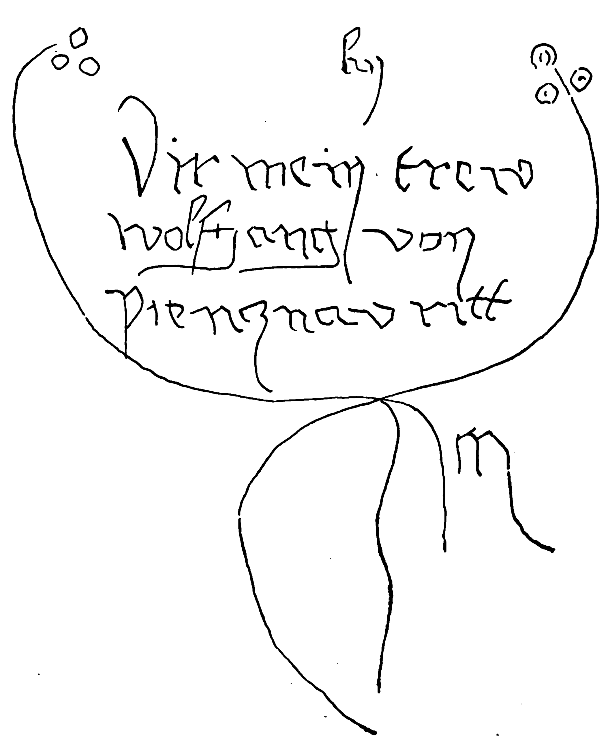
Der große Gefängnisbau im vierten Burghof kann nicht in Betracht kommen, er gehört ins 18. Jahrhundert. An seiner Stelle steht im Sandtnerschen Modell (1574) eine von zwei Türmen flankierte Wehrmauer; beide Türme, Folter- und Hexenturm, tragen zu sehr den Charakter des Kriminalgefängnisses, jener mit unterkellerten Zellen, zugänglich durch enge Steintreppen, der unterste Raum nur mehr Licht durch eine Öffnung in der Decke erhaltend, dieser mit übereinander liegenden Geschossen so niedrig, daß nur kniender oder liegender Aufenthalt möglich ist. — Beim Eintritt in den ersten Burghof grüßt der finstere Bergfrit. Selbstredend mußte er bei der Suche nach dem „Turme Ludwig des Gebarteten" herhalten, und leider trägt er noch im-





Das Gefängnis am Fürstenbau. (Eingang rechts der Geschützkugel.)

mer die Aufschrift, daß in ihm Herzog Ludwig „mehrere Jahre“ gefangen saß. Die Lichtquellen seiner Geschosse sind Schießscharten, erweitern sich nach außen, haben schräg nach unten auf die Annäherungsmöglichkeiten gerichtete Schachte und bequeme Aufleghöhe. Bis zu den über dem Wehrschild liegenden zwei Turmzimmern befinden sich in jedem Geschosse zum Aufzug von Material dienende breite Öffnungen in der Decke. Diesem Hauptturm der Burg, das Hoftor mit dem Fallgitter deckend, den Torbau mit der Zugbrücke überragend, kommt ausgesprochen strategische Bedeutung zu; er scheidet als Haftlokal für die Dauer schon deswegen aus, weil bei der Unsicherheit in jener kampflustigen Zeit die Burg stets verteidigungsbereit war. — Auf der weiteren Suche stoßen wir zwischen der inneren Schloßkapelle und der Freitreppe zum Fürstenbau auf einen 2,70 Meter hohen, gewölbten Raum mit trapezförmigem Grundriß von 9 Meter Länge, 2,87 Meter bzw. 1,20 Meter Breite. Die dreifach vergitterte Lichtnische



Die Inschrift im Gefängnis am Fürstenbau.
(1/4 der natürl. Größe.)

1,10 : 0,80 Meter, nach außen sich verjüngend, stößt hygienisch richtig an die Gewölbedecke, die sich nach innen öffnende, eisenplattenbewehrte Bohlentüre hat noch das got. Schloß und den got. Türring. Angeln und Klobenlöcher im ersten und zweiten Türfalz sagen, daß die Sicherheit des Häftlings nochmal durch eine Tür und ein Gitter verbürgt war. Ein Raum, der hinreichend Licht, Luft und Bewegunsfreiheit gewährt und über dessen Bestimmung kein Zweifel herrschen kann, da eine in den alten Mörtelverputz gekritzte Inschrift in gotischer Minuskel die Verwendung des an und für sich gekennzeichneten Raumes noch deutlich unterstreicht. Die Inschrift lautet: hy dir mein trew wolfgang von pienznav ritt M.

Aus dem Stammbaum der Pienzenauer (Oberb. Archiv, Bd. IL) läßt sich entnehmen: Otto der Pienzenauer aus der Werner-Friedrichschen Linie, der Vitztum, war vertrauter Freund des Erzbischofs Pilgrim II. von Salzburg, der am 27. November 1387 im Kloster

Raitenhaslach überfallen und als Gefangener nach Burghausen geführt wurde. An Otto v. P. und seine beiden Söhne Warmund und Ludwig richtet der Erzbischof aus der Gefangenschaft am 1. Dezember des gleichen Jahres einen Hilferuf. 1396 war Warmund Hofmeister Stephan III. in Ingolstadt. Um diese Zeit lebt auch ein Wolf v. Pienzenau aus der Werner-Ulrichschen Linie. Warmunds und Wolfs Urgroßväter waren Brüder. 1366 wurde Ludwig der Gebartete geboren. Mit 17 Jahren (1383) ging er im Dienste Frankreichs mit einer selbstgeworbenen Reiterschar nach Flandern und erhielt als Auszeichnung vom König von Frankreich ein Jahrgehalt von 4000 fr.

Ferner: ein Bruder Warmunds, Otto v. P., hatte zwei Söhne: Wolfgang und Friedrich; die beiden ließen im Verein mit mehreren Rittern 1439 in München ein Turnier ausschreiben. Wolfgang war 1451 in der Begleitung Herzog Ludwig des Reichen von Landshut in Speyer und dann bei dem Zug Herzog Ludwigs des Reichen gegen den Bischof von Eichstädt. Wolfgang war auch als Rat Herzog Ludwigs in politischer Beziehung tätig. Wolfgangs Tochter wurde 1462 Hofmeisterin der Gemahlin Herzog Ludwig des Reichen. Alsdann: Die Söhne Friedrichs v. P., des Bruders vom ebengenannten Wolfgang, hießen Hans und Wolfgang. Hans war der Pfleger zu Kufstein und Wolfgang ist Zeuge im Testament Georg des Reichen und dessen unglücklichen Kanzlers, des Grafen zu Neukolberg, Zeitgenosse.

Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich, daß die späteren Pienzenauer im Dienste der niederbayerischen Herzöge stehen, daß der Wolfgang Pienzenauer aus der Linie des Vitztums und ein Bruder des unglücklichen Hans, des Pflegers zu Kufstein, sogar Zeuge im Testament Georg des Reichen war, weshalb auf jenen Wolfgang aus der Werner-Ulrichschen Linie zurückgegangen werden muß, der in der Zeit oder etwas später lebte, da die Pienzenauer am Ingolstädter Hofe im Dienste standen. Als Warmund Hofmeister zu Ingolstadt genannt wird, hatte Ludwig der Gebartete schon ein Alter von 30 Jahren erreicht; 17 Jahre darnach übernahm er die Regierung. Um die Zeit seiner Gefangensetzung erscheint ein Wolfgang von Pienzenau auf dem Landtag des Ingolstädter Landanteiles zu Wasserburg im Jahre 1445 am Samstag nach Margaretentag (17. Juli). Es handelte sich um die Befreiung des gefangenen Herzogs. Als die Ingolstädter Landstände nach dem Münchner Landtage (13. Juli 1445 am Margaretentag), wo beraten wurde, was an den alten Herzog zu bringen sei, nach Burghausen zum Herzog Heinrich zogen, blieben sie unterwegs zu Wasserburg in einer Unterredung, über welche der Kammermeister vom Oberland an Herzog Albrecht berichtet:

Hochgebohrner Fürst, gnädiger lieber Herr!

Ich bin heute am Samstag in der zehnten Uhr gen Wasserburg gekommen. Da habe ich die ganze Landschaft, als sie bey Ew. Gnaden gewesen ist. Also war Herr Wolfgang Pienzenauer gleich erst vor mir gekommen mit einem Brief von meinem Herrn Herzog Heinrich und der schreibt etlichen von der Landschaft, daß sie von Stund an zu ihm sollten kommen mit Herrn Ludwig Pienzenauer, zwey von Wasserburg, Hanns Ebser, u. etliche mit ihm aus dem Gebürg. Nun ist das seyne Meynung, er wolle den alten Herzog wohl ledig machen u. gar um eine kleinere Summe, dann der Markgraf begehrt hat, u. als es lautet, so ist die Summe hinter 30000 fl. Er spricht auch ob die Landschaft nicht wolle, so wolle er ihn doch um diese Summe nicht liegen lassen etc.

Item also ist ein großer Zwietracht gewesen in der Landschaft, darum, daß er ihrer nur eine Anzahl gefordert hat u. was deren andere wären, die er nicht gefordert hat, die wollten nicht reiten. Also sind sie miteinander einig geworden, daß sie alle miteinander hinreiten zu ihm.

Item ist ein großes Murmeln unter ihnen, dabey ist verstehe, es sey eine Person unter ihnen, dadurch mein Herzog Heinrich aller mehr wisse.

Item ich verstehe aber lauter, daß gemeine Landschaft ein großes Verdriessen daran habe.

Item Herr Wolfgang Pienzenauer hat ihnen lauter gesagt, daß Herzog Heinrich spreche, er wolle mit ihnen gen Neuburg reiten, u. wolle zuwegen bringen, daß man sie zu dem alten Herzog lasse.

Item es hätten etliche fromme Leute gern



mit meinem Herrn geredet, da durfte einer vor dem andern nicht, dann ein treuer frommer Mensch, der meynt immer, man suche viel Vortheils wider euch u. ist mein Rath, daß ihr euere Kundschaft habet, wenn die Landschaft von ihm käme; daß ihr in Geheim denen von Ingolstadt schreibet u. dem Johann. Darum erfahret ihr wohl mehr. Doch, gehet ihm heimlich nach, so will ich auch mein Forsch haben an dem Herzog Heinrich bey meinen guten Freunden, u. erfahren, was ich mag. Das will ich Ew. Gnaden lassen wissen.

Item ich durfte zu Wasserburg nicht schreiben, das ich fürchtete, man verstände sich etwas, also hab ich hier zu Trospurg erst müssen schreiben.

Item, ich weiß nicht anders, die Landschaft finde ihn zu Burghausen.

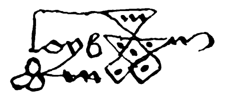
Item, er hat ihnen einen Brief geschrieben, darinn sie nicht ein ganzes Wohlgefallen haben alle.

Datum zu Trospurg am Samstag zu Nacht nach sankt Margarethentag 1445.

Kammermeister Ew. Gnaden
williger.

Aus der Urkunde läßt sich nicht genau entnehmen, ob der Wolf v. Pienzenau als Gesandter zuerst von Neuburg nach Burghausen und vom Herzog Heinrich erst nach Wasserburg geschickt wurde, um einige der Räte zu bestimmen, mit ihm nach Burghausen und von da mit dem Herzog nach Neuburg zu reiten, oder ob er Mandatus Heinrichs allein ist; es ist aber wichtig, daß er der unschlüssigen „Landschaft" zuredet, zu Herzog Heinrich zu kommen, der dann persönlich die Zulassung beim alten Herzog bewirken werde.

Paläographisch weisen die Schriftzüge in die Zeit des ausgehenden Mittelalters. Sie stehen in einer Höhe von 2 Metern an der Gefängniswand, im Schattenbereich der geöffneten Türe und sind deshalb schwer zu entdecken. Man darf wohl annehmen, daß die Widmung an den Pienzenauer im stillen, liebevollen Versenken an dessen treue Dienste oder an guten Rat, an gewährte Hilfe in der Not, an gemeinsam verlebte Kriegsfahrten ihren Ursprung hat. In diese Höhe kann sie nur ein Mensch von stattlicher Größe geschrieben haben, der des Lesens und Schreibens kundig war, ein Mann von Geist und Gemüt, der, vom Leben bitter enttäuscht, in Kerkerhaft sich des ihm ergebenen ritterlichen Freundes erinnert. Wer denkt dabei nicht unwillkürlich zuerst an den unglücklichen Herzog? Der epigraphische Vergleich mit seinem Handzeichen aus einer Urkunde des Kgl. Staatsarchives (Select. Ludwig d. Gebartete, Fasc. 1, Urk. 6) ergibt Ähnlichkeiten; soferne man in Betracht ziehen



muß, daß die Urkunde schon 1419, die Widmung an der Gefängniswand ca. 28 Jahre später geschrieben wurde, im ersten Falle also der Mann in der Vollkraft seines Lebens die Feder auf dem Pergament dirigiert, im letzteren aber der 80jährige Greis im Düster des Gefängnisses an senkrechter Wand in den Mörtelverputz kritzelt. Beide Male ist das Bedürfnis, guten Geschmack dadurch zu bekunden, daß die Schrift in einen Rahmen gesetzt wird, unverkennbar. Bei der Inschrift ist der Name Wolfgang durch die wagrechte Verlängerung der Abstriche des g nach links herüber gewissermaßen hervorgehoben, ebenso unterstreicht beim Handzeichen der nach links weggeführte, durch ein dreilappiges Blättchen geschmückte Endstrich des y den Eigennamen. Drei Blättchen bilden auch den beiderseitigen oberen Abschluß der Inschriftumrahmung. Von dem Initial der Unterschrift zieht eine Gerade wagrecht nach rechts und legt sich in Rauten und Dreiecken als gotisches Maßwerk ans Ende des reichen Namenszuges. Der Inschrift ist ein M beigefügt, auch im Handzeichen läßt sich im obersten Dreieck der Verzierung ein M konstatieren. Auf allen Urkunden Ludwig des Gebarteten steht neben dem Herzogstitel von Bayern der Titel des Grafen zu Mortagny, und es ist zu begreiflich, warum er sich im Gefängnis mit diesem Signum begnügt. Schließlich darf auch auf die gewissenhafte Hervorhebung des „Ritterstandes" des Pienzenauers bei der Inschrift hingewiesen werden, die mit der peinlichen Titelsetzung für alle Standespersonen in Ludwig des Gebarteten Urkunden im Einklang steht.

Bei der großen Seltenheit von Handzeichen



aus fürstlichen Urkunden muß der Schriftbeweis vorerst abgeschlossen werden. Immerhin aber bezeugt die Inschrift, daß für distinguierte Gefangene im Burghausener Schlosse ein besonderer Raum vorhanden war. Man braucht deswegen nicht anzunehmen, daß der Gefangene während seiner Haft die Schwelle der Gefängnistüre nicht mehr überschreiten durfte. So wird vom Grafen zu Neukolberg berichtet, daß es ihm, solange der Herzog lebte, leidlich erging, daß er zu essen und zu trinken nach Notdurft bekam, daß er überdies in die Kirche und in ein Bad gehen durfte, daß er aber einmal Gefahr lief zu verbrennen, da im Schlosse ein heftiger Brand entstand und niemand die Türen zu seinem Gefängnisse öffnen konnte, weil Herr von Zettwitz mit den Schlüsseln dazu ausgeritten war. Allerdings war das persönliche Verhältnis des Herzogs zu seinem Kanzler in Würdigung seiner Verdienste ein ganz anderes als das der beiden feindlichen Vettern ein halbes Jahrhundert vorher; bezeugt ja der Kanzler selbst, daß er im Anfange seiner Gefangennahme mit dem Herzog noch aus „einem Hafen aß“ und daß der Herzog ihm für die Fasttage eigens kochen ließ.*) Aber auch von Ludwig dem Gebarteten wissen wir, daß er alles erhielt, was er zu seiner geistigen und leiblichen Notdurft nötig hatte. Er erfreute sich einer mäßigen Freiheit innerhalb der Burgmauern, durfte mit den Burginsassen und mit seinem Geistlichen verkehren, hatte freien Zutritt zur Türnitz und verhandelte mit den Boten seiner Landstände. Der Chronist schreibt: In seinem 81. Lebensjahre zeigte er sich noch so bei Kräften, daß er seine Besucher manchmal im Scherze mit einer Hand so fest hielt, daß sie sich nicht leicht losmachen konnten. Bei solchen Gelegenheiten war er durchaus nicht wild und widerwärtig, sondern höflich, gesprächig und munter. Er scherzte mehrmals, daß man ihn so teuer verkauft hätte, da doch der Welterlöser nur um 30 Silberlinge wäre verhandelt worden. Nur gegen seine vertrautesten Freunde ließ er sich merken, daß ihn manchmal der Kummer beschleiche. Auch in der letzten Zeit, als er sehr krank wurde und der Leib ihm anschwoll, äußerte er kleinmütig gegen die ihn Besuchenden: „Wer mir dieß gesagt hit in meinen jungen Jahren, daß ich soviel leiden sollt, ich hät nit geglaubt, daß mich all deutsch Fürsten dazu hätten bringen mögen“, und wischte sich heimlich eine Träne aus den Augen.

Nur wenn sein Vetter Heinrich vor ihn trat, kehrte er sich von ihm weg und gefiel sich in der Gebärde fürstlichen Trotzes. Darum und nach all dem Gesagten will die Geschichte von der prunkvollen Hofhaltung des unglücklichen Herzogs ebensowenig glaubhaft erscheinen als das Märchen von seinem Strohlager im finstern Kerker der Burg zu Burghausen.

*) Man vergleiche hiezu die Bemerkung, die sich über die Verpflegung des Kanzlers in der Mautrechnung von Burghausen 1502 findet: „dem jungen Plandorffer um etliche wasser, so er dem canntzler zu ertzennei hinein in das gewelb geben hat, 3 Schill 15 ₰“. (Güt. Mitt. d. Hrn. Dr. Mitterwieser, Landshut.)

Schriftleitung: Dr. Georg Leidinger, Oberbibliothekar der k. Hof- u. Staatsbibliothek, München, Ludwigstr. 23.
K. Hofbuchdruckerei Kastner & Callwey.



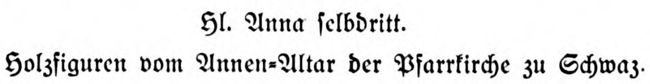
Hl. Ursula. (?)




Hl. Anna selbdritt.



Hl. Elisabeth.

Holzfiguren vom Annen-Altar der Pfarrkirche zu Schwaz.

Zu Seite 26.

Vom Büchertisch.

W. Pregers Lehrbuch der Bayerischen Geschichte. Neunzehnte und zwanzigste völlig umgearbeitete Auflage, verfaßt von Otto Kronseder. (VIII, 234 S., 4 Taf.) Erlangen und Leipzig 1914, A. Deichert. ℳ 2.50, geb. ℳ 3.—.

Wer je nach dem alten „Preger" Bayerische Geschichte gelernt hat, muß zugestehen, daß man aus dem Buche wirklich eine gute Kenntnis der bayerischen Vorzeit sich aneignen konnte. Freilich, sympathisch war das Buch den meisten Schülern nicht. Die herbe Strenge der kurzen Fassung, eine hohe Leistung vom wissenschaftlichen Standpunkt aus, behagte der Jugend wenig. Wo aber das lebendige Wort eines tüchtigen Lehrers hinzutrat, bot das Pregersche Lehrbuch eine ausgezeichnete Grundlage, und der wissenseifrige Schüler lernte es schätzen. 1864 zum erstenmal erschienen, hat es über ein halbes Jahrhundert den bayerischen Mittelschulen vortreffliche Dienste geleistet. Die vorliegende neueste Auflage, von dem k. Konrektor am Humanistischen Gymnasium zu Straubing, Dr. Otto Kronseder, in sehr geschickter Weise völlig umgearbeitet, läßt denjenigen, welcher sich an ältere Auflagen erinnert, erkennen, welch große Fortschritte unterdessen die bayerische Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung gemacht hat. Es ist ganz natürlich, daß der Einfluß von Riezlers Lebenswerk auf die Neugestaltung des Buches sich überall geltend macht. Noch mehr ist Doeberls Entwickelungsgeschichte Bayerns von dem neuen Herausgeber verwertet worden. Der „alte Preger" hat dadurch wesentlich gewonnen; er ist interessanter geworden als früher und kann nicht bloß den Schülern der mittleren Lehranstalten, wie es durch Ministerialentschließung bereits geschehen ist, sondern jedem Gebildeten und insbesondere dem bayerischen Geschichtsfreund bestens empfohlen werden. L.

Friedrich Glaser, Wanderbilder aus dem Alpenvorlande zwischen Isar und Lech. (130 S.) München 1912, Nahr & Funk. ℳ 1.20.

Wer bei Wanderungen in unserer herrlichen oberbayerischen Heimat nicht bloß die Naturschönheiten zu genießen gewohnt ist, sondern auch den Denkmälern der Vergangenheit seine Aufmerksamkeit schenken will, dem mag Glasers Büchlein ein willkommener Führer sein. Mit großem Verständnis hat der Verfasser in seine feinsinnigen Naturschilderungen viele interessante Mitteilungen aus Kunst- und Naturgeschichte des Alpenvorlandes eingewoben in frischer Form, die alles Lehrhafte vermeidet. „Wer recht in Freuden wandern will", mag Glasers Spuren folgen, und er wird dem Verfasser dankbar sein, der ihn zu vielen schönen und denkwürdigen Stätten führt und deren Wert und Bedeutung erst wahrhaft schätzen lehrt. L.

Dr. **Lorenz Huber, Die Kirchen der Gegend um Rosenheim:** 10. Heftchen, Die Kirche in Griesstätt von Kr.-Arch.-Ass. Dr. A. Mitterwieser, Rosenheim 1913. — 11. Heftchen, Die Klosterkirche in Altenhohenau, sowie die übrigen Nebenkirchen der Pfarrei Griesstätt von Kr.-Arch.-Ass. Dr. A. Mitterwieser, Rosenheim 1914. Kommissionsverlag L. Berchtenbreiter. Preis des Heftes 40 ₰ (einschl. Porto).

Die Kirche einer Ortschaft bildet, namentlich wenn sie Pfarrkirche ist, seit einer Reihe von Jahrhunderten den geistigen Mittelpunkt des Dorflebens. Alte Erinnerungen beschwört sie herauf und was sie uns erzählt, ist nicht bloß die Geschichte eines Bauwerkes, sondern in gewissem Sinne ein Spiegelbild der Geschichte des Dorfes. Dieser Gesichtspunkt kommt zur Geltung in der verdienstvollen Sammlung Dr. L. Hubers „Die Kirchen der Gegend um Rosenheim", von welcher bisher 11 Heftchen erschienen sind (Hirnsberg, Sölhuben, Pietzing, Neukirchen, Reisach, Riedering, Rohrdorf, Petersberg, Erl, Griesstätt, Altenhohenau). Es wird hier den Spuren des Werdens der einzelnen Kirchen gefolgt und erzählt von den Zeiten und den Menschen, die sie schufen. Die beiden letzten Hefte haben im Kreisarchivassessor Dr. A. Mitterwieser einen orts- und sachkundigen Bearbeiter gefunden. Der Verfasser, ein Sohn der Pfarrei Griesstätt, bietet uns weit mehr, als er im Titel ankündigt. Er läßt nicht nur den Bau der Kirchen seiner Heimat erstehen, er gewährt uns auch einen Überblick über die Pfarr- bezw. Klostergeschichte. Beide Schriftchen sind ein Vorbild, wie man bei Abfassung von Orts- und Pfarrchroniken wissenschaftliche Gründlichkeit mit klarer, leicht verständlicher Darstellung verbinden kann und soll. Mögen die schön ausgestatteten Hefte, für welche der Herausgeber erhebliche finanzielle Opfer bringt, die wünschenswerte Verbreitung finden und so im Volke „das Verständnis für die Heimatkirche und die Anhänglichkeit an die Heimat" fördern! Josef Weber.

Altbayerische Monatsschrift

herausgegeben vom Historischen Verein von Oberbayern



Band 13 Heft 2

Altbayerische Monatsschrift.

Die Altbayerische Monatsschrift erscheint in Bänden von je 5 Heften, welche an die Mitglieder des historischen Vereines von Oberbayern ohne weiteres Entgelt abgegeben werden.

Preis für Nichtmitglieder: 7 Mk. für den Band, 2 Mk. [illegible] Pf. für das einzelne Heft.

Der buchhändlerische Vertrieb ist vom historischen Verein der J. J. Lentner'schen Buchhandlung (Ernst Stahl) in München übertragen worden. Bestellungen übernimmt diese sowie jede andere Buchhandlung.

XIII. Band 1915/1916.

Inhalt des 2. Heftes.



Der junge Max (II.) Emanuel von Bayern und sein Hof.

Auf Grund der Schlußrelation des französischen Gesandten de la Haye und anderer unbekannter Aktenstücke aus München, Wien, Paris und Turin.

Von Dr. Michael Strich.

Das französische Gesandtenwesen unter dem ancien régime weist mannigfaltige Nüancierungen auf. Schwankend in den Anforderungen an Abstammung und Vorleben seines diplomatischen Korps, kennt das vorrevolutionäre Regiment ebensowenig bindende Vorschriften über eine berufsmäßige Ausbildung seiner Vertreter in der Fremde. Völlig souveräner Willkür anheimgestellt bleibt eine Erfüllung oder Versagung aller finanziellen Ansprüche, die der Monarchie von jener Seite unterbreitet zu werden pflegen; denn eine auch nur annähernd einheitlich fixierte Regelung der jährlichen Einkünfte oder sonstigen Bezüge, die der Repräsentant der Regierung je nach dem Sitz seiner Tätigkeit zu erheben berechtigt wäre, ist in Versailles nicht vorgesehen.

Überraschend feste Grundsätze zeigt dagegen das französische Königtum der Bourbonen in der strengen Beibehaltung einmal geübter Verkehrsformen zwischen ihren auswärtigen Bevollmächtigten und dem eigenen Kabinett;[1]) mit einer merkwürdigen Konsequenz hat es beispielsweise seit den Tagen Heinrichs IV. bis zum Beginn der großen Revolution daran festgehalten, daß lediglich seine Vertreter bei der hohen Pforte auch ohne Aufforderung die Erfahrungen während ihrer Dienstzeit in einer ausführlichen Schilderung schriftlich niederzulegen hatten, sobald die Stunde ihrer Abberufung gekommen war.[2]) Im einzelnen gab ein solches Memoire, wie ich vielleicht als bekannt voraussetzen darf, ähnlich den venetianischen Finalrelationen[3]) eine Personalbeschreibung des Hofes und verbreitete sich wohl auch über den merkantilen Zustand des Landes. Es ist nicht einzusehen, warum — seit den ersten Anfängen einer ständigen Diplomatie — gerade im Reich der Osmanen[4]) jener Brauch dauernd im Schwange war — genug, die Tatsache steht ebenso fest wie die Gewißheit, daß Schlußberichte der Vertreter Frankreichs an den deutschen Höfen im 17. und 18. Jahrhundert zu den größten Seltenheiten gehören.

Wir müssen es daher durchaus als eine Ausnahme von der Regel betrachten, wenn am 14. November des Jahres 1684 König Ludwig XIV. von Frankreich seinem Gesandten in München, dem Herrn Denis de la Haye Vantelet, den Befehl erteilte, ein getreues Bild von dem dortigen Hof zu entwerfen,[5]) eine Ent-

[1]) Bachet: Histoire du dépôt des Affaires Étrangères à Paris. Paris 1875 p. 6 ss.

[2]) O. Krauske in „Staats- und Socialwissenschaftliche Forschungen", herausgeg. von G. Schmoller, Bd. V, Heft 3, S. 243.

[3]) L. v. Ranke: Französische Geschichte Bd. V (1878), 37 ff.

[4]) E. Charrière: Négociations de la France dans le Levant 1515—1598. (Paris 1848—1860) I. Bd. p. 1 ss.

[5]) Archives des Affaires Étrangères à Paris. Correspondance politique „Bavière" vol. 38.



schließung, die wir um so freudiger begrüßen, als es in der bisherigen Literatur an Schilderungen des bayerischen Hofes in jenen Tagen völlig fehlt; hier ist wirklich einmal der beliebte Ausdruck von der klaffenden Lücke am Platze.

Nicht als ob dieses verdammende Urteil auch für die zweite Hälfte bezw. den Ausgang der Regierung Kurfürst Max Emanuels mit demselben Recht bestände. Gleich dem Versailler Marquis de Dangeau ist Maximilian Graf von Preysing[6]) seit dem Utrechter Frieden als eifriger Chronist höfischen Lebens in München am Werk, und welche Fülle von Einzelheiten aus dem Jahre 1719 verdanken wir dem Aufenthalt Karl Ludwigs von Pöllnitz[7]) in der kurfürstlichen Residenz; „divertissant beim beim Essen, hernach einsperren" — mit diesen beißenden Scherzworten soll einmal Kronprinz Friedrich II. von Preußen über den liebenswürdigen eleganten Abenteurer an der Rheinsberger Tafelrunde abgeurteilt haben;[8]) — und in der Tat dieser Vorläufer „Semilassos" hat mit dem Fürsten von Pückler-Muskau nicht nur die Reiselust gemein;[8a]) wie jener läßt der seiner Phantasie zuweilen kühn die Zügel schießen und schmückt seine Erlebnisse mit frei erfundenen Einzelzügen aus; aber auch die treffliche Beobachtungsgabe des fürstlichen Weltenbummlers steht Pöllnitz nicht minder zu Gebote, und Unrecht wäre es endlich, ihm für seinen Hang zur Erzählung wunderbarer Abenteuer kurzweg jede Glaubwürdigkeit absprechen zu wollen. Den Kernpunkt der Dinge trifft er stets, sobald er nicht gerade pro domo schreibt; und um so weniger haben wir gerade diesmal die Berechtigung, ihn der Übertreibung zu beschuldigen, wenn er angesichts der sich drängenden Fülle von glanzvollen Festlichkeiten am Münchener Hofe auf einer verzauberten Insel zu weilen glaubt; bestätigt er uns doch nur, daß der alternde Max Emanuel kein anderer war als in dem liebenswürdigen Überschwang seiner Sturm- und Drangperiode, die Graf Lantéry,[9]) ein — bis heute unbekannt gebliebener — vortrefflicher Kenner der bayerischen Hauptstadt, so reizvoll vor uns wiedererstehen läßt.

Auch unter Ferdinand Maria drängte es manch fremden Kavalier, der sich in der Welt umsah, am Hofe der geistreichen und prachtliebenden Kurfürstin Adelheid Einkehr zu halten. Mit Staunen vernahmen die Zeitgenossen aus dem Munde eines Chapuzeau,[10]) Priorato,[11]) Paccichelli,[12]) von dem fröhlichen Treiben in den prunkvollen Schlössern zu Dachau, Nymphenburg und Schleißheim, von prächtigen Lustfahrten auf dem Bucintoro, der buntbewipfelt und majestätischer[13]) als jenes gleichnamige Schiff der Signoria auf dem Canale grande, so manche

[6]) Karl Trautmann: „Französische Schauspieler am bayerischen Hofe", im Jahrbuch für Münchener Geschichte II, S. 256 u. S. 322 (München 1888).

[7]) S. v. Riezler: Geschichte Baierns (Gotha 1914) Bd. VIII, 397.

[8]) Journal secret du baron Chr. Louis de Seckendorff (1811), 143.

[8a]) Herm. L. Fürst von Pückler-Muskau: Semilassos vorletzte Weltgänge (Stuttg. 1835).

[9]) Die von mir im K. Ital. Staatsarchiv zu Turin aufgefundenen Berichte des savoyischen Gesandten Graf Lantéry aus den Jahren 1676—1692 (10. Bd.) sind eine hervorragende Quelle zur Geschichte des Münchener Hofes jener Zeit; sie bieten, soweit ich sie bis jetzt exzerpiert habe, besonders über den Kurfürsten Max Emanuel: seine Tageseinteilung, Aufenthalt, Gewohnheiten, sowie über seine Umgebung von Woche zu Woche fortdauernd Neuigkeiten; sie stehen auf derselben Stufe wie die Aufzeichnungen Dangeaus und de Sourches' für das Versailler Hofleben.

[10]) S. Chapuzeau: Relation sur l'estat présent de la maison Électorale et de la cour de Bavière. Paris 1673. Vergl. über Samuel Chapuzeau „den vielgereisten Literaten" Karl Trautmann: „Französische Schauspieler am bayerischen Hofe" i. Jhb. f. Münch. Geschichte II, 217, 302; derselbe in „Münchener Neueste Nachrichten" 1884 Nr. 24.

[11]) Relatione della Corte e Stati del Serenissimo Ferdinando Maria Elettore di Baviera descritta dal Conte Galeazzo Gualdo Priorato. In Leyden 1668. Das 53 Seiten enthaltende Büchlein ist der Kurfürstin Adelheid gewidmet; seine begeisterte Schilderung der Residenz (S. 20 f.) kann auch heute noch mit Nutzen gelesen werden.

[12]) Abbate Giov. Batt. Pacichelli: Memorie de Viaggi per l' Europa Christiana scritte a Diversi in occasion de' suoi Ministeri III (1685). Vgl. S. v. Riezler: Geschichte Baierns VII, 91.

[13]) Chapuzeau: a. a. O. S. 62 f. Vergl. auch Simonsfeld: Der Bucintauro auf dem Starnbergersee im Jahrbuch für Münchener Geschichte IV und Riezler VII, 102 f.

Sommernacht beim Schein des Mondes den Starnbergersee durchkreuzte; und wenn sie vollends hörten, daß ein nicht endenwollender Reigen von Lustbarkeiten aller Art — es sei hier nur der Hirschjagden à la bavaroise, der Kopfrennen, Wirtschaften und Scheibenschießen gedacht — die Münchener Hofgesellschaft beständig in Atem hielt, so mochten sie finden, daß das Versailler Original in nichts den Vorrang besaß. — Allein weder bei Chapuzeau, dem internationalen Hofhistoriographen, der im Stil der Prezieusen über die Herren und Damen der Münchener Residenz berichtet[14]) und Götter und Helden zu ihrer Würdigung heraufbeschwört, noch bei dem Grafen Priorato kommen die Charakteristiken über Ansätze und Allgemeinheiten hinaus.

Dagegen wird man beim Lesen der jüngst von Doeberl[15]) veröffentlichten „Beschreibung des churbayerischen Hofes" zu einer lebendigen Anschauung der Münchener Hof- und Staatsmänner sowie ihres Oberhauptes gelangen. Mag auch die antibayerische Tendenz ihres Verfassers, des Grafen Leopold Wilhelm von Königsegg, einer sachlichen Begründung häufig störend in den Weg treten, nichtsdestoweniger wird man die wertvolle Quelle gern zu Rate ziehen, wenn man sich über die leitenden Persönlichkeiten unter Ferdinand Maria unterrichten will; nur darf man eben dem Autor nicht blindlings folgen und die Kritik ausschalten.

Das nämliche gilt von der im Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris von mir aufgefundenen „Relation de l'estat présent de la cour de Bavière envoyée par Mr. de la Haye", die zu Beginn des Jahres 1685 in München niedergeschrieben und am 17. Januar desselben Jahres an König Ludwig XIV. übersandt wurde.[16])

Ich habe die Gesandtentätigkeit des Verfassers an anderer Stelle bereits eingehend gewürdigt[17]) und den Hauptmangel seiner diplomatischen Befähigung in einem wenig taktvollen, ja geradezu unhöfischen Auftreten gefunden. Er kennt in einer aussichtslosen Situation keine durch die Klugheit gebotene Zurückhaltung und kann nichts verschweigen, was er auf dem Herzen hat. Bei seinem plumpen zufahrenden Wesen, das die Dinge so nennt, wie sie ihm augenblicklich erscheinen, ist er ein wenig würdiger Vertreter der Kabinettspolitik seines Zeitalters.

Darin liegen aber gerade die Vorzüge seiner Berichterstattung. Er ist einer jener Geschäftsträger, die auch nach Versailles berichten, was dort nicht gern gehört wird. Erdmannsdörffer[18]) hat einmal mit Recht gegen Legrelle hervorgehoben, daß denjenigen französischen Diplomaten an den deutschen Höfen nicht allzuviel Glauben beizumessen ist, die die Gleichgültigkeit der deutschen Fürsten gegenüber dem Fall Straßburgs betonen; sie wollen den Freudenrausch in Versailles nicht stören. Diese Verbeugung vor dem Sonnenkönig macht de la Haye nicht mit; er setzt im Gegenteil seine Regierung ganz offenherzig von all den Gründen in Kenntnis, die Max Emanuel und sein Staatskanzler mit schneidenden Worten für die Nichtberechtigung der Reunionspolitik ins Feld führen.[19]) Ohne irgendwelche Abschwächung, ohne Rücksicht auf sich selbst und die Stimmung in Versailles gibt er getreulich die überzeugenden Ausdrücke ehrlicher Erbitterung wieder, die er aus dem Munde des sonst eher frankreichfreundlichen Kaspar von Schmid in einer erregten Auseinandersetzung hören muß. Kein Bedenken trägt er, peinliche Auftritte, bei denen er selbst nicht gerade zum besten davonkommt und die zu ignorieren Ludwig XIV. in seinem königlichen Stolz doch nicht erhaben genug ist, mit einer fast bewundernswerten Freimütigkeit seinem Gebieter rückhaltlos zu rapportieren.

[14]) Z. B. über den Chevalier de Beauveau S. 175.

[15]) M. Doeberl: Bayern und Frankreich II, 1—16. Doeberl hat die Beschreibung im Wiener Staatsarchiv aufgefunden. Der Verfasser, Reichsvizekanzler Graf Leop. W. v. Königsegg, war in den Jahren 1672 und 1673 als außerordentlicher Gesandter Leopolds I. in München tätig.

[16]) Archives des Affaires Étrangères à Paris. Corresp. polit. „Bavière" vol. 38 fol. 425—436.

[17]) M. Strich: Beiträge zur Geschichte der bayerisch-französischen Beziehungen unter Kurfürst Max Emanuel. I. Der französische Gesandte Denis de la Haye und seine Abberufung von München, erschienen im „Oberbayerischen Archiv" Bd. 58 S. 329—369.

[18]) B. Erdmannsdörffer: Deutsche Geschichte 1648—1740 I, 663 (1892).

[19]) K. Th. v. Heigel: Quellen und Abhandlungen zur neueren Geschichte Bayerns II, 89 (1890).



Davon zeugt in besonders drastischer Weise ein Zusammenstoß zwischen ihm und dem Wittelsbacher Albrecht Sigismund, Bischof von Freising, ein Vorfall,[20]) der schon deshalb bekannt zu werden verdient, weil er einen wertvollen Beweis für die tiefe vaterländische Erregung bietet, welche die maßgebenden bayerischen Regierungskreise nach der Straßburger Gewalttat anhaltend beseelte.

An einem Februarabend des Jahres 1683 war de la Haye bei Herzog Maximilian Philipp zur Tafel geladen; im Gespräch mit Graf Taufkirchen begriffen, näherte sich plötzlich der Freisinger Bischof dem französischen Gesandten und richtete unvermutet die Frage an ihn: „ob er den »Macchiavelli« gelesen habe"? Als der Gesandte ein wenig erstaunt darauf erwiderte, er sei bekanntlich in Frankreich wie in allen katholischen Ländern verboten, replizierte Albrecht Sigismund: „gewiß lese man ihn dort und folge seinen Maximen, da man mit Gewalt und ohne Gerechtigkeit das, was anderen gehöre, an sich reiße; die Franzosen kümmerten sich eben um nichts, wenn sie nur ihre brutalen und überaus tyrannischen Absichten glücklich zu Ende führen können."

Wie empfindlich trotz aller gespielten Erhabenheit der französische König von dieser heftigen Anklage des bayerischen Kirchenfürsten betroffen wurde, beweist unzweifelhaft die polternde Tonart seiner Antwort, die wörtlich lautete: „Herr von La Haye, Ihr Brief informiert mich von all den überspannten Narrheiten, die der Bischof von Freising Ihnen gesagt hat, aber je mehr er in seiner Haltung derartige tolle Zornesausbrüche hervortreten läßt, um so unwürdiger macht er sich meines Grolls; daher genügt es allen denen, die Ihnen davon sprechen, zu bezeugen, daß ich ihn zu sehr verachte, um zu wünschen, daß man ihm für die Dummheiten, die ihm entschlüpfen, einen Verweis erteilt."[21])

Schwerlich hätten Diplomaten vom Range eines d'Estrées oder Harcourt derart leidenschaftliche Angriffe auf die Unfehlbarkeit ihres königlichen Herrn zu übermitteln gewagt; aber gesetzt, sie hätten einmal solche unliebsamen Wahrheiten nicht verschweigen können, keinesfalls doch die sich bietende Gelegenheit versäumt, um sich selbst dabei als mannhafte Verfechter der geheiligten Autorität und des „sonnenklaren Rechts" aufzuspielen, und keinem Zweifel unterliegt es, daß in ihrer Darstellung nicht sie selbst, sondern der Freisinger Bischof tief gedemütigt die Abendtafel Maximilian Philipps verlassen hätte.

Dürfen wir somit in die subjektive Zuverlässigkeit unseres Gewährsmannes keinen Zweifel setzen, so liegt in seiner zehnjährigen Tätigkeit am bayerischen Hofe allein schon eine Gewähr dafür, daß er im allgemeinen über die dortigen Vorgänge und die führenden Würdenträger sich ein richtiges Urteil bilden konnte.

So ist ihm denn zunächst auch die Beurteilung des jungen Max Emanuel gut gelungen, der in seiner überschäumenden Lebenslust und seinem lebhaften Tatendrang geradezu wie ein Vorläufer des Kraftburschentums der Genieperiode erscheint. Es gemahnt an die ungebundene Ausgelassenheit der Weimarer Frühzeit unter Karl August, wenn der Wittelsbacher, sobald der erste Schnee fällt, Kavaliere und Hofdamen aus den Häusern trommelt und mitternächtlicher Weile beim Schein der Fackeln klingelnd und in sausender Eile durch die Straßen Münchens zu Schlitten jagt;[22]) wenn er inkognito in Augsburg weilend zur Schlafenszeit einen Pistolenschuß aus dem Fenster seines Gasthofszimmers abgibt und sodann mit großer Belustigung die aus ihren Träumen gerüttelten Philister aufgeschreckt auf dem Marktplatz herumirren sieht;[23]) wenn er in Schloß Haltenberg beim Frühstück mit St. Maurice und della Perosa begriffen, plötzlich auf den Einfall kommt, eine Reise nach Nürnberg zu unternehmen und diesen Gedanken mit einer

[20]) Aff. Étr., Paris. Corresp. pol. „Bavière" vol. 36. De la Haye an Ludwig XIV. am 2. März 1683.

[21]) Aff. Étr. „Bavière" 36. Ludwig XIV. an de la Haye am 19. März 1683 aus Villercosterets.

[22]) R. Archivio di Stato in Torino. Lettere Ministri „Baviera" mazzo V. Graf Lantéry an die Herzogin von Savoyen am 20. Februar 1682. Der erste Schnee fiel 1682 erst am 19. Februar. Mazzo V. Pallavicini am 10. Januar 1681 an S. Tomaso.

[23]) Aff. Ètr. Paris. „Bavière" vol. 30. De la Haye an den König im Oktober 1679.

solchen Eile in die Tat umsetzt, daß die Pagen nicht einmal mehr die notwendige Wäsche in den sofort davonrollenden Jagdwagen bringen können;[24]) wenn er im Zimmer zu Pferd einen Sprung über den Tisch macht,[25]) oder bei Ausübung des Weidwerks durch Waghalsigkeit ohnegleichen sein Leben wiederholt aufs Spiel setzt;[26]) wenn die Hofgesellschaft, wie Frau von Simeoni berichtet,[27]) sich in Nymphenburg um 5 Uhr nachmittags versammelt, dort die ganze Nacht bis 5 Uhr morgens in heiterer Geselligkeit verbringt, alsdann bei den Theatinern die Messe hört, um darauf bis 4 Uhr nachmittags dem wohlverdienten Schlafe sein Recht zu geben, oder wenn endlich der Münchener Kammerherr della Perosa einem Turiner Freund berichtet, daß von 5 Uhr morgens bis 6 Uhr abends Max Emanuel und seine bevorzugten Jagdgenossen an einem waldreichen Ort acht Tage hindurch auf das angestrengteste Erdarbeiten verrichten, um den glücklichen Erfolg einer Falkenjagd sicherzustellen; an einer dort aufgestellten, mit Speisen besetzten Tafel werden Audienzen erteilt und auswärtige Minister bewirtet. „Unser junger Herr arbeitet mehr als jeder von uns", gesteht der Günstling seinem Vertrauten.

de la Haye befindet sich demnach in voller Übereinstimmung mit anderen klassischen Zeugen, wenn er uns in dem jungen Max Emanuel einen allem abgezirkelten Wesen und jedem Regelzwang abholden, manchmal recht ungebärdigen, aber stets nach hohen Lebenszielen stürmisch drängenden Prinzen ahnen läßt. — Dagegen wird die wissenschaftliche Forschung mit Überraschung hören, daß der französische Gesandte zwei der bekannten Parteigänger des kaiserlichen Hofes in München 1685 als eifrige Anhänger Ludwigs XIV. bezeichnet, aber sowohl die Nachricht von dem politischen Frontwechsel des bayerischen Ministers von Leydel wie auch des Herzogs Maximilian Philipp — wenn auch bei letzterem in erheblicher Abschwächung — beruht auf Wahrheit, wie meine archivalischen Nachforschungen ergaben.

Der ehemalige Cammer-Advocat zu Landshut, Dr. Johann Baptist Leidl, hatte nur zögernd einem Anfangs Januar 1663 erlassenen Dekret des Kurfürsten Ferdinand Maria, das ihn als Hofkammerrat und Fißcalen nach München berief, Folge geleistet;[29]) nicht allein, weil seine Praxis in der schön gelegenen Trausnitzstadt mehr abzuwerfen schien als die gewöhnliche Besoldung seiner neuen Condition, sondern vor allem, weil sein Schwiegervater, Dr. Bernhard Vogl, ein Witwer im Alter von 66 Jahren, einer treuen Freundeshand bedürfe;[30]) jedoch besiegten neue Vorstellungen der kurfürstlichen Hofkammer, unter denen ein zugesagter Geldzuschuß eine Rolle gespielt zu haben scheint, schließlich seine Bedenken und veranlaßten 1664 seine Übersiedelung nach München,[31]) einen Entschluß, den er in der Folgezeit nicht beklagen sollte; schon in seinem schnellen Aufrücken zu höheren Stellen und verschiedenen Gnadengeschenken trat dies nach außen hin zu Tage. 1667 zum Revisionsrat befördert,[32]) wurde er, nachdem er bereits seit August 1672 Verrichtungen bei der geheimen

---

[24]) Archivio d. St. Torino. Lettere Ministri „Baviera" mazzo IV. Abbate Pallavicini an die Herzogin von Savoyen am 30. August 1680.

[25]) Archivio d. St. Torino. Lettere Ministri „Baviera" mazzo V. Graf Lantéry an die Herzogin am 19. September 1681.

[26]) Archiv. d. St. Torino. Lettere Ministri „Baviera" mazzo V. Graf Lantéry an S. Tomaso am 15. August 1681.

[27]) Archiv. d. St. Torino. Lettere part. N͟r͟o 470. Frau v. Simeoni an die Herzogin von Savoyen am 1. Dezember 1679.

[28]) Archiv. d. St. Torino. Lettere Ministri „Baviera". Chevalier della Perosa an Graf Buttigliera am 5. April 1680.

[29]) Kreisarchiv München H. R. 380/742.

[30]) Kreisarchiv München a. a. O. Leydel an Kurfürst Ferdinand Maria am 24. Februar 1663.

[31]) Kgl. Bayer. Allg. Reichsarchiv S. XXIII Lit. L. Cart. 13. 1 Faszikel. Personalakt. Dekret Ferdinand Marias vom 24. September 1664. — Seine jährliche Besoldung betrug 600 Gulden.

[32]) Kreisarchiv München 248/372 Dekret vom 6. Oktober 1667. Laut Dekret vom 18. April 1673 wurden ihm 150 Gulden extra im Jahr bewilligt.

Kanzlei zu besorgen hatte,[33]) am 21. April 1677 gemeinsam mit dem Obristhofmarschall Graf Maximilian Ferdinand von Törring zum wirklich geheimen Rat gnädigst deklariert.[34])

Weit schärfer noch bekundete der Landesherr sein Vertrauen zu Leydels hervorragenden Fähigkeiten, wenn er den Verwaltungsbeamten mit diplomatischen Dienstleistungen betraute, die ihn bis zur Thronbesteigung Kurfürst Max Emanuels nach Warschau, Freising[35]) und viermal an den Wiener Hof führten.

Äußerst gering waren freilich die Anforderungen, welche an seine eigene Mitwirkung gestellt wurden, als er 1667 und im Sommer 1673 bei Leopold I. die Münchener Regierung vertrat. Das erstemal hatte er überhaupt keine eigentlich politische Aufgabe zu erfüllen;[36]) und auch das zweitemal konnte er sich in der Kaiserstadt noch nicht die diplomatischen Sporen verdienen. Damals handelte es sich darum, einen drohenden Zusammenstoß zwischen der kaiserlichen Armee und einem an der Grenze aufgestellten bayerischen Observationskorps zu verhüten;[37]) aber die dieserhalb geführten Verhandlungen mit den österreichischen Ministern wurden ausschließlich von Ewald von Kleist bestritten, während ein selbständiges Eingreifen des ihm attachierten Revisionsrates Leydel wohl nicht vorgesehen war.

Es entzieht sich meiner Kenntnis, welche besonderen Weisungen es waren, die ihm der bayerische Kurfürst für seine Mission nach Warschau[38]) auf den Weg mitgab; als gesichert kann bis jetzt nur gelten, daß sein Aufenthalt in der polnischen Hauptstadt von Ende März bis Anfang Juni 1674 mit der Vakanz des polnischen Königsthrones in Verbindung stand; vielleicht aber lassen die damaligen vortrefflichen Beziehungen zwischen München und Versailles den Schluß zu, daß an der am 21. Mai 1674 erfolgten Wahl des Krongroßfeldherrn Johann Sobieski — bekanntlich ein wertvoller Erfolg für die französische Politik — auch der bayerische Vertreter einigen Anteil hatte.

Weit besser informiert sind wir dagegen über Leydels dritte und vierte Sendung an den Wiener Hof. Sowohl vom Juni bis September 1676[39]) wie in den Jahren 1678 und 1679 sollte er einem Herzenswunsch des Kurfürsten Ferdinand Maria die Erfüllung verschaffen. Persönlich engagiert, wie in keiner anderen Phase seiner Herrschaft, war es der glühende Ehrgeiz dieses Wittelsbachers, als Mediator die Beendigung des Reichskrieges gegen Frankreich herbeizuführen oder wenigstens durchzusetzen, daß seiner vermittelnden Tätigkeit in dem Nymweger Schlußtraktat gedacht würde.[40]) In geradezu ergreifender Weise bezeugt die Korrespondenz zwischen Ludwig XIV. bezw. Kardinal d'Estrées und der bayerischen Regierung, daß bis zum Ende seines Lebens Kurfürst Ferdinand Maria es nicht überwunden hat, trotz der zweifellosen Geneigtheit[41]) der französischen Vertreter zu Nymwegen alle seine Vorschläge in dieser Hin-

---

[33]) Allg. Reichsarchiv a. a. O. Dekret Ferdinand Marias vom 26. August 1672.

[34]) Reichsarchiv a. a. O. Bezüglich der jährlichen Besoldung wurden ihm jährlich zu 450 Gulden Gnadengeld noch 1000 Gulden samt der Lieferung auf 2 Pferde verabfolgt.

[35]) Vergl. S. v. Riezler: Geschichte Baierns Bd. VIII, 562. Diese Mission Leydels im September 1677 hing mit dem Projekt von Landesbischöfen zusammen.

[36]) Vergl. M. Doeberl: Bayern und Frankreich, 299.

[37]) M. Doeberl: Bayern und Frankreich, 496.

[38]) Kgl. Bayer. Allg. Reichsarchiv a. a. O. Die Kosten der Reise, an der auch Franz Wilhelm Ludwig v. Kurz und ein anderer Begleiter teilnahmen, betrugen 2287 Gulden 85½ kr. Vor Antritt der Reise wurde er von Ferdinand Maria in den Adelsstand erhoben. „Indem auch Ihre Chftl. Dchl. mir den paß und creditif mit dem praedicat von Leidl gndst. erteilt haben, habe ich mein pettschaft der Nammen halber verendern vnd ein andern setzen lassen müeßen".

[39]) Doeberl a. a. O. 503.

[40]) Archives des Aff. Étr. Paris. „Bavière" vol. 27. Ferdinand Maria an Ludwig XIV. 27. Juli 1678.

[41]) Aff. Étr. „Bavière" vol. 28. Ludwig XIV. an Ferdinand Maria .... „Les miens n'ont rien oublié pour surmonter cette difficulté (d. h. den Widerstand der kaiserlichen Gesandten in Nymwegen) et ils le faisoient avec d'autant plus de confiance que i'en avois conceu une entière par vos lettres et par celles de mon cousin le Card^al d'Estrées que l'Empereur y donneroit les mains ... Je charge le Card^al d'Estrées de vous tesmoigner encore plus expressement la peine que j'ay eu de ne pouvoir obtenir à Nimègue une chose que vous paroissiez affectionner ..."



sicht durch das geringe Entgegenkommen des Wiener Hofes rundweg verworfen zu sehen. „Euer Majestät dürfte mir ohne Zweifel Recht geben," so schrieb in schmerzlicher Erregung am 20. Februar 1679 der in seinen Hoffnungen Betrogene an Ludwig XIV., „wenn ich ihr sage, daß die Überraschung, die mich jählings betraf, als ich mich in dem Nymweger Friedensinstrument ausgelassen sah, unglaublich ist;"[42]) und noch schärfer hat der Gesandte de la Haye in einem Schreiben an den französischen Minister Pomponne die melancholische Stimmung des Verbitterten gekennzeichnet: „der Kurfürst hat mir gesagt," heißt es da am 1. März 1679, „er dürfte nunmehr der Spielball unter all seinen Amtsbrüdern sein, der von ihnen und den anderen Fürsten des Reiches verspottet würde."[43]) Wenn zu solch maßloser Übertreibung der sonst Scharfblickende sich hinreißen ließ, so beweist dies eben nur, wie sehr er sich das Scheitern dieses Lieblingsplanes zu Herzen nahm.

Aus diesem grell hervortretenden politischen Gegensatz geht zur Genüge hervor, daß von einer österreichischen Gesinnung des kurfürstlichen Vertreters Leydel in den letzten Regierungsjahren Ferdinand Marias nicht gesprochen werden darf; noch in letzter Stunde, als dank der Opposition der Grafen Kinsky und Strattmann zu Nymwegen an der Verwerfung der bayerischen Wünsche kaum mehr zu zweifeln war, hatte Ferdinand Maria die Hoffnung nicht aufgegeben, daß ihm am Wiener Hof in Leydel ein Rächer seiner Ehre erstehen würde. „Ich kann es Ihnen nicht genügend hervorheben", schrieb am 15. Februar 1679 Kardinal d'Estrées an Pomponne, „mit welcher Kraft er (durch Leydel) in Wien sich ausdrückt, um dort vor der Ratifikation den Schaden, den ihm die kaiserlichen Minister in Nymwegen zugefügt haben, wieder wett zu machen."[44])

Ein Verrat an der eigenen Regierung wäre es demnach gewesen, wenn Leydel in all diesen Verhandlungen nicht Hand in Hand mit Frankreich gegangen wäre; gab er damals nicht Kaiser Leopold durch schärfsten Widerstand zu erkennen, daß ihm das Interesse seines Herrn höher stand als die Gunst der Hofburg, so handelte er ebenso pflichtvergessen, wie der bayerische geheime Rat Franz von Mayr,[44a]) der immer mehr zum bloßen Werkzeug einer fremden Macht herabgesunken war.

Wohl aber war Leydels Persönlichkeit dem Wiener Hof nicht unsympathisch und besonders mit dem einflußreichen Schwiegervater Leopolds I., dem Herzog Philipp Wilhelm von Neuburg, der 1675/76 zur kaiserlichen Partei überging,[45]) stand er im vortrefflichen Einvernehmen; ja es kam zuweilen vor, daß seine entente cordiale mit dem neuburgischen Minister, dem Geheimrat Schellerer, der bayerischen Regierung zu weitgehend erschien .... „das will mir keineswegs gefallen, — sagte im Juli 1676 mißbilligend Ferdinand Maria zu de la Haye, als ihm von Seiten Philipp Wilhelms diese Intimität zu Ohren kam, — aber ich habe dem Herzog von Neuburg wissen lassen, daß unsere Interessen auseinandergehen und zu gleicher Zeit an Leydel geschrieben, er solle die Verbindung mit dem Minister von Neuburg nicht weiter aufrechterhalten."[46])

Es kann auch als sicher gelten, daß Leydel den Plan einer Vermählung zwischen der Erzherzogin Maria Antonia und dem bayerischen Kurprinzen Max Emanuel schon damals gern gefördert hat, — aber nirgends findet sich eine Bestätigung dafür, daß die Kaiserlichen in den Tagen Ferdinand Marias ihn schlechthin zu den Ihren zählten; und das war auch weder während der Eheberatungen des Franzosen Colbert de Croissy mit den bayerischen Ministern noch in der zweiten Hälfte der Administration des Herzogs Maximilian Philipp der Fall; wenn auch Graf Nostiz als österreichischer Abgesandter begreiflicherweise im

---

[42]) Aff. Étr. „Bavière" vol. 28.

[43]) Aff. Étr. a a. O.

[44]) Aff. Étr. a. a. O.

[44a]) M. Doeberl: Bayern und Frankreich, 183.

[45]) K. Th. v. Heigel: Quellen und Abhandlungen zur neueren Geschichte Bayerns I (1884). „Das Projekt einer Wittelsbachischen Hausunion unter schwedischem Protectorat". S. 24.

[46]) Arch. d. Aff. Étr. Paris. „Bavière" vol. 24. De la Haye am 1. Juli 1676 an Ludwig XIV.

Juli 1679 lieber mit Leydel und Graf Törring als mit Schmid und Rechberg konferierte,[47]) so ist es doch recht bemerkenswert, daß de la Haye die politische Haltung Leydels im Gegensatz zu der Törrings und des Geheimrat Dellmuck noch im Sommer 1680 als schwankend bezeichnet.

Dagegen tritt die kaiserliche Gesinnung Leydels in den Jahren 1681—1683 rückhaltlos hervor. Er ausschließlich führte im Januar 1682 jene Verhandlungen mit Graf Lobkowitz, dem fähigen Unterhändler Leopolds I., die am 15. Januar den Entwurf eines militärischen Bündnisses zwischen diesen beiden Mächten zum Ergebnis hatten.[48]) Der krasseste Beweis, wie sehr dem Wiener Hof die Erweiterung dieser Vereinbarung zu einer Defensivallianz von Leydels Mitwirkung abhängig erschien, liegt doch in der Tatsache, daß der Ende Dezember 1682 in München eintreffende Graf Kaunitz die Hauptaufgabe hatte, die Sendung Leydels nach Wien durchzusetzen, um dort die abschließenden Vertragsbestimmungen unter Dach und Fach zu bringen.[49]) Als „einen Minister, der Kaiserlicher Majestät ganz treu und ergeben sei", wurde Leydel in einem Schreiben des Grafen Kaunitz vom 29. Dezember bezeichnet, der dann weiter berichtet, es hätte sie nicht geringe Mühe gekostet, die Sache „ad hunc usque grandum (sic) zu bringen, alsdann so lang aufzuhalten, und entlichen diese Abschickung des von Leydel durchzutrücken non obstantibus infinitis oppositionibus partis adversae".[50]) Seine zu gleicher Zeit erfolgte Erhebung in den Freiherrnstand sprach den Dank der Hofburg aus. Nicht müde wurde de la Haye, immer wieder den Geheimrat Leydel als den bösen Dämon des jungen Wittelsbachers hinzustellen, der keinen glühenderen Wunsch kenne, als seinen Gebieter mit der Kaisertochter ehelich verbunden zu sehen; seinen schädlichen Treibereien sei es zuzuschreiben, daß der Kanzler Schmid fortan den Staatsratssitzungen fern bleibe, mit einem Wort, er sei der spiritus rector jenes in Versailles so unliebsam empfundenen Umschwungs der bayerischen Politik.

König Ludwig XIV. wollte es daher einfach nicht glauben, als ihm sein Münchener Gesandter am 16. Januar 1684 die Mitteilung machte,[51]) daß Tags zuvor, um 6 Uhr morgens (!) — um kein Aufsehen zu erregen — der bayerische Kabinettssekretär Corbinian Prielmayr bei ihm erschienen sei und zu seiner höchsten Verblüffung kurzweg seinen — des französischen Vertreters (!) — Beistand zur Rettung des in österreichische Netze verstrickten Bayernfürsten erbeten habe. Wie Selbstironie klang es, wenn der bisherige unbestechliche Widersacher der ludovicianischen Raubpolitik für den Verzicht auf die Herausgabe der Reunionen nunmehr ebenso eifrig plädierte wie die berufenen Anwälte der französischen Krone zu Frankfurt am Main und Regensburg; und wenn Leydel im weiteren vor den bayerischen Ministern Leubelfing und Berchem vollends Max Emanuel warnen zu müssen glaubte, „weil sie blindlings österreichisch gesinnt seien, wenn er der Gräfin Kaunitz einen beherrschenden schädlichen Einfluß, der um jeden Preis gebrochen werden müsse, zuschrieb, — so entwickelte er damit ein Programm, das in der Versailler Canzlei seinen Ursprung zu haben schien. Das grenzenlose Erstaunen de la Hayes erreichte den Höhepunkt, als sich Prielmayr ebenso befremdend empfahl wie er gekommen war; weder, so lauteten die Schlußworte der Leydelschen Geständnisse, sei ihm der Gegenbesuch des französischen Gesandten erwünscht, noch irgend welche Beachtung, falls sie sich in der Residenz oder an einem dritten Ort träfen; was er ihm auch mitzuteilen habe, solle nur durch Prielmayrs Vermittlung zu seiner Kenntnis kommen; hüten solle er sich endlich, Max Emanuel auch nur andeutungsweise auf die wahre

[47]) Heigel: Quellen und Abhandlungen zur neueren Geschichte Bayerns (1890) II, 54.

[48]) Heigel: Quellen und Abhandlungen zur neueren Geschichte Bayerns II, 92. — Doeberl: Bayern und Frankreich, 531 f.

[49]) Heigel: Quellen und Abhdl. a. a. O. S. 98; Doeberl: a. a. O. S. 535.

[50]) K. K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien. Bavarica III. Österreichische Hofkanzlei. Baiern-Correspondenz 1682 (9). Graf Kaunitz an Kaiser Leopold am 29. Dezember 1682.

[51]) Arch. d. Aff. Étr. Paris. „Bavière" vol. 38.

Gesinnung seines Vizekanzlers[52]) aufmerksam zu machen.

Als dieser Bericht anfangs Februar 1684 in Versailles eintraf, da erblickte Ludwig XIV. in den Eröffnungen des verschrienen Franzosenfressers nur ein geschicktes Manöver der Münchener Regierung, das durch die derzeitige politische Lage seine Erklärung finde. Der Kurfürst von Bayern könne sich nämlich nicht verhehlen, daß die Ende Oktober 1683 gegen Frankreich ausgesprochene Kriegserklärung des Madrider Kabinetts die Erfüllung der kaiserlichen Forderungen nur noch unwahrscheinlicher mache; auf Herausgabe der seit dem Nymweger Frieden erfolgten französischen Okkupationen sei um so weniger zu rechnen, als die bisherigen Erfolge seiner Truppen glücklich gewesen seien — noch im November 1683 hatte der Marschall d'Humières Courtray und Dixmuyden erobert — und bereits rüste sich der Marschall Créqui und Vauban, um Luxemburg zum Fall zu bringen. Die Haltung Kurfürst Max Emanuels — schrieb der französische König weiter — habe bis jetzt nur erkennen lassen, daß er gegen die Annahme des von Frankreich angebotenen Waffenstillstandes sei; er befürchte nunmehr nicht mit Unrecht, daß er das erste Opfer der königlichen Unzufriedenheit sein werde; um diesen drohenden Möglichkeiten vorzubeugen, habe der Kurfürst gerade seinen Minister Leydel als das bisherige getreue Sprachrohr des Wiener Hofes dazu ausersehen, um ihm (Ludwig XIV.) das Sinken des österreichischen Einflusses am bayerischen Hofe demonstrativ zu verkünden und durch diesen ersten Schritt des Entgegenkommens im Falle der Gefahr sich von vornherein ein Verdienst bei ihm zu vindizieren.[53])

Gewiß ein interessantes Schreiben! So überzeugend aber auch an sich solche Schlüsse der Versailler Staatskunst klingen mochten, schon durch die folgenden Berichte de la Hayes mußte Ludwig XIV. Leydels Schwenkung mit anderen Augen ansehen: „Ich bin gezwungen, — erwidert der Gesandte am 1. März 1684, nachdem er von der Fortdauer des Zerwürfnisses zwischen den Ministern Leydel und Berchem Mitteilung gemacht, — bei allem Respekt, den ich Euer Majestät schulde, ausdrücklich hiermit zu sagen, daß die Vorstellungen, die ich auf Leydels Bitte dem Kurfürsten machen soll, einzig und allein von ihm, Leydel selbst ausgehen; er ist den Kaiserlichen verdächtig, welche jede Gelegenheit suchen, um ihn unschädlich zu machen; seine Kollegen Leiblfing und Berchem bewilligen alles, was den Österreichern gefällt, Leydel wird nur mit Gewalt dazu bestimmt werden können."[54]) Ja, so gründlich hatten sich die Verhältnisse geändert, daß einen Monat später de la Haye voller Freude den entschiedenen Widerstand Leydels gegen eine Heirat Max Emanuels mit der Erzherzogin konstatieren konnte;[55]) und der Höhepunkt seiner Bekehrung war es denn doch, wenn der Minister Leydel mit Tränen in den Augen bei Graf Rechberg erschien und dort voller Verzweiflung die Verblendung seines Gebieters beklagte, der es sich nicht nehmen lassen wolle, zur Zusammenkunft mit Kaiser Leopold nach Linz aufzubrechen, wenn er dieserhalb sogar dem Kurfürsten selber derartige Vorstellungen machte, daß schließlich Graf Kaunitz, nachdem ein stürmischer Wortwechsel vorausgegangen war, mit dem ehemaligen Favoriten der Hofburg auf das heftigste aneinandergeriet.[56])

Auch nach dem Regensburger Waffenstillstand blieb Leydel dieser antihabsburgischen Gesinnung treu; wiederholt hören wir, daß er von den Österreichern stark gehaßt wird, weil er auf ihre Pläne nicht eingeht;[57]) begreiflich, daß Ludwig XIV., der noch zweimal mit einem Anflug von Skepsis sich geäußert hatte,[58]) schließlich den unerwarteten Verbün-

---

[52]) K. Bayer. allg. Reichsarchiv a. a. O. Dekret Max Emanuels vom 31. Januar 1682: Der geheime Rat **Vicekanzler** Johann Baptist von Leidl erhält außer 300 Gulden Pflegegeld und der Lieferung von 2 Pferden (in Geld) 1400 Gulden jährliche Besoldung.

[53]) Arch. d. Aff. Étr. Paris. „Bavière" vol. 38. Ludwig XIV. an de la Haye am 4. Februar 1684.

[54]) Aff. Étr. a. a. O.

[55]) Aff. Étr. a. a. O. De la Haye am 5. April 1684 an den König.

[56]) Aff. Étr. a. a. O. De la Haye am 26. April 1684 an den König.

[57]) Aff. Étr. a. a. O. De la Haye am 31. August und 6. September 1684 an den König.

[58]) Aff. Étr. a. a. O. Ludwig XIV. an de la Haye am 17. und 24. März 1684.



deten mit offenen Armen aufnahm.[59]) Als vollends de la Haye seines Münchener Postens enthoben wurde, da sahen die Träger des bayerisch-französischen Allianzgedankens: die Pallavicini, d'Estrées und Scarlatti in dem Minister Leydel den getreuesten Förderer ihrer Werbetätigkeit am bayerischen Hofe.[60]) Einer von ihnen, der bayerische Gesandte in Rom Pompeio Scarlatti, schrieb beispielsweise in einer Ludwig XIV. übersandten Denkschrift, die die Besserung der Beziehungen zwischen München und Versailles zum Gegenstand hatte: „Drei Piemontesen (St. Maurice, Rivera, Lanfrey) von glühender Hingabe an Frankreich erfüllt, werden mit Leidel, der im vollen Einverständnis mit ihnen handelt, alles, was möglich sein wird, tun, um einen Wechsel in Bayern herbeizuführen;"[61]) und die kaiserliche Faktion am bayerischen Hofe sprach, wie der Prinz von Fürstenberg, der Neffe des Kardinals, 1687 berichtete, es ganz offen aus: „que Mr. de Leydel est dans les intérêts de la France."[62])

In dieser Tatsache stimmten somit Österreicher und Franzosen völlig überein und ebensowenig gingen ihre Meinungen über die Beweggründe seines Sinneswechsels auseinander. Das Zerwürfnis Leydels mit dem Grafen Kaunitz war auch nach der Ansicht des im April 1687 in München eintreffenden Marquis de Villars[63]) der Grund seiner Absage an die Hofburg. Im Interesse der französischen Politik konnte es nur liegen, eine Zusammenkunft zwischen Leydel und Kaunitz nach Kräften zu verhüten. Mit lebhafter Besorgnis vernahm daher der junge Diplomat Anfang Februar 1688, daß der Kurfürst seinem Vizekanzler von Leydel den Befehl zur Abreise nach Wien erteilt habe;[63a]) vergebens erhob Villars bei Max Emanuel dagegen Einspruch, daß seine Wahl gerade auf diesen Minister gefallen sei, vergebens beschwor er ihn: „de ne pas exposer un homme de ce caractère à touttes les tentatives que feroient les ministres de l'Empereur pour le gagner"; mit der Versicherung des Kurfürsten, Leydel habe lediglich in Wien Vereinbarungen über die Beteiligung seiner Truppen am Türkenfeldzug zu treffen, mußte sich der Franzose zufriedengeben.[64])

Nur 2 Monate später hatte Villars die traurige Genugtuung, seine Befürchtungen bewahrheitet zu sehen; als Leydel am 6. April 1688 nach München zurückkehrte, war er dem Hause Habsburg wieder gewonnen: ob wirklich reiche Geschenke, die dort erfolgte vorteilhafte Verheiratung eines seiner Kinder und seine Erhebung in den Grafenstand dabei von ausschlaggebender Bedeutung gewesen sind, bleibe dahingestellt, sicher ist nur, daß eine volle Aussöhnung zwischen ihm und dem Grafen Kaunitz in Wien damals erfolgte und die Triebfeder seines Mißvergnügens damit in Fortfall kam.[65]) Voller Ingrimm konnte am 22. Mai 1688 der Marquis de Villars dem Minister des Auswärtigen bekanntgeben: „Der Vizekanzler Leydel hat uns übrigens alle nur erdenkbaren Schwierigkeiten bereitet", und wie eine Tragikomödie mutet es an, wenn Leydel vor dem Zusammentreffen mit Graf Kaunitz den Bevollmächtigten des vorletzten Mediceers, die zu dieser Zeit in München um die Prinzessin Violanta Beatrix warben, in jeder Weise ihre schwierige Aufgabe erleichtert, um nach der Wiener Begegnung wie ein Chamäleon seine Farbe zu wechseln; denn gerade Leydel war es, der im Gegensatz zu der französischen Partei und auch zu Max Emanuel selbst seit dem April 1688 eine Heirat zwischen dem Großherzog von Toskana und der bayerischen Prinzessin nach bestem Vermögen illusorisch zu machen versuchte.[66])

---

[59]) Aff. Étr. a. a. O. Ludwig XIV. an de la Haye am 10. Oktober 1684.

[60]) Aff Étr. Corresp. „Bavière" Supplément II. Mémoire sur l'estat de la cour de Bavière vom 30. September 1686. Verfasser war Pompeio Scarlatti.

[61]) Aff. Étr. Supplément II. „Bavière" a. a. O.

[62]) Aff. Étr. Suppl. „Bavière" II fol. 77—93. Der Prinz von Fürstenberg an Colbert de Croissy am 20. Dezember 1687.

[63]) Aff. Étr. Villars am 14. Mai 1687 und 16. November 1687 an Ludwig XIV.

[63a]) Aff. Étr. „Bavière" vol. 40. Villars an Ludwig XIV. am 7. Februar 1688.

[64]) Aff. Étr. a. a. O. .... „Leydel m'a assuré de sa part la mesme chose et je ne puis douter que cela ne soit ainsy".

[65]) Aff. Étr. „Bavière" 40 (41?). Villars am 22. Mai an Ludwig XIV.

[66]) Aff. Étr. a. a. O.

Der Ausbruch des Reichskrieges gegen Frankreich verbot es von selbst, daß seine Beständigkeit auf eine frische Probe gestellt wurde und auch im übrigen haben wir kein Zeugnis, daß Leydel es bis zu seinem 1695 erfolgten Tode innerlich bereut hätte, mit Sack und Pack ins kaiserliche Lager von neuem übergegangen zu sein.

Nur bedeutende Männer, sagt Treitschke, haben den Mut der Inkonsequenz. Ich möchte die absolute Gültigkeit dieses epigrammatisch gefaßten Ausspruchs bezweifeln; auf das Verhalten des kurbayerischen Geheimrats Leydel wird man eine solche Maxime gewiß nicht anwenden können.

Meine obigen Darlegungen haben gezeigt, daß der französische Gesandte de la Haye — der bisherigen Auffassung zugegen — in seiner Schlußrelation mit vollem Recht von einer Frankreich freundlichen Gesinnung des Ministers von Leydel mit Nachdruck sprechen konnte. Dagegen muß ich eine zweite von ihm dort aufgestellte Behauptung: der geheime Conferenz-Rat Anton Freiherr von Berchem habe bis zur Thronbesteigung Kurfürst Max Emanuels keine nennenswerten Einkünfte besessen und verdanke sein späteres großes Vermögen Gratifikationen des Wiener Hofes — mit anderen Worten, er sei von der österreichischen Regierung bestochen worden — als völlig irrig zurückweisen. Auf Grund meiner eingehenden Forschungen[67] — besonders in Münchener und Wiener Archiven — werde ich im folgenden einwandfrei den Nachweis dafür erbringen.

Aus Cöln am Rhein[68]) stammten die Vorfahren des am 7. Dezember 1632[69]) zu Esch bei Jünkerath frei und ehelich geborenen Anton von Berchem. Die erste uns bekannte Kunde von diesem Geschlecht kommt aus dem Jahre 1491. Damals war Cornelius von Berchem Vorsteher der Goldschmiedezunft. Urgroßvater Balthasar II. und der Großvater Antons waren Ratsherren zu Cöln; der letztere Peter I. in den Jahren 1601—1617; sein Sohn Balthasar III. verließ zwischen 1619 und 1621 die rheinische Metropole und wurde Landschultheiß der Herrschaft Jünkerath; er war zweimal vermählt. Aus seiner ersten Ehe mit Elisabeth Stattfeld ging Anna Catharina von Berchem hervor, die als Klarissin in Cöln 1640 urkundlich erwähnt wird. Diese Halbschwester wird in dem Schlußbericht de la Hayes fälschlicherweise als Anton von Berchems Großmutter bezeichnet. Nach dem Tode seiner ersten Gattin verheiratete sich Balthasar mit Anna Catharina von Manderscheid; diese zweite Ehefrau Balthasars III. war die Mutter Antons.

Bereits als vierjähriger Knabe hatte Anton den Verlust seines Vaters zu beklagen; der am 5. August 1636 Gestorbene hinterließ sein Vermögen in glänzendem Zustand.[70]) Balthasar hatte als der Erbe des reichen Cölner Ratsherrn Peter von Berchem schon in die Ehe Bargeld, viele Kleinodien, Leinen und Hausgeräte, Pferde und anderes Vieh, Haus und Hof zu Heimbach am Rhein mit Weingärten, Wiesen, Baumgärten und Büschen, Korn und Hafer-

[67]) Ich hatte mich bei Untersuchung dieser Frage in München besonders der wertvollen Unterstützung der Herren Archivrat E. v. Destouches und Reichsarchivrat J. Neudegger zu erfreuen; in Wien verschaffte mir das liebenswürdige Entgegenkommen des Herrn Direktors Árpád von Károlyi vom K. K. H. H. und Staatsarchiv zu Wien und des Herrn Dr. Bodenstein vom K. u. K. „Gemeinsamen Finanzarchiv" wesentliche Förderung meiner diesbezüglichen Studien. Ich möchte deshalb all den genannten Herren an dieser Stelle meinen aufrichtigen Dank von Herzen aussprechen.

[68]) Auf meine Anfrage, ob im „Historischen Archiv" zu Cöln — über die Vorfahren der Familie von Berchem, Anton v. Berchems Jugendzeit und seine Vermögensverhältnisse vor der Übersiedlung nach München — Dokumente vorhanden sind, hatte der Direktor des Cölner Archivs, Herr Professor Hansen, die Güte, mich auf ein in der Stadtbibliothek zu Cöln befindliches Buch hinzuweisen das betitelt ist: Keller: Urkundenbuch der Familie von Berchem. 1891. — Das für die Familie dieses Namens gedruckte Buch, von dem sich meines Wissens lediglich in genannter Bibliothek noch ein auch für weitere Kreise zugängliches Exemplar findet, vereinigt sämtliche in den Archiven zu Cöln, Koblenz, Düsseldorf und dem Pfarrarchiv zu Esch zusammengetragenen Urkunden, die auf die Herkunft dieses Geschlechtes und seine Güterverhältnisse im Rheinland vor dem Jahre 1700 Bezug haben.

[69]) Keller: 207 f. nach einem Vortrag des Herrn Oberstleutnants Würdinger im Historischen Verein von Oberbayern am 5. Februar 1885.

[70]) Keller: Urkunde 918 und 919 S. 214.

ernte eingebracht; dann hatte er das Land durch Käufe arrondiert und von Frohnden und Zehnten frei gemacht. Vertreten durch seine Oheime Dr. Peter II. von Berchem und Arnold von Manderscheid gelang es dem achtjährigen Anton, durch einen vorteilhaften Tausch mit seiner Halbschwester den auf ihn angefallenen Vermögensanteil noch erheblich zu vergrößern. Der Verzicht auf seinen Anteil an einer Korn- und Haferernte in Niederkassel zugunsten der Cölner Klarissin gab ihm das Anrecht auf ihre gesamte väterliche und mütterliche Verlassenschaft, zu der vor allem die schön gelegenen Erbgüter in der Eifel zählten.[71])

Ein Teil dieses großen Reichtums ging allerdings während der Minderjährigkeit Antons durch schlechte Vermögensverwaltung verloren. Schuld daran trug in erster Linie, daß die Witwe Balthasars von Berchem sich noch zweimal vermählte und besonders stark unter den Einfluß ihres letzten Gatten Matthias Dollendorf geriet, dem sie nach dem Tod ihres zweiten Gatten, Anton Schlecht, am 20. April 1640 ihre Hand reichte. Diesem war es zuzuschreiben, daß Anna Catharina ihre mütterlichen Pflichten außer Acht ließ, sich nicht mehr mit der Nutznießung der Berchemschen Erbgüter begnügte, sondern zuweilen auch über den Kapitalbesitz ihres Sohnes selbständige Verfügungen traf. Bittere Klage erhob Anton von Berchem später gegen die Mutter; nie habe er eine Vormundschaftsrechnung zu Gesicht bekommen, sein Haus zu Blankenheim und ansehnliche Grundstücke habe sie verkauft und Matthias Dollendorf vollends habe seine Immobilien verschenkt oder für die Zeche in Zahlung gegeben. Den Höhepunkt erreichte diese Lotterwirtschaft, als Dollendorf — ein unverbesserlicher Trinker — Antons freiadliches Gut Berchem zu Blankenheim gegen Gewährung der Aufnahme im Schloß Blankenheim an den Grafen von Manderscheid übertrug.[72])

Als Anton von Berchem im Herbst 1667 diese Übertragung für null und nichtig erklärte und in flammenden Worten gegen eine weitere Verschleuderung seines väterlichen Erbes Einspruch erhob,[73]) da lagen jene Tage schon recht fern, als er selbst auf dem Schloß dieses mitschuldigen Grafen Salentin Ernst von Manderscheid eine Zeitlang geweilt hatte und für bewiesenen getreuen Fleiß bei der Verwaltung der ihm dort anvertrauten gräflichen Kanzlei und Archivregistratur in Gnaden rekompensiert worden war.[74]) Etwa 18 Jahre war Anton alt, als er Schloß Blankenheim verließ. Wir wissen nicht, wie lange seine Beschäftigung dort gedauert hat, sind auch nicht unterrichtet, ob sein uns bezeugter Studienaufenthalt zu Cöln am Rhein vor jener Praktikantentätigkeit lag; verbürgt ist nur, daß er in den Jahren 1652 bis 1654 zu Speyer am Reichskammergericht gearbeitet hat.[75])

Welche Gründe den Rheinländer bewogen, sich gerade am Hofe des Kurfürsten Ferdinand Maria um eine Anstellung zu bewerben, darüber spricht sich das kurfürstliche Dekret vom 4. Dezember 1654 nicht aus,[76]) wenn es aber in diesem Erlaß heißt, daß er als Hofrats-Secretarius sonderlich zu dem Ende an- und aufgenommen wurde, um die Speyerschen Kammergerichtssachen zu erledigen,[77]) so lag darin doch eine Anerkennung seiner zweijährigen Wirksamkeit am Sitz des obersten Tribunals. Nach einer zweimonatlichen Probezeit fest angestellt, bewährte er sich so ausgezeichnet, daß sein Vorgesetzter, der Hofkanzler Graf Ferdinand zu Wartenberg, ein Jahr später mit der Begründung, „ein mehreres sei von ihm nicht zu verlangen", für eine Erhöhung seines Gehaltes eintrat[78]) und vor allem mit Verwun-

---

[71]) Keller a. a. O. S. 184. Der Tausch erfolgte am 20. September 1640.

[72]) Keller 214 f.

[73]) Keller a. a. O. „Rechtliche Anzaig und Ausfuhrung Antons v. Berchem gegen die Übertragung seines Hofes auf Berchem".

[74]) Keller: 207, Urkunde 888. Zeugnis des Grafen Salentin Ernst zu Manderscheid.

[75]) Kreisarchiv München. H. R. 242/40.

[76]) Kreisarchiv München. H. R. 242/40.

[77]) M. J. Neudegger: Geschichte der Bayerischen Archive 2. T. München 1881/82. Teil III. München 1899/1900 I, 27.

[78]) Kreisarchiv München a. a. O. Die diesbezügliche Eingabe Berchems vom 23. Dezember 1655. Laut Dekret vom 24. Januar 1656 wurde diese Zulage bewilligt.

derung konstatierte, „wie schnell sich der Ausländer in die hieländische termini eingelebt habe".[79])

Seine nunmehr gesicherte Stellung in kurfürstlichen Diensten machte es dem stattlich begüterten Rats-Pfleger zu Ötting und Mautner zu Ingolstadt,[80]) Johann Schalck, gewiß nicht schwer, in die Verehelichung seiner einzigen Tochter Anna Maria mit dem Hofrats-Secretarius Berchem einzuwilligen,[81]) und ins Gewicht fiel wohl nicht minder für den sein Geld zusammenhaltenden Ökonom, daß er zum Schwiegersohn einen Beamten erhielt, der — ein rara avis in der damaligen Zeit — auch ohne staatliche Besoldung bequem von den Einkünften seines Privatvermögens leben konnte. Denn trotz der Einbuße, die Berchems väterliches Hab und Gut durch die schlechte Wirtschaftsführung jenes Matthias Dollendorf erlitten hatte, war ihm doch der größte Teil seiner Erbgüter an der Eifel und entsprechendes Barvermögen erhalten geblieben. Allerdings wäre es ohne das bedeutende Kapital, das Anna Maria ihrem Ehekonsorten zubrachte[82]) und das nach dem im Jahre 1665 erfolgten Tod ihres Vaters[83]) naturgemäß beträchtlichen Zuwachs erhielt, — noch 37 Jahre später bekannte er in dankbarer Erinnerung, daß er damit „allerdings zufriden gewest" — kaum in der Lage gewesen, durch planmäßigen vorteilhaften Ankauf von Liegenschaften zu den Traditionen seiner geschäftsgewandten Vorfahren Peter und Balthasar zurückzukehren. Die Erwerbung eines Grundstückes bei Ergolting von noch verhältnismäßig geringem Wert machte im Jahre 1667 den Anfang.[84])

Beförderungen im Amt und das wachsende Vertrauen seines Landesherrn hatten entsprechende Gehaltserhöhungen und Gnadengeschenke zur Folge; so wurde dem am 29. Dezember 1668 zum Rat und geheimen Secretarius in Pflicht Genommenen,[85]) der 1669 von seinem Landesherrn nach Straubing geschickt wurde, um in einer Strafsache gegen den dortigen Bürgermeister die notwendigen Recherchen anzustellen,[86]) im März 1671 das ertragreiche Notariats-Gezeugniß erteilt.[87]) Im November desselben Jahres wurde ihm in Ansehung geleisteter außerordentlicher Verrichtungen ein jährliches Gnadengeld von 200 Gulden bewilligt.[88]) Eine weitere bedeutende Einnahmequelle erschloß sich ihm durch die am 31. Juli 1674 verliehene Pflege zu Dingolfing und Reisbach,[89]) die ihn zu keiner Dienstleistung nötigte, aber — 1000 Gulden jährlich trug.[90])

Ein Zuschuß derartiger Barbestände zu schon vorhandenem großem Eigentum mußte einen gewiegten Geschäftsmann wie Berchem natürlich zu einer möglichst vorteilhaften Anlage drängen; sie konnte kaum zweifelhaft sein. Zu einer Zeit, da die schweren Folgen des Dreißigjährigen Krieges noch auf dem Lande lasteten und die finanzielle Erschöpfung aller Stände stark hervortrat — der Projektenmacher Johann Joachim Becher konnte kaum hundert Personen in Bayern entdecken, die in dem Besitz eines größeren Vermögens waren, — in einer solchen Periode absoluten Geldmangels kamen für Kapitalisten vom Schlage eines Berchem goldene Tage; mit Leichtigkeit konnten diese ihr Vermögen auf einen Schlag verdoppeln, wenn sie damals den Kaufpreis

---

[79]) Kreisarchiv München a. a. O. Schreiben des Hofkanzlers Ferdinand Graf von Wartenberg an den Kurfürsten Ferdinand Maria vom 19. Januar 1656.

[80]) G. Ferchl: Bayerische Behörden und Beamte 1550—1804, erschienen im Oberbayerischen Archiv Bd. 53, 1 (1908—1910) S. 350.

[81]) Kgl. Bayer. allg. Reichsarchiv. Adelige Geschlechter Lit. B. Nr. 27. Personenselekt. — Am 1. November 1657 machte Berchem den Edlen und Wohlgelehrten der Churfftl. geh. Canzlei die Mitteilung, daß er sich am 26. November zu verehelichen gedenke. Am 5. November erteilte Ferdinand Maria den Konsens.

[82]) Allg. Reichsarchiv a. a. O. Testament des Anton Frhr. v. Berchem anno 1694.

[83]) G. Ferchl im Oberbayerischen Archiv a. a. O. S. 350.

[84]) Allg. Reichsarchiv a. a. O. Beschreibung derjenigen Documenten von Berchem betreff., welche in der zu dem Churfürstl. Hochlöblichen Hof Rath geliferten schwarzen Truhen befunden worden.

[85]) Kreisarchiv München. H. R. 242/40.

[86]) Allg. Reichsarchiv a. a. O. Dekret Ferdinand Marias vom 13. März 1669.

[87]) Reichsarchiv a. a. O.

[88]) Reichsarchiv a. a. O.

[89]) G. Ferchl im Oberbayerischen Archiv a. a. O. Bd. 53, 1 S. 162; vergl. auch S. 865.

[90]) Vgl. Ferchl a. a. O. Vorbericht XII—XIV.

für Liegenschaften, gleichviel welcher Art, restlos in bar hinterlegen konnten.[91])

Von diesem Vorrecht des wirtschaftlich Stärkeren machte Berchem denn auch bald Gebrauch; besonders seitdem er am 2. Januar 1675 zum wirklich geheimen Rat ernannt,[92]) außer der nunmehrigen geheimen Ratsbesoldung auch weiterhin die Gnadengelder pro Jahr addiert bekam,[93]) hielt er den Augenblick zu umfassenderen Spekulationen für gekommen; sie begannen, nachdem er in der Landshuter Gegend sich bereits 1667, wie erwähnt, angekauft hatte, am 15. Juli 1675 mit der Übergabe von 3000 Gulden Kapital an Graf Bonaventura Fugger zu Kirchberg und Weißenhorn und dessen Gemahlin Claudia Franziska, die ihm dafür 150 Gulden Ewiggeld aus ihrer eigentümlichen Behausung an der Dienersgasse verschrieben.[94]) Um dieselbe Zeit befinden sich Anton Berchem und seine Frau Anna Maria bereits im Besitz zweier Häuser an der vorderen Schwabingergasse, die sie am 29. Januar 1676 an die Theatiner gegen das Eckhaus am Kühgässel, das sogen. „Tilly=" oder „Gesandtenhaus" eintauschen;[95]) am 9. März desselben Jahres verkauft ihnen, wie wir in den Grundbuchamtsprotokollen lesen, Anna Maria von Auerbach geborene Balthasarin, Witwe des weiland kurfürstlichen Hofkammervizedirektors Gundacker von Auerbach, ihre beiden erblich anheimgefallenen Behausungen und Gärten an der Prannersgasse.[96]) Diese beträchtlichen Barausgaben lassen es ihm am letzten dieses Monats offenbar vorteilhaft erscheinen, wenn er durch Übertragung von je 25 Gulden Ewiggeld aus der Fuggerschen Behausung an der Dienersgasse an den Salvatorgottesacker und den kurfürstlichen Hofrat Rudolf Wämpl je 500 Gulden Kapital wieder hereinbekommt;[97]) eine Transaktion, zu der er aber wohl vor allem durch die beabsichtigte Erwerbung eines großen Güterkomplexes veranlaßt wurde, die er dann auch noch nicht 4 Wochen später in die Tat umsetzte: am 27. April 1676 ging Schloß und Dorf (Hofmark) Untermenzing nebst Pipping um 10000 Gulden in seinen Besitz über.[98]) Der Verkäufer war sein Landesherr; vielleicht stand eine kurz darauf erfolgte Schenkung des letzteren, die „auf unterthänigstes Anhalten" Berchems erfolgte, mit dem Abschluß jenes Kaufvertrages in Verbindung; genug - auch im Bezirk des Landgerichtes Starnberg faßte Berchem nunmehr festen Fuß; denn der am 23. September 1676 zu Schloß Schleißheim von Kurfürst Ferdinand Maria ausgestellte Donationsbrief übertrug ihm die niedere Gerichtsbarkeit über die Schweige Freiham sowie deren Ein= und Zugehörungen ohne jede Ausnahme samt der weltlichen Administration „über das Kürchel", 22 Fuder Hofholz, 24 Gulden Forstzins, 33 Viertel Hafer und 43 Gulden Vogteigeld jährlichen Ertrag, gewiß eine willkommene Beigabe der etwa 894 Hektar Äcker betragenden Herrschaft.[99])

Die wirtschaftliche Bilanz des Jahres 1677 stand der verflossenen in keiner Weise nach; begreiflicherweise — darf man sagen. In der Natur eines solchen Millionenbesitzes und nicht minder in Berchems vorsichtig geschickter Geschäftsführung, die nach dem Zeugnis des savoyschen Gesandten Graf Lantéry[100]) am bayerischen Hofe auch allenthalben nach Gebühr gewürdigt wurde, lagen ja schon an sich die Keime zur gedeihlichen Fortentwicklung; und wir registrieren also, daß Hofkammerrat von Berchem am 29. März 1677, nachdem er 5 Tage vorher die Edelmannsfreiheit erhalten hatte,[101]) die Öttlsche Behausung und Hofstatt

[91]) M. Doeberl: Entwicklungsgeschichte Bayerns II, 4 ff. (München 1912.)

[92]) Kreisarchiv München H. R. 242/40.

[93]) Kreisarchiv München H. R. 242/40.

[94]) Stadt=Archiv München. Grundbuchamtsprotokolle von 1654—1687 Fol. 110.

[95]) Kgl. Bayer. Allg. Reichsarchiv. Gerichtsurkunden: München. Nr. 212 Pergamenturkunde. Heute befindet sich dort das Ministerium des Innern.

[96]) Stadt=Archiv München: Grundbuchamtsprotokolle 1674—1676 Fol. 148.

[97]) Stadt=Archiv München: Grundbuchamtsprotokolle 1674/76 Fol. 156.

[98]) Allg. Reichsarchiv München. Gerichtsurkunden Dachau. Nr. 784 Pergament. Vergl. über das Schloß: Wilhelm Götz: Handbuch von Bayern I, 345.

[99]) Kgl. Bayer. Allg. Reichsarchiv: Gränz=, Güter= und Volkesbeschreibungen des Churbayerischen Landgerichts Starnberg II. Bd. vom Jahre 1600—1800 inkl. L. G. I; 90, 2 Fol. 263.

[100]) R. Archivio di Stato in Torino. Lettere Ministri „Baviera" mazzo V. Graf Lantéry an den savoyschen Minister S. Tomaso am 20. August 1682.

[101]) Kgl. Bayer. Allg. Reichsarchiv München. Adel. Geschlechter Lit. B. Nr. 27.

im Chuegaßl um 1650 Gulden und 12 Reichstaler Leihkauf erwirbt,[102]) am 5. Juli die Exspektanz auf die Hofmark Roßbach zugesprochen bekommt[103]) und am 7. September wiederum ein Haus an der hinteren Schwabingergasse kauft, das den Büchsenmacherseheleuten Balthasar und Theresia Schmidt sowie der Frau Delassin gehörte.[104]) Aber als besonders bemerkenswert verdient hervorgehoben zu werden, daß er in eben diesem Jahre einen „Ziegelofen" ankaufte[105]) und damit eine neue Note in die Berchemsche Wirtschaftspolitik brachte; und nicht nur in diese; bei den überwiegend agrarischen Interessen des damaligen Bayern, bei der geringen Sympathie des leitenden Ministers Kaspar von Schmid für nicht landwirtschaftliche Unternehmungen,[106]) war es immerhin eine kühne Tat zu nennen, wenn ein Vertreter des höchsten Beamtentums in eigener Person einen industriellen Betrieb praktisch eröffnete.

Und dieser weitblickende Unternehmungsgeist blieb Anton von Berchem auch in Zukunft treu — und ebenso der Erfolg. Nur der Vollständigkeit halber will ich noch erwähnen, daß er bis zur Thronbesteigung Kurfürst Max Emanuels durch die Neuerwerbung der Herrschaften Allach, Oberpachern[107]) und der Hofmark Obermenzing[108]) seinen großen Güterbesitz vorteilhaft arrondierte und damit den Grund zu jenen 3 gewaltigen Fideikommissen legte, die er in seinem 1694 abgefaßten Testament seinen drei Söhnen hinterlassen konnte.[109])

Wir können somit nur mit Verwunderung feststellen, daß eine schon am Hofe Kurfürst Ferdinand Marias so offenbare Tatsache wie der große Reichtum des Geheimrats von Berchem dem französischen Gesandten unbekannt geblieben ist.

Wie steht es nun mit der zweiten Behauptung de la Hayes, die unverblümt einen der leitenden Minister des damaligen Kurbayern der Bestechlichkeit zeiht?

Einen solchen Vorwurf auf indirektem Wege überzeugend zurückzuweisen, wenn auch die Indizien noch so klar für die Unschuld des Angeklagten sprechen, wird dem zeitgenössischen Anwalt wie dem nachspürenden Historiker nicht leicht fallen; mit dem semper aliquid haeret wird er trotz alledem rechnen müssen. Ich bilde mir daher nicht ein, daß jede Nachrede verstummen würde, wenn ich daran erinnere, daß es in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts geradezu zur Manier geworden war, gegen einflußreiche Würdenträger den Vorwurf der Käuflichkeit zu erheben, wenn ich ferner zu bedenken gebe, daß — ganz allgemein gesprochen — ein derartiges Vermögen wie das Berchemsche den Besitzer für Korruption und die damit doch immer verbundene Gefahr des Entdecktwerdens schwerlich empfänglich gemacht haben wird; auch die ihn ja noch weit mehr entlastende Gewißheit, daß seine politische Haltung niemals dafür spricht, er sei den Interessen des Wiener Hofes mehr zugetan gewesen, als für das Haus Wittelsbach ersprießlich — könnte, aber müßte nicht unbedingt zu einem freisprechenden Urteil führen; nun bin ich aber einmal in der seltenen Lage, für seine absolute Ehrenhaftigkeit die direkte Bestätigung von der Partei, die ihn bestochen

[102]) Stadt-Archiv München. Grundbuchamtsprotokolle 1677—1679 Fol. 21 r. Der Verkäufer Leonhard Öttl war kurfürstlicher Residenztorwart.

[103]) Kreisarchiv München H. R. 12/14b. „Des Hofkammerrat von Berchem dann die der Berchemschen Familie zu Lehen verliehene Hofmark Rospach samt Taffern-Bräustatt, Fischwassern betreffend" 1677—1734 Dekret Ferdinand Marias vom 23. Juni 1677.

[104]) Stadt-Archiv München. Grundbuchamtsprotokolle 1677—1679 Fol. 20r.

[105]) Allg. Reichsarchiv. Personenselekt Berchem. Der Kaufbrief ist am 22. April 1677 ausgestellt.

[106]) M. Doeberl: Entwicklungsgeschichte Bayerns II, 78.

[107]) Stadt-Archiv München. Grundbuchamtsprotokolle 1680—1681 Fol. 43. Aus diesem Eintrag vom 17. Januar 1680 geht außer der Tatsache des Besitzes von Allach, Oberpachern usw. auch der Verkauf des Berchemschen Hauses an der Prannersgasse an Ludwig de la Perouse, „churfrstl. dchl. Cammerer und Leibgarde-Hauptmann, auch bestellten Obersten zu Fuß" hervor.

[108]) Kgl. Bayer. Allg. Reichsarchiv. Landgericht Starnberg L. G. 1, 27, 90. Akten, Verzeichnisse und Urkunden-Abschriften, den Güterstand des Anton v. Berchem betr. 1676—1703. Dekret Ferdinand Marias vom 20. September 1678.

[109]) Allg. Reichsarchiv München. Personenselekt Berchem. Das Originaltestament Berchems trug das Datum des 23. April 1697.

haben soll, erbringen zu können. Graf Kaunitz, jener österreichische Gesandte Leopolds I., der 1683 am Münchener Hofe die Entsendung des Ministers Geheimrat von Leydel durchzusetzen hatte, schreibt am 29. Dezember 1682 an Kaiser Leopold: „E. K. M. haben allhier vier ministros, die derselben gantz treu und ergeben seint . . . als den Oberstkammerer Grafen von Törring, Baron von Leibelfingen . . . den von Leidel und den von Berchem auch geheimen Conferencrath. Diese werden sich zweifellos einer recompens getrösten . . . Eß hatt auch der von Leibelfingen und Berchem noch niemals etwas bekommen."[110]

Nachdem hiermit der unwiderlegliche Beweis erbracht war, daß Geheimrat von Berchem während einer neunundzwanzigjährigen Amtstätigkeit nicht eine einzige Gnadengabe des kaiserlichen Hofes erhalten hat, blieb noch immer die Möglichkeit, daß dies in den Jahren 1683 und 1684 der Fall gewesen sein könnte. Obwohl nun auch für diese Jahre keins der Stücke, auf die die Behelfe des k. k. Wiener Hof- und Staatsarchivs verweisen, irgend etwas bot, was über die Tatsache seiner Entsendung oder Verwendung in bestimmten Geschäften hinausgeht, hielt ich mich, um jeden letzten Zweifel zu beheben, für verpflichtet, mir auch durch eine Anfrage im Hofkammerarchiv zu Wien darüber die endgültige Gewißheit zu verschaffen.

Die dort angestellten eingehenden Recherchen ergaben, daß eine angebliche Belohnung des kurbayerischen Geheimrats Berchem weder in Form einer Geldgabe oder einer Kreditgewährung noch durch direkte Auszahlung oder durch Überweisung erfolgt ist.[111]

Mit vollem Recht konnte daher Anton von Berchem am Ende seines Lebens von sich sagen, daß er seine reichen Glücksgüter „mit Tag wie Nacht anhaltendem Fleiß in Ehren" zusammengebracht habe.[110]

Soweit mir sonst noch der folgende Schlußbericht des französischen Gesandten Veranlassung zu etwaigen Beanstandungen gibt, werde ich das in den Anmerkungen tun. Vor allem werde ich dort auch unter Verwertung unbekannter archivalischer Dokumente eine Reihe ergänzender Angaben über die Hofkavaliere und Minister Kurfürst Max Emanuels zur Veröffentlichung bringen.

Lassen wir nun aber de la Haye selbst zu Worte kommen.

[110]) K. K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien Bavarica III. Österreichische Hofkanzlei. Baiern-Correspondenz 9.

[111]) Es kommt in den Protokollen des Hofkammerarchivs — dem jetzigen K. u. K. Gemeinsamen Finanzarchiv — nur eine einzige Erwähnung seines Namens vor; und zwar handelt es sich um ein Schreiben Berchems an die kaiserliche Hofkammer wegen der Verproviantierung der bayerischen Hilfstruppen in Ungarn 1684.

[112]) Kgl. Bayer. Allg. Reichsarchiv. Personenselekt Berchem a. a. O. Testament Antons v. Berchem de anno 1694 bzw. 1697.

Sire!

Pour obéir aux ordres de Vostre Majesté je luy envoye une relation de ce qui peut regarder l'estat présent de la cour de Bavière où J'ay eu l'honneur de servir Vostre Majesté depuis dix ans.[1])

Mr. l'Électeur de Bavière est un Prince de vingt deux ans et demy, très bien fait de sa personne; il a les cheveux blonds chastains, le visage un peu long, les yeux beaux mais trop souvent bordés de rouge, le nez aquilain, les lèvres un peu grosses et la physionomie heureuse. Il a beaucoup d'esprit et tout plein de feu. Il ne s'épargne en rien. Il va à la campagne par la neige et par le plus rude froid que l'on ait jamais senty sans se donner un seul jour de repos; il court le soir en schlitte par les rues. Il danse à l'Allemand quattre et cinq heures de suite toujours en action, et

[1]) de la Haye überreichte anfangs Februar 1675 sein Creditiv (Archives des Aff. Etr. Paris. Correspondance politique „Bavière" vol. 20. Kurfürstin Adelheid an Ludwig XIV. am 6. Februar 1675).

si quelqu'un de ses gens luy dit quelque parole pour le retenir, il l'appelle sot et l'envoye promener[2]). Il scait les langues estrangères: le Latin, le François et l'Italien.[3])

Il a de la fierté et beaucoup d'ambition. Il n'a que trop fait paroistre son courage cette dernière campagne au malheureux siège de Bude, où Il a fait le personnage de soldat comme celuy de Généralissime[4]) — et pour le dépeindre au juste, il a toutes les dispositions pour devenir le plus grand prince de l'Allemagne, s'il veut s'appliquer et faire des réflexions sur ses véritables intérests.

Son grand Conseil est composé de plusieurs personnes qui assemblés avec luy et quelquefois sans luy ne parlent et ne traittent que des affaires générales de la Bavière, qui est le plus petit des dix Cercles de l'Empire[5]) et qui par conséquent fournit le moins pour les contributions de l'Empire.

Le Conseil secret[6]) de Mr. l'Électeur est composé de trois personnes seulement: le baron de Leubelfing[7]) gentilhomme bavarois, le Vice Chancelier Leidel docteur bavarois et le sieur Pergam (sic), qui n'estoit que simple Advocat — il n'y a que dix ans, —

---

[2]) Die Stelle von „Il ne s'épargne“ bis „promener“ ist einem früheren Berichte de la Hayes entnommen.

[3]) Ich führe hier zur Ergänzung des Charakterbildes einen Bericht des Grafen Nostiz vom 29. Juli 1679 an. Nostiz war im Juli 1679 als kaiserlicher Gesandter in München tätig (K. K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien. Bavarica III. Österreichische Hofkanzlei. Baiern Correspondenz 7):

„Der Herr Churfirst ist von überauß annemlicher und schöner Gestalt, zu seinen Jahren wohlgewachsen und von grosser Hoffnung, continuiert noch seine studia, und last sich durch einen gewissen Joner ihm die institutiones juris vorleßen und verstehet, daß deren cognition ihm nützlich sein werde. In Philosophicis hatt er sich nit viel occupiert; ad cognitionem historice et Geographice zeiget er grosse inclination, ueber alles aber ist er denen exercitiis corporis zugethan, besonders denen zu Pferdt, daher nit gern lang zu München, sondern verlanget, so viel es die publica, zu denen er von dem Hertzog Maximilian mit aller sorgfalt angewiesen wirdt, zulassen, vielmehr zu Schleissheim und andern Lusthausern sich zu divertiren.“

[4]) Vergl. Staudinger: Geschichte des kurbayerischen Heeres unter Kurfürst Max II. Emanuel, erschienen in der „Geschichte des Bayerischen Heeres, herausgeg. vom K. B. Kriegsarchiv“ II, 1. München 1904, S. 188—193.

[5]) R. Schröder: Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte. Leipzig 1902. S. 826.

[6]) S. v. Riezler: Geschichte Baierns. Gotha 1914. VIII, 442 ff.

[7]) Über die Personalverhältnisse Leiblfings (auch Leubelfing genannt) bietet u. a. das Kreisarchiv München Fasz. H. R. 248/371, 300/185, 415/472 einige Angaben; darnach war

Franz Pankraz von Leiblfing — nicht zu verwechseln mit dem Direktor bei dem Spezialkollegium Revisionsrat Karl August v. Leiblfing, der 1664 als bayerischer Prinzipalgesandter in Regensburg tätig war (M. Doeberl: Bayern und Frankreich S. 232) — über seine Jugendzeit und seine Aufnahme in den bayerischen Staatsdienst bin ich nicht unterrichtet — am 4. Juli 1663 von Kurfürst Ferdinand Maria nach Wien abbeordert worden; eine Spezifikation der Kosten dieser Gesandtschaftsreise ist vorhanden. Im April 1665 ging, wie der spätere savoysche Gesandte in München — damals secretarius der Kurfürstin Adelheid —, Graf Lantéry, dem Minister S. Tomaso mitteilt, Leiblfing nach Turin, um dem Herzog Carl Emanuel II. die Geburt des bayerischen Prinzen Ludwig Amadäus Cajetan zu notifizieren (R. Archivio di Stato in Torino. Lettere Ministri „Baviera“ mazzo I. Lantéry an S. Tomaso am 12. April 1665). Die Stelle eines „Cammerer“ war ihm zu dieser Zeit schon verliehen. Am 17. Oktober 1665 erging ein Dekret seines Landesherrn, daß dem Cammerer Franz Pankraz v. Leiblfing, „welcher mit negsten seine Aßeßorat Stell zu Speyer beziehen würde“, zu einem Aufzug und Zehrungskosten 500 fl. gnädigst bewilligt würden; in dieser Verfügung wird Leiblfing als „Hofrat“ bezeichnet; am Sitz des Reichskammergerichts war Leiblfing bis zum Beginn des Frühjahrs 1672 tätig. Im Mai 1672 verheiratete er sich. Die kurfürstliche Silberverwaltung steuerte als Hochzeitspräsent „Silbergeschirre von etlichen 40 Lot“ bei. Im Juni 1676 weilte Leiblfing als außerordentlicher Abgesandter Ferdinand Marias in Wien; es scheint, daß er den Auftrag hatte, sich über die Aussichten einer ehelichen Verbindung zwischen Kaiser Leopold I. und der bayerischen Kurprinzessin Maria Anna zu informieren. (R. Arch. d. St. Torino: Lettere particol. No. 470. Fr. v. Simeoni an die Herzogin von Savoyen am 3. Juli 1676.) Am 2. März 1682 wurde dem „churfürstlich gehaimben Rhat“ zu vorigem Sold noch eine jährliche Zulage von 300 fl. bewilligt; am 17. Februar 1684 erging ein Erlaß, daß ihm in Ansehung seiner zu gnädigst. satisfaction bis hierher geleisteten Dienste zu seiner vorherigen Bestallung von 1800 fl. vom Eingang dieses Jahres zur Aufbesserung noch darüber 600 fl. bewilligt würden. 1690 wurde Leiblfing von Kaiser Leopold in den Grafenstand erhoben und von Kurfürst Max Emanuel am 17. Januar 1701 bestätigt (Manz: Stammbuch des blühenden und abgestorbenen Adels in Deutschland II. Regensburg 1863). Die Stellung eines Revisionsratsdirektors und die Würde eines Erbtruchseß erhielt er nach dem Jahre 1684.

Leiblfing war Pfleger zu Waldmünchen.



et qui est aujourdhuy celuy qui a pluce particulièrement l'oreille du prince et que l'ont peut appeller premier ministre. Son extraction est fort noble du costé de son grandpère et de sa grand-mère, l'un Chanoine de Cologne et l'autre Chanoinesse de la mesme ville.

Leiblfing est assez capable dans le droit Allemand.

Leydel á de l'esprit et quelque sçavoir; mais il va trop viste;

Berchem a l'air et les manières d'un paysan; il est fort agissant et pour establir sa fortune, il donne sans aucun discernement dans tout ce que veut Mr. l'Électeur.

Il est absolument gagné par la maison d'Autriche dont il a touché depuis trois ans plus de dix mille écus (sans) quelques autres présents que luy a fait l'Empereur.

Il a tiré aussy beaucoup de l'Ambassadeur d'Espagne[8]) à Vienne avec qui il a eu de longues conférences dans trois ou quatre voyages qu'il a fait à Vienne — enfin il prend de toutes mains. Quand feu Mr. l'Électeur de Bavière mourut il y a près de six ans, Berchem avoit fort peu de bien, et aujourdhuy il est riche de quattre à cinq cent mille livres y compris une terre qui vaut plus de vingt mille écus dont Mr. l'Électeur son maistre luy fit présent l'année passée.

Toutes les affaires ymportantes et secrètes passent premièrement par les mains de ce Berchem, qui n'est pas aimé dans la cour de Bavière; la noblesse ayant peine de se voir méprisée par un homme qui n'a ny capacité ny mérite ny naissance.

Il faut aussy rendre justice à la plus part de cette ignorante noblesse bavaroise naturellement faynéante et paresseuse quoyque glorieuse et qui ne s'appliquant à rien qu'au ménage et à la chasse n'est guère capable de servir Mr. l'Électeur;

et de la vient que depuis un fort longtemps, c'est à dire plus d'un siècle, tous les Princes de Bavière se sont le plus souvent servis de Princes, Comtes ou Barons de Suabe ou de Franconie[9]) pour remplir les premières charges de la Cour.

Il faut encore adiouter que les docteurs qui ont touiours esté dans la cour de Bavière employez dans les charges de Chancelier et quelquesuns admis dans le Conseil secret, ont exclu tant qu'ils ont pu la noblesse bavaroise de tous les grands emplois et y ont poussé des estrangers ou d'autres docteurs comme eux, parce qu'ils ont esté touiours méprisés de la noblesse bavaroise et ont appréhendé d'estre chassés par elle, si une fois elle s'estoit emparée de l'esprit du Prince.

Depuis un an Mr. l'Électeur de Bavière a envoyé aux Cours de Cologne, de Saxe et de Berlin trois personnes différentes: un baron de Weix[10]) bavarois a Cologne, un

Leiblfing galt im Oktober 1684, da Berchem im Gefolge des Kurfürsten in Ungarn, Kaunitz nicht mehr in München, Leydel extra negotia und französisch gesinnt, als das Haupt der österreichischen Partei am Münchener Hofe (Arch. d. Aff. Étr. Paris. „Bavière" 38. De la Haye an Ludwig XIV. am 6. Oktober 1684).

[8]) Der Marquis Burgomanero.

[9]) Vergl. S. v. Riezler: Geschichte Baierns Bd. V (1903) S. 12 f.: „Von Wilhelm IV. bis auf Max I. weist jede folgende Regierung ein stärkeres Eindringen von Fremden in die wichtigsten Staatsämter auf."

[10]) Während das Münchener Kreisarchiv über Timon Freiherrn von Weix keine näheren Angaben enthält, befindet sich im Kgl. Bayer. Allg. Reichsarchiv der Personenselekt der Familie v. Weix (auch Weichs geschrieben) (III. Fasz. No. 495). Der erste Faszikel enthält 17 Urkunden aus den Jahren 1349—1499, der zweite Dokumente aus den Jahren 1500—1599; der dritte von 1600—1699 enthält 31 Urkunden; den weitaus größten Raum beanspruchen in diesem umfangreichen Akt die Bittgesuche einer Maria Barbara v. Weix, geb. Rosenbuschin Wittib; hübsche Wappenabbildungen der Familie befinden sich ebenfalls dort.

Das Stammhaus derer von Weix an der Glonn liegt nahe bei Regensburg. Das Geschlecht wurde am 2. April 1623 von Kaiser Ferdinand II. in den Freiherrnstand erhoben, worüber am 9. August 1623 ein Ausschreiben des Kurfürsten Maximilian I. erging (vergl. Lang: Adelsbuch des Königreichs Bayern S. 262 und Manz: Stammbuch des blühenden und abgestorbenen Adels IV, 166).

Timon Freiherr v. Weix wurde im Jahre 1644 geboren, so geht aus einem Referat des Hofkanzlers vom 9. März 1669 hervor; eine genauere Datierung ließ sich nicht feststellen. Sein Vater Hans Jakob Freiherr v. Weix versah das Amt eines Pflegers zu Bärnstein vom 20. Mai 1665 bis zu seinem am 8. November 1673 erfolgten Tod (G. Ferchl: Bayerische Behörden und Beamte 1550—1804, ersch. i. Oberbayer. Archiv München 1908—1910, Bd. 53 S. 49).



Der junge Timon bezog, nachdem er seine studia humanoria zu Straubing „mit gutem Fleiß" vollendet, neunzehnjährig die Universität Ingolstadt, woselbst er am 29. Oktober 1663 immatrikuliert wurde. Als er dort logicam et physicam ein halbes Jahr gehört hatte, gewährte ihm Kurfürst Ferdinand Maria am 31. März 1664 zu seinem dortigen Studium einen jährlichen Zuschuß von 100 Gulden, „bis er mit einem stipendio ihn zu versehen bewilligen werde"; zugleich richtete der Landesvater die Anfrage an die Rectores, Professores und Räthe, wie sich Weix sonsten in moribus verhalte und was wohl künftig von ihm zu erwarten sei. Die Antwort lautete, daß er sich bis dato sowohl in studiis wie in moribus so fleißig und wohl verhalten habe, daß selbiger, wenn er, wie zu hoffen, auch weiter so verfahren werde, zu dem erwünschten „profect" gelangen und einstmals mit sehr gutem Nutzen zu gebrauchen sein werde. Außer dem collegium logicum, das ihn zwei Jahre in Anspruch nahm, frequentierte er dort vier ganze Jahre die Jura ex professo, hörte auch publica und private Vorlesungen. Am Schluß seines 11. Semesters hielt er die Zeit für gekommen, durch Ablegung eines Examens darzutun, daß er die Zeit seiner Studien nützlich angewandt habe. Für den schriftlichen Teil dieser Prüfung war ihm ein Thema gegeben worden, das recht verwickelte Ansprüche, die ein Beuerbergscher Untertan Johann Zimmermann auf einen in der Herrschaft Eurasburg gelegenen Besitzteil geltend machte, pro und contra zu behandeln hatte. Die scharfsinnige Lösung dieser knifflichen Rechtssache bewies dem die Prüfung abhaltenden Kollegium der Räte, daß Weix die fundamenta iuris wohl ergriffen und daher zu Staatsdiensten appliciert werden solle. Eine solche Verwendung war ihm aber zunächst nicht erwünscht; er beschloß vielmehr, für einige Jahre auf Reisen zu gehen, Land und Leute kennen zu lernen, um noch weiter an seiner Ausbildung zu arbeiten.

Sein Landesherr genehmigte auf untertänigstes Anlangen nicht nur dieses Vorhaben, sondern schoß ihm gegen Verschreibung seines mütterlichen Vermögens und eines väterlichen Anteils auf Gut Falkenfels sogar 2655 Gulden Reisegeld vor (Ferdinand Maria am 11. April 1669 an Johann Jakob von Weix).

Über ein Jahr verging, ehe Timon die Fahrt in die große Welt antrat; natürlich zog es ihn zuerst nach Paris; am 18. September traf er dort ein, konnte sich aber nicht lange der neuen Eindrücke erfreuen, da er in eine heftige Krankheit verfiel, die ihn dem Tode nahebrachte: „... So aber hat der Allmechtige Gott", schrieb er am 28. Dezember 1670 seinem Gebieter, „den 23igsten eiusdem mensis hernach mich mit einem hitzigen und so gefährlichen Krankheit heimgesucht, daß nicht allein Euer Churfürstl. Durchlaucht meinen unterthänigsten gehorsam nicht mehr ablegen können, sondern alle Welt und sogar die 5 Medicini an meinem Leben gezweifelt, auch mich mit allen heyl. Sacramentis gleichsam schon als halb toten versehen lassen; und obschon nach Empfang derselben diese tötliche Krankheit sich gleich in besseren Stand geendet, so habe ich doch vom 23 September bis auf den 20 Dezember also 3 ganze Monate zur Kur und auch sonsten ganz preßhafft in dem Bett mich gedulden müssen". — Die ihm dieserhalb erwachsenen Extraausgaben werden dem Kurfürsten unter Beifügung der Originalrechnung des Pariser Quartiergebers — seines Zeichens Perückenmacher — gleichzeitig mitgeteilt; ich lasse die Rechnung als kulturhistorisch interessant hier folgen:

„Mémoire de ce qu'il m'est deu de Mr. le Baron Weix pour les dépenses que j'ay faites pour luy en sa maladie".

	Reichstaller
1. Premièrement pour ses bouillons et consommées	22
2. Pour l'entretien de sa garde depuis deux mois à raison de 20 Sol par iour fait	20
3. pour sa iournée à raison de 20 Sol fait	20
4. pour son blanchissage	4
5. pour ses chandelles de veille et d'autres	4
6. pour les visites du Médecin depuis six semaines	30
7. A d'autres Médecins après la consultation	10
8. Pour les besoins et droits du prestre en sa communion	4
9. Pour les Citrons et autres choses servant de rafraichissement dans ses chaleurs	6
10. Pour le Chirurgien, pour ses .... ventouses, corrossives et d'autres opérations	14
11. pour son lait d'ainesse pendant 2 mois à raison de 4 escus par mois	8
12. pour deux perruques que ie luy ay fournies d'autant que dans les consultations il fut dit de luy raser ses cheveux, l'une pour les iours ouvriers et l'autre pour les dimanches font ensemble	15
13. pour du vin d'Espagne ordonné pour son mal d'estomac	1
14. pour toutes sortes de Confitures servantes pour le messme fin	3
Somme du tout fait	171

Gerard

Da noch andere in dieser Aufstellung nicht erwähnte Ausgaben infolge seiner Krankheit hinzugekommen waren, so erreichte die schuldige Endsumme, um deren Begleichung Weix den Kurfürsten bittet, die Höhe von „271 Reichstaller".

Infolge des im November 1673 erfolgten Todes seines Vaters Johann Jakob wurde Timon durch landesherrliches Dekret zu seinem Amtsnachfolger ernannt; es war ein Trost für den Sterbenden gewesen, als ihm am 25. Oktober 1673 der gütige Kurfürst die Mitteilung gemacht hatte, daß sein ältester Sohn Timon die Pflege zu Bärnstein erhalten solle.

Es hat aber nicht den Anschein, als ob Timon sich durch dieses traurige Ereignis veranlaßt gefühlt hätte, vorübergehend in die Heimat zurückzukehren; feststeht, daß er fremde Länder — Italien und Frankreich



sind verbürgt — bis zum Sommer 1678 bereiste (Dekret Ferdinand Marias vom 20. Juli 1678); alsdann wurde er zum Hofmeister des Prinzen Joseph Clemens von Bayern ernannt, der bis dahin unter der Obhut der Baronin Simeoni gewesen war.

„Kämmerer" und „Revisionsrat" wird Weix in einem Dekret Max Emanuels vom 26. Dezember 1682 genannt, das ihm die Expektanz auf die Vizedomstelle zu Burghausen, eine Einnahmequelle allerersten Ranges, bestätigt Diese günstige Aussicht mochte eine Entschädigung für seine vergeblichen Bemühungen sein, die er nach einer Mitteilung des savoyschen Gesandten im Oktober 1682 machte, um die vakante Vizedomstelle von Landshut zu erhalten (R. Archivio di Stato: Torino. Lettere Ministri „Baviera" mazzo V. Graf Lantéry an S. Tomaso am 6. November 1682). 1½ Jahre später am 8. Juli 1683 trat Weix das Amt eines Vizedoms zu Burghausen de facto an, das er bis zu seinem 1686 erfolgtem Tod versah (H. Ferchl: Oberbayerisches Archiv a. a. O. S. 73); nur 42 Jahre ist Timon von Weix, der mit Anna Francisca Theresia geb. von Hörwarth zu Stainach vermählt war, alt geworden.

Eine politische Mission hat Weix nur zweimal zu erfüllen gehabt; als Deputierter Kurbayerns auf dem Nürnberger Kreistag im März 1684 war er im Sinne der Friedenspartei dafür tätig, daß in der Frage der Reunionen ein Ausgleich mit Frankreich zustande käme (Arch. d. Affaires Étr. Paris. „Bavière" vol. 38. de la Haye an Colbert de Croissy am 12. April 1684): der Türke sei der wahre Erbfeind des hlg. römischen Reiches deutscher Nation. Eine entgegengesetzte Sprache führte die Münchener Regierung, als sie einen Monat später Timon v. Weix an den Hof des Erzbischofs Maximilian Heinrich von Cöln abbeorderte. Es galt, durch mündliche Vorstellungen bei dem Oheim durchzusetzen, daß er die Wahl des Prinzen Joseph Clemens von Bayern zum Koadjutor des Erzstiftes Cöln gutheiße (Aff. Étr. Paris „Bavière" a. a. O.); zur Erreichung dieses Zweckes schien es auch geboten, durch den Hinweis auf das reichsverräterische Handinhandgehen mit dem Satelliten der französischen Politik, an das patriotische Gewissen Maximilian Heinrichs mit eindringlichen Worten zu appellieren. Natürlich bewog diese völlig verfehlte Tonart den Oheim umso weniger zur Einkehr, als Weix noch einen zweiten Fehler beging, indem er gleichzeitig mit den geschworenen Todfeinden Wilhelm Egons von Fürstenberg in Unterhandlungen trat. Diese Beratungen des bayerischen Gesandten mit den Vertretern der Stadt Cöln — die Stadt wünschte dem Schutz Bayerns unterstellt zu werden, seitdem der Erzbischof seine Residenz nach Bonn verlegt hatte — mußten auch begreiflicherweise bei Maximilian Heinrich böses Blut machen. Wenn er auch die verwandtschaftlichen Rücksichten nicht völlig verleugnete und seinem Neffen die Nachfolge im Stift Berchtesgaden sowie andere Kanonikate verschaffte, in der Cölner Koadjutorfrage selbst mußte Weix ohne ein positives Ergebnis für seinen Schützling im Juli 1684 nach München zurückkehren (vgl. E. Böhmländer: Die Wahl des Herzogs Joseph Clemens von Bayern zum Erzbischof von Cöln 1688, ersch. im Oberbayerischen Archiv Bd. 56, S. 182 f.).

Bevor Weix seine Nürnberger Mission antrat, wurde er von Burghausen an den Hof des Kurfürsten zitiert, um sich dort noch nähere Instruktionen zu holen. Er weilte damals 5 Tage in München. Aus dieser Zeit seines Aufenthaltes ist uns die Rechnung seines Münchener Gastgebers Joseph Hiemlin erhalten, die ich als ein kulturhistorisch interessantes Dokument vor allem deshalb folgen lasse, weil die darin angesetzten Posten für das Mittag- und Abendessen des Gesandten mir außergewöhnlich hoch bemessen erscheinen.

Verzeichnuß

Waß Ihro Gnaden Herr Herr Timon Victor Freyherr von Weichs Churfürstl. Durchlaucht in Bayern zc. zc. Cammerer und Vicedomb zu Burghausen welcher aigens hieherr nach München durch fürstl. befelch ist citiert worden, vom 25 Febr — 2 Marty mit 6 Bedienten und 9 Pferdten bey mir Endunterzeichneten verzöhrt haben, alß volgt:

1. ad 25. Febr. seindt Ihro Gnaden bey mir nachts ankhommen, ist vor dem Essen samt dem Wein	5 fl. 48 kr.
für der 6 Bedienten essen sampt Pier und Prodt	2 fl. 15 kr.
2. ad 26 dito Mittags, alß Ihro geh. Herr Revisions Rath Wämpl und Herr Secretarius Lutz mitgespeiset sampt dem Thrunckh ergangen	7 fl. 53 kr.
für der 6 Bedienten Mittagmahl sampt pier und prodt	2 fl. 15 kr.
Eodem die vor Ihro Gnaden Nachtessen	4 fl. 36 kr.
Vor 6 Bedienten	2 fl. 15 kr.
3. ad 27. Febr. Vor Ihro Gnaden zu Mittag	5 fl. 12 kr.
Vor 6 Diener Essen	2 fl. 15 kr.
Nachts haben Ihr Gnaden aus gespeiset	— —
Vor der Diener Essen	2 fl. 15 kr.
4. ad 28. Febr. Vor Ihro Gnaden Mittagmahl	5 fl. 26 kr.
Vor der Diener in Essen und Pier	2 fl. 15 kr.
Vor Ihro Gnaden Nachts	4 fl. 24 kr.
Vor die Bedienten sampt pier	2 fl. 15 kr.
5. ad 29. Febr. Haben Ihr Gnaden mitsamt dem Herrn Revisions Rath Wämperl (sic) und Matthiaß Hof Trompeter zu Mittag gespeiset und verzöhrt	8 fl. 18 kr.
Per Diener Mittagmahl	2 fl. 15 kr.
Nachts wiederumb gespeiset	3 fl. 56 kr.
Per Diener Essen sampt pier	2 fl. 15 kr.
6. 1 Marty Vor deß gnädig Herren Mittagmahl	5 fl. 30 kr.
Für der Diener ordinari eßen	2 fl. 15 kr.
Vor Ihro Gnaden Nachtessen	3 fl. 40 kr.
Für Diener	2 fl. 15 kr.

baron ou comte Tauffkirchen [11]) en Saxe, et à Berlin un prestre de Franconie [12]); les deux premiers ont fort mal réussi dans leurs missions et le troisième s'est acquis de l'estime auprez de Mr. l'Électeur de Brandenbourg et de ses courtisans; cependant on avoit choisi Weix et Tauffkirchen comme gens très habilles; le premier est présentement Vicedom à Burghausen après avoir esté gouverneur du petit duc de Bavière et le second est présentement Président du Conseil aulique à Munic.

---

7. 2 Marty Bei der Abraiß nacher Nürnberg haben Ihr Gnaden sampt Ihr Geh. Herrn Wämpl Herrn Secretarius Lutz und der Mathias Hof Trompeter Mittags gespeiset und verzöhrt vor Essen und Trinkhen	10 fl. 56 kr.
Per der Diener ordinari Essen	2 fl. 15 kr.
Vor 7 Tag Zimmergelt, samt Holz, liechter	5 fl. 30 kr.
angeschafftes Tringelt in Kuchen und Keller	1 fl. 36 kr.
Item in Stall	1 fl. —
San auch 9 Pferdt Stallmieth 6 Täg hindurch	7 fl. 12 kr.
Vor haber	13 fl. 36 kr.
	116 fl. 93 kr.

Joseph Hiemlin
Gastgeb.

Selbst wenn man annimmt, daß Weix den Tafelfreuden in hohem Maß zugetan war, so dürfte doch der durchschnittliche Preis eines Mittagessens von etwa 22 Mk. für seine eigene Person und eines Abendessens von etwa 25 Mk. — nach dem heutigen Wert des Geldes gerechnet — zur Verwunderung Anlaß geben.

[11]) Wolf Joseph Graf von Taufkirchen trat Ende Dezember 1649 in den bayerischen Staatsdienst (Kreisarchiv München H. R. 236/411; 35/36 kommt auch für das folgende teilweise in Betracht: Dekret Kurfürst Maximilians I. vom 22. Dezember 1649), wurde am 12. April 1650 zum kurfürstlichen Truchseß ernannt mit einer Zulage von 100 Gulden zu der Hofratsbesoldung von 400 Gulden; am 31. Oktober 1679 wurde ihm der geheime Rats-Titel verliehen. Anfang November 1682 wurde Taufkirchen Präsident des Hofrates an Stelle des wegen hohen Alters ausscheidenden Baron Kleist (R. Arch. di Stato: Turin; Lettere Ministri „Baviera" mazzo V. Graf Lantéry am 6. November 1682 an S. Tomaso, daselbst ausgezeichnete Charakteristik Kleists). Laut Dekret vom 17. Juli 1682 erhielt er die Expektanz auf die Vizedomstelle zu Landshut.

Über seine hier in Frage kommende Gesandtschaft vom Jahre 1684 gibt die im K. Bayer. geh. Staatsarchiv zu München verwahrte „Chursächsische Corresponden3" K. schw. 54/8 näheren Aufschluß. Am 26. Mai 1684 ging ihm die Instruktion der bayerischen Regierung in Form eines „Memoriale" zu. Der Eingang lautet: „Erwelter v. Taufkürch hat aus dem ihm von der geheimben Canzley aus zugestelten Correspondenzact und andern schrüfften ersehen, was für Schreiben zwischen uns und des Herrn Churfürsten zu Saxen Lbd. bisher gewexelt worden auch in was stand sich sonst der Zeit die negotia publica, — sonderlich der französisch. armistity securitatis et resp. garantiae, so das vornembste objectum seiner negotiation sei, — befinden". . . . .

In Dresden fand am 15. Juni die erste größere Konferenz zwischen Taufkirchen, dem Kaiserlichen Abgeordneten Graf Lamberg und dem Chursächsischen Geheimen Rat Herrn von Werther statt; sie fand ihre Fortsetzung in weiteren Beratungen der 3 Bevollmächtigten vom 3. und 5. Juli. In all diesen Besprechungen handelte es sich in erster Linie um die Stellungnahme der beiden Reichsstände zum kaiserlichen Oberhaupt in der Frage eines Waffenstillstandes mit Frankreich. Auch in Dresden machte Graf Lamberg wie im Februar 1684 in Berlin (Erdmannsdörffer: Deutsche Geschichte 1684—1740. 1892, S. 690) einen letzten Versuch, Sachsen zu einer Mobilmachung seiner Truppenkontingente gegen Frankreich zu bewegen; er verlief ebenso resultatlos wie am Hofe Friedrich Wilhelms. Luxemburgs Fall (4. Juni) und Taufkirchens Eintreten für eine friedliche Lösung machte Johann Georg noch um so weniger für die Versprechungen Graf Lambergs empfänglich. Als Taufkirchen am 15. August Dresden verließ, läuteten die Glocken gerade den Frieden mit Frankreich ein.

Im Juni 1688 wurde Graf Taufkirchen von Kurfürst Max Emanuel nach Bonn abbeordert, um an den Trauerfeierlichkeiten zu Ehren des am 3. Juni verstorbenen Kurfürsten Maximilian Heinrich von Cöln teilzunehmen; alsdann sollte sich Taufkirchen zur Entlastung des bayerischen Vertreters Dr. Karg nach Cöln begeben, um dort die Interessen des Prinzen Joseph Clemens gegenüber dem fürstenbergisch gesinnten Anhang des Domkapitels zu wahren; über den weiteren Verlauf der Tätigkeit Taufkirchens in der Cölner Wahl, die seine diplomatischen Fähigkeiten nicht gerade in günstigem Lichte erscheinen läßt, gibt E. Böhmländer (Oberbayerisches Archiv Bd. 56 S. 233 ff.) eingehende Auskunft. — Über die Kostenaufstellung seiner Cölner Gesandschaft und die sich daraus ergebenden Beanstandungen von seiten der kurfürstl. Hofkammer enthält das Kreisarchiv München (H. R. 236/411) interessante Einzelheiten.

[12]) Gemeint ist Johann Friedrich Karg (vgl. E. Roth: Geschichte der Freiherrlichen Familie Karg v. Bebenburg. München 1891); er wurde am 1?. Februar 1648 zu Bamberg geboren, studierte an der dortigen Universität Theologie und begab sich zur Fortsetzung seiner Studien nach Prag 1664 und Rom 1668. Im Auftrag des Fürstbischofs unternahm er Reisen nach Frankreich, in die Niederlande und war in wichtigen Angelegenheiten wiederholt in Rom; an der Universität zu Padua erhielt er die Doktorwürde. Seit dem 21. März 1672 war Peter Philipp von Dernbach Fürstbischof in Bamberg; dieser ernannte Dr. Johann Friedrich Karg kur nach Übernahme seines Amtes zum geistlichen Rat des Stiftes Bamberg und entsandte ihn in An-



Il y a une vingtaine de gentilhommes qui ont icy la clef d'or et servent Mr. l'Électeur chacun à leur tour, deux par semaine; parmy eux il y a quelques estrangers Italiens[18]); les derniers ont esté depuis quelque temps moins con-

---

gelegenheiten der Bistümer Bamberg und Würzburg 1676 und 1677 als außerordentlichen Gesandten nach Rom; bis zum Sommer 1683 blieb Karg in bischöfl. Bambergischen Diensten, wo er unterdessen zur Würde des geh. Rates und Generalvikars aufgestiegen war. Der am 22. Mai 1683 erfolgte Tod seines Protektors veranlaßte Karg, sich in Kurbayern um eine Anstellung zu bewerben; sein Ernennungsdekret vom 31. August 1683 läßt ihm die Würde des geistl. Rates und bestimmt sodann, daß er auch in absentia des Präsidenten das Direktorium im Rat führen solle; ein kurfürstl. Erlaß vom 8. Dezember 1683 verlieh ihm den Rang eines „Dechants bei unserer lieben Frauen Collegiat Stift".

Die eigentliche diplomatische Tätigkeit Kargs beginnt erst mit seiner Übernahme in den kurbayerischen Dienst. Roth schreibt, daß Karg Ende 1683 oder 1684 als Führer einer Gesandtschaft an den brandenburgischen Hof abbeordert wurde. Um das genaue Datum feststellen zu können und damit vielleicht über die Art seiner Berliner Mission Aufschlüsse zu erhalten, wandte ich mich an das K. geh. Preuß. Staatsarchiv zu Berlin; die dortigen Akten ergaben, wie Herr Geheimrat Bailleu die Freundlichkeit hatte, mir mitteilen zu lassen, daß Kurfürst Max Emanuel seinen Rat Johann Friedrich Karg mit Vollmacht vom 26. Mai 1684 in außerordentlicher Mission an den Kurfürsten von Brandenburg abgeschickt hat und daß dieser am brandenburgischen Hofe in Audienz empfangen wurde und etwa im August 1684 nach München abgereist ist. Weitere Aufschlüsse über seine Person und seine Berliner Tätigkeit enthalten die Akten des Preuß. Staatsarchivs nicht. Dagegen gelang es mir auf Grund dieser Angaben im K. Bayer. geh. Staatsarchiv zu München einen Akt aufzufinden, der nicht nur den Wortlaut seiner Instruktion vom 26. Mai 1684, sondern eine Reihe von Originalschreiben Kargs aus der preußischen Hauptstadt enthält, die über den Erfolg seiner dortigen Verrichtung und seine Aufnahme am Berliner Hof eingehendst berichten (K. Bayer. geh. Staatsarchiv München, K. schw. 59/8 Churbrandenburgische Korrespondenz 1680—1691). Wie bei der Mission Weix' nach Nürnberg im März 1684 und der Taufkirchens nach Dresden im Juni 1684 handelte es sich auch bei der Negotiation Kargs am brandenburgischen Hofe in erster Linie um eine Übereinstimmung zwischen den beiden Höfen in der Frage der Reunionen und des Waffenstillstandes mit Frankreich. Karg war häufig bei Friedrich Wilhelm zur Tafel geladen und erfreute sich überhaupt seiner besonderen Gunst; auch mit dem französischen Geschäftsträger in Berlin Marquis de Rébénac unterhielt der bayerische Gesandte recht gute Beziehungen. Der erfolgreiche Ausgang seiner Berliner Mission veranlaßte Kaiser Leopold I., durch seinen Gesandten Graf Kaunitz an Karg die Anfrage zu richten, ob er die Geschäfte des Wiener Kabinetts am päpstlichen Stuhle eine Zeitlang zu führen bereit sei; mit Genehmigung des Kurfürsten Max Emanuel begab sich Karg nach Rom: es handelte sich darum, die Übertragung der Koadjutorie des Erzstiftes Cöln an Wilhelm Egon v. Fürstenberg zu vereiteln.

Im Zusammenhang mit der Cölner Wahl stand auch seine Entsendung an den Hof des Kurfürsten Maximilian Heinrich im November 1687. Die Begünstigung der Fürstenbergschen Kandidatur, hatte er dem Erzbischof zu erklären, stelle eine Verwicklung der Weltlage in drohende Aussicht; nur die Förderung des Wittelsbachers Joseph Clemens verbürge Europa den Frieden. Kargs Bemühungen war es in erster Linie zu verdanken, wenn Maximilian Heinrich kurz vor seinem Tode die bayerischen Neffen zu seinen Erben einsetzte; seinem hervorragenden Geschick, das gewiegte Diplomaten wie Kaunitz und Wachtendonk willig anerkannten, glückte es nicht nur, alle wittelsbachischen Linien in einmütiger Geschlossenheit gegen den Fürstenberger vereinend, am 19. Juli 1688 die Wahl Joseph Clemens' durchzusetzen, auch der politische Frontwechsel des Kurfürsten von Brandenburg in dem letzten Stadium jener Angelegenheit war das Werk des Münchener Domdechanten. Der Hinweis auf die gemeinsame Gegnerschaft gegen Frankreich und die kluge Beseitigung vorhandener Meinungsverschiedenheiten bewogen Friedrich III. am 11. Dezember 1688, seine Zustimmung zur Aufnahme des Prinzen Joseph Clemens in das Kurkolleg zu geben (über die Tätigkeit Kargs in Köln handelt in eingehendster Weise E. Böhmländer: Oberbayerisches Archiv 56 und 57, wertvoll sind besonders seine Ausführungen S. 269—280).

Für die weitere Laufbahn Kargs, insbesondere seinen Aufenthalt 1692 zu Rom in Benediktiner-Exemptionsangelegenheiten, seine Sendung zur Bischofswahl nach Hildesheim im darauffolgenden Jahre, seine Teilnahme an den Friedensverhandlungen zu Ryswick, Rastatt und Baden usw. vergleiche man die erschöpfende Darstellung bei Roth S. 21—91.

Am 29 November 1698 wurde Karg in den Freiherrnstand erhoben; er ist am 30. November 1719 zu Bonn gestorben.

[18]) Zu ihnen gehörten die Hofkavaliere Rivera, Nogarola, Lanfrey und in erster Linie der Graf de St. Maurice.

Siegmund de Chabo, Marquis de Beaumont, Comte de St. Maurice (nicht zu verwechseln mit dem kurbayerischen Hauptmann Philibert de St. Maurice (vergl. Staudinger: Geschichte des bayerischen Heeres II, 1 S. 66, 78, 209) kam als etwa neunjähriger Knabe auf Veranlassung Kurfürst Ferdinand Marias und seiner Gemahlin — so zeigt ein Schreiben des Vaters Baron St. Maurice an den Kurfürsten (K. Bayer. Geh. Staatsarchiv „Savoyische Correspondenz" 1660—1670 K. schw. 290/2) — Ende 1669 an den bayerischen Hof, um dort



sidérés[14]) qu'ils ne l'ont esté autrefois. Tous ces gentilhommes de service ne se meslent d'aucune affaire; ils entrent dans les plaisirs du prince quand il luy plaist.

Les deux derniers Électeurs de Bavière ont eu des Trouppes sur pied assez considérablement jusques à douze et quatorze mille hommes[15]) et ils ont touiours pris pour leurs généraux et principaux officiers des personnes de qualité et de valeur comme dans la Suabe, de Franconie ou de Westphalie, et quelques liaisons qu'eust Maximilian premier avec la maison d'Austriche, Il n'a jamais donné les principaux employs dans ses trouppes à des officiers subiets de l'Empereur. Mr. l'Électeur d'aujourdhuy fait tout le contraire; Il a fait général de ses trouppes le comte Sereni[16]) général d'Artillerie dans l'armée de l'Empereur y conservant encore un régiment d'ynfanterie pendant le siège de Bude, et depuis il a pris encore à son service plusieurs Officiers, Colonels, Capitains tirés de l'armée de l'Empereur de sorte que jamais Il ne sera le

als Spielgefährte des Kurprinzen Max Emanuel erzogen zu werden. Graf Lantéry, der savoyische Gesandte in München, hebt wiederholt das herzliche Freundschaftsverhältnis zwischen dem Thronfolger und seinem Kameraden hervor. Colbert de Croissy schreibt ihm November 1679 neben der Kurprinzessin Maria Anna den größten Einfluß auf Max Emanuel zu und de la Haye charakterisiert ihn mit den Worten: „c'est un jeune homme timide et assez sage, de mesme âge que Mr. l'Electeur de Bavière qui dès l'enfance a toujours esté eslevé auprès du Prince qui a de l'amitié pour luy comme ils sont toujours ensemble. St. Maurice luy peut dire des choses qu'un autre ne luy diroit pas."

St. Maurice konnte als frankreichfreundlich gelten (Aff. Étr. Paris. „Bavière" 37 de la Haye am 5. Dezember 1683); er wurde, wie Graf Lantéry am 12. September 1681 berichtet, anfangs September 1681 zum Kammerherrn befördert und erhielt die Leitung des kurfürstl. Schlosses Dachau, oder besser gesagt die Pflege Dachau. Sein Gehalt belief sich — er wohnte und speiste auf landesherrliche Kosten — auf 1000 Scudi pro Jahr: „veramente", fährt Lantéry fort, „questo sig^re^ è degno delle gratie di S. A. E. per la gran sofferenze e modestia con la quale egli ne ha sempre usato, il che ancorlo rende commendabile in questa corte e principalmente dagli s^ri^ Ministri, da quali viene tenuto in particolar consideratione mostrandosi assai compito riverente affabile e cortese verso d'ogniuno" (R. Archivio di Stato in Torino, Lettere Ministri „Baviera" mazzo V. Graf Lantéry an S. Tomaso am 12. September 1681).

Im März 1684 ging St. Maurice als außerordentlicher Abgesandter des bayerischen Kurfürsten nach Versailles, um in höfischer Erwiderung der Notifikation, daß die Dauphine von einem zweiten Prinzen, dem Herzog von Anjou, entbunden sei, die üblichen Glückwunschkomplimente König Ludwig XIV. und der Dauphine Maria Anna zu übermitteln (K. Bayer. geh. Staatsarchiv K. schw. 279/32). Als St. Maurice aus Versailles zurückkehrte, schrieb de la Haye: „Il m'a dit plusieurs bonnes choses qu'il a ordre de dire de la part de Mad^e^ la Dauphine à Mr. l'Électeur de Bavière" (Archives des Aff. Étr. Paris. „Bavière" vol. 37. De la Haye am 12. April 1684 an König Ludwig XIV.). Erst 28 Jahre war der 1685 zum Hauptmann der Leibgarde beförderte St. Maurice alt, als er Ende August 1689 bei der Belagerung von Mainz tapfer kämpfend den Heldentod fand (Archiv. d. Aff. Étr. Paris. Corresp. pol. „Florence", Foucher am 16. September 1689 an Ludwig XIV.). Seit 4. Januar 1689 war St. Maurice Kommandant des Leibregiments zu Pferde (vergl. Staudinger: Geschichte des bayerischen Heeres II, 1 S. 13).

[14]) Die bayerische Hofdame Baronin Simeoni bezeugt wiederholt, wie stark der piemontesische Einfluß am bayerischen Hofe seit dem Tod der Kurfürstin Adelheid zurückging. „Je voudrois, schreibt sie am 15. Mai 1676 an die Herzogin von Savoyen, que Munich fut plein de Piémontois, mais hélas i'en ne voy tous les jours diminuer le nombre" (R. Arch. di St. Torino. „Lettere particol." Nr. 470 I).

[15]) Vergl. K. Staudinger: Geschichte des kurbayerischen Heeres unter Kurfürst Ferdinand Maria I. München 1901: „Die Anfänge eines herzoglich und kurfürstlich bayerischen Heeres bis zu seiner völligen Auflösung 1649 und 1650" S. 55—126 und „Die Wurzeln und Stämme des kurbayerischen Heeres unter Kurfürst Ferdinand Maria" besonders den II. Abschnitt: „Die Bestandteile des Heeres 147—313." — Ebenso sind de la Hayes Bemerkungen über die Herkunft der bayerischen Heerführer nur teilweise richtig, wie die Gegenüberstellung der „Lebensabrisse der Generale Kurfürst Ferdinand Marias" (Staudinger a. a. O. Anlagen 3—13) und der „bayerischen Generale und Obersten unter Kurfürst Max II. Emanuel" lehrt (K. Frhr. v. Reitzenstein in Darstell. a. d. Bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte Heft 13, S. 1—59), so waren unter Max Emanuel die Generale Arco, Bettendorf, Elsenheim, Muggenthal, Rechberg (Gaudenz), Rummel von Waldau u. a. aus Bayern bezw. der Pfalz und Franken gebürtig.

[16]) Johann Karl Graf von Sereni, geb. um 1640, stammte aus Mähren, stand von 1664 bis 1683 in kaiserlichen Diensten; 1683 am 25. Dezember wurde er zum H. K. R.-Präsident und Kommandanten der Haupt- und Residenzstadt München ernannt; am 5. Januar 1691 ist er zu München gestorben (vergl. K. Frh. v. Reitzenstein: Bayerische Generale und Obersten unter Kurfürst Max II. Emanuel a. a. O. S. 267 und K. Staudinger a. a. O. II, 1; 46, 49, 162, 177, 184, 192, 194, 197, 202 usw., zuletzt S. 1296).



Maistre absolu de ses trouppes tant que ceux qui les commanderont auront fait un premier serment à l'Empereur comme le comte Sereni et autres Subalternes.

La Bavière y compris le haut Palatinat est un pays d'Estats. Il y a cinq chambres qui rendent la justice; la première est à Munic où il y a un président; les quatres autres sont à Landshut, à Straubing, à Burghausen et à Amberg dans le haut Palatinat. Ceux qui président à ces quatres Chambres composées de plusieurs Conseillers, partie Gentilhommes portant l'espée, partie docteurs comme à Munic sont appellés Vicedoms: Vicedom de Landshut, Vicedom de Straubing, et les deux autres de mesme [17]).

Outre la Chambre establie à Munic, il y a encore dans la mesme ville un Conseil qu'on appelle le „Révisoire", où il y a un Président et quelques Conseillers. Ceux qui perdent leurs procès dans les cinq Chambres en peuvent appeller au Révisoire qui donne sa sentence en dernier lieu, et confirme le plus souvent celles qui ont esté données dans les autres chambres.

Il y a à Munic une chambre des Finances qui a son président un directeur et des Conseilers de tous les revenus de Mr. l'Électeur tant ce qu'il tire de ses domaines que de ses Estats.

Le Président et le directeur en font la distribution pour toutes les choses nécessaires.

Les biens de Mr. l'Électeur consistent en terres qui luy appartiennent, en Salines, en ce qu'il tire de la bière qu'il fait faire, et qu'il fournit seul dans son pays excepté quelques privilégiés, et en ce que luy fournissent tous les ans ses Estats. Le tout peut monter de trois à quattre millions de florins par an; un florin vaut deux livres de France, de sorte qu'il a tous les ans sept à huit millions de livres. Il est vray que ce que fournissent les Estats va tantost à plus, tantost à moins selon les occurrences et nécessités de la guerre. Les Estats de la Bavière sont fort en dettes; ils doivent plus de six millions de florins, donts ils payent les yntérests à cinq pour cent, et quelque jour ils seront obligés de faire banqueroute.

Mr. l'Électeur de Bavière s'est absolument abandonné à la maison d'Austriche et sans qu'il soit facile d'en découvrir la véritable raison, Il a pris une aversion si grande pour les Français qu'il ne les peut souffrir. Il a mesme dit à Mr. le duc Maximilien son Oncle que s'il eust esté en majorité lorsque se fit le mariage de Monseigneur le Dauphin avec Madame sa Soeur Il n'y auroit pas consenti, Je scay cela de Mr. le duc Maximilien qui me l'a dit luy mesme [18]).

Le duc Maximilien quoyque ce soit luy qui a donné le premier bransle pendant son Administration au Changement des Ministres qui avoient servi soubs feu Mr. l'Électeur, et quoiqu'il ait tesmoigné beaucoup plus d'attachement pour la maison d'Austriche, n'approuve point du tout la conduite de Mr. l'Électeur son neveu [19]). Il est vray que feu Mr. l'Électeur et Mr. le duc Maxi-

[17]) Vgl. S. v. Riezler: Geschichte Baierns Bd. VI. (Gotha 1903) S. 79.

[18]) Daß das Gegenteil der Fall ist, beweisen nicht nur die von mir im Pariser Archiv eingesehenen Berichte Colberts de Croissy an Ludwig XIV. über den Verlauf der Münchener Heiratsverhandlungen vom November 1679 bis Januar 1680, sondern vor allem der eigenhändige Brief des Kurprinzen Max Emanuel an Ludwig XIV. vom 5. Februar 1680 (vergl. M. Strich: „Beiträge zur Geschichte der Bayerisch-Französischen Beziehungen unter Kurfürst Max Emanuel" im Oberbayerischen Archiv Bd. 58 S. 358).

[19]) Wenn auch bei dem am 30. September 1638 geborenen Herzog Maximilian Philipp von Bayern, Landgraf von Leuchtenberg nicht wie etwa bei dem Minister Leydel von einem entscheidenden Sinneswechsel zugunsten der französischen Sache gesprochen werden kann, so ist es doch sicher, daß ihm die neue Richtung seines Neffen — besonders seit Beginn des Jahres 1683 — keineswegs behagte. Vor allem hatte er schon in den Tagen seiner Selbstherrschaft als ein Grundaxiom betrachtet, daß der Kanzler Schmid, der zielbewußte Leiter des bayerischen Staates, um keinen Preis den Treibereien der Hofburg zum Opfer fallen dürfe. Bei aller Neigung für das Kaiserhaus, die während seiner einjährigen Regententätigkeit hervortritt, hatte er doch mit Entrüstung die Zumutung des kaiserlichen Gesandten Graf Nostiz zurückgewiesen, der im Juli 1679 in München verkündete, der Kanzler Schmid müsse seiner Stellung enthoben werden.

Begreiflich ist es auch, daß der Oheim es als eine Zurücksetzung bitter empfand, von allen Schritten der bayerischen Staatsregierung nur das fait accompli zu sehen; recht treffend schilderte der französische Gesandte die Erbitterung des Herzogs, die in einer Unterredung mit ihm Ende August 1683 hervortrat: „Mr.

milien avoient l' un contre l'autre une grande antipathie qui alloit jusqu'à la hayne; aujourdhuy Mr. l'Électeur et Mr. le duc Maximilien n'ont ny amitie, ny estime l'un pour l'autre. Le mariage de Mr. l'Électeur avec l'Archiduchesse est à l'heure que j'escris trés assuré[20]) et Mr. le duc Maximilien n'en scait encore rien que par la voix publique.

Mr. l'Électeur ne veut point entendre parler de feu son père. Il en a le mémoire en horreur, il veut suivre l'exemple et la conduite de feu Mr. l'Électeur Maximilien I. son grand père.

Il a aymé au commencement de son règne une jeune Comtesse de Preysing qui est aujordhuy Comtesse de Créange[21]); mais depuis le comte de Kaunitz ministre de l'Empereur est icy avec sa femme qui quoyque mère de cinq ou six enfants est mieux faite, et a plus d'esprit que la Créange, Il a abandonné cette dernière et s'est fait une idole de l'autre, à laquelle Il a donné tout son estime, et toute sa confiance; elle est maistresse de son esprit et de sa bourse. Il luy fait souvent des présents très considérables. Il va chez elle tous les jours; il y joue d'ordinaire jusques à neuf ou dix heures du soir, il y soupe quelquefois, — cependant on peut croire que leur amour est platonicien. Il y a encore beaucoup de jeunesse dans toutes les actions, et dans toute la conduite de Mr. l'Électeur; tout ce qu'il fait, Il le fait avec emportement et sans réflexions. Les propres affaires sont ce qui l'occupe le moins: la chasse, le jeu, les Schlittades en ce temps pendant la nuit avec toutes sortes de créatures, fait sa principale occupation. Il ayme les beaux habits, en quoy il fait une dépense très considérable[22])

---

le duc Maximilien qui n'a plus eu aucun part aux affaires depuis la fin de son administration estoit à la Campagne dans la Suabe depuis quattre mois. Il vint icy mercredi — il y a aujourdhuy huit jours — sur une lettre quelle l'Électeur de Bavière luy avoit escrite par la quelle il luy mandoit qu'il avoit des choses de conséquence de luy communiquer.

J'avois envoyé demander audience à Mr. le Duc Maximilien sous prétexte de luy donner part de la Reyne (Maria Theresia † 30. Juli 1683), mais avec le dessein s'il n'estoit pas possible de tirer de luy quelque chose sur la conduite de Mr. l'Électeur de Bavière". Auf die Frage de la Hayes, ob er seinen Wohnsitz in München nehmen werde, wenn der Kurfürst gegen die Türken aufbreche, erklärte der Herzog, er werde am nächsten Tage bereits die Hauptstadt wieder verlassen und fuhr fort: Il est vray, qu'il (M. Emanuel) m'en a fort prié et que, si je voyois qu'il y eust quelque chose de bon à y faire, j'y demeurerois volontierce, mais Mr. l'Électeur de Bavière scavoit bien que le comte de Nosti'z me fit de très pressantes ynstances du nom de sa M^té Impériale de chasser le chancelier Schmid et que luy c'est à dire Mr. l'Électeur et moy demeurasmes d'accord de le conserver parce qu'il est très habile homme et le plus capable de toute la Bavière; cependant à la réquisition de l'Empereur il l'a chassé fort mal à propos et sans m'en rien communiquer comme de toutes autres choses qui se sont passées, et voudroit aujourdhuy que j'y donnasse mon approbation, mais je n'en veux rien faire: Je connois Mr. l'Électeur, Il prendra de luy mesme sa résolution comme desja il l'a peutestre prise pour se marier, et quand il sera sur le point de conclure l'affaire, Il m'escrira une lettre pour m'en donner part". (Archives des Aff. Étr. Paris Corres. pol. „Bavière" vol. 37 de la Haye am 1. September 1683 an Ludwig XIV.)

In ähnlicher Weise gab Herzog Maximilian Philipp seiner Unzufriedenheit dem französischen Gesandten am Wiener Hof gegenüber Ausdruck: „Le marquis de Sepville luy mesme dira à V^tre Majesté que Mr. le duc Maximilien luy a tesmoigné ne pas approuver la conduite de Mr. l'Électeur de Bavière" (Aff. Étr. „Bavière" vol. 38 de la Haye am 12. April 1684 an den König.)

[20]) Vergl. M. Strich: „Beiträge zur Geschichte der bayerisch-französischen Beziehungen unter Kurfürst Max Emanuel" I. Oberbayerisches Archiv Bd. 58, S. 352 f. 355.

[21]) Die Vermählung der älteren Komtesse Preysing — die jüngere vermählte sich anfangs April 1682 mit dem Baron Spiering, Erzieher der beiden jüngeren Söhne des Herzogs von Neuburg (R. Arch. di Stato in Torino, Lettere Ministri „Baviera" mazzo V. Graf Lantéry an die Herzogin von Savoyen 3. April 1682) — mit dem Grafen Créange fand in prunkvoller Weise anfangs Juli 1682 in München statt. Der savoyische Gesandte Graf Lantéry berichtet, daß die Festlichkeiten, darunter eine Serenade um 9 Uhr abends und eine Oper von D. Agostino Stefano, mehrere Tage andauerten (Arch. di St. Torino a. a. O. Lantéry an die Herzogin am 5. Juli 1682).

[22]) In den Archives des Affaires Étrangères zu Paris findet sich eine Reihe von Aufstellungen über Galanteriedegen, Prunkkleider, Schmucksachen und sonstige Kostbarkeiten, die Max Emanuel aus Paris bezog und die nach dem Wunsche Ludwigs XIV. ohne Behelligung durch die Zollbehörden freie Ausfuhr haben sollen,

Il avoit au commencement de la dernière campagne et quand il partit d'icy pour la Hongrie le 24 aoust douze mille hommes d'assez bonnes trouppes, peu ou point de bons officiers, et on peut dire aujourdhuy qu'il n'a plus d'armeé, puisque depuis la levée du siège de Bude, le peu qui en restoit a quasi tout péri en allant dans leurs quartiers d'hiver en haute Hongrie, et jusques là que l'on voit icy des lettres des Colonels et de Capitaines, qui portent qui'ils sont si misérables que d'estre obligés de manger de la chair de cheval, et que leurs soldats mangent de la chair humaine.[23]) Mr. l'Électeur est bien ynformé de tout cela sans en estre que fort légèrement touché. Sitost qu'il voit la Kaunitz, Il se met à ses pieds — c'est tout ce qui peut luy faire de la peine et luy causer du chagrin.

Tous les Bavarois: noblesse, marchands, artisans, paysans sont dans des crayntes de la conduite de Mr. l'Électeur leur maistre. Ils voyent avec peine son mariage sur le point de se faire avec l'Archiduchesse. Ils prévoient la ruine du pays par l'argent extraordinaire qu'il fera demander aux Estats pour lever une nouvelle armée et pour les frais de son mariage. Les Nobles les plus glorieux appréhendent la domination hautaine des Austrichiens, et d'estre tout à fait exclus par eux des charges, et des employs — mais personne n'ose souffler, ny dire une seule plainte à Mr. l'Électeur qui ne veut suivre absolument sa seule passion. Il n'y a que le temps, et les événéments qui soient capables de le remettre dans le bon chemin, et de luy faire connoistre ses véritables yntérests.

Il y a un jeune Prince[24]) de l'âge de treize ans qui est assez joly mais fort mal eslévé. Il est destiné à l'Église. Il a déjà la Coadjutorie de Berchtesgaden, qui vaut cinquante mille livres de rente. Il est Coadjuteur des éveschés de Freising et de Ratisbonne qui en valent cent mille.

Mad[e] la princesse[25]) de Bavière a douze ans, elle est belle et bien faite, elle a de l'esprit et du feu; elle tient beaucoup de feue Madame sa mére mais elle est aussy mal élévée[26]) que son petit frère.

Si Vostre Majesté en voyoit icy un Ministre, il faudroit mesnager Leydel et Prielmayr[27]). Il n'y a que ces deux personnes dans le Ministère en qui Il pust

---

z. B existiert vom 8. Dezember 1682 ein „Mémoire des hardes que le s[e] Comtede Créange Envoyé extr. de Bavière fait sortir du Royaume", das u. a. ausführt: Huits habits pour homme dont cinq de drap chamarré frange point d'Espagne galon et agrénenté d'or et d'argent fin et trois de drap uny; un juste au corps de velours descouppé aux extrémitez; trois vestes, une d'estoffe or et argent et deux d'estoffe de soye . . . e. t. c.

[23]) Vergl. K. Staudinger: Geschichte des kurbayerischen Heeres unter Kurfürst Max II. Emanuel II, 1 S 47—50; 183—193. Die Bemerkungen de la Hayes sind demnach im wesentlichen richtig.

[24]) Joseph Clemens Cajetan wurde am 5. Dezember 1671 geboren.

[25]) Die Prinzessin Violanta Beatrix wurde am 23. Januar 1673 geboren und vermählte sich am 19. Januar 1689 mit Ferdinand III., Erbprinzen von Florenz (Lipowsky: Ferdinand Maria. München 1831 S. 132); sie starb im April 1727.

[26]) Diese Bemerkung ist wie so manche andere des scheidenden Gesandten auf das Konto der schlechten Beziehungen zwischen den Häusern Wittelsbach und Bourbon zu setzen. Bei der persönlichen Erbitterung des französischen Königs gegen Max Emanuel zur Zeit der Niederschrift dieser Relation glaubt de la Haye nicht mit Unrecht ein Lächeln der Genugtuung und des Wohlgefallens bei Ludwig XIV. und seinen Höflingen hervorzurufen, wenn er die Familienmitglieder des Hauses Wittelsbach in den schwärzesten Farben malt. Im übrigen widerspricht dieses ungünstige Urteil nicht nur seinen eigenen Anschauungen aus früherer Zeit, auch die Franzosen Colbert de Croissy und der Marquis de Villars sprechen in warmen Worten von der Geistes- und Herzensbildung der Prinzessin. Als eine klassische Zeugin darf aber wohl vor allem ihre Erzieherin selbst, die Gräfin Portia (seit dem Sturz der Baronin Simeoni) gelten, die der Schwester der Prinzessin Violanta Beatrix im Mai 1683 ausdrücklich berichtet, daß sie mit ihrem Zögling sehr zufrieden sei, ein Lob, das um so schwerer wiegt, als die Gräfin Portia kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegt. Endlich sei noch ein Urteil des Chevalier della Perosa, der am Münchener Hofe die Entwicklung der Prinzessin Violanta Beatrix aufmerksam verfolgt hatte, aus dem Jahre 1683 hier angeführt: . . . Elle est belle comme tous les anges du paradis; elle a de l'esprit, de la douceur et de la vertu qui surprend à son âge" . . . (R. Archivio di Stato in Torino. Lettere Ministri „Baviera" mazzo III. Della Perosa an S. Tomaso am 20. Januar 1683).

[27]) Korbinian Prielmayr (Kreisarchiv München H. R. 364/202; 243/93) wurde Ende März 1662 als „Canzley Jung" in der Geheimen Kanzlei angestellt laut Dekret vom 28. März 1662; bereits am 5. Dez. 1662



prendre confiance et mesme sans que celaparust; car si les Austrichiens qui se défient desjà d'eux venoient à descouvrir qu'ils eussent de bonnes intentions pour la France et quelque habitude avec un Ministre de V. M., ils seroient perdus sans ressource.

Le Baron de Rechberg[28]) gran Maistre est toujours dans les sentiments de son ancien M^re père de Mr. l'Électeur de Bavière d'aujourdhuy; mais il n'a plus de crédit et n'ose plus parler. Il a 78 ans, et si bientost il ne meurt les Austrichiens à l'arrivée icy de l'archiduchesse le feront chasser et mettront à sa place un Austrichien.

Il n'y a aucun Bavarois à Munic et dans toute la Bavière qui soit capable de remplir le poste de grand Maistre ny de grand Chambellan. Cette dernière charge est encore vacante depuis la mort du comte de Törring qui mourut à Vienne il y a quinze mois.[29])

Un comte d'Haunsberg[30]) Bavarois a l'âme toute françoise.

---

wurde „der geheime Canzley Jung" zum geheimen Canzelisten ernannt. Laut Ordonnanz vom 15. April 1667 wurde er in Ansehung seines bei der geheimen Canzlei bishero bezeugten Fleißes und Eifers zum Registrator ernannt; er trat darauf unter die direkte Leitung des geheimen Ratsvizekanzlers Schmid; dieser setzte es auch durch, daß Prielmayr, an dessen Ergebenheit er nicht zweifeln konnte, den Leiter des Kabinettssekretariats, Kaspar Huber, häufig vertrat (M. Doeberl: Bayern und Frankreich, 181 f.); Prielmayer erhielt den Titel eines Kabinettssekretärs etwa um 1670. — Mitte der 70er Jahre wurde er zum Rat ernannt und erhielt den Auftrag, den Kurprinzen M. Emanuel in den Rechts- und Staatswissenschaften zu unterrichten (Riezler: Geschichte Baierns VII, 254). Am 3. Mai 1692 erging ein Erlaß Kurfürst Max Emanuels, daß der bisherige Plenipotentiarius bei dem Kongreß in Haag „zur Bezeugung der absonderlich gdst. satisfaction und der langjährigen ersprießlichen Dienste zum geheimen Rat deklariert und ihm auch das Prädikat von Prielmayer erteilt wird." — Prielmayr wurde 1684 (24. Juni) von der bayerischen Regierung nach Linz entsandt, um mit den Österreichern Strattmann und Thürheim sich zu beraten, wie man sich in der Frage der Reunionen zu dem von Frankreich angebotenen Waffenstillstand stellen solle (K. Bayer. geh. Staatsarchiv K. schw. 413/27). — An der frankreichfreundlichen Gesinnung Prielmayrs, der auch bei dem Sturz des Kanzlers Schmid das Mißtrauen der Regierung in stärkster Weise zu fühlen bekam, ist nach den Berichten de la Hayes (Aff. Étr. „Bavière" vol. 38. Januar-März und am 6. Mai 1684) und anderer (Verjus, Scarlatti a. a. O.), sowie der Kaiserlichen nicht zu zweifeln.

[28]) Bernhard Bero Graf von Rechberg trat im Juni 1635 in den Dienst des Herzogs Albrecht in Bayern als Stallmeister mit einem Gehalt von 1000 Gulden, wurde alsbald Kämmerer und erhielt am 31. Dezember 1643 das beträchtliche Geschenk von 6000 rheinischen Gulden (Kreisarchiv München H. R. 250/455); der Tod Herzog Albrechts veranlaßte ihn, sich am kurfürstlichen Hofe um eine Anstellung zu bewerben; laut Dekret vom 25. Juni 1663 wurde er mit dem Charakter eines wirklich geheimen kurfürstl. Rates aufgenommen; den Titel eines Oberststallmeisters führte er bereits im Jahre 1667 (M. Doeberl: Bayern und Frankreich S. 332). Der im September 1674 erfolgte Tod des Obersthofmarschalls Hermann Egon von Fürstenberg brachte einen Wechsel in den Hofchargen; Rechberg wurde Oberstkämmerer. Seit dieser Zeit spielte er nicht nur als Zeremonienmeister eine bedeutende Rolle, sondern er wurde neben Kaspar von Schmid die einflußreichste Persönlichkeit des bayerischen Hofes (Doeberl a. a. O. II, 11). Er war einer der bayerischen Kommissäre, die vom November 1679 bis Januar 1680 mit den Franzosen de la Haye und Colbert de Croissy über das Zustandekommen einer Heirat zwischen dem Grand Dauphin und der Prinzessin Marianne Christine verhandelten (Arch. d. Aff. Étr. Paris. Corresp. pol. „Bavière" vol. 27 ss.).

Rechberg verkörperte gleich Schmid das politische System Ferdinand Marias, ja er hielt an einer Begünstigung der französischen Wünsche im Interesse Kurbayerns noch dogmatischer fest als der Kanzler selbst. Sein Einfluß sank, als etwa 1 Jahr nach der Thronbesteigung Max Emanuels der neue Kurs sichtbar zutage trat; mit dem am 27. Februar erfolgten Sturz des Kanzlers Schmid verschwand auch Rechberg von der Bildfläche, wenn ihm auch seine Charge gelassen wurde. Der österreichische Gesandte Graf Kaunitz konnte am 5. März 1683 voller Freude seinem kaiserlichen Herrn die Mitteilung machen, „daß dem obersten Hofmeister bedeutet worden sei, er solle a consiliis sich absentieren". (K. K. Hof- und Staatsarchiv zu Wien, Bavarica III. Österreichische Hofkanzlei. Baiern Correspondenz Nr. 9.)

[29]) Der Obersthofmarschall Graf Törring, die Seele der kaiserlichen Partei am Münchener Hofe, ist, wie der französische Gesandte berichtet, im September 1683 in Wien einer Seuche zum Opfer gefallen, die die Türkenbelagerung im Gefolge gehabt hatte (Archives des Aff. Étr. „Bavière" 37). Seine Stelle wurde erst am 5. März 1685 durch den Grafen Paul Fugger besetzt (Affr. Étr. Corresp. d'Allemagne tom. 310. Verjus de Crécy an den König am 13. März 1685).

[30]) de la Haye schreibt am 10. März 1683 nach dem Sturz des Kanzlers Schmid: „Un comte d'Haunsberg, Lieutenant des gardes — war als solcher bei K. Staudinger: Geschichte des kurbayer. Heeres II, 1 nicht zu ermitteln — qui a bien esté de mes amis m'a escrit un billet par lequel il me supplie qu'après les



Un baron de Zündt[31]) qui est de Suabe a de très bons sentiments pour la France et ceux qui approchent le plus Mr. l'Électeur de Bavière les barons de Baumgarten[32])

changements arrivés je ne trouve pas mauvais s'il ne vient plus chez moy, parce que si on scavoit qu'il y fust venu, il seroit absolument perdu". (Aff. Étr. „Bavière", vol 37.)

[31]) Kaspar Marquardt von Zündt (Kreisarchiv München H. R. 424/851) muß anfangs der 60er Jahre in den kurbayerischen Dienst getreten sein; denn in einem Bittgesuch, das seine Söhne Max Anton und Johann Philipp nach seinem 1715 erfolgten Tode an den Kurfürsten richten, ist die Rede davon, daß ihr Vater etliche 50 Jahre getreueste Dienste geleistet hat. Das erste mir bekannte Dekret, das seines Namens Erwähnung tut, ist am 30. März 1675 ausgestellt und bestimmt, daß dem Kämmerer und Hofrat C. M. v. Zündt 100 Gulden Zulage bewilligt werden; ein Erlaß vom 28. Juli 1676 gewährt ihm 300 Gulden Zuschuß zu seiner sonstigen Besoldung; am 30. September 1677 werden ihm diese 300 Gulden für weitere 2 Jahre bewilligt. Aus einer Anweisungsverfügung von 1000 Gulden, erlassen am 10. Juni 1680, geht hervor, daß etwa im Frühjahr 1680 Zündt an den kursächsischen Hof abbeordert wurde; sein Aufenthalt in Dresden hing mit dem anfangs 1680 auftauchenden Projekt einer Defensiv-Allianz zwischen dem Kaiser und den beiden Kurhäusern Bayern und Sachsen zusammen (K. Bayer. Geh. Staatsarchiv K. schw. 54/8). Auch im Jahre 1685 war Zündt von der bayerischen Regierung dazu ausersehen, am sächsischen Hofe eine Takt erfordernde Angelegenheit nicht eigentlich politischer Natur zu einer befriedigenden Lösung zu bringen, aber da ihm gleich bei Übersendung der Postpferde ein Unglücksfall zustieß, konnte er die Reise nicht antreten und statt seiner „ist folgende commission dem von Guidobom aufgetragen und diese Instruktion auf ihn ombbeschrieben worden". Am 17. Juli 1691 wurde dem Baron von Zündt mitgeteilt, „daß er beim Speyerischen Rhat pro Directore declariert seye." Laut Dekret Max Emanuels vom 18. Oktober 1701 wurde der Kämmerer und bisherige Revisionsrat zu einem wirklichen Geheimen Rat ernannt (Kreisarchiv München H. R. 253/617). Vier Tage vorher, am 14. Oktober 1701, wurde Zündt als bayerischer Gesandter nach Regensburg abbeordert mit einem Deputat von 500 Gulden monatlich; über seine Tätigkeit in Regensburg als Comitialgesandter gibt ein Akt im Kgl. Bayer. Geh. Staatsarchiv zu München K. schw. 378/103 näheren Aufschluß. Zündt starb im August 1715. — Er war Pfleger zu Mindelheim.

[32]) Johann Joseph Franz Herr von Baumgarten war im Jahre 1684 ein noch junger, begüterter, meist bei Hofe lebender Edelmann, der gleich den Schloßkavalieren Riviera, Lanfrey, St. Maurice u. a. zur Tafelrunde Max Emanuels gehörte; doch war seine Stelle — er war auch Kammerherr — keineswegs eine vorwiegend repräsentative. Schon in sehr jungen Jahren wurde er im Auftrag der bayerischen Regierung nach Turin abbeordert (Juni 1679), um der Herzogin-Mutter und dem jungen Victor Amadeus das Ableben des Kurfürsten Ferdinand Maria zu notifizieren. Mit diesem Akt der Konvenienz war aber die Mission Baumgartens noch nicht beendet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß damals am savoyschen Hofe Vereinbarungen wenn auch allgemeiner Natur über die Anbahnung besserer Beziehungen zwischen München und Turin getroffen wurden. Graf Lantéry, der am 16. Juni dem savoyschen Minister des Auswärtigen von der Entsendung Baumgartens Mitteilung macht, bezeichnet ihn als einen „Gentilhomme fort estimé en cette cour pour estre homme d'esprit et de qualité et fort prudent" (R. Archiv. di Stato in Torino, Lettere Ministri „Baviera" mazzo IV).

Ende August 1683 ging Baumgarten als außerordentlicher Gesandter Max Emanuels nach Versailles, um die Trauerkomplimente anläßlich des Todes der am 30. Juli verschiedenen Königin Maria Theresia von Frankreich abzulegen (Kgl. Bayer. Geh. Staatsarchiv K. schw. 279/32; seine Instruktion ist am 29. August 1683 ausgestellt); doch zugleich bot ihm diese offizielle Obliegenheit auch die gewünschte Veranlassung, vertrauliche Mitteilungen der Dauphine Maria Anna, der Schwester Max Emanuels in Empfang zu nehmen „darauf sie Madame la Dauphine sich mit mir in ein discours einzulassen gewürdiget, so ziemlich lang gewehrt". Die Eröffnungen der Dauphine, die in dem heißen Wunsche gipfelten, ihr zärtlich geliebter Bruder möge in die traditionellen Bahnen der Ferdinandeischen Politik wieder einlenken, kamen dem politischen Credo Baumgartens in erwünschter Weise entgegen; ja, er machte so wenig aus seiner Sympathie für Frankreich ein Hehl, daß Kurfürst Max Emanuel — Ende 1683 dem Hause Habsburg so innig ergeben wie nie vorher oder später — in brüsker Form Herrn von Baumgarten den Rücken kehrte, als er sich des Spezialauftrages der Dauphine entledigen wollte. „Le Baron de Baumgart, schreibt de la Haye Ende November 1683 an Ludwig XIV., qui arriva icy le 5. de ce mois, fut obligé huit jours après d'aller trouver Mr. l'Électeur de Bavière. Il arriva à Lintz en mesme temps que le Prince qui d'abord l'embrassa en luy disant qu'il estoit ravy de le revoir. Baumgart luy rendit la lettre de Vostre Majesté et une de Madame la Dauphine. Il voulut en suitte s'esteindre sur les honneurs et les grâces qu'il a receues de Vre Majesté, mais Mr. l'Électeur de Bavière tourna le dos sans luy repartir un seul mot." Am 8. Dezember 1683 fährt der Gesandte fort: „Le Baron de Baumgart n'a pu exécuter les commissions de Made la Dauphine de dire plusieurs choses de sa part à Mr. l'Électeur de Bavière. Le gentilhomme s'est mesme rendu suspect ... Il a demandé congé d'aller pour un mois à Straubing, où il a ses biens de Mr. son père. Baumgart m'a dit que ce Prince ne pouvoit souffrir que l'on dist du bien de la France." Baumgarten soll damals nach

et de Freyberg[33]). Le p^er Bavarois et le second de Suabe et le comte de Nogarola ont toujours esté de mes amis blâmant assez librement la conduite de leur Maistre.

Mr. le duc Maximilien de Bavière oncle de Mr. l'Électeur doit aussi estre mesnagé, car quoyque ce soit luy comme j'ay dit cy dessus qui après la mort de feu Mr. l'Électeur en 1679 donna le bransle à la conduite que tient aujourdhuy Mr. l'Électeur, il est certain que tout de bon il a changé d'advis ou par les dégousts que luy a donné Mr. l'Électeur en ne luy communiquant d'aucune affaire depuis qu'il est sorty de l'administration ou par une espèce, de mépris qu'il s'ymagine que Mr. l'Électeur et les ministres de l'Empereur font de luy ou par la crainte que si Mr. l'Électeur espouse l'archiduchesse il ne soit encore plus méprisé et Mad^e sa femme par cette Électrice austrichienne. Il blâme ouvertement la conduite de

---

einer weiteren Mitteilung de la Hayes im ersten Zorn über die schroffe Zurückweisung sich geäußert haben, „der Kurfürst kümmere sich so wenig um die Dauphine, als ob sie gar nicht seine Schwester wäre". (Archives des Aff. Étr. Paris „Bavière" vol. 37 de la Haye am 8. Dezember 1683 an Ludwig XIV.).

Ludwig IV. hielt es übrigens aus begreiflichen Gründen nicht für geboten, zu dem vorübergehenden Zerwürfnis zwischen Max Emanuel und Baumgarten irgendwie Stellung zu nehmen, sondern schrieb seinem Gesandten lakonisch, „daß er ihm in dieser Angelegenheit keine weiteren Befehle zu geben hätte" (Aff. Étr. a. a. O. Ludwig XIV. an de la Haye am 24. Dezember 1683). — Dieser Zwiespalt war nur von kurzer Dauer. Baumgarten kehrte von seiner Straubinger Verbannung bald wieder an den Hof zurück und blieb auch in der Folgezeit einer der bevorzugtesten Günstlinge Kurfürst Max Emanuels.

[33]) Es handelt sich um Joseph Albrecht von Freyberg, kurfürstlichen Kämmerer und Revisionsrat (Kreisarchiv München H. R. 246/254). Dieser hatte sich, wie Frau von Simeoni berichtet, Mitte Juli 1676 mit Fräulein von Créange, Ehrendame der verstorbenen Kurfürstin Adelheid, vermählt (R. Arch. d. Stato Torino. Lettere partic. „Simeoni" N^ro 470 I. 1671—1680. Frau von Simeoni an die Herzogin von Savoyen 17. Juli 1676). Laut Dekret vom 23. Dezember 1695 wurde Baron Freyberg zum Obristhofmeister des Herzogs Maximilian Philipp ernannt mit der Verfügung, daß ihm der geheime Ratstitel beizulegen und seine Expectanz auf eine Vicedomsstelle gnädigst konfirmiert worden sei.

[34]) Graf Baiardino di Nogarola, ein Veroneser Edelmann, war noch zu Lebzeiten der Kurfürstin Adelheid an den bayerischen Hof gekommen; der Chevalier della Perosa berichtet am 26. Oktober 1674 dem Herzog Carl Emanuel II. von Savoyen: „Le comte de Nogarola un gentilhomme veronois a espousé Mlle de Malespine qui a esté dame de la chambre de Madame" (R. Arch. d. St. Torino. Lettere Ministri. „Baviera" mazzo III); ein genaueres Datum seiner dauernden Niederlassung in München konnte ich nicht ermitteln. Er bekleidete die Stellung eines Kammerherrn. In zweiter Ehe war er mit einer Gräfin Törring vermählt (Kreisarchiv München H. R. 3/21 [4]). Nogarola konnte schon 1680 zur Blüte des bayerischen Adels gezählt werden; gleich den Trägern der stolzesten einheimischen Namen gab auch er der Dauphine Maria Anna auf ihrer Brautfahrt von München nach Versailles das Ehrengeleit bis an die französische Grenze (K. K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien Bavarica III. Österr. Hofkanzlei. Baiern-Correspondenz 7. Graf Lobkowitz am 5. Februar 1680 an Kaiser Leopold I.). Am 18. November 1680 ging er als Abgesandter Max Emanuels nach Versailles, um sich, wie Graf Lobkowitz an Kaiser Leopold schreibt, nach dem Befinden der erkrankten Dauphine zu erkundigen: „Nachdeme die zeitung alhier eingeloffen, daß sich die Madame la Dauphine mit einer tertiana duplici behafftet befinde ... alß haben Ihre Churfrstl. Dchl. gestern Nachmittag den graffen Nogarola nachher Paris, vmb selbe diesfalls zu complementieren, abzuschicken resolvieret, welcher auch heundt frühe expediret worden (K. K. Haus-, Hof- u. Staatsarchiv zu Wien a. a. O. Lobkowitz am 18. November 1680 an den Kaiser; Baron Raßler am 6. Dezember 1680 an denselben). Außerdem hatte Nogarola nach einer Mitteilung des savoyischen Bevollmächtigten in München, Abbate Pallavicini, auch den Auftrag, anläßlich des Todes der Schwägerin Herzogs Maximilian Philipp, der Herzogin von Elboeuf, dem Herzog von Bouillon, dem Bruder der Verstorbenen, das Beileid des bayerischen Hofes auszusprechen (R. Arch. d. St. Torino. Lettere Ministri „Baviera" mazzo IV. Pallavicini an S. Tomaso am 23. November 1680). Mit diesen offiziellen Weisungen war aber der Inhalt seiner Mission noch nicht erschöpft; vor allem sollte er insgeheim bei der Dauphine Erkundigungen einziehen, ob man den Urhebern eines Giftmordversuches, der im Sommer 1680 gegen ihre Vertraute Fräulein Bessola verübt worden war und der auch der Dauphine selbst gegolten zu haben scheint, nicht auf die Spur gekommen sei. Nogarola kehrte anfangs Februar 1681 aus Versailles zurück, wie ich aus Pallavicinis Berichten herauslese, völlig gewonnen von der faszinierenden Persönlichkeit des Sonnenkönigs und seinen Gunstbezeugungen (Arch. d. St. Torino a. a. O. Pallavicini am 7. Febr. 1681 an S. Tomaso). Nogarola wird von de la Haye an anderer Stelle offenbar übertrieben charakterisiert: „C'est le gentilhomme de cette cour qui a le plus d'esprit et de mérite".

Nogarola ist nach einem Bittgesuch seiner zweiten Gattin zu urteilen im Jahre 1695 gestorben (Kreisarchiv München H. R. 3/21).



la cour de Bavière et paroist mesme se repentir de s'estre gouverné trop souvent (?) pendant son Administration. C'est un Prince timide et par conséquence pacifique solitaire, et qui n'a pour toute compagnie et divertissement que sa femme et la chasse. —

Sa femme[85]) a bien plus d'esprit que luy, et si elle s'estoit trouvée dans une cour galante où celle eust eu de la liberté, elle y auroit bien tenue sa place.

Le peuple Bavarois est naturellement lourd et pesant fainéant et paresseux en tout ce qu'il fait. Il s'en jure de bière quand il n'a pas le moyen de s'en jurer de vin. Il est dévot en apparence et ayme fort les spectacles dans les esglises et les processions.

La noblesse tient beaucoup du peuple mais parce qu'elle estudie et qu'elle voyage elle a un peu plus d'activité, du reste elle est pauvre ce qui produit l'avarice. Elle est cependant glorieuse et sans amitié mesme entre les parents.

Il paroist que Mr. l'Él^r de Bavière n'est pas aymé de ses sujets[86]) qui se plaignent des subsides extraordinaires qu'il tire sur Eux. Ils blâment son peu d'application aux affaires, ses dépenses en habits et au jeu. Ils le croyent violent et cruel sans amitié pour eux. Ils disent que dans la dernière campagne il a perdu son armée pour s'estre trop fié aux Austrichiens et avoir mis à la teste de son armée le comte Sereny sujet et dependant de l'Empereur qui est peut estre bon soldat bon colonel mais sans expérience, yncapable de commander en chef.

Le mariage de Mr. l'Électeur de Bavière

---

[85]) Mauritia Febronia de la Tour d'Auvergne, eine Tochter des Herzogs Friedrich Moritz von Bouillon, vermählte sich am 15. April 1668 mit Herzog Maximilian Philipp von Bayern. Über ihre Beurteilung durch Graf Königsegg vergleiche man M. Doeberl: „Bayern und Frankreich" II. Bd. S. 8. — Der Chevalier della Perosa spricht wiederholt mit Entzücken von ihren körperlichen und geistigen Reizen; am 3. August 1674 schreibt er an Carl Emanuel II. von Savoyen: „on n'a jamais n'en veu de si beau ny de si spirituel que Mad^e la Duchesse que nous appellons toujours la Princesse Royale de Piedmont" (R. Archiv. d. St. Torino. Lettere Ministri „Baviera" mazzo I). Frau von Simeoni äußert sich am 23. Oktober 1676: „Madame la Duchesse se fait tous les jours plus belle et plus aimable" (R. Arch. d. St. Torino. Lettere part. N^ro 470). — La Fontaine hat sie besungen. Vergl. K. Trautmann: Französische Schauspieler am bayerischen Hofe im Jahrb. f. Münchener Geschichte II, 216 u. 301.

[86]) Die Vermutung de la Hayes ist unrichtig. Max Emanuel erfreute sich gerade in den Jahren 1683 und 1684 einer großen Beliebtheit beim Volke. Der siegreiche Türkenbekämpfer wurde besonders in den niederen Kreisen der bayerischen Bevölkerung wie ein Heros gefeiert. In einem Volkslied des Jahres 1683 heißt es:

Dă Kurfürst aus Bayern, ă rechtschaffnă Mô,
— ist lang nit dreißg Gahr alt — hat Viel dabei tô.
Mă sait, â hat weită kai B'schützung nit g'nummâă,
Schlet Gâgă zwaihundert do schiossen brâv umă!

und noch stärker tritt uns die Verehrung für den jungen heldenmütigen Herrscher in jener naiv volkstümlichen Weise entgegen, die man 1684 allenthalben in Bayerischen Landen hören konnte:

1. Europa freue Dich!
Empfange sanftiglich
Den jungen Helden!
Laß durch Trompetenschall
Sein Lob durch Berg und Tal
Alsbald vermelden!

2. Saumt euch nicht, Jung und Alt,
Kommt herzu, mannigfalt
Ehr zu erzeigen
Diesem Kurfürsten groß!
Bestreuet seine Schoß
Mit Palmenzweigen!

3. Wer hulf uns aus der Not?
Wer hulf uns vor dem Tod,
Vom Rauben, Brennen?
Wer war der kühne Held,
Der als ein Ries zu Feld
Den Feind tät trennen?

4. Kurfürst Emanuel
Erhub sich also schnell
Mit starken Waffen
Und kome an zugleich,
Hulf dem Haus Österreich
Die Feind zu strafen . . . .

und in diesem Tone geht der Lobgesang noch 12 Strophen weiter. (Vgl. A. Hartmann: Historische Volkslieder und Zeitgedichte vom sechzehnten bis neunzehnten Jahrhundert. München 1910. S. 63 und 94 ff.)

avec l'archiduchesse n'a point yci d'approbation et si les Bavarois estoient d'un naturel plus vif et plus bouillant ils s'y opposeroient ouvertement.[37])

Les plus emportés autrefois contre la France sont aujourdhuy plus modérés et si Mr. l'Électeur de Bavière continue la vie qu'il mène, ils auront bientost plus de rage contre les Austrichiens qu'ils n'en ont jamais eu contre les Français.

[37]) Im Gegensatz zu dieser Behauptung stehen de la Hayes eigene Angaben. Am 25. März 1682 schreibt er nach Versailles: „. . . Je ne puis exprimer à Vostre Majesté les deschainement qu'il y a dans cette cour contre la France en faveur de la maison d'Austriche". . . und am 8. September 1683: „. . . . . . Je n'entends tous les jours que des discours injurieux qu'on mettre bientost les François à la raison, que le s$_r$ l'Électeur de Bavière commandera les trouppes de l'Empire aussy bien contre la France que contre les Turcs, qu'on prendra Strassbourg avec autant de facilité qu'on a fait lever le siège de Vienne." (Archives des Aff. Étrang. Paris. „Bavière" vol. 36, 37.)

Die Russen in Oberbayern und Augsburg im Jahre 1799.

Von Dr. Franz Weber.

Es war im 2. Koalitionskrieg gegen die französische Republik, als im Sommer des Jahres 1799 ein zur Ablösung der in der Schweiz erfolgreich kämpfenden österreichischen Truppen bestimmtes russisches Armeekorps unter Generalleutnant Korsakow-Rimskoi in Stärke von ungefähr 36 000 Mann von Böhmen her auf der Straße von Aichach-Friedberg sich der damaligen Reichsstadt Augsburg näherte. Kamen die Russen auch als Verbündete, so waren die Bürger doch nicht wenig in Sorge, wie sich die Gäste, denen kein guter Ruf vorausging, in Stadt und Quartier anlassen würden. Vom 3. bis 19. August folgten ununterbrochen Musketiere, Grenadiere und Jäger, Artillerie, Kürassiere, Dragoner und Husaren, Donische und Uralische Kosaken, die teils Bürgerquartiere, teils Lager am Rosenauberg an der Gögginger Straße bezogen. Nach Schilderungen eines Augenzeugen waren „die regulären Truppen, besonders die Scharfschützen, zwei Husarenregimenter, ein Kürassier- und ein Tartaren(?)-Regiment eine schöne Nation, während man dieß von den Kosaken nicht behaupten könnte." Die ersteren waren „gut montiert, die Infanterie sieht preußisch aus, aber die Leute sind mager und hungrig, mitleiderregend". Von den Kosaken sagt er: „Die bärtigen Kerls in braunen und blauen Hemden und Pumphosen haben ein sonderbares Aussehen, sie sind über die Maßen schmutzig." Ein anderer Beobachter sagt: „Die Donischen Kosaken sind die schönsten und alle gleich gekleidet, hingegen die Uralischen wie jeder will und was er hat."

In Oberbayern und in Augsburg scheinen sie zu besonderen Klagen über ihr Verhalten keinen Anlaß gegeben zu haben. Wenigstens sagt ein Zeitgenosse aus Friedberg, sie seien gutmütiger und genügsamer gewesen als die Franzosen, die 1796 im Städtchen waren. Und ein anderer von dort, „die Kosaken, denen man nachsagte, sie fräßen die kleinen Kinder, hätten diese im Gegenteil zärtlich liebkost, da sie meist selbst Familienväter waren." Auch ein Schweizer Augenzeuge sagt von den Russen: „Sie tun übrigens Niemand etwas zu leid, und von Sengen und Brennen ist keine Rede; nur den Obstbäumen und Reben sind sie sehr gefährlich." Auf dem Rückzug gaben sie allerdings auch der Schweizer Bevölkerung Anlaß zu schweren Klagen.

Damals also sah Augsburg zum erstenmale seit den Zeiten der Ungarnkriege wieder Reiterscharen aus dem fernen Osten in seinem Umkreis und es war selbstverständlich, daß die Reichsbürger in die Lager der Kosaken und Truppen hinausströmten und sich die fremden Völker besahen. Bei dieser Gelegenheit nahm ein Augsburger Künstler, der damalige Kupferstecher Franz Thomas Weber, Mitglied der reichsstädtischen Akademie der freien Künste, Typen von den durchziehenden Regimentern nach der Natur auf, die im Kupferstich vervielfältigt und koloriert in den Augsburger Kunsthandel kamen. Von den in dieser Weise entstandenen 8 Blättern sind 7 in $^3/_4$ der natürlichen Größe auf Tafel 1—7 hier wiedergegeben. Die Aufnahmen stellen dar:

Taf. 1: Kais. russ. Grenadiere, Musketiere und Jäger, welche den 3. u. 4. Aug. 1799 durch Augsburg zogen. Gruppe beim Feldgesang. (Uniformsfarbe dunkelgrün.)

Taf. 2: Kais. russ. Artillerie, welche den 18. Aug. 1799 durch Augsburg zog. Stellt das Lager am Rosenauberg vor. (Dunkelgrün.)

Taf. 3: Kais. russ. Kürassiere — Dragoner — Husaren von Lükoschin und Bauer, welche den 19. Aug. u. 17. Sept. durch Augsburg zogen. (Weiß, dunkelgrün, hellgelb mit blauen u. grün mit blauen Attila.)

Taf. 4: Ohne Unterschrift. Wahrsch. reguläre Donische Kosaken. (Rote Röcke mit blauen Hosen.)



Taf. 5: Kirchgang eines Kais. russ. Feldpoppen und

Taf. 6: Kais. russ. Feldgottesdienst, abgehalten am 8. Aug. 1799 auf dem Glacis vor dem Klinkertor.

Taf. 7: Uralische Kosaken, welche am 3. Aug. 1799 durch Augsburg kamen. (Rote u. blaue Hemden u. Hosen.)

Ein 8. hier fehlendes Blatt dieser Serie enthält: Donische Kosaken, welche am 9. Aug. durch Augsburg kamen.*)

Taf. 8 ist eine Wiedergabe eines von dem Künstler zu dem Paul von Stettenschen Werke „Bilder zur Zeitgeschichte Augsburgs" gefertigten Blattes „Ankunft der Kosaken in Augsburg am 3. Aug. 1799".

Anfang September des Jahres kam die Korsakow'sche Armeeabteilung in der Schweiz an. Ihr Aufenthalt dortselbst war nicht von langer Dauer. In der Schlacht bei Zürich am 25. und 26. September geschlagen mußte sie über Schaffhausen an den Rhein zurückweichen und nachdem sie sich auf dem weiteren Rückzug mit den Resten der Suwarow'schen Armee, die sich ebenfalls aus der Schweiz flüchtete, in Schwaben vereinigt hatte, wurde das gesamte noch ungefähr 60000 Mann starke russische Heer wieder in die Heimat zurückberufen. Ende Oktober kam es auf diesem Rückmarsch neuerdings in die Gegend von Augsburg, woselbst Suwarow sein Hauptquartier aufschlug und drei Wochen lang blieb. Von Ende Oktober bis Mitte Dezember kehrten sodann die Russen auf der nämlichen Straße, auf der sie vor einem Vierteljahr angerückt kamen, über Friedberg und Aichach wieder nach Böhmen zurück.

Auf dem Hin- und Hermarsch hatten die Stadt Augsburg und die angrenzenden oberbayrischen Gebiete schwer an Quartierlasten und Requisitionen zu tragen. Auch der Künstler hatte solche Gäste in seinem Haus. In seinem Haushaltungsbuche ist im Jahre 1799 eingetragen:

Am 3. auf 4. Aug. ein russischer Grenadier einquartiert 1 fl. 12 kr.

am 20. Aug. für einen Russen an die Stadt Quartiergeld bezahlt 1 fl. 12 kr.

am 24. November bis 28. früh im Quartier 2 russische „Ochsen" 5 fl. 12 kr. —

Die Wertschätzung der Verbündeten scheint hiernach in der Reichsstadt infolge ihres kläglichen Rückzugs aus der Schweiz rasch gesunken zu sein.

*) Ein kolorierter Stich hievon und von Taf. 7 befindet sich im letzten Saal der älteren Armeegeschichte im Kgl. bayer. Armeemuseum.



Eine Karte von Bayern vom Jahre 1531.

Von Wilhelm Beck, k. bayer. Obersten a. D.

Mit einer Karte (Tafel 9).

Die beiden in den Jahren 1523 und 1535 erschienenen Karten von Ober- und Niederbayern, die Aventin für seine Annalen und für die Chronik bestimmt hatte, sind vor allem durch Professor E. Oberhummer auch weiteren Kreisen neuerdings wieder bekannt geworden.[1]) Zwischen diese Karten schiebt sich nunmehr eine dritte ein, die von 1531 datiert als Bemalung einer Tischplatte erhalten ist; der Tisch wurde vom bayerischen Nationalmuseum in München erworben und dort im Saale 30 aufgestellt.[2]) Die annähernd quadratische Platte von etwa 1 m Seitenlänge[3]) bietet auf einer breiten Randverzierung einige kulturgeschichtlich interessante Darstellungen: Jagdszenen, Geflügelhof, Tafelfreuden, sommerliches Badevergnügen, in den Ecken vier Familienwappen, Zeller, Ridler (oder Ligsalz?), Leitgeb, Pärnpeck, wodurch Schlüsse auf den Besteller des Kunstwerkes, sowie auf die Zeit der Herstellung ermöglicht sind.[4])

Innerhalb dieser gemalten Umrahmung sehen wir eine Karte von Bayern, Schwaben und dem Nordgau, die in enger Anlehnung an Aventins Karte von 1523 hergestellt und mit der Jahreszahl 1531 bezeichnet ist. Da dem Kunsthistoriker nicht vorgegriffen werden will, werden sich die nachfolgenden Ausführungen auf dieses Kartenbild beschränken.

Wird von allem Beiwerk abgesehen, so ist die Karte, von West nach Ost gemessen, 69 cm breit, in der Süd-Nordrichtung 67 cm hoch; die vier Ecken sind mit je 12,5 cm abgeschrägt; jedes der so gebildeten Dreiecke zeigt auf dunklem Grunde einen verhältnismäßig großen Windkopf. Die eigentliche Karte ist von einer schmalen Borte von etwa 1,5 cm Höhe eingefaßt, auf der sich am Nord- und am Südrande der Meilenmaßstab, zu beiden Seiten (Ost- und Westrand) auf weißem Grunde in schwarzer Druckschrift Titel und Erläuterungen befinden. Am Westrande steht als Titel: Ain mapa über das baier Land vnd ainicze[5]) anstüssenden erter des baierischen Lands. 1531. Die Erläuterungen am Ostrande lauten: Die meil nach dem Circl; der stett von aim rotten punct zw dem ander; vnd das gren strüchlen in der mit teuld obern vnd nider baiern.

Der Maler war, wie diese wenigen Worte ersehen lassen, vertrauter mit dem Pinsel als mit der Feder. Der Maßstab, auf den sich die Erläuterungen beziehen, zeigt auf der längsgeteilten schmalen Borte oben $44^{1}/_{3}$ Teilstücke,

[1]) Die vortreffliche Faksimileausgabe der Karte von 1523 hat Professor Dr. Joseph Hartmann erläutert (München 1899; Verlag der Geographischen Gesellschaft). Siehe ferner: E. Oberhummer, Bemerkungen zu Aventins Karte von Bayern in den Sitzungsberichten der philos.-philol. und der hist. Klasse der k. bayer. Akademie der Wissenschaften, Jahrg. 1899 Bd. 2, S. 435 bis 462 (München 1900); Oberhummer, Nachträgliche Bemerkungen zur Aventinkarte im Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft München 1898/99 (München 1900), mit einer zwar kleinen, aber außerordentlich scharfen Wiedergabe der Karte von 1535; Oberhummer, die ältesten Karten der Ostalpen, Zeitschrift des Deutsch-Österr. Alpenvereins 1907.

[2]) Kurz besprochen im Jahrbuch der bildenden Kunst (München 1914/15) S. 175 unter Beifügung einer nicht genügend scharfen, stark verkleinerten Abbildung der Tischplatte.

[3]) Genau 110×106 cm.

[4]) Der Tisch stammt aus dem Schlosse der Zeller von Zellerreith bei Wasserburg am Inn.

[5]) Die Farbe ist hier abgesprungen, zwei Buchstaben, wohl ai, sind allein erhalten; dem vorhandenen Raume entsprechend wurde obige Ergänzung versucht.

in rot und weiß wechselnd, darunter auf hellgelbem Grunde die arabischen Zahlen 1 bis 44. Das grüne Strichlein, das Ober- und Niederbayern scheidet, findet sich entsprechend auch auf den beiden Aventinuskarten. Die Gradeinteilung dieser beiden Karten dagegen ist weggeblieben. Bekanntlich mangelten jener Zeit geodätische oder geometrische Vermessungen fast völlig; da man aber für die Längengrade einen Ausgangspunkt haben mußte, versuchte man ziemlich willkürlich an eine der westafrikanischen Inseln, Azoren oder Kanarien, anzuschließen; doch fehlte schon für die Bestimmung dieses Anfangsortes jede wissenschaftliche Stütze.[6]) Die Auftragung der Breitengrade aber hätte immerhin Anhaltspunkte für den ungefähren Maßstab unserer Karte geboten, zu dessen Bestimmung daher andere Wege gefunden werden müssen. Da die grundlegenden Messungen fehlten, pflegte der Kartograph jener Zeit zunächst den ihm zweckmäßig erscheinenden Rahmen für die Karte herzustellen, den nicht selten das Papierformat mit bestimmte; und in diesem Raume suchte er den darzustellenden Ausschnitt der Erdoberfläche unterzubringen, wobei dem für unsere Breiten zutreffenden Verhältnis zwischen Längen- und Breitengraden von 2:3 bereits Rechnung getragen wurde.[7])

Für die Maßstabermittelung lassen sich nun zwei Wege einschlagen; der eine wäre das Abmessen der Entfernung von Punkten an entgegengesetzten Enden der Karte in annähernd west-östlicher und in süd-nördlicher Richtung. So liegen auf unserer Karte z. B. Ulm und Engelszell (bei Passau) etwa 68 cm voneinander; die gleiche Entfernung mißt auf der Karte des Deutschen Reiches 1:500 000 etwa 56 cm, woraus sich (56:68 = x:500 000) der Maßstab von 1:412 000 errechnen läßt. Die Strecke Innsbruck—Nürnberg mißt etwa 63 cm gegen 47 cm auf der Karte des Deutschen Reiches; aus 47:63 = x:500 000 ergäbe sich für unsere Karte der Maßstab 1:373 000. Im Mittel wäre sohin ein Maßstab von etwa 1:400 000 anzunehmen.

In einem Vergleiche der Meilenmaßstäbe bei Apians Landtafeln (1568) und bei unserer Karte von 1531 wäre sodann der andere Weg geboten, freilich nur unter der Voraussetzung, daß bei den Karten das gleiche Meilenmaß zugrunde gelegt ist. Nun mißt auf Apians Landtafeln 1 Meile 5,07 cm, während auf unserer Karte durchschnittlich 1,5575 cm auf 1 Meile entfallen. Da sich für Apians Karte, die auf Vermessung beruht, der Maßstab zu 1:133 000 berechnen ließ, ergibt die Proportion 5,07:1,5575 = x:133 000 den Maßstab unserer Karte mit 1:433 000.

Für eine allgemeine Vorstellung muß sohin die Annahme eines ungefähren Maßstabes 1:400 000 ausreichen, und da von einem einheitlichen Maßstabe innerhalb der ganzen Karte überhaupt keine Rede sein kann, genügt zu wissen, daß in eine moderne Karte des bezeichneten Maßstabes etwa der in unserer Karte vorgetragene Teil der Erdoberfläche untergebracht werden könnte.

Ein am unteren südlichen Rande der Karte aufgemalter Kompaß zeigt wie auf Apians Landtafeln mit der Spitze annähernd nach Süden, was damals allgemeine Einrichtung bei den Bussolen gewesen zu sein scheint.

Auf der Karte selbst ist Norden oben; jedoch sind von der Donau ab nach Norden zu alle Einzeichnungen, wie Ortsskizzen, Wald, Schrift, verkehrt gestellt, eine seltsame Anordnung, mit der der Maler wohl einem besonderen Wunsche seines Auftraggebers entsprochen hat, der auch einem am Tische gegenüber Sitzenden den zunächst liegenden Teil der Karte aufrecht und leicht lesbar zeigen wollte.

---

[6]) M. Eberhard David Hauber, Historische Nachricht von den Landkarten des schwäbischen Kreises (Ulm 1724), bemerkt daher auf S. 94: „Und wenn schon die heutige Geographi in ihren Büchern oder Karten setzen, daß sie den ersten Meridian durch die Insel Palma, Teneriffa, Ferro, Corvos, Flores oder sonst ziehen so ist doch selbst der Situs von keiner dieser Inseln noch nicht bekannt, indem in keiner jemals eine Observation gehalten worden"; eine Bemerkung, die etwa zweihundert Jahre nach Aventin niedergeschrieben wurde.

[7]) Auf der Aventinkarte von 1523 mißt ein Breitengrad 13,8 cm, ein Längengrad 9,4 cm; Verhältnis 2:2,94. Zu vergleichen meine Bemerkungen zu Apians Karte von 1568 im 6. Jahrgang dieser Zeitschrift (1906), wo auf S. 144 die genauen Verhältniszahlen für die Blätter München und Dietfurt der topographischen Karte von Bayern 1:50000 angegeben sind. Ebenda die Berechnung des Maßstabes der Apianischen Landtafeln zu 1:133000.



Soviel über die Äußerlichkeiten der Karte. Der Umfang des dargestellten Gebietes erschließt sich aus den längs der Ränder noch aufgeführten Ortschaften und Gegenden, über die hier ein kurzer Überblick zu geben ist. Am Südende findet sich im „Intall" Yssbruck und Czirll, sowie Ymbst[8]), in der Südostecke südlich von Werffen noch Radstadt (Rasstat). Die Nordgrenze schließt im Nordwesten mit Niernberg[9]), im Nordosten mit „Der Behemisch waldt" ab[10]); dazwischen treffen wir auf die Orte Lauf, Felden, Auerpach (Schrift undeutlich geworden), Hirsaw, Weiden. Die Pegnitz tritt durch ein mächtiges Bogengewölbe aus der Stadt Nürnberg ins Freie. In der Nähe des Ostrandes folgen von Süden nach Norden Gasstein, Rottenman[11]), Efferding, Engerzel (unterhalb Passau); nördlich der Donau ist hier nur Wald eingezeichnet. Längs der Westgrenze treffen wir im Südwesten „das allge" (Allgäu), sodann Kemten, Meming, Weissenhorn, Vlm, dieses schon im umgekehrten Bild, Krelsam (Crailsheim); bei Nördling ist „Das riegs" eingetragen[12]). Damit wäre der Umfang unseres Gebietes annähernd gekennzeichnet.

Die Grenze zwischen Nord- und Südansicht der Karte verläuft, wie oben bemerkt wurde, längs der Donau. Von Norden her müssen alle Orte auf beiden Donauufern von Vlm bis Nider alda (Niederaltaich), dazu auch Abensperg, betrachtet werden. Dagegen sind weiter Donau abwärts für die Ansicht von Süden her gestellt: die Orte Natternberg (schwer leserlich), Osterhoffen, Vilschoffen, Passaw, Instat (bei Passau); schließlich steht allein Engerzell wieder umgekehrt, d. h. aufrecht für die Ansicht von Norden her.

Wenn wir den weiteren Inhalt unserer Karte betrachten, so finden sich vor allem in größerer Zahl die nämlichen Gebietsbezeichnungen, wie in der Karte von 1523, so im Norden „Das Norka" (1523: Nordgae), bei Dinckelspiehl „Magnae Germaniae" (1523: Germaniae Magnae pars[13]), der Reng (Regenfluß). Östlich von München steht wie 1523 „perlacherhaid", weiter östlich: Noricum in mediterraneo wie 1523, Vindelici, bei Weilheim und Pernried „baelauni" wie 1523; südlich von Peurpach „Noricum ripense. Bei Augsburg steht „Schwawen" (1523: Swaben), bei Schrobenhausen „Geloni".

Im Gegensatze zu dieser Übereinstimmung mit der Karte von 1523 fallen verbessernde Abänderungen ins Auge, die selbst die Karte von 1535 noch nicht aufweist; so ist der auffallende Knick des Donaulaufes bei Straubing in die richtige Lage gestreckt; die Längsachse des Würmsees ist richtig gestellt; der Chiemsee weist zwar immer noch die unrichtige Lage der Insel auf, hat aber an Stelle seiner sackartigen Gestalt von 1523 zwei Ausbuchtungen erhalten, durch die die Form freilich nicht richtig geworden, immerhin aber etwas verbessert ist. Das Flußnetz wurde durch die Einzeichnung der Würm ergänzt.

Diesen Verbesserungen stehen einige Abänderungen der Zeichnung von 1523 gegenüber, die Unrichtigkeiten bringen: die Beseitigung des Knies beim Regen nördlich von Regensburg ist fehlerhaft, ebenso die Streckung des Innlaufes nördlich von Burghausen.

Was unserer Karte besonderen Wert verleiht und einen gewaltigen Fortschritt gegen die Karte von 1523 bedeutet, ist die Anbringung durchaus origineller Ortsskizzen auch da, wo die ältere Karte noch keine Skizzen aufweist, sondern sich mit dem einfachen Ringlein zur Bezeichnung der Ortslage begnügt. Diese Ansichten sind von Künstlerhand entworfen, sei es, daß sie an Ort und Stelle nach der Natur aufgenommen, sei es, daß sie aus bereits vorhandenen Städtebildern für die Karte künstlerisch umgezeichnet wurden. Sie sind weit entfernt von jeder Schablone und geben überaus charakteristische Bildchen von hohem

---

[8]) Die Karte von 1523 reicht nur bis Hall im Inntal.

[9]) Die gleiche Bezeichnung auf der Karte von 1523.

[10]) Die Karte von 1523 schließt im Norden in der Höhe von Waldmünchen ab.

[11]) Am Ober-Ennstal.

[12]) Auf der Karte von 1523 werden westlich vom Lech nur die Orte Füssen, Schongau und Augsburg verzeichnet.

[13]) Die Umstellung der beiden Worte ergibt sich aus dem Umkehren der ganzen Zeichnung des Gebietes nördlich von der Donau; pars ist 1531 ausgeblieben.

Werte,[14]) gegen die die vielfach veralteten Skizzen von 1523 weit zurückstehen. So zeigt z. B. München auch auf der Karte von 1535 nur spitze Kirchtürme, im Jahre 1523 aber Frauentürme, die nicht ausgebaut sind und ihren zeichnerischen Abschluß wohl irgendeinem niemals ausgeführten Projekte für den Ausbau verdanken. Unsere Karte dagegen bietet vollkommen richtig auf den Frauentürmen die bekannten „welschen Kappen", die ihnen seit einiger Zeit aufgesetzt worden waren.

Der durch den großen Maßstab zur Verfügung stehende größere Raum hat neben der allgemein durchgeführten Anbringung von Ortsskizzen auch die Möglichkeit geschaffen, Waldungen in erheblich größerer Zahl anzubringen als auf der Karte von 1523, wo sich die Hochebene nördlich von den Alpen auffallend kahl zeigt.

An unserer Karte scheinen keinerlei Veränderungen im Laufe der Zeiten vorgenommen worden zu sein; sie bietet den ursprünglichen Zustand und ist sehr gut erhalten; nur an einzelnen wenigen Stellen ist durch das Reinigen die aufgesetzte schwarze Farbe der Schrift verwischt, besonders stark bei Furt im Walde und bei Mauerkirchen; einigen Schaden hat auch der Holzwurm angerichtet.

Ein unmittelbarer Zusammenhang mit den kartographischen Arbeiten Aventins ist für unsere Karte abzulehnen. Durch die mustergültige Ausgabe der Werke des bahnbrechenden bayerischen Geschichtsschreibers ist die Forschung in die Einzelheiten seines Lebens und Wirkens so tief eingedrungen, daß sich wohl auch über ein derartiges Unternehmen Andeutungen und Aufklärungen gefunden hätten. Wissen wir doch aus dem Briefwechsel mit dem Schlettstadter Gelehrten Beatus Rhenanus, daß Aventin die Herstellung einer Karte mit lateinischem Texte geplant hatte, von der jede weitere Spur fehlt.[15]) Für unsere Karte müssen wir uns daher mit der Feststellung begnügen, daß sie zum größeren Teile auf Aventins grundlegender Veröffentlichung vom Jahre 1523 aufgebaut ist. Über die Gründe, die ein Hinausgehen über den Rahmen der Vorlage veranlaßten, sind wir auf Vermutungen angewiesen. Fast möchte es scheinen, als ob ein Handelsherr den Wunsch gehabt hätte, außer seiner engeren bayerischen Heimat auch die Handelsstädte Innsbruck, Ulm und Nürnberg mit in die Darstellung einbezogen zu sehen, die auf einem Gebrauchsgegenstande angebracht werden sollte, um das Bild jederzeit, besonders für vertrauliche geschäftliche Besprechungen, vor Augen zu haben.

Daß die Karte auf Bestellung gefertigt wurde, bekunden vor allem die vier Familienwappen in den Ecken, aus denen sich ein Zeller (von Zellerreith?) als Mäcen vermuten läßt. In seinem Auftrage hat der vorläufig unbekannte Maler, dem zum mindesten weite Teile Bayerns aus persönlicher Anschauung wohl bekannt waren, in engster Anlehnung an die Aventinuskarte von 1523, jedoch unter Vornahme von Änderungen und Verbesserungen, wo sie ihm nötig erschienen, eine gegenüber dieser Karte nach Süden, Westen und Norden erweiterte Handzeichnung gefertigt, zu der außer ihm selbst wohl auch andere Künstler die bestellten Ortsskizzen lieferten. Nach einer illuminierten, nicht mehr erhaltenen Handzeichnung hat sodann der nicht ungewandte Maler die in Öl auf Holz gemalte Kopie besorgt, die uns erfreulicherweise erhalten blieb. Der schöne Tisch wurde von seinem Besteller und den späteren Besitzern nicht gering gewertet und sorgfältig vor Beschädigungen behütet. Die als Vorlage dienende Karte war jedenfalls im Jahre 1531 vollendet; wann aber die Tischplatte bemalt wurde und wer der Maler[16]) war, darüber sind die Untersuchungen des Kunsthistorikers abzuwarten.

Als wertvolle Ergänzung der beiden Aventinuskarten verdient unsere Karte volle Be-

[14]) So bietet Starnberg das alte Herzogsschloß in trefflicher Ausführung als hohes viereckiges Gebäude ohne jedes architektonische Beiwerk;. bei Apian hat das Schloß einen übermäßig großen Erkerausbau.

[15]) S. die von der k. bayer. Akademie der Wissenschaften veranlaßte Ausgabe von Aventins Werken Bd. 1 „Kleinere historische und philologische Schriften" (München 1881) S. 646. — In Bd. 6 (München 1908) S. 88 n. bezeichnet der Aventinforscher Herr Oberbibliothekar Dr. Leidinger diese von Aventinus bearbeitete Karte Bayerns mit lateinischen Ortsnamen ausdrücklich als verloren.

[16]) Die Frage, ob die ganze Platte, Karte und Zierrahmen, von einem Künstler herrührt, oder ob sich zwei Maler in die Arbeit geteilt hatten, kann hier nicht entschieden werden.



achtung; durch die Erweiterung der Darstellung auf benachbarte Gebiete bildet sie die umfassendste Karte des Herzogtums Bayern vor Apians epochemachenden Werken; enthält sie doch neben Ober- und Niederbayern auch Schwaben und den größten Teil der jungen Pfalz mit dem Herzogtum Sulzbach, sowie Teile des Nürnbergischen Gebietes. Bei den dürftigen Hilfsmitteln und Grundlagen jener Zeit stellt sie eine achtunggebietende Leistung dar; sie ist eine würdige Vorläuferin des wenige Jahrzehnte später vollendeten Meisterwerkes Apians, dem freilich größerer Ruhm beschieden war. Apians Landtafeln konnten auf Grund ihres wissenschaftlich sorgfältig begründeten Aufbaues mehr als zwei Jahrhunderte in voller Gebrauchsfähigkeit überdauern; in der Finckhischen Umarbeitung haben sie bis ins 19. Jahrhundert hinein allen Anforderungen für militärische wie für Verwaltungszwecke genügt, während unsere Karte von Anfang an ein verhältnismäßig verborgenes Stilleben in irgendeinem Prunk- oder Arbeitsgemach zu führen hatte. Der hohe Wert aber, den sie heute noch besitzt, wird voll zutage treten, wenn einmal eingehende Vergleiche der Ortsskizzen mit denen der Aventin- und der Apiankarten angestellt und veröffentlicht werden.

Bücherschau.

Deutsche Reden von Karl Theodor von Heigel, weiland o. ö. Professor an der Universität und Präsident der Akademie der Wissenschaften zu München. München 1916. C. H. Beckscher Verlag. Gebunden 5 Mk.

Als Karl Theodor von Heigel uns einmal den Siebenjährigen Krieg vortrug, begann er die Vorlesung mit dem Pentameter aus Schillers Distichon auf Kant und seine Ausleger. Was dem Dichter über den großen Philosophen und den Kreis um ihn galt, das schien dem Gelehrten auch auf den großen König zu treffen und jene vielen, die mit mehr oder minder kluger Feder die Buchstaben seiner Schwertschrift nachzogen. So stellte Heigel vor den einleitenden Literaturbericht das Wort:

„Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu tun."

In der Tat, ein einziger Reicher vermag viele in Nahrung zu setzen und zu beschäftigen. Nun gar, wenn Königin Weltgeschichte Bauherrin ist. Aber sie benötigt zu ihrem Werke nicht nur der Kärrner und Handlanger, der Maurer und Steinmetze. Auch der Werkmeister, der Architekt ist ihr vonnöten und obenan der gedankenreiche Künstler. Ein solcher, der vorzüglichsten einer in ihrer Bauhütte war Karl Theodor von Heigel selbst. In ihm sehen wir „jene einzigartige Mischung von Verstand und Herz, von edler Auffassung, warmem Gefühl und kunstvoller Darstellung", die den Meister ausmacht, ob er nun mit Meißel und Stift Probleme der Raumgestaltung und Naturwiedergabe löst, oder ob er Gebiete menschlichen Wissens durchforscht, darstellend und lehrend Gewonnenes mitteilt.

So tritt uns Heigel auch in den „Deutschen Reden" vor Augen, die er selbst noch ausgewählt und durchgesehen hat. Nun hat sie uns seine Witwe mit einem Anhang von Aufsätzen und Reden über den Krieg, einem Nachruf von Ivo Striedinger und einem Bildnis nach Franz von Lenbach zum wehmütigen letzten Andenken dargebracht.

Gelegenheitsarbeiten, Gelegenheitsreden sind sie fast alle. Aber was anderwärts wohl als Tadel klingen könnte, bei Heigel verkehrt es sich in das ausgesprochenste Gegenteil. Was hat er bei solchen Anlässen aus seiner Rede, was hat seine Rede aus solchen Anlässen zu machen gewußt. Und welch weitspannendes Wissen offenbart sich darin dem schärferen Auge. Ob Heigel die Jahrhundertfeier des Dichters begeht, ob er die Erfolge der Naturwissenschaften preist, fast scheint er auf diesen Gebieten so bekannt, wie im eigenen Hause, der neuesten deutschen Geschichte. Und trotz alledem tritt er „mit Zagen" vor einen Kreis von Zuhörern, bemerkt ein andermal, nur weil er gänzlich unbekannt — Heigel! — gebe er seine Visitenkarte ab, nicht in eitler Ueberhebung rede er von sich selbst, und findet bei einem dritten Anlaß: eine Aufgabe, so oder so erfaßt, würde zu seinen Kräften in peinlichem Mißverhältnis stehen. Wohl mit Recht rühmte ein Trauernder an seiner Bahre: „Wenn wir nicht gewußt hätten, daß er eine Koryphäe ist, er hätte es uns nie gesagt."

Welche Auffassung Heigel von deutschem Wesen und deutschem Vaterlande hatte, das zeigt uns schon die Inhaltsübersicht des Buches. Da sehen wir, daß er Reden wie: „Einheitsstaat oder Bundesstaat", „1813—1913", „Die Münchener Akademie von 1759 bis 1909", „Zu Schillers Gedächtnis", „Zum 80. Geburtstage des Prinzregenten Luitpold von Bayern", „Nachruf auf Prinzregent Luitpold von Bayern", „Über Akademien und Akademisch", über „Die Anfänge des Weltbundes der Akademien", „Zur Erinnerung an die Erhebung Bayerns zum Königreich", über „Wert und Berechtigung der völkischen Bewegung" deutsche Reden heißt. Mit wie heißer Liebe, dankbarer Verehrung betrachtet er alles, was deutsch ist. Darum kennt er auch in den schweren Tagen dieses Krieges nur eine Losung:

„. . . das Vaterland gilt es zu retten";

darum bricht er in hellem Zorne los über Franzosen, Russen, Engländer „und ihre mehr oder weniger anthropoiden Bundesgenossen", über die „bekleideten und unbekleideten Sultane und Häuptlinge, die zur Rettung von Freiheit und Zivilisation ihre gelben, braunen und schwarzen Scharen gegen uns marschieren lassen müssen". Und ruht auf der umwölkten Stirn bei solchen Worten auch noch ein leiser Zug seines sonst so liebenswürdigen, jetzt allerdings erbitterten Humors, so spüren wir härteste Schärfe nach hier und dort, wenn er gegen die „Aasgeierpolitik jenes widerwärtigen, schlitzäugigen Gezüchts" losfährt, „das, Gott sei's geklagt, unverantwortlicherweise von uns selbst zu Menschen herangezogen wurde". Ja, der Meister feinen, geschliffenen Stils findet: wenn vollends ein Franzose den Zynismus der Deutschen beklagt, „da muß — sogar eine Kuh lachen". So entlädt sich in herben, fast derben Worten der echte Bajuwarenzorn seines Wesens. Gleichzeitig offenbart sich aber auch die ebenso stammesechte Herzensgüte. Zwar klagt sein feines Kunstempfinden mit den Worten des „hunnischen Dichters Goethe":

„Wer weinte nicht, wenn das Unsterbliche
Vor der Zerstörung selbst nicht sicher ist",

aber sogleich ordnet er diese Trauer einer weit höheren unter. Wie Gerhard Hauptmann gehört auch er „zu jenen, denen die zerschossene Brust eines Menschenbruders einen weit tieferen Schmerz abnötigt."

Doch nicht ist's Zeit, in weichlichen Betrachtungen den Krieg zu bejammern, den Frieden über alles herbei zu sehnen: „Durchkämpfen, Durchhalten" gilt es. „Der heilige Zorn über die Beleidigung des Vaterlandes muß unsere Seelen stark und hart machen." „An das schöne Wort der Antigone" — die Gemeinschaft in Liebe nicht im Haß erfehnt, — „wollen wir uns morgen wieder erinnern, heute müssen wir es vergessen". Und doch steht auch ihm das συμφιλεῖν



näher. Er begrüßt in ehrlicher, hoffnungsvoller Freude alle Bemühungen des Völkerrechts, den Gedanken der Menschlichkeit allerwärts und zumal bei der Kriegführung zum Siege zu verhelfen. Aber die Tatsachen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit zeugen zu sehr gegen solche Zukunftswünsche, so daß er fast verzichtend ausruft: „Ohne Zweifel werden, wenn der Weltenbrand gelöscht ist, neue Anstrengungen gemacht werden, um die Forderungen der Humanität in ein System zu bringen. Ohne Zweifel werden diese gesetzlichen Bestimmungen auch volle Geltung behalten — bis zum Ausbruch des nächsten Krieges!" Keineswegs jedoch versinkt sein Denken in mutloser Skepsis. Der Mann der Geschichte urteilt vorsichtiger und richtiger über den Wert internationaler Verträge als mancher Jurist. Wenn dieser trotz seiner formalwissenschaftlichen Schulung leicht geneigt ist, nunmehr über das Völkerrecht den Stab zu brechen, so denkt der Historiker, den sonst seine Wissenschaft auf tatsächliches Geschehen weist, darüber anders. „Das Völkerrecht gleicht einem Schatz, an dem alle Nationen Anteil haben", allerdings „ohne daß jedoch die einzelnen Münzen zu allgemeinem Kurs gelangen können".

Nicht heute nur steht der Wert des Völkerrechts nieder. Auch früher war es so. Und meist ist es die „nation of shopkeepers", welche die Valuta drückt. Sei es nun, daß die friedliche Stadt Kopenhagen in Brand geschossen wird, oder was sonst, sei es, daß Palmerston die Schiffe des deutschen Reichs von 1849 als Piraten zu behandeln droht. In diese letzte Zeit deutscher Ohnmacht führt uns ein kleiner Vorgang aus Heigels Kindertagen. Der Fünfjährige trug damals an seiner Mütze ein schwarz-rot-goldenes Kokärdlein. Bald mußte sich daneben ein weiß-blaues einfinden. „Doch das rauhe Wort eines Schutzmannes", erzählt er, „belehrte mich, daß auch diese Kombination nicht mehr gestattet sei. Traurig mußte ich die Kokärdlein in den Schrein legen." „Mir ist immer weich geworden, wenn mir der Zufall die farbigen Bändchen vor Augen brachte. Als ich älter wurde, gelobte ich mir selbst, daß ich mir niemals wieder eine Trennung der zwei Kokarden gefallen lassen wolle, und ich habe daran festgehalten". Herrlich offenbart sich auch in diesem Geschichtchen Heigels nationales Fühlen und Denken. Er ist der gesunde Partikularist, dessen umfassendes historisches Wissen ihm die Entstehung des neuen Reiches aus den einzelnen Territorien vor Augen hält, und ihm die kraftvolle Eigenart seiner Stämme zeigt; er ist der unbedingte Deutsche, dessen selbe geschichtliche Erkenntnis ihm die Zersplitterung und den Verfall des alten Kaisertums, wie den kraftvollen Aufstieg des einköpfigen Kaiseraars weist. Doch auch die neue Größe und Stärke ruht ihm auf den deutschen Stämmen und Ländern, allerdings auf den in einem ewigen Bunde vereinten. Da meint er: „Die Kriegstugenden sind nicht immer und allezeit am Platze. Auch der Drang, das Leben froher und farbiger zu gestalten, hat seine Berechtigung, und ist mit dem Schlagworte Capua nicht abzutun. Die weichere, lässigere, für sinnliche Eindrücke empfänglichere Art des Bayern, der rührige Fleiß und die Beweglichkeit des Sachsen, der aufgeweckte Subjektivismus der Schwaben, das ruhige, knorrige, zähe Wesen des Niederdeutschen, der Frohmut und der Freimut des Rheinländers, alle diese widerspruchsvollen Züge vermischt mit dem in Sprache, Sitte und Temperament ausgeprägten Spezifikum, das alle Deutschen von den übrigen Kulturvölkern unterscheidet, sollen erhalten bleiben". Aber: „Bayern hält zum Reich jetzt und allezeit" ist ihm das notwendige Gegengewicht — „Nie Bayer zum Schaden Teutschlands". Freut er sich des glücklichen Föderalismus, den Bismarcks leitende und ordnende Hand zum Werden führte, rühmt er den nationalen Aufschwung, den das Volk mit seinem Blut errang, so begrüßt er es auch, daß nicht Sturm und Drang, wie der Versuch von 1849, das deutsche Reich geschaffen, sondern der Fürsten Wille, getragen durch die Begeisterung ihres Volkes. Die Liebe der Deutschen zu ihren Stammesfürsten wie zu Kaiser und Reich ist auch seine tiefste Regung. Und sein „pro principe" ist nicht das eines eitlen Fürstendieners. Fürstendiener im edelsten Sinne, blendet ihn doch die glanzvollste Erscheinung auf dem Throne nicht: „Wer des Feuers genießen will, muß sich auch Rauch gefallen lassen".

An demselben Monarchen rühmt er, daß er — ein Schüler Harnacks — stets für die Freiheit der Wissenschaft eingetreten sei. Und ohne „Freiheit der Forschung keine Wahrheit". „Die Wahrheit ist ein göttliches Licht; wie sollte sie gegen ihren Urheber zeugen?"

Von solchen Zielen befeuert, von solchem Streben erfüllt, diente auch Heigel in seiner Wissenschaft der Wahrheit und fortschreitenden Erkenntnis. Aber wenn es sich darum handelt, echteste deutsche Kultur gegen die Negation der Allverneiner, die Schmähung der Überdreisten zu verteidigen, da bricht er aus: „Auf, laßt uns der Fahne der Rückständigkeit Treue schwören!" Wie anders sein kampffrohes Auflodern gegen jene Stimme in dem gleichen Streit, der müde allgemach der Ton versagt:

„Ich möchte, wär's möglich, stehen bleiben,
Wo Schiller und wo Goethe stand."

Von da, aus der Stille um den verzichtenden Wiener Dichter schweift unser Blick wieder auf das modernste Problem, wenn es so heißen darf, auf die gegenwärtigste Gegenwart, auf den großen Krieg, der auf uns lastet. Heigel durfte sein Ende nicht sehen, aber er ahnte, er wußte es, wie es uns allen siegessichere Gewißheit ist. „In unserm Volke, in unsrem Heere lebt der Wille zum Sieg, — da wird ein ehrenvoller Erfolg nicht fehlen." Und wie schön weiß er auch den Krieg mit der stillen Wissenschaft zu verknüpfen. Das „inter arma silent Musae" gilt heute nur bedingt. „Die Wechselbeziehungen zwischen Wissenschaft und Wehrwesen sind so zahlreich und mannigfach, daß ich nur obenhin darauf verweisen kann. Der Krieg selbst ist in der Gegenwart ein wissenschaftliches Problem geworden."

Wie die Wissenschaft dem Leben dient, so darf sie sich auch das Leben dienstbar machen; wie sie dem Leben ungemessenen Gewinn schenkt, so soll sie auch hinaus ins Leben, soll mit dem Leben ringen und ihm ihren Gewinn entreißen. Allerdings, so meint



er diese Verknüpfung nicht, daß sich „der Gelehrte Frau Welt zur Lebensgefährtin wähle", daß die Wissenschaft „auf Markt und Gasse tanze", aber er fordert von ihr Teilnahme mit Kopf und Herz an dem Geschehen der Zeit." „Es kann nicht schaden..., wenn die Gelehrten einmal nicht in den Büchern ihrer Bibliothek, sondern im Buche der Welt lesen". Um solche frische lebendige Anregung und Förderung der Wissenschaft fürchtet er es auch nicht, wenn Stahl und Stein sich mit Feuer treffen. „An sich ist es ... gewiß nicht von Übel, wenn die Geister aufeinanderplatzen. Nicht bloß in der Chemie sind die Gährungserreger wichtig und nützlich." „Nur dürfen die Pfeile nicht vergiftet sein", wie es die Geschichte der Münchner Akademie gelegentlich aufweise. Auch Heigel wußte wohl, Ferment in Debatten zu werfen, auch Heigel hat seine Überzeugung, alles, was ihm wert war, mit Kraft und Ernst verteidigt. Und kämpft er im Zorn, doch niemals mit Erbitterung, immer mit offenem Visier und mit blankem Schwert. So auch, wenn sein Heiligstes angegriffen wird, der Wert wissenschaftlichen, akademischen Strebens, die Wissenschaft, das Treiben der gelehrten Gesellschaften und Akademien. Die Wissenschaft, wurde gesagt, sei nicht das Salz, sondern das Gift der Erde. Die Akademien, Universitäten versprächen den Wißbegierigen Brot und gäben Stein. Nicht „akademisch" gälte, sondern „praktisch". „Gegen solche Auffassung von des Menschen allerhöchster Kraft muß die troupe martiale académique . . . entschlossensten Widerstand leisten! Wer auf das mißverstandene παιδειαν πασαν φυγε sich berufend, den segensvollen Einfluß der Bildung auf die materielle, geistige und sittliche Entwicklung unseres Kosmos leugnet, muß mit schärfsten Waffen abgewehrt werden. Nein, der große Selbstanbeter Nietzsche hat nicht recht, die Wissenschaft führt nicht in unfruchtbare Wüsten! Nein, Richard Strauß hat nicht recht, wenn er in Zarathustra das Wesen der Wissenschaft durch hohles Tongepränge und schrille Dissonanzen zu charakterisieren sucht! Wie Pallas Athene dem Odysseus die Binde von den Augen nimmt, damit er erkenne Götter und Menschen, so verleiht die Wissenschaft den Sterblichen die Kraft, das Wahre vom Falschen zu scheiden und Irrwahn und Finsternis zu besiegen. . . . . Freilich, wenn an mich die Frage gestellt wird: „Könnt ihr mit eurer Wissenschaft die letzten Rätsel des Lebens lösen?" kann ich nur mit König Salomo die Gegenfrage stellen: „Welches irdische Wissen, Können und Schaffen hat mehr als „akademische" Bedeutung?"."

Rudolf Oeschey.

Josef Dürnegger, Pfarrer in Törwang bei Rosenheim: Der Samerberg in Vergangenheit und Gegenwart. 1912. — Rohrdorf einst und jetzt. 1913. Im Selbstverlage des Verfassers.

Die beiden Büchlein schildern uns Vergangenheit und Gegenwart jenes schönen Landes am rechten Innufer, das den Übergang von der Hochebene zum Gebirge bildet. Mit Bienenfleiß hat der eifrige Pfarrherr von Törwang aus Archiven und Literatur die geschichtlichen Überlieferungen dieser Gegend zusammengetragen und zu lebensvollen Bildern gestaltet, die jedoch in der ersteren Schrift ohne genügende Berücksichtigung des inneren Zusammenhanges und der geschichtlichen Zeitfolge aneinander gereiht sind. So wird uns in den einzelnen Abschnitten zwar viel des Wissenswerten geboten, allein ein klarer Überblick über die Geschichte des Samerberges läßt sich durchaus nicht gewinnen. Weit mehr entspricht in Anlage und Aufbau „Rohrdorf einst und jetzt". Ganz richtig wird hier von der grundherrlichen Entwicklung ausgegangen, die ja in erster Linie die geschichtliche Laufbahn eines Dorfes bestimmt. Ausführlich wird in beiden Arbeiten die Pfarr- und Schulgeschichte und insbesondere die Baugeschichte der einzelnen Kirchen behandelt. Auch die früheren staatsrechtlichen Verhältnisse werden berücksichtigt („Amt Rossersberg", „Freiheiten des Amtes Rossersberg", „Rohrdorf eine Hofmark?") Veraltete und schiefe Auffassungen, die sich in diesen Abschnitten wie auch sonst vereinzelt finden, können leicht berichtigt werden. Volle Anerkennung verdient die eingehende Darstellung der wirtschaftlichen und sozialen Zustände. Der Verfasser, der seit einer Reihe von Jahren Törwang pastoriert und früher auch in Rohrdorf seelsorglich tätig war, hat mit scharfsehendem Blick das biedere Bergvolk beobachtet im Arbeitsleben wie auch in Sitte und Brauch. Darum sind die Schilderungen „Die Samer um 1900", „Das Wohnhaus auf dem Berge", „Auf den Almen", „Goldquellen", „Im Gasthaus", „Eine Hochzeit um 1900" so anschaulich, so naturfrisch und echt. Hervorzuheben ist auch die schöne Ausstattung von „Samerberg", wofür der damalige Koadjutor Mühlratzer photographische Aufnahmen lieferte. Die beiden Schriften, deren Drucklegungskosten der Historische Verein von Rosenheim bestritt, sind ein beachtenswerter Beitrag zur Heimat- und Volkskunde Altbayerns und erfüllen gewiß auch den Zweck, in der Gegend des Samerberges die Liebe zur heimatlichen Scholle und Sitte zu festigen.

Joseph Weber.

Zur Vereinschronik.

Zugänge zur vor- und frühgeschichtlichen Sammlung des Vereins.

1. Eiserner Armreif der älteren Hallstattzeit aus einem 1914 abgetragenen Hügelgrab bei Ober=Pfaffenhofen, BA. Starnberg, Geschenk des Herrn Pfarrers Dempf von dort.

2. 13 Stück Bronzespangen, unverarbeitetes Rohmaterial, aus einem 1914 gemachten Niederlagefund am Staudhamersee, BA. Wasserburg, überlassen von Herrn Professor Brunhuber in Wasserburg.

3. Als Leihgabe übergeben von Herrn Oberpostrat Wild in München verschiedene, seit längerer Zeit im Familienbesitz befindliche, glaublich aus dem Chiemgau stammende Funde, nämlich 4 Steinbeile in Keilform, Einzelfunde; 3 Armreifpaare, ein Bruchstück eines solchen von Bronze und 2 Bogenfibeln von Bronze aus der älteren und jüngeren Hallstattzeit, wahrscheinlich aus Hügelgräbern; mehrere römische Ton= und Glasgefäße aus Brandgräbern; eine ornamentierte Geweihsprosse, vermutlich Webegerät aus einem Reihengrab; sodann eine Schachtel mit 11 kleinen Zierstücken und Bruchstücken solcher aus verschiedenen Perioden.

4. Eine größere Terra sigillata-Schale ohne Verzierung mit dem Stempel Carus fec., sowie Scherben von vorrömischen Tongefäßen aus Gräbern im BA. Ebersberg.

5. 85 kleine Bronzemünzen des Kaisers Claudius Gothicus aus einem Schatzfund angeblich von Regensburg aus der aufgelösten Sammlung Hasselmann in München.

6. Römische Tonlampe mit Stempel cresces aus Augsburg, wahrscheinlich aus dem Gräberfeld am Rosenauberg daselbst,

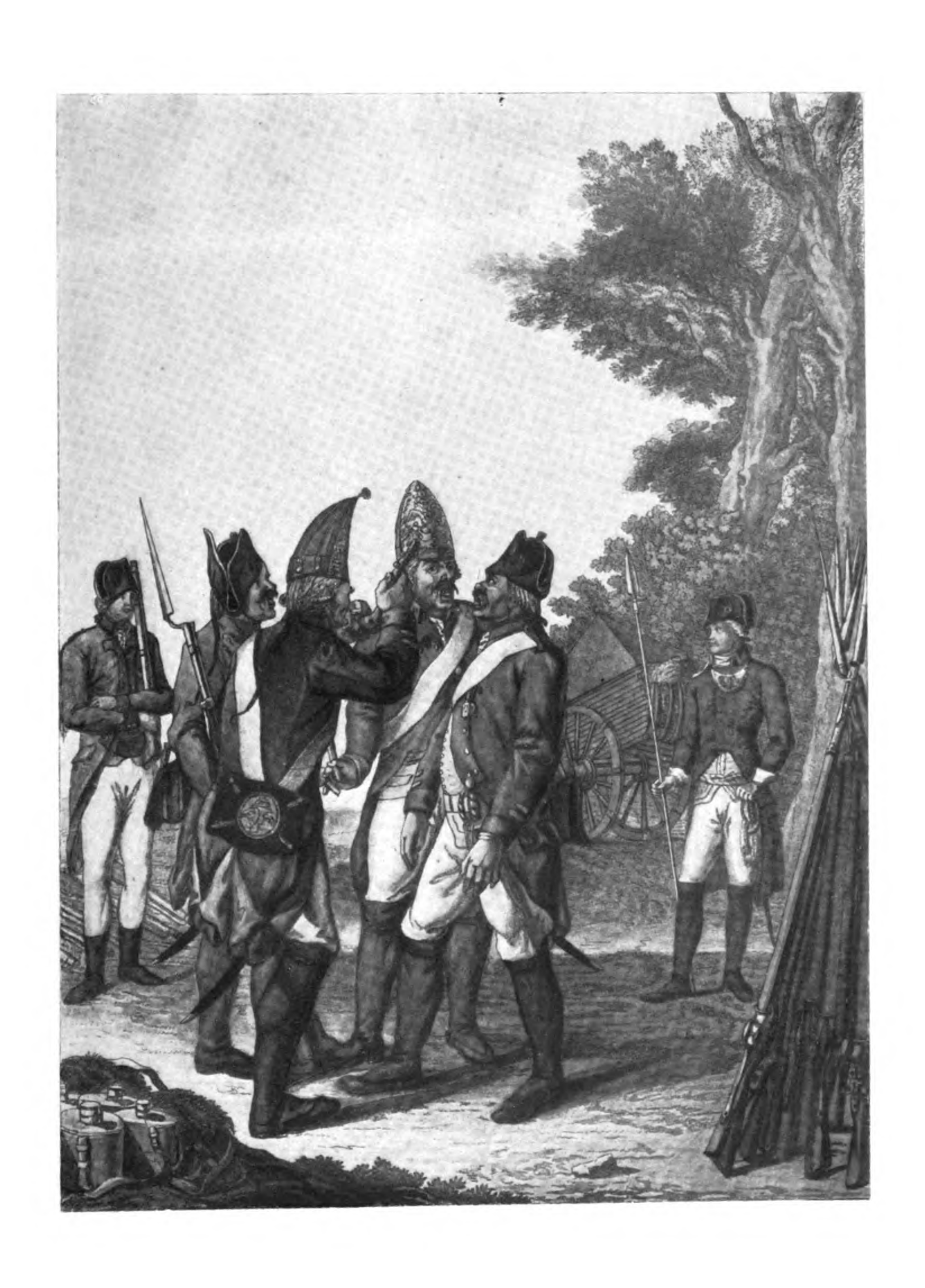
und zwar die Ziff. 4—6 aufgeführten Stücke Geschenke von verschiedenen Vereinsmitgliedern.

Den geehrten Schenkern sei für diese erfreuliche Bereicherung der Vereinssammlung und das dem Verein bewiesene wohlwollende Interesse der verbindlichste Dank hiemit ausgesprochen und an Freunde des Vereins die dringende Bitte gestellt, auch fernerhin der Sammlung ihre Unterstützung angedeihen zu lassen.

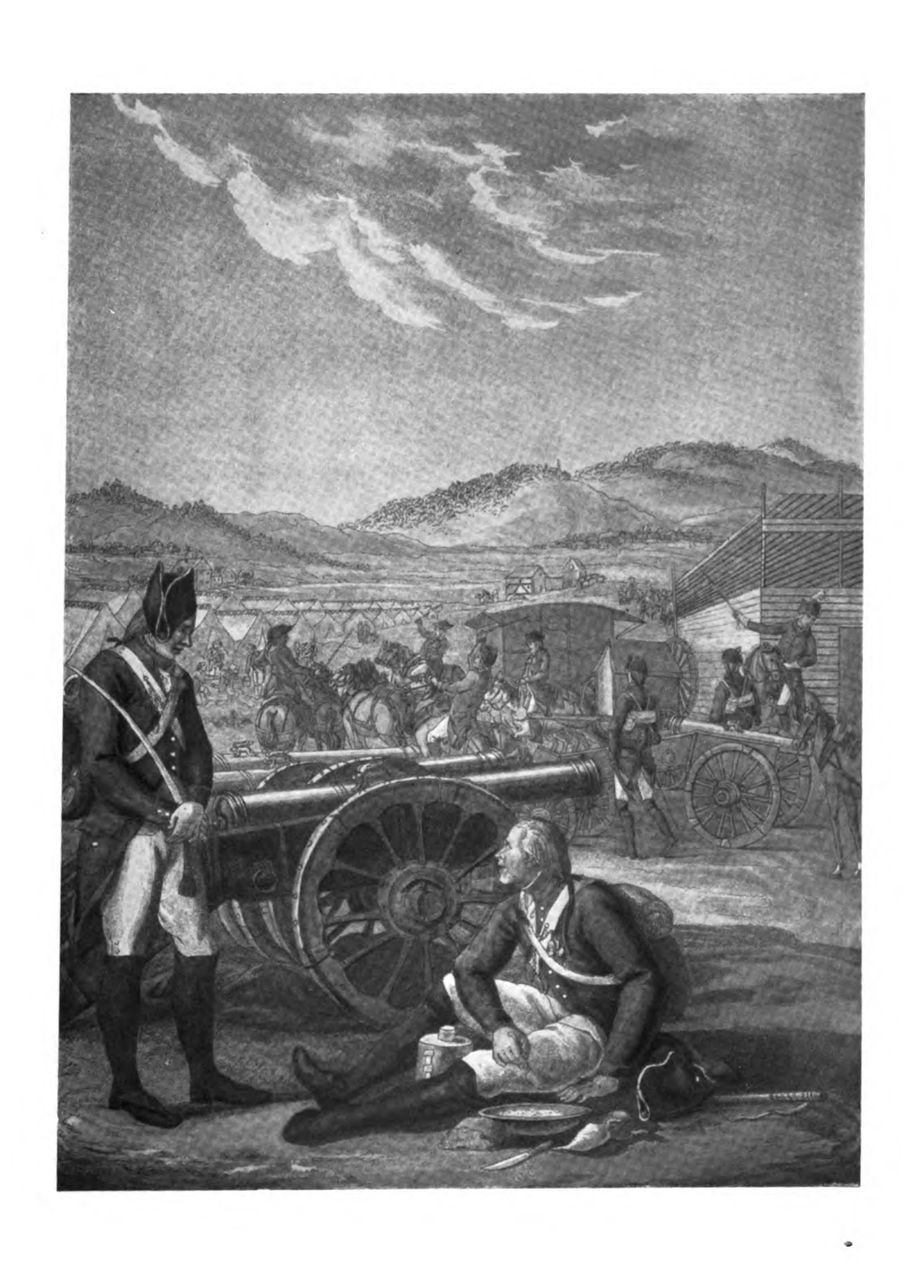
Schriftleitung: Dr. Georg Leidinger, Oberbibliothekar der k. Hof= u. Staatsbibliothek, München, Ludwigstr. 23.
K. Hofbuchdruckerei Kastner & Callwey.



Tafel 1.



Tafel 2.



Tafel 3.

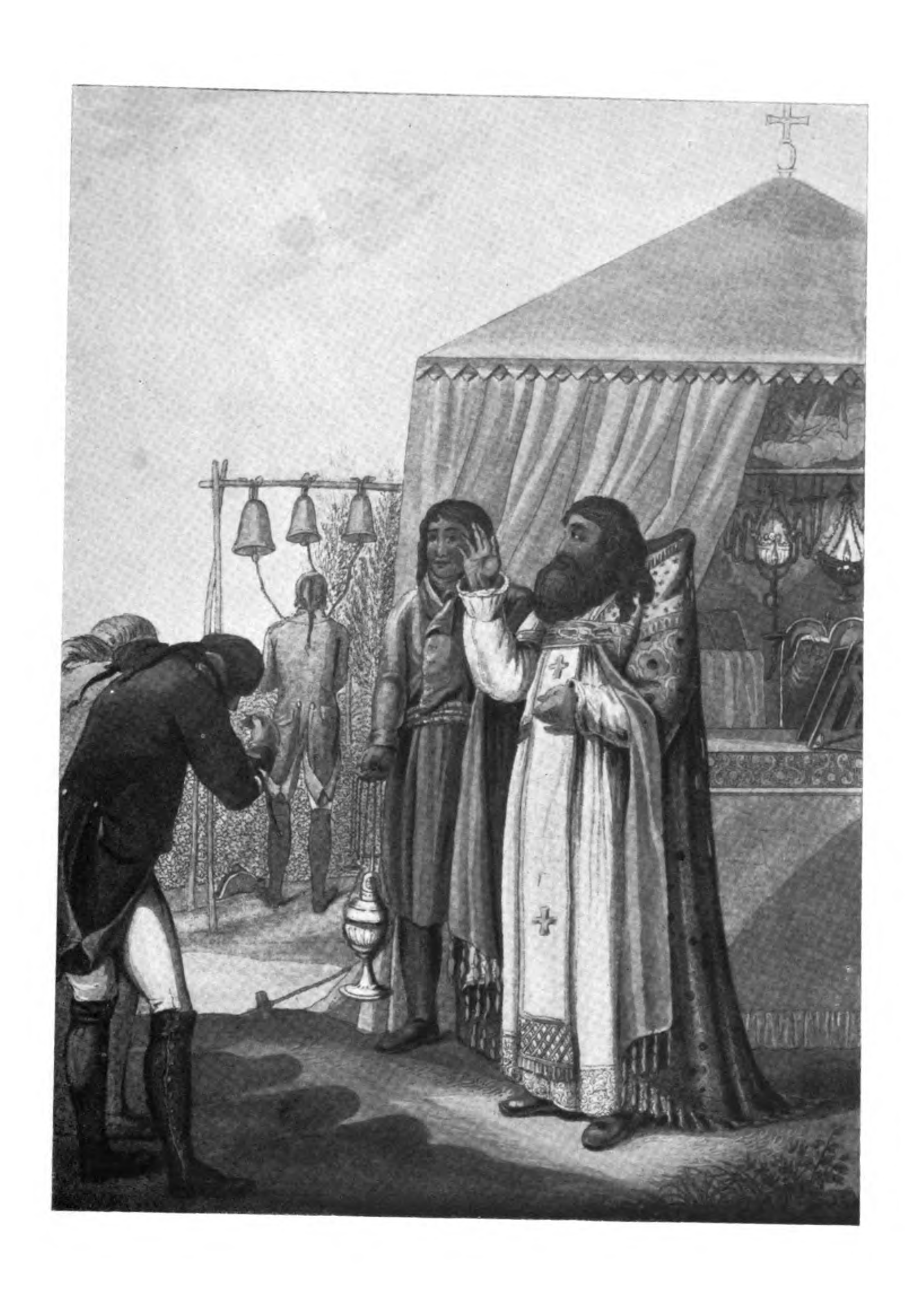


Tafel 4.

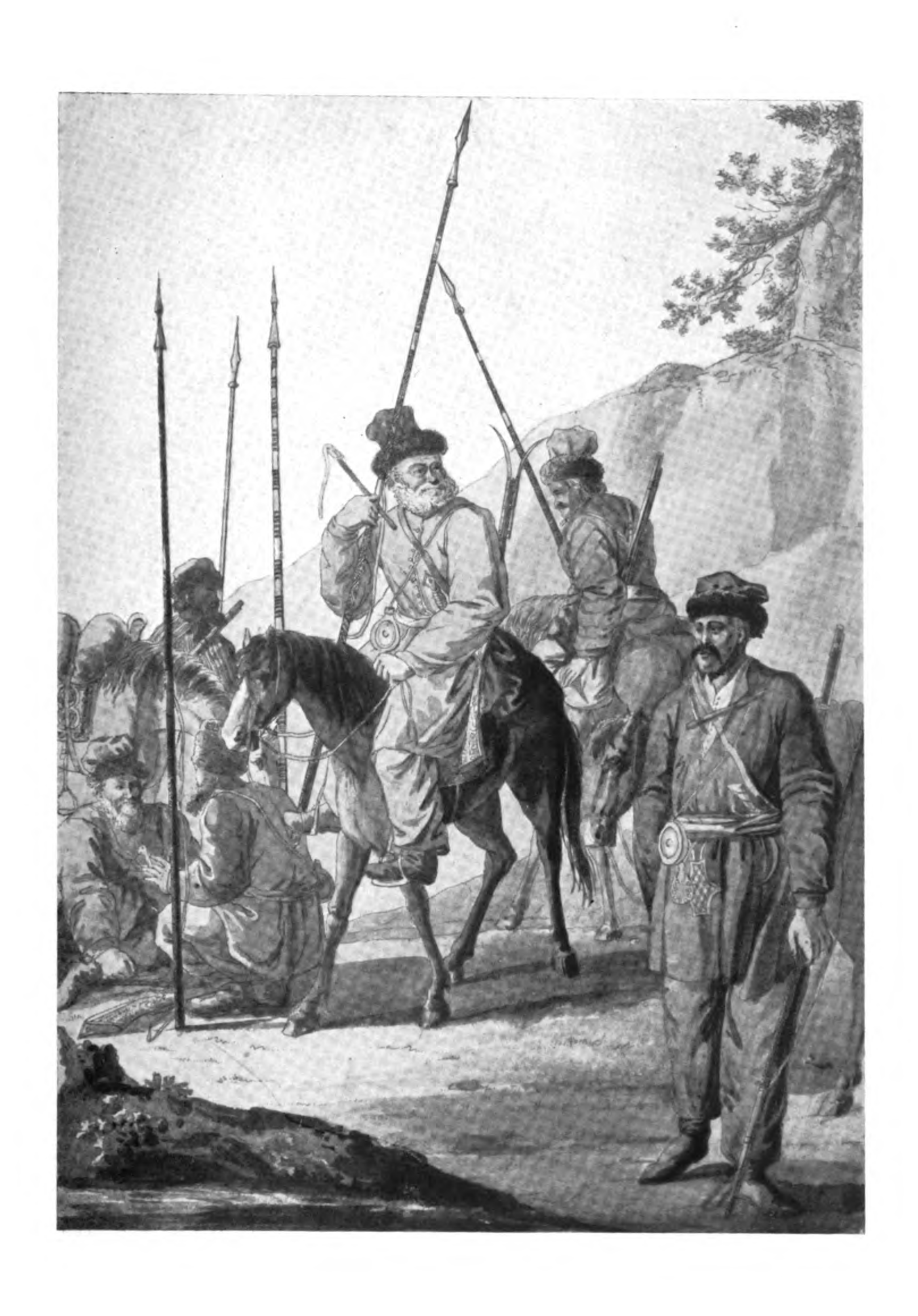




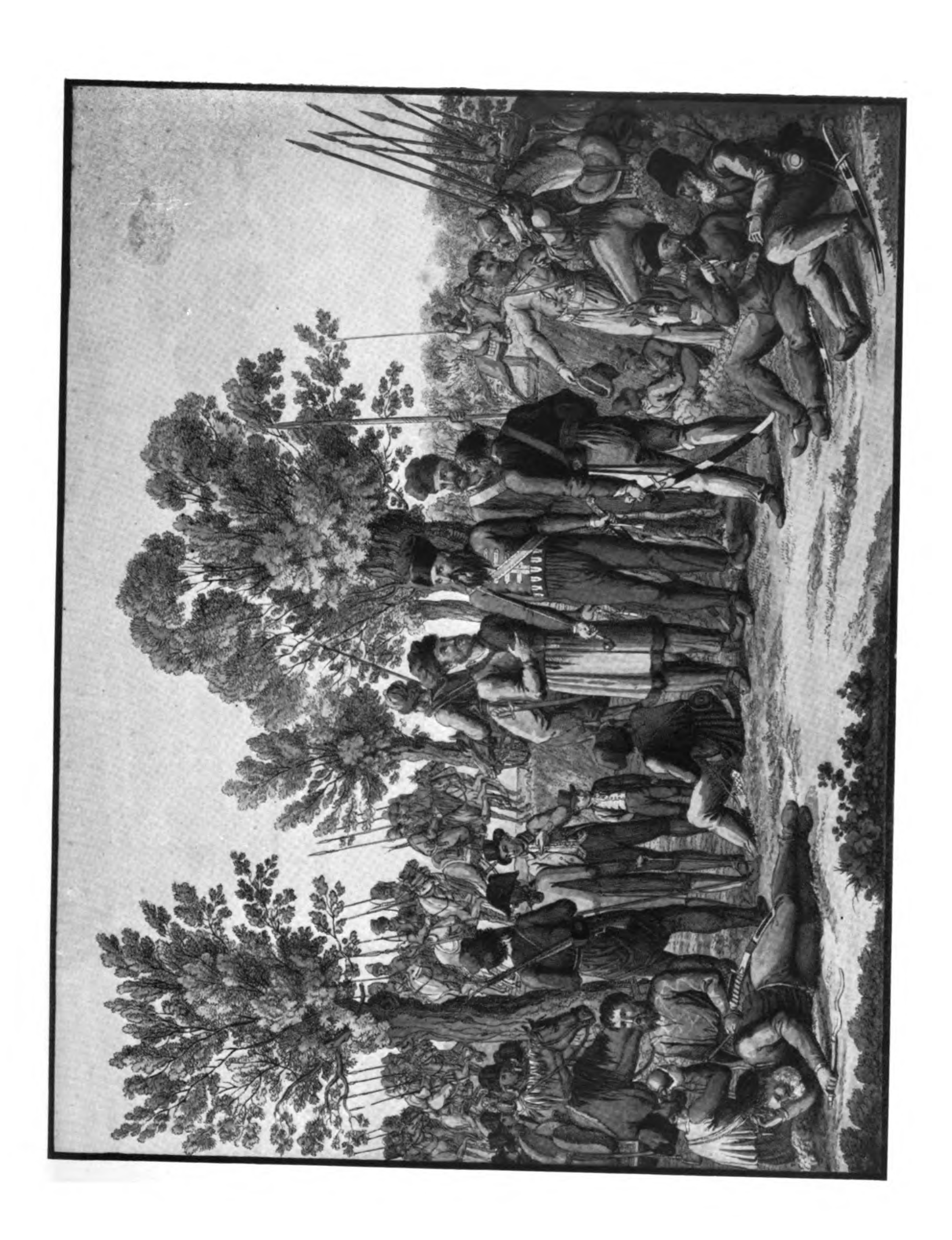
Tafel 6.



Tafel 7.



Tafel 8.





Altbayerische Monatsschrift

herausgegeben vom Historischen Verein von Oberbayern



Band 13 Heft 3

Altbayerische Monatsschrift.

Die Altbayerische Monatsschrift erscheint in Bänden von je 5 Heften, welche an die Mitglieder des Historischen Vereines von Oberbayern ohne weiteres Entgelt abgegeben werden.

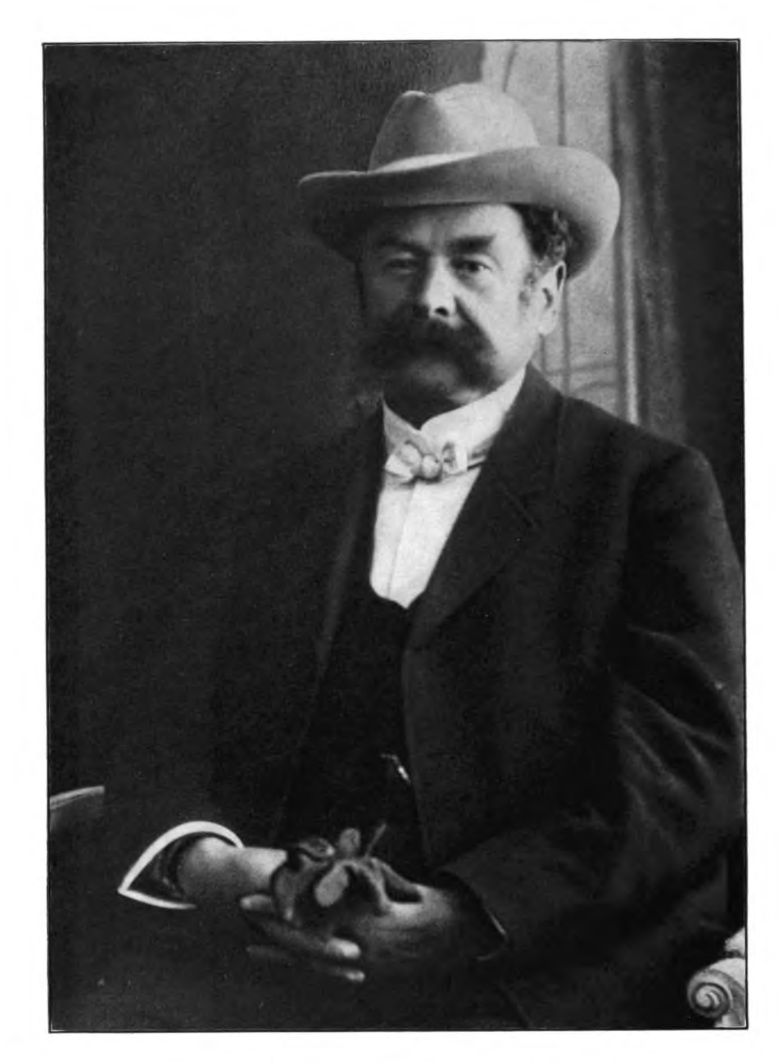
Preis für Nichtmitglieder: 7 Mk. für den Jahrgang.

Der **buchhändlerische Vertrieb** ist vom Historischen Verein der **J. J. Lentner**'schen **Buchhandlung** (Ernst Stahl jun.) in München übertragen worden. Bestellungen übernimmt diese, sowie **jede andere** Buchhandlung.

XIII. Band 1915/1916.

Inhalt des 5. Heftes.





J. M. Höfler.

Max Höfler

Das Lebensbild eines deutschen Mannes

von

Ludwig Fischer.

Geleitwort.

Ein Menschenleben zu Papier bringen — ein kühnes Unterfangen, eine Unmöglichkeit! —

Und doch! Man tut's, man schließt die innersten Herzensgefühle auf, die des Verstorbenen und die eigenen, aus lauter Dankbarkeit, aus lauter Liebe für den Toten. Man möchte so gern auch anderen sagen, welch' lieber Mensch der Verstorbene war.

Und dennoch fragt man sich: Darfst du seine Seele offen zu Markte tragen? War's nicht in vertrauten Stunden, als er zu dir sprach? Du, sein Schüler — er, der Meister?

Als erstmals der Gedanke auftauchte, M. H. einen Nachruf zu widmen, da regten sich sofort viele fleißige Hände, und aus allen Gauen Deutschlands brachten M. H.s Freunde und Verehrer Farben für das kleine Lebensbild. Ihnen sei auch hier der Dank des Schreibers ausgesprochen.

„Genossene Wohltaten soll man nie vergessen", pflegte M. H. zu sagen. Es sind die geistigen Wohltaten, die der Schüler vom Meister empfangen hat. Dankbar möchte er ihm mit diesen Blättern ein bescheidenes Denkmal setzen. Zweifellos werden dankbare Freunde M. H.s Andenken in Stein und Erz festhalten. Aber

Ein Blättchen Papier kann älter werden
Wie das frischeste Maiblatt auf Gottes Erden,
Wie das flinkeste Gemslein im Felsenwall,
Wie das lockige Kind im lieblichen Tal.
Das Gebein ist zerstreut, der Grabstein verwittert,
Das Haus zerfallen, die Werke zersplittert.
Da ist ein Blatt mit seinen bleichen
Tintenstrichen oft das einzige Zeichen
Von dem Wesen, das einst gelebt und gelitten,
Gelacht, geweint, genossen, gestritten.

(P. Rosegger)

Darum, mein liebes Büchlein, zieh hinaus in die deutschen Lande und erzähle ihnen von einem deutschen Manne! Auch bis vor in die Schützengräben im Osten und Westen und Süden der deutschen Heimat suche dir einen Weg! Stell' dich dort ein als Liebesgabe und Liebesgruß eines Veterans von 1870/71 und erzähle den wackeren Kämpfern von seiner Liebe zur deutschen Heimat! Wenn dein Schreiber längst gestorben ist und mit ihm alle, die M. H. kannten, denen M. H. Freund und Helfer war, wenn vielleicht auch sein Grabstein im Tölzer Waldfriedhof verwittert ist, zusammengesunken ist zu Staub, wenn du lange geruht hast im Staube einer Bibliothek und eines fleißigen Forschers Hand dich ans Licht der Sonne zieht, dann bitte ihn, er möge den Tölzern erzählen, daß in ihrer Vaterstadt einmal ein Max Höfler gelebt hat!

Bamberg, am 8. Dezember, dem Sterbetag Max Höflers, 1915.

Ludwig Fischer.

Glückliche Jugendzeit.

An der bayerischen Alpen Rand, wo die Liebe zur Heimat so tief wurzelt im Herzen des Volkes, wo heiliger Glaube und alte Vätersitte treu gehütet wird, da lebt und webt ein reiches Volksleben, buntfarbig wie die Blumen der Bergwiesen, wahr und echt wie das klare Wasser der Gebirgsbäche.

Hier auf solch heiligem Boden war M. H.s Heimat. „Am 6. März 1848 2 Uhr Nachmittags wird Max, der dritte Sohn im Rei-

fenstuhlhaus in Tölz geboren.“ So hat M. H. selbst Tag und Stunde seiner Geburt in dem von ihm mit wahrem Bienenfleiß angelegten „Familienbuch“ vermerkt.[1]) Zu diesem kurzen Eintrag aus jungen Jahren fügt die Hand des vielerfahrenen Mannes hinzu: „Vielleicht, vielleicht ist immer in jeglicher Gestaltung, jedem Zustande, ob in der Wiege nun, ob in der Krippe, ein Unglückstag der Tag, der uns geboren (Leopardi)“. So ernst, fast etwas schwermütig das Denken und Fühlen des gereiften Gelehrten war, so fröhlich und heiter schien die Sonne seiner Jugendjahre.

Wer waren M. H.s Eltern? Sein Vater, Gustav Höfler, Medizinalrat und Bezirksarzt in Tölz, war ein feinsinniger, hochgebildeter Mann, geboren am 25. Januar 1809 als Sohn des Oberappellationsgerichtsrates Johann N. Höfler. Gemeinsam mit seinem Bruder Konstantin, dem nachmaligen gefeierten Prager Historiker, besuchte Gustav Höfler die Universität München, wo er zunächst der Rechtswissenschaft sich widmete, aber unter dem Eindruck der Vorlesungen des Anatomen Döllinger, „des Lehrers ohne gleichen“, dem Studium der Medizin sich zuwandte. Nachdem er im Jahre 1833 an der Münchener Universität promoviert hatte, wurde er im darauffolgenden Jahre Leibarzt des Grafen Ostermann-Tolstoi[2]) in Florenz. G. H. verdankte diese Stellung seinem Lehrer Professor Fallmerayer, der seinerzeit in den Jahren 1831—1834 mit dem Grafen Ostermann-Tolstoi Ägypten, Syrien, Türkei und Griechenland bereist hatte. Hier nun im sonnigen Süden konnte G. H. sich mit Muße in die Schönheit des klassischen Altertums vertiefen. Fünf volle Jahre verbrachte er hier im Kreise von Künstlern und Gelehrten. Den Münchener Maler Seitz, den bayerischen Geschichtsprofessor Quitzmann, den späteren Minister von Pechmann lernte er hier kennen. G. H. schreibt über seinen Aufenthalt in Florenz (22. Oktober 1837): „Ich danke Gott oft aufrichtig und frohen Gemüts, daß er mir erlaubte, die Jahre, welche meine Kollegen in kleinen Städtchen der Provinz oder in Dörfern praktizierend zubringen müssen, in Italien und unter Verhältnissen verleben zu können, welche entschieden vorteilhaft auf meine übrige Lebenslage einwirken mußten. Es ist wahr, ich schwelgte nicht immer in den Gärten der Hesperiden, aber ich hatte auch viel Wonne, auf welche ich hätte niemals rechnen können und welche immer die schönsten Erinnerungen in mir zurücklassen wird!“

Nachdem G. H. seine Stellung beim Grafen Ostermann-Tolstoi aufgegeben hatte, zog er im Anfange des Jahres 1838 nach Rom. Er selbst schreibt über seinen Aufenthalt in Rom: „Weil aber dem Menschen nichts schwerer zu ertragen ist als das Glück, und ich mir einbildete, in Rom, wo ich schon zweimal gewesen, müßte es noch herrlicher sein als in Florenz, so verließ ich zum lebhaften Bedauern meiner Freunde letztere Stadt und zog mit guten Empfehlungsschreiben nach Rom.“ Hier in Rom lernte er den bayerischen Gesandten Grafen Spaur, den russischen Gesandten Potemkin, Graf und Gräfin Lützow kennen. Den Dichter Grafen Platen[3]) behandelte er mit Erfolg an einer Hernie. Bereits im Jahre 1839 verließ G. H. Rom und kehrte nach Deutschland zurück, um sich hier eine selbständige Lebensstellung zu gründen. Noch beim Abschied überreichte ihm Graf Spaur im Namen des Papstes das Ritterkreuz des St. Gregorius-Ordens in Anerkennung seiner hohen Verdienste um die Bevölkerung während der Cholerazeit.

Am 23. November 1840 wird G. H. Salinenarzt und Landgerichtsarzt in Orb. Dieses kleine Städtchen war nun allerdings nicht Florenz und auch nicht Rom, sondern eine „Fuchsfalle“, wie G. H. mit Humor zu bemerken pflegte, „aus der jeder sobald wie möglich hinaus zu kommen trachtet“. Bereits im November 1843 wurde G. H. Landgerichtsarzt in Tölz. Bei seinem Einstand in Tölz äußerte er gegenüber seinen ärztlichen Kollegen: „Was gibt es Edleres, was Erhabeneres, was

[1]) Das „Familienbuch“ bildet mit seinem reichen Material die Hauptquelle für vorliegende Lebensskizze.

[2]) Über Graf Ostermann-Tolstoi, den Sieger von Kulm, vgl. die treffliche Schilderung von Konstantin v. Höfler in „Erinnerungen an Phil. Jacob Fallmerayer“ (Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen XXVI [Prag 1888], S. 405—407).

[3]) Vgl. K. von Höfler, Erinnerungen an August Graf von Platen, in: Das Bayerland II (1891), S. 174—176.



Belohnenderes als die Leiden anderer vermindern, verringern, heben zu können? Auf dieser Welt der Leiden, wo auch der Glücklichste immer noch nicht zu beneiden ist!“ —

Mit kindlicher Pietät hat M. H. alle die kleinen und kleinsten Ereignisse im Leben seines Vaters aufgezeichnet. Mit bedingungslosem Gehorsam hing er an seinem Vater. Er war ihm Vorbild in allem: Vorbild in der Arbeitsamkeit, Vorbild im Beruf, im Familienleben, in der Erziehung der Kinder. Voll und ganz und nach allen Seiten hat M. H. das Erbe seines Vaters angetreten. Wir werden noch oft Gelegenheit haben, an der Pietät des Sohnes gegen seinen Vater uns zu erbauen.

Noch tiefer womöglich ruhte in M. H.s Seele das Bild seiner Mutter. Zeitlebens stand diese hehre Gestalt einer deutschen Hausfrau vor seinen Augen. In späteren Mannesjahren sagte er oft zu dem Geistlichen Rat P. Anton Hammerschmid in Tölz, seinem gelehrten Freunde: „Mein sehnlichster Wunsch wäre mir, im Jenseits mit meiner Mutter wieder zusammenzukommen.“ Noch auf dem Sterbebett hat er viel von seiner Mutter gesprochen. „Halte allezeit deine Mutter hoch in Ehren“, sagte er da zu seiner Tochter, „ich habe es auch getan. Immer, wenn ich einen schweren Tag vor mir hatte, habe ich morgens zu meiner Mutter gebetet.“ Am Todestag seiner Mutter, am 29. Oktober 1877, widmete er ihr im Familienbuch kurze, aber ehrwürdige Worte: „Wie oft gedachten wir noch unserer Mutter! Die beste Freundin, die liebe Mutter, das treueste Herz war zum ewigen Frieden eingegangen. Wenn wir Kinder Fleiß und Sparsamkeit uns angewöhnten, so war es das Verdienst unserer sorgsamen Mutter.“ Getreu hat M. H. auch den Trinkspruch aufbewahrt, den sein Vater bei der silbernen Hochzeit am 10. Oktober 1868 seiner Gattin widmete: „Sie fühlen, verehrte Festgäste, mit mir die Wichtigkeit dieses Tages. Diese fünfundzwanzig Jahre bilden so recht den Kern des menschlichen Lebens; was vor ihnen ist, ist teils Kindheit, teils Jugend — die Zeit des Lernens, die Zeit des Strebens, des Ringens nach Stellung und Besitz im äußeren Leben, nach Gründung eines häuslichen Herdes, eines häuslichen Glückes. Was nach ihnen kommt, hat Gott beschert, ist ungewiß, ist unsicher. Was bis dahin errungen ist, ist Eigentum, was versäumt ist, ist verloren. Der Herr hat mich gesegnet in meinem Weibe, in meiner Familie, ihm sei ewiger Dank gesagt. Es sind heute 25 Jahre, daß ich ein Mädchen geheiratet, welches ich geliebt; sie hat mir sechs liebe, brave Kinder geschenkt und sie gut zu erziehen geholfen; sie ist, ich kann nicht sagen in Not, aber in bitteren Leiden mir treu zur Seite gestanden, sie hat in schweren Stunden mich getröstet und gepflegt wie selten ein Weib — ihr meinen Dank, mein erstes und dreifaches Lebehoch!“ —

In einem so edlen Familienkreise, mitten in dem Zauber der Bergwelt, umhaucht von den einfachen Verhältnissen eines Landstädtchens verbrachte M. H. seine ersten Jugendjahre. Daß Vater und Mutter ihm eine gediegene, von christlichen Grundsätzen geleitete Erziehung angedeihen ließen, brauchen wir nach alledem nicht mehr eigens zu betonen. Die einzige Sehnsucht des Vaters war, wie wir einem Briefe an den Grafen Ostermann-Tolstoi vom 25. Mai 1853 entnehmen, in einer größeren Stadt sich niederlassen zu können, um hier seinen Kindern eine möglichst gediegene geistige Ausbildung zuteil werden zu lassen. Doch wir dürfen es als ein Glück betrachten, daß M. H. seine Jugendjahre inmitten des urwüchsigen und bodenständigen Volkes verleben durfte, dessen unübertrefflicher Kenner er später geworden ist.

Schon als Knabe hatte er ein Auge für das Volksleben, für das Treiben und Schaffen des einfachen Mannes. Es waren köstliche Stunden, wenn man ihn in seinen alten Tagen erzählen hörte von so manchem Original seiner Vaterstadt, von den alten Tölzer Bräuchen, die noch vor 50 Jahren in Schwung waren. Doch nicht allzu lange dauerte diese jugendliche Herrlichkeit. Nach dem Besuche der Volksschule in Tölz trat M. H. bereits mit 9 Jahren als Zögling in das damalige Hollandeum, das jetzige k. Erziehungsinstitut Albertinum ein, wo bereits seine beiden älteren Brüder Konstantin und Karl studierten.[4])

Während ihrer ganzen Studienzeit zeichne-

[4]) Es ist dem Schreiber eine angenehme Pflicht, an dieser Stelle HH. Geistl. Rat Grießmayr, dem Direktor des k. Erziehungsinstitutes Albertinum, für die freundlichst zur Verfügung gestellten Notizen den wärmsten Dank auszusprechen.



ten sich die drei Brüder Höfler aus durch einen eisernen Fleiß, das Erbe ihres Vaters. Alle drei waren ruhig und sehr zurückhaltend. Nur eines vermißte M. H. in der an Abwechslung und an Unterhaltung mit Altersgenossen so reichen Musenstadt: seine heimatlichen Berge. Dies war auch der Grund, weshalb er sich in München eigentlich nie recht heimisch gefühlt hat. Um so höher schlug sein Herz, wenn wieder ein Jahr zu Ende war und das Studentenkleeblatt der Heimat zueilen durfte. Da machten dann die drei Brüder oft ihren Weg zu Fuß von München nach Tölz, — damals ging ja noch keine Eisenbahn —, und sie wußten nicht genug von den Schönheiten des Weges zu erzählen. Wenn die drei Brüder in Tölz ankamen, dann mußten sie der Mutter, die sie schon vom Fenster aus begrüßte, durch Kopfnicken das Zeichen geben, daß sie in die nächste Klasse aufsteigen durften.

Das war eine Freude in den Ferien! „Da war die ganze Knabenschar vereint", schreibt M. H.s Jugendfreund, Medizinalrat Dr. Stumpf in Wiessee, „häufig auch im Höflerschen Hause, wo die stets gütige und ausgezeichnete Mutter Höfler die lebenslustige Kinderschar in weisen Schranken hielt. Dieser Familienmutter haben wohl alle, die sie kennen lernten, ein dauerndes Andenken bewahrt. Die einzige Tochter der Familie, Sofie, war immer unter uns Knaben." „Es war der Stolz meiner Eltern," schreibt die ebengenannte Tochter Sofie, und Schwester M. H.s, Frau Hofrat Daxenberger, „wenn sie mit ihren fünf wohlgeratenen, fleißigen Söhnen sich in Tölz zeigen konnten. Auf den Spaziergängen und Bergpartien ging Max immer allein für sich studierend. Wenn die Knaben manchmal unter sich stritten, so war Max stets der Friedensstifter. „Seid still! Gebt Ruhe!" war stets seine Rede. Er selbst sprach nie viel, studierte immer. Man mußte ihn nie dazu ermahnen. Er machte auch in der Vakanz täglich seine Übersetzung und wußte sich stets zu beschäftigen. Er malte und zeichnete auch recht hübsch. Unsere Mutter erzog ihre fünf Söhne streng. Der Vater war ja stets in seinem Berufe. Die Knaben folgten aber auch aufs Wort. Widerspruch duldete sie unter keinen Umständen. Ich meine es noch von ihr zu hören: Und wenn ich auf einen Schemel hinaufsteigen muß, um euch zu schlagen, wenn ihr widersprecht, so tue ich es."

Manch arbeitsreiches Studienjahr und manch hübsche Vakanz war inzwischen ins Land gezogen. Es kam die Reifeprüfung heran. Obwohl M. H. ein tüchtiger Schüler war, erregte doch dieses große Examen einige Besorgnis in seiner Brust. Und oft pflegte er in späteren Jahren humorvoll zu erzählen, daß ihm kein Examen seiner Studienzeit so viel Besorgnis verursacht habe, als die Reifeprüfung und die Vorbereitung darauf, und noch bis in seine späteren Jahre hinein habe er schwere Träume gehabt, daß er dieses Examen noch einmal bestehen müsse.

Harte Studienjahre.

Die sorgenlose Jugendzeit war vorüber. Vater Höfler war bemüht, seine Söhne zu selbständigen Menschen heranzuziehen, die sich recht bald auf eigene Füße stellen konnten. Es war keine Kleinigkeit für ihn, fünf Söhne zu gleicher Zeit studieren zu lassen. Im Herbste des Jahres 1866 nahmen die beiden Brüder den jüngeren Max zum ersten Male mit auf die Universität nach München. Am 3. November immatrikulierte sich M. H. an der Universität. Es waren harte Studienjahre, die nun folgten, Jahre der Arbeit und der Entbehrungen. In der Schommerstraße bezogen die drei Brüder eine bescheidene Wohnung und lebten hier nur ihrer Arbeit, ihrem Studium. Sie lebten sehr zurückgezogen. Jedenfalls lernten die drei Studenten, was die akademische Jugend von heute meist verlernt hat, die sauer erworbenen Pfennige ihrer Eltern zu schätzen. Zum Semesterbummeln hatte M. H. weder Zeit noch Geld noch Lust. Er trat auch keiner eigentlichen Studentenkorporation bei. Als Mitglied der medizinischen Gesellschaft „Isis", in der durch Vorträge und Unterhaltungen für wissenschaftliche Fortbildung wie für gesunden Humor gleich gut gesorgt wurde, lernte er den späteren Leibarzt Bismarcks, Schweninger, kennen, mit dem er eine enge Studentenfreundschaft schloß. Der einfache, biedere Sinn, den M. H. sich in seiner Studentenzeit erworben hat, — wenn er ihn nicht schon von seinem Vater ererbt hat —, gehörte

mit zu dem Wertvollsten, was die Alma mater ihn fürs Leben gelehrt hatte. Als Antwort auf die Glückwünsche seines Bruders Konstantin zum 65. Geburtstage schrieb er am 7. März 1913: „Herzlichen Dank für die so freundlichen Glückwünsche zum Fünfundsechziger, der schön langsam herangewachsen ist unter Arbeit und Schaffen wie bei Dir. Als wir drei Brüder in der Heustraße am gemeinsamen Studiertische saßen, lernten wir fürs Leben Genügsamkeit und Dankbarkeit gegen die Eltern trotz unserer 23 Jahre . . . Wie oft dachte ich an den seelenguten und braven Bruder Edmund, den hochtalentierten Karl . . .! Wie oft waren wir im Hirschbräukeller gegenüber dem Franzosen Rouge, dem beharrlichen Stammgast, die einzige Gesellschaft und einzige Aussprache. Wir drei Brüder allein genügten uns vollkommen. Wie ganz anders wächst unsere verwöhnte Jugend auf. Sie fühlt sich zurückgesetzt, wenn sie nicht immer gedeckten Tisch und Gesellschaft hat. Einer verwöhnt den anderen. Solche und ähnliche Gedanken steigen einem auf beim Rückblick auf die 40 Jahre Lebensarbeit . . .“

Es war Vater Höflers Lieblingswunsch gewesen, aus Max einen Professor zu machen. Universitätslehrer zu werden, war auch das Jugendideal M. H.s. Hätte er doch wahrhaftig das Zeug dazu gehabt! Sein eiserner Fleiß, seine scharfe Beobachtungsgabe, sein nüchternes Urteil, all das war dem Auge des Vaters nicht entgangen. Dazu hatte M. H. an seinem Onkel Konstantin ein leuchtendes Vorbild. Seit einer Reihe von Jahren kam Konstantin von Höfler ebenso wie auch sein Freund Ignaz von Döllinger zur Kur nach Tölz.[5]) Diesen bedeutenden Persönlichkeiten hatte M. H. manche Anregung zu verdanken.

Konstantin v. Höfler[6]) stand damals gerade auf dem Höhepunkt seiner gelehrten Arbeit und seiner Forscherkraft. Nach ganz kurzer Privatdozententätigkeit war Konstantin Höfler in jungen Jahren bereits, im Jahre 1839, zum a. o. Professor der Geschichte an der Universität München ernannt worden. Er war ein Schüler Schellings und stand dem feurigen Görres sehr nahe. Sepp schreibt über ihn in seinem Buch „Görres und seine Zeitgenossen 1776–1848“[7]): „Professor Höfler . . ., ein früh aufstrebendes Talent, der als Historiker neben Görres sich selbständig bahnbrechend stets in dessen Hause willkommen war und infolge längeren Aufenthalts in Rom die Geschichte der deutschen Päpste schrieb.“ Im Jahre 1839 war die „Geschichte der deutschen Päpste“ in zwei Bänden erschienen. 1841 wurde Konstantin Höfler o. Professor der Geschichte, 1842 Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften.[8]) In dem vorgenannten Werke sowie in dem im Jahre 1844 veröffentlichten Buch „Kaiser Friedrich II.“ offenbart sich in gleicher Weise seine historische Gestaltungskraft wie seine streng kirchliche Gesinnung. Doch schon am 26. März 1847, an seinem 36. Geburtstage, wurde Konstantin Höfler plötzlich seiner Geschichtsprofessur enthoben. Seine Beziehungen zum Ministerium Abel wurden ihm zum Verderben. „Höfler, ein befähigter Historiker und Lehrer, mußte fallen, weil er oft bei Abel gesehen worden und in Artikeln und Broschüren für Abel aufgetreten“, schreibt Professor Sepp[9]) in dem bereits genannten Buche. Er war als eines der fähigsten Mitglieder des Görresschen Kreises beim König in Ungnade gefallen. König Ludwig soll (!) später geäußert haben: „Höfler und Rosipal haben mich vom Throne gestürzt.“ Ganz nüchtern bemerkt hierzu M. H. im „Familienbuch“: „das heißt seine Ungerechtigkeit und Unpopularität“. Schon bald darauf wurde Konstantin Höfler zum Archivar in Bamberg ernannt. Es war nicht so leicht, einen entsprechenden Nachfolger für den erledigten Lehrstuhl zu finden. Der am 4. April 1847 als Nachfolger berufene, später berühmte Keltologe Zeuß „fand sich einer erregten und mißvergnügten Studentenschaft gegenüber, ohne

[5]) Vgl. die Festschrift: Die Krankenheiler Jodquellen 1860—1910, Bad Tölz 1910, S. 21.

[6]) Vgl. über ihn: Allgemeine Deutsche Biographie L (Lpz. 1905), S. 428—433 und die daselbst angegebene Literatur, ferner A. Bettelheim, Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog II (Berlin 1898), S. 209—211. — A. Dürrwächter, Konstantin v. Höfler u. d. fränk. Geschichtsforschung. in: Histor. Jahrbuch XXXIII (1912), S. 1—53.

[7]) Nördlingen 1877, S. 565.

[8]) Vgl. Karl Theodor v. Heigel, Die Münchner Akademie von 1759 bis 1909, München 1909, S. 31.

[9]) A. a. O. S. 519.

die Fähigkeit, sie wie sein Vorgänger (der gewaltsam quieszierte K. H.) durch Wort und Vortrag hinzureißen".[10])

K. H. war in Bamberg nicht untätig. Der Historische Verein Bamberg stieg unter seiner Leitung zu ungeahnter Blüte empor.[11]) Schon im Jahre 1849 erschien als Frucht seiner archivalischen Studien der erste Band der „Quellensammlung für fränkische Geschichte", dem im Jahre 1850 bereits der zweite folgte. Nachdem K. H. auch im Jahre 1849, als die erledigte Professur des „Rumpfparlamentariers" Fallmerayer wieder besetzt werden sollte, übergangen worden war, erhielt er endlich im Jahre 1852 auf Verwendung des Ministers Leo Thun die Geschichtsprofessur an der Universität Prag, wo er sich gar bald die Herzen der Studenten gewann. Hier schrieb er nun in rascher Aufeinanderfolge seine Hauptwerke. Mit anerkennenswerter Unerschrockenheit verfocht er die Interessen der Katholiken und vor allem auch des Deutschtums. Seine Schriften über die husitische Bewegung[12]) brachten ihn in schroffen Gegensatz zu seinem bisherigen Freunde Palacky. Gerade zu der Zeit, als an M. H. die entscheidende Frage nach der Berufswahl herantrat, tobte der Kampf zwischen Deutschtum und Tschechentum am heftigsten. Im Jahre 1862 hatte der Onkel in Prag den „Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen" gegründet, so daß er zum geistigen Zentrum der deutsch-böhmischen Geschichtsforschung wurde. —

Mit Absicht hielten wir uns in der Darstellung der Wirksamkeit Konstantin Höflers etwas länger auf; denn der Einfluß, den der große Gelehrte auf M. H.s literarische Arbeiten von Anfang an genommen hat, ist unverkennbar. Einen ganz besonders nachhaltigen Eindruck mochte ja das unerschrockene Eintreten seines Onkels für die deutschen Interessen auf M. H. machen, den damals schon die innige Liebe zur Heimat beseelte, die seit Jugendjahren einen der edelsten Züge seines Charakters bildete.

Doch mit dem Professorwerden war es nichts. Woher sollte Vater Höfler die Mittel nehmen für eine so eingehende Ausbildung, für eine vielleicht jahrelange Privatdozententätigkeit? M. H. widmete sich also wie seine Brüder Konstantin und Karl dem Studium der Medizin. Der Chemiker Liebig, der Chirurg Nußbaum, der Hygieniker Pettenkofer und der Anatom Rüdinger waren während seines Aufenthalts in München jene von seinen Lehrern, die ihn am meisten anzogen und denen er am meisten verdankte. Letzterem widmete er später auch seinen „Isarwinkel". Im übrigen war sein Leben in der Universitätszeit das denkbar einfachste. Es war fleißiger, stiller Arbeit gewidmet.

Um so größer war dann die Freude, wenn er in den Ferien wieder in seinen lieben Bergen umherwandern konnte. Dabei suchte er schon damals seine Heimat gründlich kennen zu lernen. Des Vaters „Führer von Tölz und Umgebung" wurde nachgeprüft, berichtigt, Wegweiser und Markierungen neu angelegt oder verbessert. Auch war es in den Ferien eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, gemeinsam mit seinen Brüdern und Freunden im engeren Familien- und Bekanntenkreise selbstverfertigte Theaterstücke aufzuführen. Der Hauspoet dieser „Literarischen Gesellschaft" war der jetzige Geheime Hofrat Friedrich von Sigriz auf Reichersbeuern, der mit M. H. in besonders inniger Freundschaft zeitlebens verbunden war. „Der Russenschuster", „Politik und Seife", „Hähnlein und Fohlenhof", „Schuster bleib' bei deinem Leisten oder Die Kräutelsuppe", das sind die mysteriösen Titel der literarischen Gebilde aus dieser Zeit. Schalkhaft schreibt einmal M. H.s Bruder Karl an den Bruder Konstantin: „Max hat seine Moritat gut gemacht". Noch mehr Schalkhaftigkeit liegt in dem Bericht: „Max hat sein Lied mit vielem Applaus gesungen", für jeden, der weiß, wie humorvoll M. H. selbst von seiner musikalischen Begabung zu sprechen pflegte: „Ich kann nur ein Instrument, das ist die Drehorgel." Daneben war er in den Ferien, wie aus verschiedenen Briefen an seinen Bruder Konstan-

[10]) Zeitschrift für keltische Philologie VI (1907), S. 202. — Allg. Deutsche Biogr. XLV, 133. — A. Dürrwächter, in: Histor. Jahrbuch XXVII (1906), S. 586 ff.

[11]) Zeitschrift für keltische Philologie, a. a. O. S. 203. — Dürrwächter, a. a. O. S. 19 ff.

[12]) „Geschichtschreiber der Husitischen Bewegung", 3 Teile, 1856—1865; „Magister Johannes Hus und der Abzug der deutschen Professoren und Studenten aus Prag 1409", Prag 1864.



tin hervorgeht, bestrebt, seine medizinischen Kenntnisse bei Gelegenheit auch praktisch zu verwerten. „Zur größten Freude der Mutter" wurden ferner in den Ferien Hasen, Kaninchen, Tauben, Spatzen und anderes Getier seziert und davon Präparate angefertigt.

Am 30. Oktober 1869 reiste M. H. nach Würzburg, um hier seine Studien fortzusetzen. Im Hause seines Onkels, des damaligen Oberstleutnants im 9. Infanterieregiment, Edmund Höfler, fand er gastliche Aufnahme. „Genossene Wohltaten soll man nie vergessen", das ist fast die einzige, aber lapidare und von einem edlen Herzen zeugende Erinnerung, die sich aus dieser Zeit im „Familienbuch" findet. „Ich führe hier ein ziemlich zurückgezogenes Leben", bemerkt er in einem Brief an seinen Bruder Konstantin vom 11. Dezember 1869, „wie überhaupt jeder Student, der keiner Verbindung angehört. Alle sieht man sie einzeln herumgehen oder herumsitzen. Aber so allmählich wird man doch mit einigen bekannt." Sein eiserner Fleiß drängte zum Abschluß seiner medizinischen Studien. Schon damals trug er sich mit dem Gedanken, zu promovieren, wie aus einer Stelle des gleichen Briefes hervorgeht: „Dr. Werner ist mir neulich im Traum erschienen mit dem Diplom in der Hand. Aber doppelte oder zweite Täuschung, als ich erwachte!" So hoffte er und arbeitete er, und in Hoffnung und Arbeit entfloh nur allzu rasch das schönste Jahr seiner Studienzeit an der sonnigen Alma mater am Main!

Der König rief . . .

Das Sommersemester 1870 neigte sich dem Ende zu. Die letzten Examina — und dann sollten die schönen Ferien in den herrlichen Bergen der Heimat dem fleißigen Studenten den Lohn der Arbeit bringen. Wie ein Blitzstrahl leuchtete da in das friedliche Getriebe der Alma mater die Kriegserklärung vom 19. Juli 1870. „In dem wunderschönen Würzburg, wo ich als 22jähriger Studiosus medicinae das schönste Studentenjahr verlebte, traf mich die Einberufung zum Militär" — so schreibt M. H. selbst in seinem Kriegsalbum, in dem er mit großem Fleiße all die Erinnerungen an die großen Tage von 1870/71 gesammelt hat. Es ist ungemein interessant, mitten im Weltkriegslärme H.s Erinnerungen aus den Jahren 1870/71 nachzulesen. Bis in die kleinsten Kleinigkeiten hat er sich die Erinnerung an all die Orte bewahrt, die er passierte, an all die Personen, Freunde und Feinde, ärztliche Kollegen und Soldaten, mit denen er zu tun hatte. Fein säuberlich hat M. H. alle Notizen seines Feldtagebuches auf große Blätter geschrieben. Jede Feldpostkarte, jeden Feldbrief hat er aufbewahrt. Die Feldpostbriefe sind ganz besonders echt, lebendig und prächtig. Manche humorvolle Zeichnung, manche landschaftliche Skizze aus seinem Feldzugstagebuch erscheint hier wiederum im Kriegsalbum. So ist das Ganze zu einem wertvollen Buch, zu einer historischen Quelle für das Sanitätswesen der Jahre 1870/71 geworden.[13]) Es leuchtet uns aus diesen Seiten die historische Seele M. H.s entgegen, und gewissermaßen als Grundton, der das Ganze trägt, klingt durch jede Erzählung, rauscht in jedem Federstrich das Motto, das er auf die erste Seite seiner Feldzugserinnerungen geschrieben hat: „Wer das Glück gehabt, an der nationalen Auferstehung und den ruhmvollen Taten selbst teilzunehmen, wird ihr Andenken als heiligen Schatz sein Leben lang im Herzen bewahren." So darf denn dieses Kriegsjahr mit seinen unvergeßlichen Erinnerungen auch in seinem Lebensbilde einen etwas breiteren Raum beanspruchen.

Am 4. August reiste M. H. nach München und erfuhr hier, daß er dem Aufnahmefeldspital IX als freiwilliger Assistenzarzt zugeteilt sei und am Samstag, den 6. August, früh 7½ Uhr marschfähig sich in München am Bahnhof einzufinden habe. Die kurze Zwischenzeit benützte er, um noch von seinen Eltern in Tölz Abschied zu nehmen. „In Tölz ließ ich zurück meine lieben Eltern, die mir beim Hinuntersteigen über die Stiege noch bedeutungsvolle Blicke nachsandten . . . . Es waren wirklich ernste Stunden, die ich im Omnibus ver-

---

13) Vgl. J. Schuster, Das Bayerische Aufnahms-Feldspital IX in den Feldzugsjahren 1870/71, in: Deutsche Militärärztliche Zeitschrift 1913, S. 521 ff.



brachte." Am Samstag, den 6. August, morgens 9½ Uhr fuhr das 9. und 10. Aufnahmespital von München fort. „Wir fuhren bis Ulm, wo wir 4 Uhr abends Mittag machten, dann ging es wie im Triumph durch Würitemberg. Auf allen Stationen wurden wir regaliert mit Bier und Wein und überall mit Hochrufen auf die tapferen Bayern begrüßt." In unaufhörlicher Fahrt ging's durch Württemberg und Baden in die Pfalz, bis am 8. August Bergzabern erreicht war. Und gleich gab es Arbeit in Menge. Von Wörth her kamen etwa 200 Verwundete. „Mitrailleuse hat verhältnismäßig wenig geleistet, aber die davon Ergriffenen sind schändlich zugerichtet. Die Zuaven sind meist durch die Brust geschossen oder doch gut gezielt getroffen." Doch schon am 13. August ging die Fahrt weiter über Weißenburg und Wörth nach Niederbronn. In raschem Tempo ging's am nächsten Tag bis nach Lützelstein, am 15. August nach Maizieres, am 17. August nach Einville. „Hier in Einville geht es lebhaft zu. Heute ging während 3 Stunden eine preußische Division durch. Die Preußen sind Teufelskerle à pied, da geht's dahin im Flug. Wer hätte die Siege Deutschlands geahnt? Die Juden, bei welchen ich öfters einquartiert war, wollen gern deutsch werden, aber Lothringen wird schwer halten sich germanisieren zu lassen."

Man war nun am Marne-Rheinkanal angekommen. „Einen unvergeßlichen Eindruck machten auf mich die nächtlichen zahlreichen Biwakfeuer in der Niederung des Marnekanals bei den warmen Sommernächten." Die scharfe Beobachtungsgabe M. H.s ließ sich nichts entgehen. Besonders für Naturschönheiten war ja sein Gemüt von der bayerischen Bergheimat her sehr empfänglich. „Seit 3 Tagen", schreibt M. H. in einer Feldpostkarte an seine Eltern, „gehen wir ununterbrochen von morgens 5 Uhr bis abends 7 Uhr nach dem Hauptquartier zu." Am 20. August abends kam das Feldspital in Pagny s. Meuse an, von wo es nach 3 Rasttagen nach Menile la Horgne und von da am 24. August nach Velaines bei Ligny und am 25. nach Bar le Duc ging. Unaufhörlich ging der Marsch weiter ohne jegliche Tätigkeit für das Feldspital, weiter, bis man nach Varennes kam. „Hier sahen wir uns das Haus an, in welchem Ludwig XVI. vom Postmeister von St. Menehould verhaftet wurde." — —

Es ist ein lebendiges Stimmungsbild, das M. H. in seinen Kriegserinnerungen zwei Tage vor der Schlacht von Sedan zeichnet. „Am 30. August morgens 8 Uhr fort über St. Juvin, Champigneuilles, Verpel, Thenorques nach Buzancy, wo wir eben menagieren wollten, als der Befehl kam, sofort in Sommauthe das Spital aufzuschlagen. Während nun links diese schnelle Rüstung sich vollzog, marschierte rechts auf der Straße die bayerische Armee in engsten Gliedern. Seitwärts plünderten bayerische Soldaten einen Weinkeller. Ein durchbrennendes Pferd stürzte mitten in die Kolonne der Soldaten hinein, schleuderte den reitenden Adjutanten weit weg, rutschte selbst Zimmerlänge weit auf den Knieen fort ohne Beschädigung. Über dem Ganzen ein grauschwarzer Gewitterhimmel, der über Napoleons Haupt seine Blitzstrahlen entsandte. Es war ein schrecklich schöner Moment. Die gewaltigen Massen der biwakierenden und marschierenden Truppen boten einen erhebenden, geradezu begeisternden Anblick. Soweit das Auge reichte, Soldaten und überall Soldaten und alle waren in der sichersten Siegeszuversicht schon an diesem Tage. Nach Zusammenraffung des Gepäckes, der neuen französischen Zeitungen, der Weinflaschen, des Brotes ging es in Eile und im Galopp den Berg hinauf. Oben hieß es: Reserveartillerie vor!, die nun wie der Wind vorübersauste und rasselte. Es war ein großartiges, unvergeßliches Bild! Von der Höhe aus sah man die ganze Kolonne des I. bayerischen Armeekorps auf allen Wegen und Straßen abwärts gegen Beaumont ziehen, in Sack und Pack, in Eilmärschen, durch Bäche und Pfützen, erhitzt, vor Durst lechzend, da und dort ein ruhrkranker Soldat, die hinabsausende Reserveartillerie, das eilende Feldspital, die Hügel mit kahlen Senkungen, auf deren Höhen die rinderbergenden Wälder, im Dunkel des Horizonts höhere Waldberge, aus denen einzelne Kanonenblitze aufleuchteten, dazwischen der dumpfe Knall der Kanonen, rechts auf der Höhe der König mit Bismarck und seinem Gefolge, und über dem Ganzen das fortziehende, sich nicht durch Regen entladende Gewitter." — —



Die Kirche von Sommauthe wurde rasch als Spital eingerichtet, und in den folgenden Tagen gab es Arbeit von früh morgens bis spät abends. Hunderte von Verwundeten wurden vom Schlachtfeld ins Spital gebracht. Tag und Nacht dauerte der Dienst. Mit kurzen, abgerissenen Sätzen schildert H. in seinen Feldpostkarten den fürchterlichen Anblick, den die Verwundeten und Verstümmelt.n im Lazarett boten. Unter dem Eindruck des Übermaßes von Elend und von persönlichen Opfern schrieb er am 6. September an seine Eltern: „Wir haben bereits wieder Befehl erhalten, zu evakuieren und der Armee nachzueilen. Die Armee wird, wenn die von Preußen gestellten Friedensbedingungen nicht eingegangen werden, nach Paris marschieren. Das sächsische Armeekorps ist bereits in Laon. Gestern wurden hier 2000 Franzosen vorbei getrieben, darunter die abenteuerlichsten Gestalten. Die meisten trugen Holzbretter, um sich bei Nacht daraufzulegen, weil sie die Nachtkälte schwer ertragen... Napoleon sollte man jetzt direkt aufhängen, nachdem er gefangen sitzt. Die französische Nation wird so vernünftig sein und uns bald heimkehren lassen. Ich habe mich jetzt ganz sattgesehen und bin froh, wenn dieses unbeständige Leben einmal aufhört . . .“ Allein es sollte noch ganz anders kommen, als M. H. es sich erwartete.

Der eilige Rückzug der Franzosen nach der Schlacht von Sedan und die heftige Verfolgung durch die stramm nachrückenden Deutschen brachte nun einige angestrengte Marschtage für das Feldspital. Nachdem am 12. September eine englisch-französische Ärztegesellschaft die noch vorhandenen Verwundeten übernommen hatte, brach das Feldspital auf und kam am gleichen Tage noch nach De Chênes, am folgenden Tage nach Vauxières, am 14. September nach Moronvillers. Am 15. September kam man nach Tauxières, das bereits in der Champagne liegt. Ein Rasttag hier und ein gutes Quartier in Epernay entschädigte das Feldspital für die Strapazen der vergangenen Tage. Am 18. September erreichte man Vauxchamps, am 19. Vieux maisons, am 20. Pezarches. Am 22. September kam das Feldspital nach St. Germain le Corbeil, an der Seine. „St. Germain liegt hoch über der Seine. Es war ein wundervoller schöner Tag. Herrliche Aussicht auf den Fluß, an dessen Hochufern die Ortschaft liegt. Große Wohlhabenheit, fast alle Häuser leer, nur Soldaten gehen spazieren, essen, trinken und stöbern in den Häusern umher. Die Weingärten sind voll von Trauben, die meisten Häuser verlassen und nur das Notwendigste wurde von den Bewohnern mitgenommen.“ Am 23. ging der Marsch weiter nach Corbeil, am 24. kam das Feldspital nach Villebouzin, einem Schloß bei Longjumeau. „Weintrauben in Hülle und Fülle, das ganze Schloß mitsamt den Gemüsegärten, Fischen, Schwänen, Kähnen, Weinkeller, Park steht zu unserer Verfügung. Köstliche Zeit — Zigarren gefaßt — das reinste Phäakenleben — Wein mit Gießkannen gefaßt.“ Es waren gemütliche Tage, welche M. H. hier verbrachte. „Die Zeit verging gleich regelmäßig“, bemerkt er im Tagebuch mit einigem Humor, „durch viel Arbeit, unnötig viel Rapporte und Ordinationsbögen, die später alle ein Raub des Orléaneser Pöbels wurden. Viel zu tun und wenig Dank dafür. Am 8. Oktober morgens ging ich vom Schlosse weg in das nebengelegene Schloß, um einige Visiten zu machen, als der Befehl kam, unser Feldspital müsse innerhalb 1 Stunde nach Estampes. Um 11 Uhr erhielten wir den Befehl und um 4 Uhr fuhren wir ab. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie rührig alles war, um diesem Befehle nachzukommen; denn so schön auch der Anfang unseres Aufenthaltes in Villebouzin war, so war doch jeder froh, als wir fort mußten. Denkt Euch nur ein Feldspital mit 500 Kranken von anderen Ärzten, anderen Kommandanten, anderen Soldaten abgelöst innerhalb 4 Stunden, so habt Ihr einen Begriff von dem Durcheinander und von dem Wirrwarr. Kurz und gut, um 3 Uhr waren wir glückselig aus dem Schlosse . . .“

Wir dürfen Villebouzin nicht verlassen, ohne das Stimmungsbild wiederzugeben, das M. H. einige Tage vor den blutigen Kämpfen um Orléans in seinem Feldtagebuch entwarf, das uns zu tiefst hineinschauen läßt in die wogenden Gefühle, die seine vaterlandsliebende Seele damals beherrschten. „Am 7. Oktober nachts halb 11 Uhr“, so schreibt er, „schaute ich von dem Fenster meines Mansardenzimmers hinaus in die klare, sternenbeleuchtete

Herbstgegend und träumte von der Heimat, in die ich mich zurücksehnte — da! plötzlich hörte man auf der großen Römerstraße von Paris nach Orléans den festen, strammen Schritt durchziehender Truppenmassen. Es wurden immer mehr, die Schritte immer lauter und vernehmlicher und — ‚Lieb' Vaterland magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein!' Es war der Gesang der Truppen des I. bayerischen Armeekorps, welche nachts singend den furchtbaren Kämpfen bei Orléans entgegenzogen. Wieviel gutes Blut dieser gemütvollen Sänger mußte vergossen werden, bis das Vaterland Ruhe hatte! Lange noch hörte ich dem immer neuerdings sich wiederholenden Abmarsch der Truppen in der lauen Abendluft zu — und wirkliche Tränen waren es, die ich vergoß, als ich mich zu Bette legte . . ."

In rascher Fahrt ging es am 8. Oktober nach Morigny, am 9. nach Vandouleurs, am 10. nach Angerville. Bereits früh morgens um 2 Uhr mußte das Feldspital am nächsten Tage, am 11. Oktober, nach Artenay, und am Abend desselben Tages kam es vor Orléans an, wo sich bereits Verwundete „in Hülle und Fülle" vorfanden. Am 12. Oktober wurde das Spital im Bahnhofe von Orléans aufgeschlagen. „Was wir gestern und heute geleistet haben," schreibt M. H. am 13. Oktober an seine Eltern, „kann kein Orden und kein Geld belohnen; dafür gibt es nur das Bewußtsein, seine Pflicht als Mensch erfüllt zu haben. Heute bin ich so müde, daß ich nicht mehr zu sitzen vermag, ohne einzuschlafen. 120 Verwundete habe ich allein verbunden heute von morgens 7 Uhr bis abends 8 Uhr." Es war schrecklich, welches riesenhafte Elend in den nächsten Tagen sich in diesem Bahnhof von Orléans ansammelte. M. H. hatte den denkbar anstrengendsten Dienst. Vier seiner ärztlichen Kollegen waren krank geworden. „Nur nicht krank werden! waren meine Gedanken; lieber arbeiten bis zum Umfallen, lieber hungern als krank werden in diesem Trubel, in dieser überhäuften Zeit. 1000 Kranke und Verwundete lagen auf dem Bahnhof. Ein Feldspital zu sehen in dieser Tätigkeit muß den Soldaten den Mut nehmen. Nußbaum operierte bei Kerzenbeleuchtung unter Assistenz von Bratsch und von mir. Daneben lagen Gestorbene. Von einer Kostordnung konnte keine Rede mehr sein. Vier Ärzte und täglich 1000 Kranke und Verwundete innerhalb 10 Tagen! Diese Arbeit kann sich niemand vorstellen." M. H.s Jugendfreund, Geheimer Hofrat von Sigriz, der ihn öfters in Orléans besuchte, erzählt, nahe dem Jourzimmer M. H.s seien in einem Nebenraume amputierte Gliedmaßen wie Holz aufgeschichtet gewesen: ein schauderhafter Anblick.

Es kamen auch wieder bessere und ruhigere Tage. Die Verwundeten wurden teils evakuiert, teils abgelöst, teils befanden sie sich auf dem Wege der Besserung. Die Kämpfe an der Loire waren zum Stillstand gekommen. General Aurelles de Paladine hatte die Streitkräfte der neugebildeten französischen Loirearmee noch nicht genügend konzentriert, um einen Angriff wagen zu können, trotzdem er anfangs November bereits 100000 Mann zusammengezogen hatte, die von einer Artillerie von 250 Geschützen gedeckt wurden. Noch weniger hatte der bayerische General von der Tann Lust, mit seinem etwa 14000 Mann starken I. bayerischen Armeekorps gegenüber einer so bedeutenden feindlichen Übermacht die Offensive zu ergreifen. Als aber die Franzosen das bayerische Armeekorps völlig einzuschließen drohten, da mußte von der Tann notgedrungen sich zum schweren Tag von Coulmiers verstehen. Und wahrlich, er hat diesen Tag zwar nicht siegreich, aber in besten Ehren durchgekämpft.

Orléans mußte wegen seiner strategisch ungünstigen Lage geräumt werden. Nur das Leibregiment war mit zwei Schwadronen und zwei Geschützen zurückgeblieben, um die zahlreichen Kranken und Verwundeten in den Lazaretten zu schützen. Lassen wir nun M. H. selber weiter erzählen: „Nachdem uns am Vormittag des 9. November das Leibregiment verlassen hatte, waren wir (zwei Feldspitäler IX, X und die Ärzte von VI und II) ganz allein unter dem Schutze der Genfer Konvention zurückgelassen worden. Noch nie waren die Franzosen in der Lage, dieselbe respektieren zu müssen, und dieses Mal sollten wir die Probe machen, ob sie dieselbe annehmen. Den ganzen Tag über hörten wir den Kanonendonner von Coulmiers her. In Gruppen von dreißig und mehr standen die Blusenmänner beisammen und steckten die Köpfe zu-

sammen. Als ich nachmittags ruhig über eine Eisenbahnbrücke ging, machte sich ein Elsässer daran, mich beim Ärmel herumzuzerren und mich mit Schimpfworten zu überhäufen. Ich entgegnete ihm, als er mich gefangen fortführen wollte, daß ich Arzt sei, worauf er meinen Arm mit dem größten Unwillen losließ. Ruhig begab ich mich von da in mein Spital, besorgte die Visite bei unseren größtenteils rekonvaleszenten Soldaten, deren bei 800 hier waren. Kaum hatte ich damit begonnen, als schon ein französischer Reiter in die Stadt hereinsprengte und ‚Victoire!‘ ausrief. Der große Publikus heulend und jodelnd demselben nach. Ich beendigte meine Visite und begab mich auf mein Zimmer, wo ich einen Brief an Euch schrieb und den ich offen besorgen ließ durch die französische Post. Nicht lange dauerte es, so erdröhnten Kolbenschläge und ein Haufe bewaffneter Soldaten und dreimal mehr Blusenmänner drangen herein. Die Schwestern des Spitals eilten in mein Zimmer und riefen: ‚Herr Doktor, keine Angst! Haben Sie keine Furcht! Sie verlangen bloß die Waffen!‘ Ich besorgte alsbald die richtige Ausführung der Ablieferung der Waffen. Ein preußischer Husarenunteroffizier meinte, als ihm der Säbel abgenommen wurde: ‚Jetzt habe ich ihn so lange zu meiner Ehre getragen, habe ihn so oft geschwungen, und nun muß ich ihn auf diese Weise abgeben.‘ Es dauerte nicht lange, so hatten sich die Blusenmänner sämtlich mit Waffen versehen, und siegesjubelnd zogen sie fort, als ich darauf drang, daß man den kranken Soldaten Ruhe gewähren sollte. Ärger aber erging's unseren Offizieren und Beamten, die in der Stadt im Quartier waren. Alsbald wurden die Pferde unseres Spitals bei 50 aus den Ställen am Bahnhof geführt auf Nimmerwiedersehen. Ein Fluchtversuch mit unseren Pferden und Wagen, um noch vor dem Einrücken der Franzosen durchzukommen, war gemacht worden, wurde jedoch überrascht. Alles, was zur Ambulanz gehörte, mußte in den Bahnhof. Dann wurde ein französischer Bajonettangriff auf die drei Häuser gegenüber dem Bahnhof gemacht, in denen die übrigen Herren einquartiert waren, und alles, was sich darin an Prussiens vorfand, wurde gefangen genommen und zuerst vollständig seiner Sachen und Effekten beraubt . . . Unsere Spitalwagen wurden untersucht. Da fanden sich Chassepots und Werdergewehre, französische Tornister und Helme, und die ganze Plebs schrie bei jedem französischen Stück: ‚Wozu braucht eine Ambulanz Chassepots! Nieder mit den Hunden! Zusammenhauen soll man alle!‘ Alles, was an den Wägen hing, wurde von den Zivilisten gestohlen. Der Kommandant unseres Spitals wurde seiner sämtlichen Kleider und Effekten beraubt, so daß er nur mehr ein paar französische Stiefel hatte . . . Am 10. November wurde die Haussuchung wieder vorgenommen. Auf der Straße durfte man sich gar nicht mehr sehen lassen. Die Mairie gab selbst zu, nicht mehr Herr der Bevölkerung zu sein. Sobald die Franzosen wieder in Orléans waren, wurden sogleich in meinem Spital Orphélinat[14]) alle vergrabenen Sachen wieder aus der Erde gegraben. Anderen Tags ging ich zum ersten Male wieder auf die Straße, um wieder einmal zu vernehmen, was denn unsere Leute machen, von denen ich drei Tage lang nichts mehr wußte, weder ob sie noch hier sind oder ob sie noch leben. Alle drei Minuten hieß es: ‚Prussien! — Chien! — Cochon!‘ Und ich hatte einen Weg von wenigstens einer halben Stunde auf dem Boulevard de chemin de fer durch lauter Soldaten und Franktireurs zu machen. Die Soldaten riefen: ‚Landsmann, wie geht's! Jetzt haben wir unsere schlechten Offiziere zum Teufel gejagt. Jetzt geht's umgekehrt!‘ Auf dem Bahnhof kam ich wieder zu meinen Leuten. Die Offiziere und Ärzte waren alle in ein Zimmer eingesperrt. Alles war hoch erfreut mich wieder zu sehen. Ich nahm meinen Bedienten und meinen Koffer zu mir und begab mich in mein Spital, wo ich ausgezeichnet aufgehoben war. Vier Tage lang waren wir der Güte und Barmherzigkeit des Klosterbeichtvaters Leturque übergeben, der uns während dieser Zeit auch mit Nahrung versah. Am 14. erhielten wir den Befehl, nach Pau als Kriegsgefangene abzureisen. Als wir am 15. ein-

[14]) Neben seiner Tätigkeit im Feldspital, das im Bahnhof aufgeschlagen war, hatte M. H. auch noch die Ambulanz zu leiten, die weit draußen im Faubourg de Boulogne lag.



steigen wollten, um abzufahren, kam der Befehl zu warten. Der General war unterdessen von Bischof Dupanloup[15]) über die Genfer Konvention aufgeklärt worden, und wir sollten nach dem Wortlaute des Vertrags zu unseren Vorposten abgeliefert werden, während unsere Kranken sämtliche nach Pau kamen. Als wir andern Morgens uns einstellten, um fortzufahren, war kein Pferd und kein Mensch da. Man hatte eingesehen, daß die Ablieferung durch die Vorposten nicht möglich ist. Nachdem wir den ganzen Tag in einem engen Zimmer zu zwanzig gewartet hatten und allen möglichen Spottreden von seiten der Franktireurs und Mobilgardisten ausgesetzt waren, erhielten wir erst andern Tages Befehl, daß wir durch die Schweiz nach Hause zu gehen hätten mit Hinterlassung unseres Materials. Seit dem 9. November hatten sämtliche Offiziere und Ärzte in dem Bahnhof auf dem nackten Boden geschlafen, soweit das vor lauter Lärm überhaupt möglich war. Bald ging ein Zuave, bald ein Turko, bald ein Franktireur durch die Wartesäle, wo unsere Leute sich aufhalten mußten. Endlich ging es am 16. nachmittags 2 Uhr fort. Jeder dankte Gott, daß wir endlich aus Orléans draußen waren. Es ging nach Tours, wo uns der Pöbel aufs herzlichste, das heißt unter Gebrüll und Schmäh- und Spottrufen empfing — ‚Diese Schweine haben nicht einmal Billets.‘ Die Nacht brachten wir im Eisenbahnwagen zu. Am andern Morgen waren wir in Bordeaux, wo wir uns die Stadt ansahen. Hafen und Brücke über der Gironde prachtvoll! Am Bahnhof wurde von einem Lausbuben ein Dolchangriff auf einen meiner Kollegen gemacht, der jedoch glücklicherweise vereitelt wurde. Größere Volksdemonstrationen, gleichzeitig Militärzüge auf der großen Eisenbahnbrücke. Auch diese Nacht brachten wir im Eisenbahnwagen zu. Am 18. November waren wir morgens in Carcassonne, wo wir zum erstenmal anständig behandelt wurden.“

Es war für M. H. zeitlebens eine seiner humorvollsten Erinnerungen, wie in Carcassonne der Präfekt die in einem Saale speisenden Mannschaften der Sanitätskolonne für Geld zu wohltätigem Zwecke seinen Landsleuten gezeigt habe. Ihm habe es doppelt gut geschmeckt, als die eleganten Damen auf der den Saal umziehenden Empore mit ihren Stiellorgnetten und Operngläsern die Speisung der gefangenen Barbaren kritisch beobachteten. „Hier sahen wir auch die ganze Pyrenäenkette. In Narbonne war wieder großer Affenkasten. Alles schrie wieder: ‚Prussiens! Chiens!‘ usw. Um halb 3 Uhr waren wir in Cettes, wo ich zum erstenmal das Mittelländische Meer sah. Sehr schöner und gewaltiger Anblick der stürmischen See! Das Meer spritzte bis zu unseren Wagen empor, die auf einem ganz schmalen Damme fuhren. Wieder im Eisenbahnwagen geschlafen bis Orange, wo wir im Wartesaal übernachteten. Dann um 4 Uhr morgens nach Valence, wo wir uns in der Stadt nicht sehen lassen durften und um 1 Uhr unter den stärksten Hohnrufen über Grénoble nach Genf abfuhren. In Genf machten wir nachts 12 Uhr Mittag, um gegen 5 Uhr morgens abzufahren über Freiburg, Zürich nach Lindau, wo stürmischer und herzlicher Empfang auf dem Schiff. Hier habe ich Quartier in der ‚Krone‘. Viel habe ich jetzt gesehen, *aber nichts gleicht unserem bayerischen Gebirge*. Eine Ausnahme hievon macht vielleicht Savoyen mit seinen erhabenen Gebirgsstöcken .... Sollte mir das große Glück vergönnt sein, Euch bald wieder zu sehen, so wäre mein herzlichster Wunsch erfüllt.“ Mit diesen von echter Heimat- und Elternliebe zeugenden Worten schließt M. H. den rasch hingeworfenen Bericht über seine Erlebnisse in der Gefangenschaft.

Am 22. November abends kam das Feldspital in München an. Nun gab's einige Tage Urlaub. Doch schon am 29. November fuhr das Feldspital von neuem an die Front. Bereits am 1. Dezember war man in Straßburg und am 8. Dezember wiederum in Orléans. Hier begann nun wieder die alte Tätigkeit: Operationen, Verbände, Visiten. Der Weihnachtsabend kam heran. Auch im Spital wurde Weihnachten gefeiert. Es wurden Geldgeschenke und Liebesgaben ausgeteilt. „Fast alle Verwundeten weinten bei der Rede des Feldpropstes“, bemerkt M. H. in seinem kurzen Bericht über die Weihnachtsfeier. Am 29. zog das Spital fort nach Estampes. Am 31. ging

[15]) Der bekannte Pädagog, Bischof von Orléans. An einer anderen Stelle bemerkt M. H. über ihn: „Dupanloup, mit einem Gesichte wie Liebig, besuchte unser Spital“.

es nach Arpajon. „Vorher hatte ich erfahren, daß ich das Verdienstkreuz erhalten habe. Meinetwegen, habe ich mir gedacht, wenn sie es nicht anders haben wollen, trage ich es halt." So war es die Art des stets bescheidenen Mannes! Das Streben nach Orden und Anerkennung war nie seine Sache. „Nach einem zehnstündigen Marsche kamen wir über Monthlery nach Pontousse, wo wir am Abend bei Glühwein und beim Donner der Kanonen, die Paris beschossen, den Sylvesterabend zubrachten." Am 3. Januar kam M. H. nach Brunoy, woselbst das Feldspital sich niederließ. Es kamen Tage der ärgsten Langweile. M. H. konnte es nicht ertragen, wenn es nichts zu tun gab. „Ich habe hier einstweilen das Geschäft, die auf der Straße von Paris herkommenden Kranken aufzufangen und auf der Dezimalwage meines Wissens zu bestimmen, wer leicht und wer schwer krank ist. Fiebernde sind schwerkrank, und wer hat kein Fieber, wenn er auch leicht krank ist! Es ist dies also ein Auftrag, der sich selbst beurteilen kann . . . Die Zeit vertreiben wir uns mit Französisch. Außerdem dichtet ein Kollege, der andere komponiert die Melodie dazu, und ich mache die Illustration . . . Das ist hier unser Leben, das nicht einförmiger sein kann als das eines Maikäfers." In jedem Briefe, den M. H. nach Hause schreibt, klagt er darüber, daß er nun zur Untätigkeit verurteilt sei. Zeitweilig gab es etwas Arbeit, nachdem das Feldspital der Okkupationsarmee zugeteilt wurde und bei den Soldaten durch den Genuß von Pökelfleisch und Schaffleisch sehr viele Ikterusfälle vorkamen. Doch wurde immer wieder rasch evakuiert. Im übrigen vertrieb sich M. H. die Zeit damit, Andenken an Paris zu sammeln. Eine große Anzahl von Witzblättern, Photographien, Spottbildern, auch manche hübsche Zeichnung von eigener Hand und Ähnliches hat sich M. H. aus diesen denkwürdigen Tagen in seinem Kriegsalbum aufbewahrt. Er wollte seine Zeit ausnützen, und so versuchte er sich im Reiten. Unter dem 10. April macht er in sein Kriegsalbum den launigen Eintrag: „Spazierritt mit einem Pferd, dessen nervus gelähmt war. Gelächter in allen durchzogenen Dörfern; namentlich kicherten die Mädchen. Stolz lieb ich den Spanier, und lächerlich war er!"

Da trachtete denn M. H. mit allen Mitteln nach Hause zu kommen. Noch Ende März hatte M. H.s Vater an Lotzbeck, den Chefarzt des Spitals, in dem M. H. war, geschrieben und für seinen Sohn um Beurlaubung gebeten. Am 19. April schrieb M. H. nach Hause: „Endlich Alleluja! Befreiung!" Doch zu früh! Die Erlaubnis wurde wieder rückgängig gemacht. Am 26. April schrieb er an seinen Bruder Karl, der kurz vorher, am 28. März, zum Doktor der Medizin promoviert worden war, um die physiologischen Skripta von Voit und um Niemeyers Therapie. M. H. wollte die unfreiwillige Sommerfrische dazu benützen, sich auf sein Rigorosum vorzubereiten. Endlich, nach langem, langem Warten, kehrte er am 4. Juni Paris den Rücken, und schon am 10. Juni abends kam er nach Tölz. Mit großer Pietät hat er auch das Telegramm in seinem Album aufbewahrt, das er vor seiner Ankunft von München aus an seine Eltern schickte.

Der helfende Arzt.

Der Friede war ins Land gezogen. Mit neuen Hoffnungen, mit frischer Freude, wenn auch körperlich stark entkräftet, war M. H. am 10. Juni 1871 aus dem Feindesland zurückgekehrt. Nun galt es das zu vollenden, was der Krieg jäh unterbrochen hatte. Mit neuen Hoffnungen! Und schon am 27. Juli mußte er seinem Bruder **Edmund** ins Grab schauen. Wehmütig schreibt er im „Familienbuch": „Wie gerne wäre auch er gesund geworden! Wie gerne hätte auch er sich emporgearbeitet! Wie genügsam, wie geduldig war er! Wie viele schmerzhafte Stunden waren ihm durch den Tod erspart worden! ‚Jung sterben solche, die die Gottheit liebt!' (Byron, Don Juan)."

Mit emsigem Eifer bereitete sich M. H. auf seine Promotion vor. Am 7. März 1872 legte er sein Fakultätsexamen ab, und am 13. März 1872 war Promotionstag. „Der Doktortitel", pflegte er später oft zu sagen, „ist jene Auszeichnung, die uns im Leben am meisten freut, denn sie ist vor allem ganz allein durch eigene Kraft und eigenen Fleiß erwor-



ben." — Nun hieß es sich sein Glück schmieden, fortziehen aus dem väterlichen Hause in eine neue Heimat! Der ältere Bruder Karl wurde vom Vater als Nachfolger in der väterlichen Praxis bestimmt. M. H. dagegen wanderte nach Iffeldorf, einem Dorfe im Weilheimer Bezirk (Oberbayern), um sich hier niederzulassen und seine ärztliche Praxis zu beginnen. Aber bereits am 21. November starb auch sein Bruder Karl, und so folgte M. H. dem Rufe seines Vaters und siedelte am 26. November 1873 nach Tölz über.

Hier also sollte er das Erbe seines Vaters antreten. Aus winzigen Anfängen hatte sich durch die unermüdliche Arbeit seines Vaters[16]) das Bad Krankenheil zu einem Kurorte entwickelt. Um aber zunächst das Bad in ärztlichen Kreisen noch besser bekannt zu machen, unternahm M. H. ganz auf eigene Kosten und ohne irgendwelche Subvention von seiten der Aktiengesellschaft der Krankenheiler Mineralquellen in den folgenden Jahren mehrere größere Reisen, so im Jahre 1874, 1882, 1884, 1887, 1892 und besuchte dabei mehr als tausend Ärzte Deutschlands, Österreichs, Rußlands und der Schweiz. Um die Kurmittel von Krankenheil auch wissenschaftlich auf ihre Verwendung zu prüfen, machte M. H. in den nächsten Jahren eingehende und exakte Stoffwechseluntersuchungen, und er hat die Resultate hievon in verschiedenen wissenschaftlichen Abhandlungen, die von der gelehrten Öffentlichkeit sehr beifällig aufgenommen wurden, niedergelegt.[17]) Auch die Kurergebnisse, die er als Badearzt beobachtete, veröffentlichte er in einer Reihe von Schriften.[17]) Besonders angelegen sein ließ sich M. H. die Einführung neuer und zweckentsprechender Kurmethoden. Die Laugenherstellung, Seifenfriktionen, Laugeneinläufe, Massagekuren wurden nach seinen Anweisungen vorgenommen. Auf seine Veranlassung hin wurden eigene Laugeninhalationsräume geschaffen. Es wurde die Sedlmayersche Badeanstalt eingerichtet für alle Arten künstlicher Bäder, ebenda auch eine pneumatische Kammer für Inhalation verdichteter Luft. Auf seine Veranlassung wurden Moorbäder eingeführt und die betreffenden Moorwasser chemisch untersucht. Und das alles bereits in den siebziger Jahren!

Hatte damit M. H. den wissenschaftlichen Ruf des Bades Krankenheil gesichert, so galt es nun auch die äußere Erscheinung des Badeortes möglichst schön und angenehm zu gestalten. Freilich hatte ja Mutter Natur hier schon die Hauptsache geleistet. Immerhin hatte der Ortsverschönerungsverein, dessen Vorstand M. H. von 1879 bis 1887 war, noch Erhebliches zu tun. Und da standen nun schwierige und heikle Punkte auf der Tagesordnung, die ihm manche bittere Stunde und manch ungerechten Vorwurf brachten (Regelung der Kurtaxverhältnisse, Wohnungsordnung, Tarife, Weg- und Brunnenanlagen, Markierungen, Orientierungskarten usw.). Mit zunehmender Frequenz des Bades mußte die Bildung eines die Interessen desselben durch Arbeitsteilung noch intensiver vertretenden Kurvereins in die Hand genommen werden, und M. H. gelang es, einen solchen mit über 120 Mitgliedern zu gründen. Die erste Vorstandschaft dieses Kurvereins übernahm zur besseren Vermittlung der Fremdeninteressen mit den Leistungen der Einheimischen eine behördliche Stelle (Bürgermeister, Bezirksamtmann), die zweite Vorstandschaft wurde M. H. übertragen (1887 bis 1914). Mit dem „Führer durch Bad Tölz", der 7 Auflagen erlebte und dessen 8. Auflage eben in Vorbereitung ist, gab er den Kurgästen einen ungemein lehrreichen Wegweiser durch die Naturschönheiten des Isarwinkels in die Hand, aus dem auf jeder Seite ein gediegenes historisches Wissen, verbunden mit warmer Liebe zur Heimat, uns entgegenleuchtet. M. H. hatte damit ein eigenartiges Werk geschaffen, das den Fremden voll einweihte in die Schönheit des Landes, seine Erzeugnisse, in die Eigenart seiner Bewohner, deren Sitten und Gebräuche.

M. H. suchte auch andere Männer vom Fach für das Bad näher zu interessieren. Als Frucht dieser seiner Bemühungen erschienen verschiedene Abhandlungen über Krankenheil-Tölz in der Presse, so von Dr. Weiß, Dr. Straßmann, Friedrich von Hellwald u. a. Mit

[16]) **Medizinalrat Höflers Verdienste um das Bad Krankenheil sowie dessen geschichtliche Entwicklung schildert die „Festschrift. Die Krankenheiler Jodquellen 1860—1910". Bad Tölz 1910, S. 1—25.**

[17]) **Vgl. unten die Bibliographie.**

Argusaugen wachte M. H. über den Ruf des Bades. Als Sanitätsrat Pelizäus in Oeynhausen[18]) den Jodgehalt der Krankenheiler Quellen bestritt, trat er in mehreren Artikeln[19]) ganz energisch dagegen auf, wobei er von einem seiner Bekannten, Dr. Rahn in Collm bei Oschatz, in einem zusammenfassenden Artikel „Zur Kritik der Jodbäder"[20]) mit allem Nachdruck unterstützt wurde.

Die unangenehmste Erinnerung seines ganzen Lebens bildete der sog. „Kaiserquellenrummel" in den Monaten Oktober und November des Jahres 1892. Damals wurde in Krankenheil die Kaiserquelle „entdeckt", die durch ihren reichen Mineralgehalt alle übrigen Quellen in Schatten stellte. Der Mineralgehalt stammte aber von Salzlösungen, die der Quelle von den Besitzern in den unzugänglichen Tiefen des Brunnenhauses beigemischt wurden. Da aber entnommene Wasserproben ganz unmögliche Schwankungen im Mineralgehalte ergaben, so stellte sich der Schwindel heraus. M. H. brachte die Sache zur Anzeige, und er hatte in den nun folgenden langwierigen Verhandlungen die wenig angenehme Rolle eines Sachverständigen zu übernehmen. „Praktische" Leute hatten es ihm sehr verübelt, daß er dem Schwindel so energisch zu Leibe rückte. M. H. dagegen ging die Wahrheit und der gute Ruf des Bades über alles, mochte er sich damit auch den gemeinsten Anfeindungen und Verleumdungen seitens jener aussetzen, die durch die Aufdeckung des Schwindels bloßgestellt waren und auf den mühelosen Gewinn verzichten mußten. Er unternahm sogar, um den Ruf des Bades zu wahren, im folgenden Winter eine Reise nach den Metropolen Deutschlands, vor allem nach Berlin, um dem gefürchteten Ausbleiben der Badegäste vorzubeugen. Schließlich hat die ganze Angelegenheit dem Bade in ihren Folgen mehr genützt als geschadet. Für M. H. aber war sie stets die unangenehmste Episode seines Lebens. Im „Familienbuch" tröstete er sich über die unerquickliche Geschichte hinweg mit den mutigen Versen von Franz Seidl:

Ob das Glück auch lange Stunden
Vollauf Dir in Blüten stand,
Einmal trifft mit Leid und Wunden
Doch des Schicksals schwere Hand.

Sorg', daß mutig durch die rauhen
Stürme dann Dein Herz sich ringt
Und wie Mondlicht durch die grauen
Wetterwolken siegreich dringt!

Manche engherzige Krämerseele legte ihm die Tätigkeit für das Bad als nackten Egoismus aus. Mit Unrecht! M. H. wollte das Bad des Wertes seiner Quellen wegen in die Höhe bringen und, unterstützt von der herrlichen Natur, Tölz zu einem erstklassigen Kurorte machen. Er hatte einen Weitblick, für den manche eben kein Verständnis hatten. Energisch forderte er seinerzeit im Interesse des guten Rufes und einer gedeihlichen Weiterentwicklung des Bades die Kanalisation des Badeteiles, die dann auch in den Jahren 1902 bis 1903 von der Gemeinde mit großen Opfern durchgeführt wurde. Immer wieder drang er auf Verbesserung der hygienischen Verhältnisse. Er hatte einen eigenen „Höflerfonds" gestiftet. Die beträchtlichen Summen, welche M. H.s dankbare Patienten diesem Fonds überwiesen, haben manches dazu beigetragen, das Bad zu fördern und zu heben. Als man ihn hinaustrug in die stille Gruft auf dem Tölzer Waldfriedhof, da sah man erst, was man an ihm verloren hatte: „Höflers Tod ist für Tölz ein zweiter Weltkrieg!" Seine unvergleichlichen Verdienste um das Bad fanden die gebührende Würdigung, als er am 14. Juni 1896 bei Gelegenheit des fünfzigjährigen Jubiläums des Bades Krankenheil zum Kgl. bayer. Hofrat ernannt wurde. Bescheiden fügt er in seinem „Familienbuch" zu dieser

---

[18]) „Über die sogenannten Jodbäder", in: Therapeutische Monatshefte, hsg v. O. Liebreich, XVII (1903), S. 346–349.

[19]) Vgl. unten die Bibliographie 1904.

[20]) Therapeutische Monatshefte XVIII (1904), S. 590—591.



Ehrung die Notiz hinzu: „Und was man ist, das blieb man anderen schuldig."

M. H. war ein Arzt, der seinen Beruf mit erhabenem Ernste erfaßt hatte. Für eine außerordentlich sichere Diagnose leistete ihm sein reiches Wissen, sein fabelhaftes Gedächtnis unschätzbare Dienste. „Es kam mir immer mehr zum Bewußtsein, mit welcher peinlichen Gewissenhaftigkeit und zeitraubender Genauigkeit er jeden einzelnen Fall seiner überreichen Patientenschaft prüfte und behandelte, so daß jeder, der zu ihm kam, das Gefühl hatte: Der Doktor ist für mich da. Er hatte Zeit für alle, denen er helfen sollte, aber er hatte keine Zeit für sich. Oft, sehr oft opferte er Schlaf und Nahrung, nur um den übermenschlichen Anforderungen gerecht zu werden." Besonders während der Badezeit führte er infolge seiner ärztlichen Verpflichtungen ein sehr unregelmäßiges Leben. Er kam oft erst um 10 oder 11 Uhr nachts nach Hause zum Abendtisch, und schon in früher Morgenstunde saß er bereits wieder in seinem Wagen und machte Krankenbesuche.

Als Badearzt hatte er, wir dürfen ruhig sagen, einen Weltruf. Durch langjährige Praxis hatte er sich gerade als Dermatologe in der Behandlung von Hautkrankheiten (Flechten) und von syphilitischen Krankheiten unvergleichliche Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt.

Es war ein ganz eigenartiges, väterlich-freundschaftliches Verhältnis, das ihn mit seinen Patienten verband. „Hofrat H.s Art war es nicht, durch Trostsprüche oder langatmige Erklärungen den Mut des Kranken zu heben. Seine eigenartige, markante Persönlichkeit war es, die mit ihrem Eintreten ins Krankenzimmer eine ruhige und gefestigte Stimmung schuf. Hofrat H. vermied während seines ärztlichen Besuches jedes Gespräch, das zu Gefühlsüberschwenglichkeiten Anlaß gab. Die rein medizinisch notwendigen Fragen, die er stellte, nötigten den Kranken zu sachgemäßer Darstellung und verhinderten Übertreibungen durch Sentimentalität oder Ängstlichkeit. Nie aber verließ er das Krankenzimmer, ohne dem Patienten ein paar Worte zu hinterlassen, die gerade in ihrer Knappheit eine Fülle von Kraft und Trost in sich trugen."

M. H. war streng in seinen Verordnungen und verlangte von seinen Patienten strikten Gehorsam. Seine Diät war etwas gefürchtet. „Kein Bier, keinen Wein, keinen Kaffee und nicht rauchen!" — das war bei M. H. stets das Erste, was er verordnete. Einer seiner Freunde hat deshalb gelegentlich eines Besuches in Tölz die holperigen, aber launigen Gelegenheitsverse ins „Gastbuch" der Familie geschrieben:

Man weiß genau in Tölz: Man soll das alles meiden,
Was jeder Kurgast „Alkohol" ganz schüchtern nennt.
Nur der weiß das, was die Kurgäste leiden,
Der süßen Weines frohe Freuden kennt.
Heut' durften wir begeistert doch erfahren,
Wie eine lust'ge heit're Tafel uns erquickt;
Wir scheuten zwar des Alkohols Gefahren,
Doch heiter, umso heit'rer die Erinnerung blickt: —
Wenn Hofrat Höfler wir dann wiederseh'n,
„Uns ist es gut bekommen", können dankbar wir gesteh'n.

Dabei war M. H. außerordentlich empfänglich, ja rührend dankbar für die Anerkennung oder auch nur für die Folgsamkeit seiner Patienten, mit denen er es so gut meinte. Es schmerzte ihn tief, wenn er sah, wie durch Achtlosigkeit oder durch Unterlassung der manchmal ziemlich strengen Vorschriften die Patienten sich selbst schädigten und den Erfolg der Kur in Frage stellten. Solche Enttäuschungen konnte er oft recht schwer nehmen. Im übrigen war er als Arzt ein Optimist, und das sicherte ihm den Erfolg bei seiner Tätigkeit wie auch das Vertrauen der Patienten. „Unzählige Male", so schreibt eine seiner Patientinnen, „hörte ich den Ausspruch: Andere mögen der Tölzer Quellen wegen hieher kommen. Mir helfen die Tölzer Quellen nichts. Ich komme einzig und allein wegen Hofrat H. hierher." „Für mich war er der Arzt der Ärzte. In meinem an Krankheiten reichen Leben bin ich bei vielen Autoritäten gewesen. Aber bei keiner dieser Größen habe ich solche Treue und Gewissenhaftigkeit bis ins kleinste, solche Unermüdlichkeit, die nicht im entfernte-

Erfolge, als vielmehr die starke, fromme, reine Persönlichkeit ist es, die ihn mir unvergeßlich macht.“ „Ich stehe durch das Scheiden des treuen ärztlichen Beraters vor einem neuen Lebensabschnitt und komme mir wie verwaist und verlassen vor. Wie kam ich vor Jahren wegen eines ganz anderen Leidens nach Tölz, ohne Ahnung, was mir eigentlich fehlte, und mit wie sicherem Blick erkannte Hofrat H., was vor ihm kein anderer Arzt erkannt hatte, und wies mir erst die rechten Wege! Wie gern ließ man sich im Vertrauen auf sein Wissen und seine Redlichkeit von ihm leiten, und wie freute man sich schon das ganze Jahr auf die Wochen, die man in dem liebgewordenen Tölz und seiner schönen Umgebung verleben durfte. Das alles ist nun dahin, und für mich hat Tölz sein Bestes, seine Seele verloren!“

„Auch abfällige Urteile habe ich über Hofrat H. gehört“, schreibt dieselbe Patientin, „aber nur aus dem Munde alberner, oberflächlicher Großstadtmenschen, die ihr Urteil rein auf Äußerlichkeiten aufbauten. Weil der Hofrat wenig auf Äußeres gab und weil sein Sprechzimmer nicht mit all den raffinierten Vorrichtungen ausgestattet war, wie sie es von der Stadt her gewohnt waren, galt er ihnen als rückständig, und weil er ihnen die Wahrheit sagte, als Bangemacher. Er mag bei solchen Menschen wohl oft einen schweren Stand gehabt haben.“

Als Arzt übte er eine doppelte Praxis. Des Sommers als der vielgesuchte Arzt der Tölzer Heilquellen in erster Linie an den aus den Großstädten herbeieilenden Kranken, und dann das ganze Jahr hindurch, zumeist aber, wenn Flur und Feld vom Landmann keine besondere Arbeit erforderten, waren es die bäuerlichen Bewohner des Isarwinkels, denen seine ärztliche Sorge galt. Die Bauersleute haben ihn sehr verehrt. Die einfachen Leute merkten es eben gar wohl, daß er einer der Ihrigen, ein Isarwinkler war wie sie. Die Bauern wußten auch, daß er sie hochschätzte und liebte und ihre Sitten und Gebräuche studierte, und sie waren stolz darauf. Das katholische Volk hat es ihm jederzeit hoch angerechnet, daß er seine Pflichten als Arzt seinen Patienten gegenüber auch nach der religiösen Seite hin getreu erfüllte und die Kranken zur rechten Zeit auf die Gefährlichkeit ihres Zustandes aufmerksam machte.

M. H.s Freund, Exzellenz Rathgen, General in Straßburg, begleitete ihn oft bei seiner ärztlichen Tätigkeit und hatte Gelegenheit, ihn im Umgang mit der kranken Menschheit aus nächster Nähe zu betrachten.[21]) „Alle Kranken waren ihm gleich, ob im Leben hochgestellt, ob bescheiden klein, ob reich, ob arm. Für ihn war ein jeder, der an ihn als Arzt sich wandte, nur der Kranke, der Hilfsbedürftige. Allen wurde gleiche Sorgfalt, gleiches Interesse zugewendet. Aber in der Behandlung selber, da gab es keine ‚Rezepte‘, kein Aufsagen desselben Sprüchleins, nein, da kam bei ihm der Menschenkenner, der freie Künstler als Arzt zur vollen Geltung. Ein jeder wurde von ihm richtig eingeschätzt, ein jeder wurde ‚nach seiner Fasson selig‘, das heißt gesund gemacht. Dem Hypochonder folgte er wehmütig mitfühlend in all sein Ach und Weh, den Barschen behandelte er in gleichem Tone, den Schüchternen freundlich ermunternd, den Mißtrauischen mit geheimnisvoller Zurückhaltung. Eine Untersuchung des Patienten war ein kleines psychologisches Meisterstück dieses großen Menschenkenners. Mit einer Gründlichkeit sondergleichen wußte er jeden Einwand oder Ausweg abzuschneiden, der Kranke hatte sich ihm und mußte sich ihm ganz ergeben. Die eigentliche Behandlung beruhte dann auf scheinbar freier Vereinbarung. Der Kranke forderte und wählte das, was ihm der geistig Überlegene suggerierte, und stolz darauf sein eigener Arzt zu sein, befolgte er dann auch genau das, was und wie er es wollte, ohne zu ahnen, daß eben aus ihm nur die Verordnung des Hofrat H. sprach! Oft kam dann auch bei seinem unverwüstlichen Humor der Schelm zur Geltung, doch nie so, daß der Betroffene es fühlen konnte. Feind war er allem überflüssigen Medizinieren. Und doch, der Bauer, besonders noch vor dreißig Jahren, verlangte, wenn er sich den Luxus des Krankseins erlaubte, wirkliche Medizin! Vernünftig lebte er ja seiner Meinung nach immer. Wenn er den Arzt rief, dann

[21]) General Rathgen hätte sowohl in dem Kapitel „Der Gelehrte an der Arbeit“ wie in dem Abschnitt „Freunde“ einen Ehrenplatz verdient. Wir haben es vorgezogen, ihn hier zu Worte kommen zu lassen, wo er mit soviel Liebe und Wärme die Eigenart des verstorbenen Freundes schildert.



wollte er keine Belehrung, da wollte er ein Heilmittel. M. H. führte oft unschuldige Hausmittel mit im Wagen und gab sie seinen Patienten, und die Bauern waren froh, die oft so weiten Wege nach der Apotheke, die Kosten für die Arznei zu sparen, und glaubten an die unschuldigen Mittel, ohne zu ahnen, daß sie ihre Gesundung lediglich den Diätvorschriften, dem nebenbei verordneten schweißtreibenden Tee, der anbefohlenen Bettruhe verdankten. Einmal hielten wir lange vor einem ärmlichen, kleinen Hause. M. H. kam mit sorgenvoller Miene heraus. Um ihn heiter anzuregen, rief ich ihm zu: ‚Heute mußte wohl die „Hausmedizin" heraus!' — ‚Nein,' sagte er ernsthaft, ‚hier half keine Medizin, hier mußte es schon ein Goldstück tun!' — So war er Arzt, Freund und Vormund der Kranken, der Hilfsbedürftigen!"

Viel, viel Gutes hat er in den langen Jahren seiner Wirksamkeit für die leidende Menschheit getan nur um Gotteslohn, so, daß die rechte Hand nicht wußte, was die linke tat, und ohne daß die breite Öffentlichkeit etwas davon erfuhr. Er hat über alles, was er in seiner ärztlichen Praxis tat, getreulich Buch geführt. Wohl niemand in Tölz, nicht einmal seine besten Freunde, haben auch nur ein Sterbenswort davon erfahren, daß er z. B. in den ersten zwanzig Jahren seiner Praxis an die 5000 ärztliche Besuche bei Armen umsonst und ohne für sich etwas zu verlangen, gemacht hat. „Ich wußte," schreibt Frau Prof. Andree-Eysn, „daß er ein hochgeschätzter Arzt war, aber wie rührend das Landvolk im Isarwinkel an ihm hing, erfuhr ich erst wenige Wochen vor seinem allzufrühen Tode. Nach kurzem Aufenthalt bei dem Schwerkranken wanderte ich noch eineinhalb Stunden zu einer befreundeten jungen Bauersfrau, deren Mann in den Schützengräben Frankreichs kämpft. Auf ihr Erstaunen, daß ich zu dieser späten Jahreszeit komme, erzählte ich die Ursache meiner Tölzer Fahrt. In weniger als einer halben Stunde hatte sich dies im Dorfe verbreitet, und nun kamen sie alle, die Frauen des Dorfes und wollten wissen, ob es nicht besser ginge. Auf meine zögernde verneinende Antwort sah ich manche Träne in den Augen der Frauen, denen er wohl so oft geholfen haben mochte. Weniger traurig als ich gekommen, schied ich von den Weibern, schien es mir doch beneidenswert, so geliebt zu werden."

M. H. war das Ideal eines Arztes, so wie ihn A. de Nora mit markanten Zügen gezeichnet hat in dem schönen Gedicht „Der Arzt", ein Gedicht, das M. H. immer wieder gerne las und hörte:

Durch des Lebens riesiges Schlachtfeld reitet
Stumm der Tod, die täglichen Opfer heischend,
Unter seines Pferdes Tritten erzittert
Alles Gewordene . . . . .

Nur der Arzt, der einzige Staubgeborne,
Schaudert nicht vor ihm geblendeten Auges,
Sondern schreitet kühn entgegen dem grimmen,
Großen Vernichter.

Seiner unerbittlichen Faust entreißt er
Manch verloren geglaubte Beute wieder
Und an vielen drängt er des blinden Rosses
Hufe vorüber — — —

Bis auch ihn sie fassen und niedertreten,
Ihn, den der Geretteten keiner rettet — —!
Denn wer anderen weiht sein Leben, weiht sich
Selber dem Tode . . . . .

Am häuslichen Herd.

Wer zum erstenmal eintrat in M. H.s Behausung „Zum Herrn unterm Turm", wer zum erstenmal die altdeutsche Stube sah mit ihren grünen Butzenscheiben und dem freundlichen Lüsterweibchen, dem dunklen Eichenschrank und dem behaglichen Kachelofen, der



fühlte es: Hier wohnt ein deutscher Mann — hier ist ein trautes Heim — hier leben freundliche Menschen!

Als an den jungen Arzt die Lebensfrage herantrat, sich einen häuslichen Herd zu bauen, da sagte sein Vater zu ihm: „Gründe eine christliche Familie!" So sprach der Vater, und so hat M. H. es auch gehalten. „Recht tun und auf Gott vertrauen" ist ja der Wahlspruch des Höflerschen Wappens, der sich herumrankt um den goldenen Pelikan mit seinen Jungen. „Nicht unzeitgemäße Vornehmtuerei", so schreibt M. H. auf den ersten Seiten des „Familienbuches", „soll es sein, wenn hier ein Familienwappen erscheint, sondern der Wunsch soll hier zum Ausdruck kommen, es möchte die Höflersche Familie an dem sich für seine Jungen aufopfernden Pelikan ein Sinn- und Vorbild sich nehmen, woran die Eltern und Großeltern nicht bloß festgehalten haben, sondern auch die Nachkommen festhalten werden."

Der Vater war ihm in allem heiliges Vorbild, und was der Vater sagte und was er tat, das war ihm ein Evangelium. So schreibt er am 15. Dezember 1875 ins „Familienbuch", nachdem er die Studienjahre, die Jahre des Zweifelns und Hoffens, des Ringens und Kämpfens hinter sich hatte: „Der Vater bekundet in seinen Briefen ein festes Gottvertrauen; den Kampf zwischen Wissenschaft und Glauben kämpfte auch der Vater aus mit dem Resultate, daß er sich dem Glauben in die Arme warf. Fallmerayer hatte ihm den Schleier von dem verhüllten Bilde abgezogen, der Vater zog ihn aber wieder über das Bild, nachdem er ein Menschenleben hinter sich hatte und alle die Illusionen der Welt mit zunehmenden Jahren beiseite gelegt hatte. Melchior Meyrs ‚Fortdauer nach dem Tode' war ein Buch, das der Vater öfters durchlas."

Vater und Mutter waren M. H. edle Vorbilder häuslichen Glücks, froher Schaffensfreudigkeit, gläubiger Gesinnung. Das suchte auch er. Wie er sein häusliches Glück gefunden, darüber schweigt das „Familienbuch". Schlicht und einfach steht neben anderen Daten der Eintrag: „Unser Hochzeitstag am 14. April 1885." An diesem Tage führte er Fräulein Marie Koppold, eine Münchner Bürgerstochter, an den Traualtar in St. Peter in München. Sein Wunsch war, es sollte seine Braut ein isargrünes Kleid tragen. Die Farbe des Flusses, der sein Heimatstädtchen umspülte, war ihm die liebste. Er hatte sein Glück gefunden. „Es ist sehr zu bedauern, Herr Hofrat," sagte einer seiner Freunde, Oberinspektor Baumann in München, als er M. H. kurz (September 1914) vor seinem Tode besuchte, „daß Sie kein Tagebuch geführt haben." „Das bedauere ich auch", erwiderte M. H. „Die erste Seite dieses Tagebuches würde ich meiner Frau gewidmet haben aus Dankbarkeit für das, was sie mir im Leben war. Und die zweite Seite hätte ich meinen Eltern gewidmet aus Dankbarkeit, und insbesondere meiner unvergeßlichen Mutter, die mich zur Sparsamkeit und Arbeitsamkeit erzogen hat."

Seine Gattin war ihm eine Lebensgefährtin geworden im besten und vollsten Sinne des Wortes. Leid und Freud teilte sie mit ihm in Arbeit und Beruf, in Muße und Erholung. Eine gute, aber strenge Erziehung der Kinder war beiden die heiligste Aufgabe ihres elterlichen Berufes.

Am 17. April 1886 ward ihm ein Sohn geboren, den er mit einem schönen altdeutschen Namen Edmund nannte. „Eadmund, Beschützer von Hab und Gut" schrieb er ins „Familienbuch". Am 10. April 1893 wurde ihm eine Tochter geboren, und er nannte sie Hedwig, Haduwîg, die Kampfeslustige. „Hedwig heißt die Kampfeslustige", schrieb er einmal seiner Tochter scherzend als Widmung in ein Buch, „darum streitet die kleine Hedwig so gerne mit ihrem älteren Bruder Edmund, der hoffentlich seinem Namen alle Ehre machen wird."

Rührend ist die Sorgfalt und Liebe, mit der er jeden Gedenktag im Leben seiner Kinder verzeichnet, den Tag des ersten Schulbesuches, der ersten Beichte, der ersten heiligen Kommunion. Die Erziehung war streng, so wie er es von Vater und Mutter ererbt hatte: unbedingter Gehorsam und Dankbarkeit für alles das erachtete er als den eisernen Bestand im Charakter seiner Familie. Gezüchtigt hat er seine Kinder fast nie, er hat sie durch den bloßen Blick gestraft. „Nichts ist fruchtbarer", pflegte er zu sagen, „als das gute Beispiel, das man den Kindern vor Augen hält." Beiden Kindern ließ er eine ausgezeichnete Erziehung an-



gedeihen. Nach dem Besuche der Volksschule in Tölz, neben dem von früher Jugend an Privatunterricht im Französischen gegeben wurde, schickte er seinen Sohn in das Pensionat „Stella matutina" der Jesuiten in Feldkirch, damit er dort den Gymnasialstudien obliege, während seine Tochter im Erziehungsinstitut der Salesianerinnen in Zangberg in Oberbayern ihre weitere Ausbildung erhielt.

In seiner Gemahlin hatte M. H. eine verständnisvolle, treue *Mitarbeiterin* gefunden. Wenn wir heute die reiche Fülle des Wissens, die tiefgründige Gelehrsamkeit in M. H.s zahllosen[22]) Schriften nicht genug bewundern können, so müssen wir einen guten Teil davon der treuen Mitarbeit seiner bescheidenen Gemahlin zuschreiben. Manchen langen Winterabend hat sie die nach seinem Diktat schnell zu Papier gebrachten Arbeiten ins Reine geschrieben. Sein erstes, unübertreffliches Buch „Volksmedizin und Aberglaube" entstand größtenteils aus den Erzählungen seiner Gattin, die von ihrer Großmutter noch eine Menge alter abergläubischer Gebräuche gehört hatte. Die Korrektur des „Krankheitsnamenbuches", die 2½ Jahre lang jeden Sonntag Vormittag kam, haben beide gemeinsam jeden Sonntag Nachmittag gelesen, bis die ungemein umfangreichen Bogen zu Ende waren. Am Sonntag Abend kam dann die Korrektur zur Post, damit in der Druckerei am Montag sofort begonnen werden konnte. Alle Korrekturen seiner vielen Arbeiten machte seine Gattin, während er das Manuskript las. Auch die gesamte ärztliche Buchführung und alle Jahresberichte lagen in ihren fleißigen Händen.

Wir fürchten der Bescheidenheit seiner Witwe mit diesen Ausführungen zu nahe zu treten, aber es hieße dem Lebensbild M. H.s die schönsten Farben rauben, wollte man die Schilderung seines trauten Familienlebens im Hause „Zum Herrn unterm Turm" solcher Bescheidenheit zum Opfer bringen.

Freilich war der arbeitsreiche Beruf der ärgste Feind eines trauten Familienlebens. Denn die Abendstunden waren die einzige Zeit, in der M. H. sich seiner Familie widmen konnte. Früh morgens stand M. H. auf. Sommer wie Winter nahm er jeden Morgen ein kaltes Bad, auch wenn die Oberfläche des Wassers mit einer Eisschichte überzogen war. Das Frühstück nahm er schreibend, stehend, arbeitend ein. Nach dem ersten Frühstück genoß er nichts mehr den ganzen Vormittag, selbst wenn im Sommer seine Sprechstunde bis 4 Uhr nachmittags dauerte. Den Nachmittag nahmen immer die Landfahrten in Anspruch. Weder Regen noch Schnee konnten ihn davor zurückhalten. Seine Mahlzeiten waren sehr einfach, sehr kurz und oft von Arbeit unterbrochen. Er stand oft mitten unter dem Essen auf und ging in sein Arbeitszimmer, um einige Gedanken für seine Arbeiten zu Papier zu bringen. Merkwürdigerweise war ihm die Zeit des Essens immer am kostbarsten. Er hat sie stets nach Möglichkeit beschnitten und gekürzt. Daß er nach dieser Seite hin sein ärztliches Wissen an sich selbst zu wenig in die Tat umsetzte, war seiner Gesundheit gewiß nicht förderlich. Der Abend war die einzige Zeit, da er sich Erholung gönnte. Da ließ er sich nun regelmäßig, besonders im Winter, um seine Augen zu schonen, von seiner Gemahlin oder von den Kindern vorlesen. Reisebeschreibungen, Biographien, überhaupt Historika, das waren die Gegenstände, die ihn in solchen Mußestunden beschäftigten. Mit Chronistentreue hat er oder vielmehr seine Gattin im „Familienbuch" alle die Werke verzeichnet, die im Laufe der Jahre gelesen wurden. Friedrich von Hellwald, Gregorovius, Ratzel, Stanley, Nachtigall, Sven Hedin, Heigel, Felix Dahn sind nur einige der vielen Namen, die da vertreten sind. Auch Webers „Dreizehnlinden", die ein Lieblingsbuch von M. H. waren, stehen dabei. Greifen sie ja doch zurück in die graue deutsche Vorzeit, deren Erforschung seine Lieblingsarbeit war. Allenthalben pflegte er in seinen Arbeiten wie bei der Unterhaltung den einen oder anderen Vers aus den „Dreizehnlinden" einzustreuen, die er fast auswendig konnte. Noch auf seinem Krankenlager hat er gern darin gelesen. —

Auch in den Tagen des *Leidens* war ihm seine Gattin eine treue Lebensgefährtin. Im Jahre 1903 erkrankte er sehr schwer an Gesichtsrose, die er sich an einem Krankenbette geholt hatte. „Auf einer Wagenfahrt erzählte mir der Heimgegangene von seiner Erkrankung an Kopfrose. Wie leuchteten da seine Augen

[22]) Vgl. unten die Bibliographie.

bei dem Berichte, daß er nur ihrer Pflege seine Wiedergenesung verdanke!" Am 4. September 1914 legte sich M. H. auf das Krankenbett, von dem er nicht mehr aufstehen sollte. Tags darauf schrieb er an eine seiner Patientinnen: „Ich hoffe mit der Zeit wieder zu genesen, wenn Gott es will. Meine liebe Frau pflegt mich mit jener nur dem Weibe möglichen rührenden Aufmerksamkeit, die ihr Gott im Himmel lohnen wird." Nur allzufrüh hat der Tod mit seiner eiskalten Hand dieses heilige Feuer am häuslichen Herd vernichtet! —

Was Du ererbt von Deinen Vätern . . . .!

Wonnig ist's in Frühlingstagen
Nach dem Wanderstab zu greifen
Und, den Blumenstrauß am Hute,
Gottes Garten zu durchschweifen.
(Weber, Dreizehnlinden.)

Was gibt es für eine kindliche Seele, wie M. H. sie sein eigen nannte, wonnigeres, als in den Gauen der Heimat zu wandern! Ein Gottesgarten war ihm seine Heimat. Immer neue Schönheit entdeckte er in ihr, und mochte er schon hundertmal den gleichen Weg gegangen sein. Ein Gottesgarten war ihm seine Heimat, und daher das kindliche Gemüt, die lautere Seele, die in seiner Brust wohnte!

Eine glückliche Gabe der Natur, alles Schöne und nur das Schöne sehen zu können! Es war schon die edelste Freude seines Studentenherzens von der Stätte seiner Studien heraufzuwandern durchs ganze Isartal, durch die Wälder bis nach Tölz, sein höchster Genuß für ihn in den Ferien die heimatlichen Berge besteigen zu können.

Das alles war bei ihm nicht Touristik, nicht alpiner Sport, nicht Bergfexerei, nicht Naturschwärmerei. Es war die Liebe zur Heimat. Etwas, was uns tief hineinblicken läßt in seine Seele, etwas rätselhaft Schönes! —

Rätselhaft schön! M. H. war ein Mann, der Tränen weinen konnte, aufrichtige, wirkliche Tränen, wenn seiner Heimat Unrecht geschah. Niemand, wer ihn hörte, als zum erstenmal das Walchensee-Isar-Projekt auf den Plan kam, wird das je vergessen können. Ihm bebte die Stimme, ihm traten die Tränen in die Augen vor Schmerz über die drohende Heimatschändung. —

Mit Herz und Hand —
Fürs Alpenland!

Dieser Wahlspruch der von ihm gegründeten Alpenvereins-Sektion war für ihn nicht bloß ein schöner Reim, nein, es war wirklich sein Herz und seine Hand bei seinen heimatlichen Bergen!

Seine Heimat war ihm nicht bloß ein Gottesgarten, in dem seine anima candida, sein kindliches Gemüt gewachsen ist, er hat seine Naturanlage, die Liebe zur Heimat gehegt und gepflegt wie eine seltene, kostbare Alpenpflanze. Er hat die Heimat nicht bloß lebendig vor sich gesehen in Frühlingspracht mit Wiesen und Feldern, mit Blumen und Blüten, auch wenn die Natur ihren Winterschlaf schlief, war ihm seine Heimat lebendig. Er hat aus dem Gottesgarten eine neue Welt gemacht. Neben der Schönheit der Gegenwart sah er die Pracht der Vergangenheit.

Es zittert durch Wald und Schlucht und Gestein
Uraltes Erlebnis aus und ein.[23])

Wie ein Geisterseher schaute er in den Menschen des 20. Jahrhunderts die Väter der Vergangenheit, Sitten und Gebräuche vergangener Zeiten tauchten vor seinen Augen auf in schillerndem Wechsel und bunter Fülle. Die Worte seines Landsmanns Prof. J. N. Sepp hat er sich zu eigen[24]) gemacht: „Schöpfen wir aus der Erinnerung unseres Volkes wie aus einem klaren Alpbrunnen und pflücken wir das mythische Edelweiß, die Alpenrosen, die Blumen in Bergeshöhen, um Wasser zum Heiltum zu bringen und Kränze für jenes Gotteshaus zu winden, das unseren Altvordern im Tempel der Natur goldstrahlend entgegentrat!" —

[23]) Vgl. „Führer durch Bad Tölz und Umgebung", Bad Tölz 1901, S. 35.
[24]) Vgl. Tölzer Kurier 25. XI. 1893, Nr. 94.



Wer M. H.s Wesen ganz verstehen will, der muß vor allem seine Heimatliebe verstehen. Seine Heimatliebe ist der Schlüssel zum Verständnis des ganzen Mannes, denn sie ist die treibende Kraft bei allen seinen Arbeiten, das fruchtbare Ackerland aller seiner gelehrten Forschungen, die seinen Namen unsterblich machen werden. Wenn man die Heimatliebe auf das Verständnis für Geschichte und Eigenart der Heimat aufbaut und auf der Heimatliebe die Liebe zum Vaterland, dann ist mit M. H. ein tüchtiger Pionier für diese Kulturarbeit dahin gegangen! Hätte er doch diese mit Blut erkaufte Liebe des deutschen Volkes zu seiner Heimat erlebt! Hätte er es doch noch geschaut, wie das deutsche Volk mit dem Schwert das verteidigt, wofür seit Jahrzehnten seine nimmermüde, fleißige Feder gestritten hat!

In unzähligen Vorträgen hat er sein Lebensprogramm ausgesprochen, in seinen Schriften[25]) es niedergelegt mit Worten von männlichem Ernst und männlicher Schönheit: „Ein Volk, das seine Toten nicht ehrt, verzichtet auf seine Vorbilder und auf seine Helden; aber die einseitige Berufung auf ehemalige Leistungen bleibt im Leben eines Volkes ohne Erfolg; des Volkes und des Einzelnen Kraft äußert sich immer nur bei richtigem Verständnis der Gegenwart, des Gewordenen; wie dies gegenwärtig geworden ist und wo heute der einzelne hier seine Kraft einsetzen kann und soll, das lehrt ihn die Geschichte, nämlich in der Erhaltung des Heims auf der von den Vätern ererbten Scholle, in der Liebe zur Heimat und zum Vaterlande. Wie einst die Gotenwacht an der Scharnitz stand zum Schutze gegen die einwandernden Bayern, so soll der Bayer an der deutschen Reichsgrenze sein Heim und seine deutsche Art, seinen Brauch bewahren vor der eindringenden Flut des alles ausgleichenden modernen Verkehrslebens."

Von dem, was unsere Väter wirkten, waren,
Sei jeder Überrest uns Heiligtum!
Wird unsere Sitte nicht nach hundert Jahren
Dem späten Enkel auch ein Altertum?[26])

Dem Isarwinkel galt seine ganze Liebe. In ihm war er groß geworden. Vom Vater hatte er den Sinn für des Landes Vergangenheit ererbt, dem Andenken des Vaters, der einst Tölz zu Ehren und zur Kenntnis der ärztlichen Welt gebracht hatte, lebte er in pietätvollster Weise. Dem Isarwinkel galt seine ganze Liebe, darum auch seine ganze Arbeit.[27]) Die Grundsätze, die ihm seine Heimatliebe diktierte, suchte er bei sich wie bei seinen Mitbürgern durch die Tat zu verwirklichen. Den Heimatsinn pflegte er bei seinen Landsleuten mit allen Mitteln. So war die von ihm geschaffene „Ausstellung Tölzer Altertümer" vor jetzt 30 Jahren eine Art Ereignis. Die Schätze der Bauern- und Bürgerhäuser, die da an den Tag kamen, die hervorzuzaubern aber eben nur M. H. imstande war, weil nur er sie alle kannte, zeigten den konservativen Sinn der Bewohner, zeigten eine Wohlhabenheit, die durch alle Kriegsgreuel und Wirren des 17. und 18. Jahrhunderts sich hindurch gerettet hatte. Die Besitzer lernten den Wert ihrer Erbstücke, des Hausrates, der Bilder ihrer Vorfahren jetzt besser schätzen wie früher, sie wurden stolz darauf und hüteten sich von nun an etwas davon zu verschleudern. Die Gründung des Tölzer historischen Museums war die unmittelbare Folge dieser Ausstellung. Freudig stiftete so mancher aus dem eigenen Besitze Stücke dorthin, die nunmehr den Mitbürgern dauernd zum belehrenden Beispiele dienen, die Kenntnis der alten Zeiten verbreiten, das Interesse an der Heimat wachhalten.

Manches wertvolle Stück ist so gerettet worden. M. H.s Kutscher hatte ein Gärtchen an der Isar. Nach dem Besuche der Ausstellung erzählte er beim Fahren, so ein „Bronzeschwert", wie da oben zu sehen sei, habe vor Jahren die Isar ans Ufer gespült, er habe es geschärft und benutze es zum Auskratzen des Unkrautes zwischen den Pflastersteinen! So wurde denn auch dieses seltene, bis auf die vorgenommene Schärfung völlig unversehrte altgermanische Bronzeschwert erkannt und erhalten. Jede im Isarwinkel gefundene Waffe sprach zu M. H. als

[25]) Tölzer Kalender auf das Jahr 1910 (1911), hsg. v. Histor. Verein Tölz, S. 63 (51).
[26]) St. Nikolaus-Gebäck in Deutschland, in: Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde in Berlin XII (1902), S. 203.
[27]) Was er als Gelehrter für den Isarwinkel, für die engere Heimat geleistet hat, dafür vgl. man das folgende Kapitel.



Zeugin der kriegerischen Vergangenheit, erzählte ihm von den Kämpfen der Altvordern, angefangen von urgeschichtlichen Zeiten bis zu den Napoleonischen Kriegen, vom Schmied von Kochel, von den Trenkschen Panduren! —

Der Heimat galt auch die unermüdliche Arbeit in den Vereinen, denen er angehörte. Es wäre ein vergebliches Bemühen, wollte man versuchen, alle die Vorträge[28]) zusammenzustellen, in denen er seine Mitbürger über die Geschichte und die Bedeutung der Heimat aufzuklären versuchte. Seine Vorträge im Historischen Verein Tölz erwiesen ihn als den vollendeten Kenner der Ortsgeschichte. Jedes Haus, jede Familie, jede Alm, jede Kapelle hatte ihre Geschichte, und M. H. kannte sie. Der Historische Verein sollte nach seiner Ansicht den Menschen herausreißen aus dem Alltagsleben dadurch, daß man sich nach dem Leben der Vorfahren erkundigte. Neue Freude an der Heimat, neue Liebe zum ererbten Vaterhause, zur angestammten Familie soll uns die Geschichte vermitteln. „Die alten Römer", so erzählte M. H. einmal in einem seiner Vorträge, „haben die Liebe zur Heimatscholle durch eine schöne Allegorie versinnbildet: Sobald das Kind den ersten Laut hervorbrachte, trug es die Mutter hinaus und ließ es die Mutter Erde küssen." Ein reges Geistesleben herrschte damals im Historischen Verein Tölz. Notar Eisenberger, der Gründer des Vereins, Kammerer Rausch, Pfarrer von Tölz und langjähriger Vorstand des Vereins, Geistlicher Rat Westermayer, der Verfasser der Tölzer Chronik, und M. H., das waren die Männer, die dem historischen Schaffen Bahn brachen, die „in einer Zeit, in der der Kampf ums Dasein so vielen nur die Nachtseite des Lebens zuwendet und ein starker materialistischer Zug die ganze Menschheit beherrscht", das doppelte Verdienst hatten, „auch die idealen Güter zu pflegen, und zwar sie zu pflegen an solchen Stätten, die abseits von den Zentren der Künste und Wissenschaften gelegen sind und nur mittelbar von ihren Strahlen erleuchtet werden".[29])

Mit derselben Unermüdlichkeit widmete M. H. seine Kräfte der Alpenvereinssektion Tölz, deren Vorstand er mehr als 25 Jahre lang war. Auch hier trug er neben den beiden Franziskanern, dem Botaniker P. Anton Hammerschmid und dem Geologen Dr. P. Damasus Aigner die Hauptlast der Vorträge. Mit Stolz erzählt der „Rechenschaftsbericht der Sektion Tölz D.Ö.A.V. nach 25 jähriger Tätigkeit 1881–1906"[30]): „Von den 116 Vorträgen innerhalb der 25 Jahre wurden nur zehn von auswärtigen Rednern gehalten." Auch hier bildete M. H. den geistigen Mittelpunkt des Ganzen. Treu stand ihm der gemütvolle Komponist des „Tölzer Schützenmarsches", Anton Krettner, bei der Arbeit zur Seite. —

Mit aufopfernder Selbstlosigkeit wanderte M. H. gar oft den Bergen zu, im schweren Rucksack Wegetäfelchen, Nägel und Hammer, den Pinsel in der einen, den Farbentopf in der anderen Hand, und malte die verwitterten Wegmarkierungen wieder nach, stellte neue Wegweiser auf, brachte an den Almhütten Tafeln an mit einer kurzen Geschichte der Hütte. Was schadete es, wenn er mit Ölflecken in den Kleidern nach Hause kam! Seine gute Gattin verzieh es ihm ja gerne, denn sie kannte sein edles Herz und seine Liebe zur Heimat.

In dankbarer Anerkennung seiner Verdienste um die D.Ö.A.V.S. Tölz beschlossen ihre Mitglieder[31]) dem seinerzeit unter M. H.s Vorstandschaft neu angelegten Steig von der Rotöhr über die Achselköpfe zum Kirchstein den Namen „Höflerweg" zu geben.

So wirkte M. H. mit unermüdlichem Eifer an seiner edlen Aufgabe die Liebe zur Heimat im Herzen des Volkes zu hegen und zu pflegen. Was er für seine Heimat außerdem noch im Stillen getan, in der trauten Rede des Freundes zum Freunde, als Berater und Freund der Jugend, die ihn so gern erzählen hörte und die in seinem Hause bei seinen Kindern so gern sich einfand, das hat keines Chronisten Feder festgehalten. „Meine Liebe für Tölz stammt aus Höflers Herzen und Höfler hat mir viele landschaftliche Reize erschlossen, die meinem Auge entgangen wären", so erzählt

[28]) Die meisten seiner Vorträge sind auszugsweise abgedruckt in den einzelnen Jahrgängen des „Tölzer Kurier", der dadurch zu einer reichen Fundgrube der Tölzer Ortsgeschichte geworden ist.

[29]) Tölzer Kalender auf das Jahr 1910, hsg. v. Histor. Verein Tölz, S. 67.

[30]) S. 4.

[31]) Tölzer Kurier LXIII (1915) Nr. 18.



uns der Meister der Tölzer Landschaft, Professor Wenglein.

Es war M. H. so stolz, so männlich stolz auf seine Heimat. Wenn er den Freunden und Bekannten aus Norddeutschlands einfacher Natur die vielgestaltige Schönheit der süddeutschen heimatlichen Berge erschloß, wie wurde da der sonst so stille Mann lebendig, wie sprühten und leuchteten dann seine Augen!

Jedes Jahr machte er an einem sonnigen, freundlichen Herbsttage seine „Herbstreise", wie er sie scherzend nannte, eine Wagenfahrt nach Kaltenbrunn am Tegernsee. In den Herbsttagen, nachdem die arbeitsreiche Badezeit vorüber war, wenn die Natur ihr buntfarbenes Gewand anzog, wenn der Hirsch an der schwarzen Suhle zu röhren anfing, wenn die Vöglein ihr letztes Abschiedslied sangen, da wanderte M. H. hinaus auf die Wiesen und Berge der Heimat, da plauderte er gern mit Bauern und Bäuerinnen über die glückliche Ernte und den kommenden Winter, da war die Zeit, wo er mit besonderem Eifer las in dem großen Buch der Natur. Er verstand diese Runen wie kein anderer, er verstand das Volk wie kein anderer. Dann ging er heim und setzte sich in den langen Wintermonaten an seinen Schreibtisch, und seine Feder erzählte dann von dem schönen Gottesgarten und von den prächtigen Menschen seiner Heimat, von der Zeit der Väter, von ihren Sitten, von ihrer deutschen Kraft und ihrem deutschen Herzen!

Der Gelehrte an der Arbeit.

Der frühe Tod seines Bruders Karl rief M. H. zurück von Iffeldorf in seine Vaterstadt, damit er hier das Erbe seines Vaters antrete. Er übernahm die ärztliche Praxis seines Vaters und übernahm damit als väterliches Erbe auch die Aufgabe, an der Weiterentwicklung des Bades zu arbeiten. Sein ganzes medizinisches Wissen stellte der junge Arzt in den Dienst des Bades. Sein Beruf als Badearzt veranlaßte ihn, die Krankenheiler Quellen, die Wirkungen der Krankenheiler Kur, Krankenheil und seine Umgebung auch wissenschaftlich zu untersuchen. So entstand gewissermaßen als erste Form seines wissenschaftlichen Arbeitens und Schaffens eine Reihe rein medizinischer Schriften, wie „Therapeutische Verwendung und Wirkung der . . . . Quellen zu Krankenheil" (1875),[32]) „Krankenheil bei Syphilis" (1879), „Über den Einfluß des Krankenheiler Quellensalzes auf den Stoffwechsel" (1881), „Krankenheil bei Scrophulosis und Frauenkrankheiten" (1883), „Balneologische Studien aus dem Bad Krankenheil-Tölz" (1886), und eine Reihe anderer, in denen er seine ärztlichen Erfahrungen der Ärztewelt wie dem leidenden Publikum zur Prüfung vorlegte.

Wir dürfen diese auf einem reichen Beobachtungsmaterial aufgebauten rein medizinischen Schriften als die erste Periode seiner wissenschaftlichen Tätigkeit bezeichnen. Es wäre ja gewiß verfehlt, wollten wir versuchen, das wissenschaftliche Arbeiten eines Mannes wie M. H. in genau abgegrenzte Zeitabschnitte einzuteilen. Dazu war seine Forschertätigkeit viel zu umfassend. Doch wenn auch die einzelnen Arbeiten eng ineinander greifen, so lassen sich doch gewisse Zentren unterscheiden, um die sich alles Arbeiten in einem bestimmten Zeitraum gruppiert. Es erregt unser höchstes Interesse, den literarischen Werdegang eines so bedeutenden Forschers in seinen Einzelheiten zu verfolgen, und es ist ungemein anziehend beobachten zu können, wie sein wissenschaftliches Arbeiten, ausgehend von den heimatlichen Heilquellen, allmählich anwächst zu einem rauschenden Strom, wie es hinauswächst über die Grenzpfähle seiner engeren Heimat. Wie ein Stein, hineingeworfen in einen Teich, immer weitere Kreise zieht, so traten M. H.s Arbeiten bald heraus aus dem kleinen und engen Kreise rein beruflicher balneologischer Forschung, sie erstreckten sich allmählich auf die Volkskunde der Heimat, erfaßten dann die gesamte deutsche Volkskunde, um schließlich hinüberzugreifen in die fernliegende Zeit und das unermeßliche Gebiet der keltischen Folklore.

Vom Vater hatte M. H. nicht bloß den ärztlichen Beruf und die ärztliche Praxis mit all ihren weittragenden Aufgaben übernommen, er hatte von ihm auch die Lust und Liebe zur Heimat geerbt. Im Umgang mit den Kindern

[32]) Für diese und die weiteren in diesem Kapitel angeführten Werke vgl. man die Bibliographie.

seiner Heimat war M. H. groß geworden. Als Arzt sollte er noch enger mit dem Volke verwachsen. Der Beruf ließ ihn tief hineinschauen in die Nöten, in das Denken und Fühlen der Bevölkerung, ließ ihn einen Blick tun in die Seele des Volkes. Der Vater hatte ihm auch ein Werkchen in die Hand gedrückt, gewissermaßen sein Testament an die Heimat, den „Führer durch Tölz und Umgebung", der bereits drei Auflagen hinter sich hatte. Schon allein dem Andenken des Vaters war er es schuldig, diesen Führer auf der Höhe zu erhalten. Dazu aber bedurfte es gründlicher Kenntnis der Heimat.

Aber auch seine rein medizinischen Arbeiten wiesen ihn auf die Heimat hin. Sie erforderten vor allem sehr viel statistisches Material, so daß manche seiner Patienten gar nicht begreifen konnten, warum Dr. Höfler bei der Untersuchung alle Augenblicke kleine Zettel aus der Tasche zog und sich Notizen machte. Diese Vorliebe für Statistik kommt wiederum zum Vorschein in seinen Arbeiten über den Isarwinkel, dessen wissenschaftliche wie alpine Erschließung sein alleiniges Verdienst ist. Als die wichtigsten unter diesen Arbeiten seien genannt: „Resultat der Messung von 130 Schädel des Gebirgsbezirks Tölz" (1881), „Kretinistische Veränderungen an der lebenden Bevölkerung des Bezirks Tölz" (1887), und vor allem die grundlegende Arbeit, die zugleich seinem unnachahmbaren Fleiße ein herrliches Zeugnis gibt, „Der Isarwinkel" (1891). Gerade letztere Arbeit erforderte eingehende Vorstudien über die Heimatgeschichte. So führten ihn seine rein medizinischen Arbeiten ganz unvermerkt hinüber auf das Gebiet der heimatlichen Volkskunde.

Seine Tätigkeit als Landarzt, sein Verkehr mit den Bauern hatte ihn auch mit der Volks**medizin** bekannt gemacht. Von da ist nur ein Schritt zur Volks**kunde**, der Wissenschaft vom gesamten Leben des Volkes. Schon lange ehe die Naturheilkunde ein Schlagwort wurde, wußte er Bescheid über das, was der Vertrauensmann des Dorfes, der alte Schäfer, an Heilmitteln für Mensch und Vieh besaß, welche tatsächliche Bedeutung die geheimnisvollen Praktiken der „weisen" Frau hatten. So konnte er das prächtige Buch schreiben „Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Vergangenheit und Gegenwart" (1888), das an Gelehrsamkeit so manch „wissenschaftliches" Werk weit übertrifft. Mit einem Schlage hatte er sich einen bedeutenden Ruf als Forscher der Volksmedizin erworben, und diese seine Schrift löste einen unbegrenzten Beifall aus, nicht bloß in Fachkreisen, sondern auch außerhalb, auch in der Tagespresse. Es war ein Werk, in dem sich ein feines Erzählertalent mit gründlicher Wissenschaft harmonisch verband. Der bekannte Kulturhistoriker Friedrich v. Hellwald gab dem Werke ein warm geschriebenes Geleitwort mit auf den Weg, in dem er hinwies, wie nur ein M. H. mit seinem Wunderstab dem harten Felsen des Volksgeistes einen frisch sprudelnden Quell reichen kulturgeschichtlichen Inhalts zu entlocken vermochte. „Selbst ein Sohn des Landes und vertraut mit dem Empfinden und Denken seines Volkes, in seiner Eigenschaft als Arzt in tägliche Berührung mit demselben gebracht, ausgestattet mit regem historischen Sinn und vollem Verständnis für die Bedeutung seines Gegenstandes, hat er aus dem Vollen geschöpft." —

Manch wertvolle und dauernde Gelehrtenfreundschaft knüpfte sich an das Erscheinen dieses Buches. Ein Fachgenosse M. H.s, der wegen seiner „Anthropophyteia" vielumstrittene Dr. Friedr. S. Krauß in Wien, erzählt aus jenen Tagen: „Unter den Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt fiel mir im Jahre 1888 auch die Anzeige einer Schrift über bayerische Volksmedizin von M. H. auf. Ich bestellte sie zur Besprechung und bekam sie auch. Die Arbeit gibt sich höchst anspruchslos, und ich sagte mir, sie werde sang- und klanglos untergehen, obwohl sie meines Erachtens eine der wertvollsten Leistungen auf dem Gebiete darstellt, dessen Bearbeitung ich mir zur Lebensaufgabe stellte. Ich wollte, ich selber wäre ihr Verfasser gewesen, denn sie entsprach so ganz und gar als eine nüchterne, ruhige Anreihung sicher ermittelter Tatsachen des Volkslebens meiner Auffassung von den Pflichten des Volksforschers als eines Naturforschers. Zugleich hoffte ich zu dem mir noch völlig unbekannten Sammler in Beziehung zu treten, um mich über mancherlei mit ihm aussprechen zu können. So berichtete ich denn über das Büchlein in der „Neuen Freien Presse", in den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien",

im „Literarischen Merkur" und in vier anderen Blättern. Nach der siebenten Besprechung traf ein Dankschreiben M. H.s bei mir ein, und von jenem Tage an blieb ich mit ihm in regem Verkehr bis an sein nur allzufrühes Lebensende. M. H. war acht Jahre hindurch einer der treuesten Mitarbeiter an meiner Monatsschrift für Volkskunde ‚Am Ur-Quell' und ‚Der Urquell'."

Nicht bloß Gelehrtenfreundschaften knüpfte das Buch an, es trug auch die Keime zu neuen wissenschaftlichen Arbeiten in sich. Ein Kapitel des interessanten Buches, „Der Frô-Kult", als dessen christliche Form M. H. den St. Leonhartskult ansprechen zu müssen glaubte, veranlaßte ihn zu weiteren tiefergehenden Forschungen. Die Tölzer Leonhardifahrt war ja schon die farbenglänzendste Erinnerung seiner Knabenzeit. Die sonderbaren Eisenketten, die seltsamen Weihegaben des Volkes, die Leonhartsnägel und andere wundersame Dinge verlangten ihre Erklärung, die er in der eingehenden Studie „Votivgaben beim St. Leonharts-Kult in Oberbayern" (1891; 1895) gab. Genau scheidet er in dieser Arbeit christliche und heidnische Votivgaben. Die heidnischen Votivgaben erscheinen ihm als Reste eines ehemaligen Wodanskultes.

Im Verlauf dieser Untersuchungen über den Leonhartskult hatte M. H. auch die Beobachtung gemacht, daß sich die Leonhartskapellen meist auf Höhen und Hügeln befinden. In Friedr. S. Krauß' Monatsschrift „Am Ur-Quell" legte er in dem Artikel „Der Kultwald in der Volksmedizin" (1892) seine ersten darauf bezüglichen Forschungsergebnisse nieder. Noch im gleichen Jahre erschien „Der Wald- und Baumkult in Oberbayern". Nur ein Mann, dessen Herz so warmes Empfinden hegte für die Schönheit der Heimat wie M. H., konnte über den heimatlichen Wald ein solches Werk schreiben. Mit poetischem Schwung führt uns die Einleitung dieses so anziehend geschriebenen Büchleins mitten hinein in den germanischen Wald an die heiligen Stätten, wo unsere heidnischen Vorfahren ihren Göttern opferten. Mit bajuwarischer Zähigkeit hat das Volk an bestimmten Kultorten im „Loh" (= Wald) festgehalten. Sowohl der „Loh" im allgemeinen wie bestimmte Bäume des Waldes im besonderen waren Kultstätten. M. H. weist nach, daß die ältesten **einheimischen** Bäume zugleich diejenigen sind, bei welchen auch Gottesdienst gehalten wurde. Wohl am meisten mochte ihm das Urteil gegolten haben, das Onkel Konstantin von Höfler in Prag über die Arbeit fällte. „Du hast damit wieder einen sehr glücklichen Griff in das Natur- und Volksleben und in einen vielverzweigten geheimnisvollen Zusammenhang beider gebracht. Ich werde es ganz durchlesen. Es gibt eine Masse von neuen Anschauungen und überraschenden Aufschluß." M. H. hat dieses Urteil seines Onkels dem „Familienbuch" einverleibt.[33])

Die Studien über die Patrone der einzelnen Kultorte der Münchener Erzdiözese, die den Ergebnissen des „Wald- und Baumkult" zugrunde liegen, ließen im folgenden Jahre das „Kultkalendarium Oberbayerns" (1893) zur Reife kommen, das später ausgearbeitet wurde zu der Schrift „Das Jahr im oberbayerischen Volksleben", die ein wechselreiches und buntfarbiges Material aus dem Gebiete der Volksmedizin wie der kirchlichen Volkskunde in sich birgt und die längst, ebenso wie „Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Vergangenheit und Gegenwart", verdienen würde neu aufgelegt zu werden.

Mit diesen Arbeiten stand M. H. mitten in der Volkskunde seiner engeren Heimat, die er beherrschte und schilderte und liebte wie kein anderer. Bereits im Jahre 1889 hatte er eine kürzere Abhandlung erscheinen lassen, „Bayerische volksübliche Ausdrücke in Krankheitsfällen und Benennungen von Körperteilen", die für die Weiterentwicklung seiner Forschertätigkeit von grundlegender Bedeutung werden sollte. Und schon im Jahre 1893 trat er vor die Naturforscherversammlung in Wien mit einem Vortrag „Über die Quellen der populären deutschen Krankheitsnamen", in dem er die Geschichte der Krankheitsnamen als eine wertvolle Quelle der Medizingeschichte wie Kulturgeschichte überhaupt nachwies. Die deutschen Krankheitsnamen bildeten nunmehr während einer Reihe von Jahren den Hauptgegenstand seiner Forschung, und ein eiserner Fleiß, ein scharfsinniger, tief schürfender Geist brachte

[33]) Vgl. auch Friedr. v. **Hellwald**, Dr. Höflers Forschungen über Volksmedizin und Aberglauben im Isarwinkel, in: **Globus** LXII (1892), S. 221—223.



unter großen finanziellen Opfern das „Deutsche Krankheits-Namenbuch" (1899) zustande, M. H.s bedeutendste wissenschaftliche Leistung. Man mußte wirklich Philologe, Mediziner und Historiker in einer Person sein, um ein solches Riesenwerk schaffen zu können. Es wurde geradezu glänzend besprochen. Aber kaum waren die Rezensionen aus den Tagesblättern und Fachzeitschriften verschwunden, da lag auch das wertvolle Werk halbvergessen in den Bibliotheken.

M. H. war gewiß kein Freund von Schmeicheleien, aber er hatte ein vornehm-feines Gefühl für wortlose Anerkennung, und über ein solches Lob konnte er eine so schöne und tiefempfundene Freude äußern, wie es eben nur besonders lieben Kindern von der gütigen Natur beschieden ist. Um so tiefer mußte es ihn schmerzen, wenn er sah, daß man diese seine Lebensarbeit geflissentlich ignorierte, daß gewisse Leute es ihm nicht verzeihen konnten, daß er und nicht einer ihrer Zunft dieses herrliche Buch geschrieben hatte.

Es liegt mehr in diesem Buch, als man auf den ersten Blick vermuten möchte, mehr als der bescheidene Name sagt, und mancher hätte sich lange gelehrte Abhandlungen sparen können, wenn er nur vorher M. H.s Krankheits-Namenbuch zu Rate gezogen hätte. So mochte es manchmal Bosheit, meist aber Unverstand gewesen sein, wenn man achtlos an diesem Meisterwerk deutschen Gelehrtenfleißes vorüberging. Wiederholt hatte er Gelegenheit, in Buchbesprechungen auf sein Krankheits-Namenbuch hinzuweisen, hinzuweisen darauf, daß mancher Fehler, manch überflüssige Untersuchung hätte vermieden werden können, wenn man sich bequemen würde, das Krankheits-Namenbuch genauer auf seinen reichen Inhalt zu prüfen. Bei der Besprechung von Verrier-Onillons „Glossaire étymologique et historique des patois et des parlers de l'Anjou" (1908)[34]) schreibt er: „Die französischen Landsleute, deren Sprache durch ihren Zusammenhang mit dem Romanischen bezw. Lateinischen die sog. Volksetymologie geradezu züchten mußte, haben auf Grund ihres Mangels an sprachwissenschaftlichen Kenntnissen dieses Glossar, dessen hoher Wert über allen Zweifel erhaben ist, in ihrem Lokalpatriotismus mit Undank belohnt. Habent fata sua libelli. Tout comme chez nous." Und dann zitiert er noch Kaspar Stieler:

Man laß' ein Wörterbuch nur den Verdammten schreiben.
Diese Angst wird wohl der Kern von allen Martern bleiben.

Mit seinem Krankheits-Namenbuch hatte sich M. H. als Meister der deutschen Volkskunde und Volksmedizin erwiesen. Doch sind wir damit der Entwicklung der Dinge etwas vorausgeeilt. Im Jahre 1896 veröffentlichte M. H. einen kurzen Aufsatz „Zur Opfer-Anatomie", in dem er darlegte, daß die ursprünglich blutigen Menschenopfer der Germanen durch ganze oder teilweise Tieropfer abgelöst wurden. Bereits im folgenden Jahre veröffentlichte er im „Janus" eine Abhandlung „Über germanische Heilkunde". Wie alle Heilkunde, so entwickelte sich auch die germanische aus dem Kult. Therapie und Kult waren in der einen Hand des Priesterarztes vereinigt. Immer klarer zeigte sich das Wesen der germanischen Heilkunde seinem Forscherblick. Die „Krankheitsdämonen" (1899) sind nach germanischen Begriffen das böse Prinzip aller Krankheiten, während andererseits wiederum „Der Alptraum als Urquell der Krankheitsdämonen" (1900) zu gelten hat. Wie beseitigte nun der Germane und mit ihm die ganze deutsche Volksmedizin diesen schlimmen Einfluß der Krankheitsdämonen? Das war die Frage, deren Beantwortung die ganze Forscherkraft M. H.s während der nächsten Jahre in Spannung versetzte. Die Dämonen mußten versöhnt werden. „Die Versöhnung der dämonischen Wesen mit richtigen, durch den Ritus ausgebildeten Opfergaben war eine der Vorbedingungen bei den ersten Heilversuchen; weiterhin trat hinzu das Bestreben, durch Einverleibung der Gottheit selbst (Theophagie) sich in den Besitz der Gottheitskräfte zu setzen; die tiergestaltigen Gottheiten, die Gestalten der verstorbenen Ahnen und Seelengeister wurden zum Heilmittel durch den Genuß des heißen Blutes, des rohen Fleisches und der Organe dieser Tiere. So ist das lebende Menschen- und Tieropfer, der Genuß

[34]) Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften XII (1913), S. 260.



von Menschen- und Tierblut, von Seelensitz-**organen**, der Genuß von Tierteilen, von Seelenspeisen, **Kultbroten** ein Heilmittel des Menschen geworden."[35])

Diese zweifache Erkenntnis, daß nach Ansicht der germanischen Volksmedizin die Heilung durch den Genuß von **Tierorganen** und ferner durch den Genuß von **Heilbroten** sich vollziehe, veranlaßte M. H. zu seinen eingehenden Untersuchungen über „Die volksmedizinische Organotherapie und ihr Verhältnis zum Kultopfer" (1908), sowie zu seinen umfangreichen Arbeiten über die „Gebildbrote". In der nahezu 50 Seiten umfassenden Einleitung zur „Organotherapie" bietet M. H. eine vorzügliche Einführung in den gesamten antiken Opferritus. Während sich vordem seine Arbeiten vorwiegend auf das Gebiet des deutschen Volkstums beschränkten, greift er hier auch auf die Antike über, gemäß dem schon in „Volksmedizin und Aberglaube" (1888)[36]) aufgestellten Grundsatz, daß jede Kulturperiode in der Therapie ihre Spuren hinterlassen habe, daß jedes ärztliche Schulsystem da und dort jetzt noch nachspukt. Mit einem ungeheuren Aufwand von Material und Gelehrsamkeit bespricht er sodann die hauptsächlichsten Tierorgane, wie Gehirn, Leber, Galle, Herz, Milz, Lungen und Nieren, die in der deutschen Volksmedizin Verwendung fanden.

Eine Reihe kleinerer Veröffentlichungen, auf die wir nicht näher eingehen können, bereitete dieses Meisterwerk vor. Die folgenden Jahre zeitigten auf dieser Forschungslinie, um das gleich vorweg zu nehmen, eine Reihe von kleineren Untersuchungen über die volksmedizinische Verwendung von Tieren wie Dachs, Fischotter, Zaunkönig, Schnecke, Auerhahn, Amsel, Murmeltier, Eichkätzchen, Fuchs, Maulwurf, Haubenlerche, Wiedehopf und andere. Diese Aufsätze wuchsen ja förmlich heraus aus der „Organotherapie". Noch auf dem Sterbebette hat er sie gesammelt und mit der Überschrift versehen: „Aus der Küche des Volksmediziners". „„Die Küche des Volksmediziners" hätte ich gerne drucken lassen als kleine Broschüre, um sie dem breiteren Publikum als leichtverständliche Volksmedizin zugänglich zu machen." Möge es bald gelingen, diesen Wunsch des sterbenden Gelehrten zu erfüllen!

Ebenso wie die „Küche des Volksmediziners" entwickelte sich aus der „Organotherapie" eine andere Gedankenreihe, die in dem prächtigen Büchlein „Volksmedizinische Botanik der Germanen" (1908) ihren Abschluß fand. Schon in dem Aufsatz „Über germanische Heilkunde" (1897)[37]) wies er nach, welche bedeutende Rolle die germanische Frau in der Geschichte der Heilkunde bei den Germanen spielte, da sie sich, wie schon Tacitus[38]) erzählt, auf die Behandlung der Krankheiten und Wunden gar wohl verstand, wobei die in dem Garten des Wohnhauses von ihr gepflanzten Heilkräuter ihre vorzüglichsten Arzneimittel bildeten. Der Leipziger Medizinhistoriker Sudhoff nennt das Werk in seinem Nachruf auf M. H.[39]) „eine seiner feinsten und reichsten Schöpfungen, voller origineller Auffassungen und neuer Gedanken neben staunenswerter Beobachtungsfülle".

Wie durch den Genuß der tierischen Organe, so heilte die germanische Volksmedizin die Krankheiten auch durch den Genuß von **Kultbroten**. Durch den Genuß der glück- und heilbringenden Seelenspeisen erhoffte sich der Germane Gesundheit, Fruchtbarkeit, Sicherung vor Seuchen und vor der schlimmen Macht unholder Geister. M. H. führte in einer langen Reihe von Untersuchungen den Beweis, daß es ganz bestimmte Kultzeiten (Quatember, Tag- und Nachtgleiche, Neujahr, Sonnenwende usw.) waren, an denen die Dämonen, die Totengeister ihre versöhnenden Speiseopfer, die Gebildbrote, erhielten. Solche Gebildbrote zu bestimmten Zeiten sind vor allem die Weihnachts- und Neujahrsgebäcke, die Ostergebäcke, die Allerseelengebäcke.

Schon im Jahre 1899 hatte er einen Aufruf zur Sammlung von Gebildbroten erlassen, und im Laufe der Jahre hatte er eine ganz einzigartige Sammlung solcher Gebäckformen zustande gebracht. Der Verein für österreichische Volkskunde, in dessen Organ, der „Zeitschrift

[35]) Die volksmedizinische Organotherapie und ihr Verhältnis zum Kultopfer, S. 3—4.
[36]) S. 5.
[37]) S. 3.
[38]) Germania, c. 7.: „ad matres, ad coniuges vulnera ferunt".
[39]) Münchener Medizinische Wochenschrift LXII (1915), Nr. 3, S. 80.



für österreichische Volkskunde", fast sämtliche Arbeiten M. H.s über die Gebildbrote erschienen sind, ernannte ihn wegen seiner Verdienste um die Erforschung der Gebildbrote im Jahre 1908 zu seinem Ehrenmitglied. Auch auf diesem Gebiet hat M. H. nicht bloß ein riesenhaftes Material zusammengetragen, sondern auch der Forschung ganz neue, ungeahnte Bahnen gewiesen. Er wäre der Mann gewesen, der in einem Werke „Deutsches Gebildbrot-Namenbuch" ein Seitenstück zu seinem „Deutschen Krankheits-Namenbuch" hätte schaffen können. In einem umfangreichen, 621 Paragraphen umfassenden, leider nicht vollständig durchgearbeiteten Manuskript hat er alle Formen von Gebildbroten wörterbuchartig zusammengestellt und noch auf dem Krankenbett hat er seiner Tochter die Anfänge dieses „Gebildbrot-Namenbuches" diktiert, an dessen Vollendung ihn leider der Tod verhindert hat, und das immer wird ein Torso bleiben müssen, da es wohl keiner seiner Schüler mit Höflerscher Meisterschaft wird vollenden können.

So war M. H. der Altmeister der deutschen Volkskunde geworden. Unbekümmert um Menschenlob und Menschentadel arbeitete er rastlos waren. Doch im Lande der Denker und Dichter durfte solch weitschauender Forscherblick, solch weittragende Geistesarbeit nicht unbeachtet bleiben. Schon längst dachte der Heidelberger Professor für Religionswissenschaft, Albrecht Dieterich, daran, dem verdienten Gelehrten vor aller Welt die Anerkennung für seine wertvollen literarischen Meisterstücke auszusprechen, als der Tod seine Absicht verhinderte. Welch freudige Überraschung war es da, als eines Tages in Tölz ein Brief von Prof. Dr. F. Boll, dem damaligen Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg, ankam mit der Mitteilung, daß M. H. von der Fakultät zum Dr. phil. hon. causa ernannt worden sei. Es war das eine hervorragende Auszeichnung, und besonders schmeichelhaft war die Art, mit der die Fakultät diese Ehrung begründete: „Herrn Dr. medic. Höfler aus Tölz, der, seit sieben Lustren als praktischer Arzt eifrig tätig, dennoch sich unausgesetzt freien Studien nach besten Kräften gewidmet hat, durch dessen reichhaltige Bücher die Geschichte der deutschen Sprache nicht minder als die der Medizin aufgehellt und mannigfache Bräuche und abergläubische Vorstellungen unserer Ahnen wie unserer Zeitgenossen ans Licht gezogen worden sind, der die zahllosen Krankheitsnamen der Deutschen sorgsam sammelt und geschickt erklärt, für die Lehre von den Heilbroten die Grundlage geschaffen, in den ungewissen Zügen des Volksglaubens überall die fast verblichenen Spuren alter Religion scharfsinnig erforscht hat, ernennt die Philosophische Fakultät der Universität Heidelberg zum Dr. phil. hon. causa."

Die alte Ruperto-Carola, die älteste Hüterin deutscher Wissenschaft, hat sich damit selbst nur das schönste Denkmal gesetzt, wenn sie im Namen der deutschen Gelehrtenwelt dem verdienten Manne den Dank der Wissenschaft für seine unermüdlichen Arbeiten zum Ausdrucke brachte. M. H. freute sich herzlich darüber, doch endlich auch einmal eine Anerkennung für seine Arbeit zu finden. Wer hätte ihm das verwehren mögen? Der Bitterkeiten des Gelehrtenberufes hatte er ja genug erfahren. —

Allein sein stets forschender Blick drängte weiter, vorwärts, hinaus über Zeit und Raum, hinaus über die Zeit der geschriebenen Geschichte in die vorgeschichtlichen Perioden, hinaus auch über die Grenzen seines deutschen Vaterlandes. In der Geschichte seiner engeren Heimat war er auf Erscheinungen gestoßen, die außerhalb allen Zusammenhanges mit dem deutschen Volkstum standen. Die Bajuwaren waren ja nicht die Ureinwohner seiner Heimat. Allenthalben fand er noch die Spuren der keltischen Bevölkerung, und auf seinen weiten Reisen, die er vor allem auch dazu benützte sein volkskundliches Wissen zu bereichern, fand er oft die Erklärung für Fragen, deren Lösung ihn in der Heimat vergeblich beschäftigt hatte. So kam es, daß er, ausgehend von den keltischen Ortsbezeichnungen seiner Heimat, das ganze Gebiet der gallo-keltischen Volksmedizin durchforschte. Als erste dieser Arbeiten erschienen fast gleichzeitig das „Gallokeltische Badewesen" (1911), die „Volksmedizinische Botanik der Kelten" (1911), „Die Druiden der Gallier in ihrer Beziehung zur Geschichte der Heilkunde" (1911). Weiter folgten in Analogie zu seinen Arbeiten aus der deutschen Volksmedizin die „Organotherapie bei Gallokelten und Germanen" (1912), „Die Sonnenverehrung in der

„Volksmedizin der Gallokelten" (1912), „Zur Somatologie der Gallokelten" (1913).

Es war ihm noch vergönnt diese verschiedenen Aufsätze zu einem abschließenden Werke „Gallokeltische Volksmedizin" zu vereinigen. Noch auf seinem Sterbebett ließ er auf dem umfangreichen Manuskript die Bemerkung anbringen: „Vielleicht zu veröffentlichen". Da es auch weitere Kreise interessieren wird, den Inhalt dieses hoffentlich recht bald an die Öffentlichkeit[40]) tretenden Werkes kennen zu lernen, so mögen hier die Überschriften der einzelnen Kapitel des Werkes[41]) folgen:

1. Genealogie und Chronologie der Kelten.
2. Keltische Namen für Örtlichkeiten auf deutschem Boden.
3. Zur Somatologie der Gallokelten.
4. Die Druiden in ihrer Beziehung zur gallokeltischen Volksmedizin.
5. Summum coelum! Die Sonnenverehrung in der Volksmedizin der Gallokelten.
6. Ima terra! Gallokeltisches Badewesen.
7. Medium medicamentum! Volksmedizinische Botanik der Gallokelten.
8. Organotherapie bei Gallokelten.
9. Die Krankheiten und deren Behandlung.
10. Das Amulett bei den Gallokelten.
11. Gallorömische Gebildbrote.

Nur in groben Umrissen, mit skizzenhafter Flüchtigkeit konnten wir die riesenhafte Geistestätigkeit M. H.s dem betrachtenden Auge darstellen. Es läßt ein Menschenleben sich nicht in tote Buchstaben gießen und die Geistesarbeit von Jahrzehnten nicht mit ein paar Seiten sich abtun. Nur einen einfachen Wegweiser durch das vielverzweigte Labyrinth seiner Gedankengänge wollten wir aufstellen! Wir sind ja nicht den letzten Spuren seines Geistes nachgegangen, wir haben nichts berichtet von den vielen kleinen Arbeiten und Aufsätzen, die er in verschiedenen Zeitschriften niedergelegt hat, nichts erzählt von seinem Sammelfleiß als Mitarbeiter am „Bayerischen Wörterbuch", nichts von seiner Tätigkeit bei der Inventarisierung der vorgeschichtlichen Altertümer Oberbayerns, nichts von den Handexemplaren seiner Werke, die, außen abgegriffen wie alte zerlesene Gebetbücher, innen reiches Material bergen, das noch der Verarbeitung harrt. Wer kennt ferner die vielen, denen er bei ihren wissenschaftlichen Arbeiten mit Rat und Tat zur Seite gestanden! Hatte man M. H. mitgeteilt, daß man über irgendeinen Gegenstand der Volkskunde arbeite und ihn um seine Hilfe gebeten, man konnte sicher sein, daß mindestens jede Woche auf einer Karte eine Mitteilung kam mit flüchtiger Gelehrtenschrift, aber um so erfreulicherem Inhalt.

Wer sein arbeitsreiches, aufopferndes Berufsleben kennt, wer sich in die Fülle seiner gelehrten Arbeiten vertieft, der muß sich staunend fragen: Woher nahm der Mann die Zeit, um all das zu schaffen? M. H. war eben, was selten einem Menschen gelingt, ein Mann der Theorie und Praxis zugleich, er war Gelehrter und Arzt, Forscher und Praktiker, und zwar beides in überragendem Maße. Ein anderer hätte sich schon mit der einen Hälfte der Lebensarbeit M. H.s wohl begnügt. Das Geheimnis seines Schaffens ist, daß er in seiner Wissenschaft lebte. Stets in Gedanken versunken, arbeitete sein Geist unaufhörlich an den Problemen, die ihn beschäftigten. Als der Verfasser dieses Lebensbildes einmal nach Tölz kam, um ihn zu besuchen und ihn zufällig auf der Straße traf und begrüßte, war sein erstes Wort: „Die Quatember, über die Sie arbeiten, müssen doch schon vor der christlichen Zeit in Rom bestanden haben." Ähnlich erging es einem befreundeten Franziskaner, der eine Reise nach Rom machte. Vorher bat ihn M. H., er möge ihm doch Gebildbrote aus Rom mitbringen. Als beide sich nach Monaten wiederum trafen, war seine erste Frage: „Was machen meine Gebildbrote?" „Ich hoffe sie Ihnen bald überreichen zu können, Herr Hofrat", antwortete ihm der Franziskaner und schrieb sofort seinen Freunden in Rom, sie möchten ihm doch die Gebildbrote sofort schicken, die er im Drange der Geschäfte vollständig vergessen hatte. —

In seinen Rocktaschen fand sich stets eine

[40]) Vgl. L. Fränkel, Ein Musterschilderer und -erforscher deutschen Landes, Volkslebens und Volksglaubens, in: Deutsche Geschichtsblätter, hsg. v. A. Tille, XVII (1916), S. 19. Herrn Prof. Dr. L. Fränkel-Ludwigshafen möchte ich an dieser Stelle für die Durchsicht der Korrekturen dieses Lebensbildes meinen verbindlichsten Dank aussprechen.

[41]) Der Titel des Werkes stammt nicht mehr von M. H., zum Teil auch nicht mehr die Ueberschriften der einzelnen Kapitel.



Menge fliegender Blätter vor, beschriebene und leere. Er hatte sie immer bei sich, um sich wichtige Gedanken notieren zu können. Das Material für seine Arbeiten zog er mehr aus dem lebendigen Volkstum als aus Büchern, wenngleich er ungeheuer viel gelesen hat. Fast zahllos sind die Besprechungen volkskundlicher Werke, die er geschrieben hat. Er war der ständige Rezensent der bibliographischen Abteilung „Volksmedizin" in den von Kahlbaum und Sudhoff herausgegebenen „Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften". Und er hat diese Arbeiten alle durchgelesen und verwertet, wie man aus seinen Schriften leicht nachweisen kann. Man hat ihn selten anders getroffen als mit einem Buch oder einer Zeitung in der Hand. Auch auf seinen Wagenfahrten über Land las er, auch auf der Straße. Man verzieh es ihm gerne, wenn er es übersah zu grüßen. Man wollte den Gelehrten bei seiner Arbeit nicht stören.

Freilich brachte es die Natur der Arbeiten wie auch seiner Arbeitsweise im Zusammenhang mit einem ernsten, anstrengenden Berufsleben mit sich, daß er zu einem völlig abschließenden, in sich ganz ausgeglichenen Werke über die einzelnen Gebiete seiner nach allen Seiten strebenden Forscherlust und Forscherkraft nicht gekommen ist. Er hat ungemein viel beobachtet und gelesen, aber er fand kaum die Zeit das alles zu verarbeiten. So mochte er mitunter etwas zu sanguinisch in der Erklärung der Erscheinungen vorgegangen sein. In manchen seiner etymologischen Untersuchungen mag er sich wohl etwas zu weit vorgewagt haben. Die intensive Beschäftigung mit der Volkskunde ließ ihn manche ureigene Erscheinung des Christentums als Ergebnis volksmäßiger Entwicklung auffassen. Speziell auf diesem Gebiete hatte er manche Fehde mit seinem alten Freunde P. Anton Hammerschmid wie auch mit anderen Gelehrten. Aber das tut seiner Gesamtbedeutung als Gelehrter keinen Eintrag. „Nicht alle Kombinationen des Forschers mögen von der fortschreitenden Erkenntnis als stichhaltig erwiesen werden", schreibt M. Haberlandt [42]) in seinem Nachruf auf M. H., „und vielleicht hat derselbe manche Theorie zu einseitig vertreten; aber niemand wird H. an Universalität des Wissens und der wissenschaftlichen Interessen, an Sachkenntnis und hingebender Arbeitslust übertreffen." „M. H. besaß wie selten einer eine Divinationsgabe, die, gepaart mit einem treuen Gedächtnis und einem stupenden Wissen, ihn befähigte, alle Erscheinungen, die sich um ihn herum auftaten in Natur- und Geisteswissenschaften, in ihren großen Zusammenhängen zu erfassen, scheinbar Entferntliegendes in seiner Zusammengehörigkeit zu erkennen, blitzartig eine rätselhafte Erscheinung zu beleuchten und so neue, ungeahnte Ergebnisse zu erzielen. Er war ein glücklicher Pfadfinder auf den verschlungenen Wegen der Forschung, ein Entdecker und geistvoller Erklärer des Gewordenen." [43]) Ohne Phantasie, ohne geistiges Gestaltungsvermögen ist ja jede Forschung unmöglich oder sinkt zu unfruchtbaren, nüchternen Berechnungen herab. Und diese Phantasie besaß M. H. im reichsten Maße. Bei seinen Betrachtungen über die Göttergestaltung der Naturkräfte, der elbischen Geister, dem Nachforschen über das Fortleben der alten Götterlehre unserer heidnischen Vorfahren in den Formen und Personen des Volksglaubens war das Führende bei M. H. nicht nur seine Vertrautheit mit all den großen und kleinen Einzelheiten der Dinge, sondern es war in erster Linie das starke poetische Gestaltungsvermögen, das in ihm lebendig war, das eben das Alte, das Vergangene vor seinen geistigen Augen neu erstehen ließ und uns das Ergebnis in klaren selbstverständlichen Worten verkündete!

Bei all seinem reichen Wissen blieb er stets der bescheidene Mann, der lieber lernte als lehrte. Und wenn er lehrte, so war er nie lehrhaft in dem Sinn, daß er sein Wissen dem Leser aufdrängte, immer stellte er das Tatsächliche voran, zog bescheiden seine eigenen Folgerungen und überließ es dem Leser, wie weit er ihm zustimmen wollte. So erzählt Dr. Friedr. S. Krauß von ihm folgenden für seine Bescheidenheit typischen Zug: „Gelegentlich meines ersten Besuches bei ihm las mir M. H. während einer Wagenfahrt zu Kranken seine

[42]) Zeitschrift für österreichische Volkskunde XX (1914), S. 179.

[43]) Vgl. L. Fränkel a. a. O. S. 21.



große Arbeit vor, die er in dem von Thomas Achelis gegründeten „Archiv für Religionswissenschaft“ [14]) veröffentlichte. Seine damalige Auslegung des deutschen Hexenglaubens war von einem bezwingenden dichterischen Schwung. Ich machte ihn aber auf die gleichartigen Erscheinungen im slavischen Glauben aufmerksam und wies darauf hin, daß hier seine Auslegung nicht zutreffe. Er sann eine Weile nach, blickte mich mit seinen klaren Forscheraugen fest an, strich mit einem Bleistift die Auseinandersetzung durch und bemerkte: ‚Ich will die Abhandlung umarbeiten. Sie haben recht.‘“

Dagegen war es ein Vergnügen bei ihm zu lernen. Ein paar Stunden bei ihm waren mehr wert als ein paar Tage im Studierzimmer. Dr. Friedr. S. Krauß erzählt uns ein hübsches Erlebnis: „. . . . M. H. erwiderte da vom Wagen aus den Gruß eines etwa achtzehnjährigen Bauernburschen, der ihn in einer etwas vornehm-nachlässigen, doch sehr freundlichen Haltung vor dem Hauseingang stehend gegrüßt hatte. Es war ein bildhübscher Jüngling in schlichter oberbayerischer Volkstracht. Wir hatten eben von einem gänzlich mißlungenen Buche über die deutsche Frau gesprochen, und da fragte ich ihn: „Woher hat z. B. dieser junge Bursche, der Sie so artig begrüßte, seine Haltung, Würde und Schönheit her als von seiner Mutter? Seine Gebärden, sein Blick und seine Stellung erinnern mich lebhaft an die österreichischen Hochadeligen.“ M. H. griff die Bemerkung auf und führte mit wunderbarer Anschaulichkeit und Geschichtskenntnis aus, wie der Grundstock des alten österreichischen Erbadels dem bayerischen Volksstamme entsprossen sei, wie sich bei ihm uraltes deutsches Bauernwesen selbst in verfeinerter höfischer Lebensweise ein Jahrtausend hindurch behaupten konnte. So gab er mir aus dem Stegreif eine sehr lehrreiche und anziehende Probe seiner geistigen Eigenart, die ihn als einen der scharfsinnigsten Natur- und Menschenbeobachter auszeichnete.“

Wie dankbar war er für das Interesse, das man der Volkskunde entgegenbrachte! Er selbst suchte jüngere Kräfte für Arbeiten zu begeistern, von denen er voraussah, daß er sie nicht mehr werde bewältigen können. Er verkehrte gern mit jüngeren Leuten, von denen er wußte, daß sie sich für die Volkskunde interessieren. War ihm doch vor allem darum zu tun die nachfolgende Generation in der Liebe zur Heimat zu befestigen. Ganz besonders gern wandte er sich an jüngere geistliche Kreise. Er wußte, wie nahe der Geistliche dem Volke steht, wie niemand gleich ihm — vom Arzt vielleicht abgesehen — in der Lage ist das Volk in seinen innersten Regungen und Neigungen zu beobachten, in Freud und Leid ihm nahe zu sein.

Neidlos erkannte er die Erfolge anderer auf dem Gebiete der Volkskunde an, ja er unterließ es nie eine erfolgreiche Arbeit auch zu beglückwünschen. Wußte er es doch selbst am besten, welche mühsame Sammelarbeit hinter dem einfachsten Resultat der Volkskunde sich verbirgt! Dabei besaß er auch seinen Freunden gegenüber den Freimut ihre wissenschaftlichen Arbeiten der eingehendsten Kritik zu unterwerfen. Hier ließen ihn nie persönliche Rücksichten verleiten die Wahrheit nicht voll und ganz zu Worte kommen zu lassen.

Ein glänzender Lichtstrahl, der sich hindurchringt durch alle Arbeiten M. H.s, ein eigentümlicher Zug, der seinem ganzen Schaffen eine religiöse Weihe gibt, das ist die theologische Spekulation, die bei allen Fragen der Gegenwart, des geistigen Lebens, der exakten Wissenschaften, der Geschichte, der Überlieferung, der Sagen und Märchen stets zu ergründen sucht, wie sie sich in ihren letzten Zusammenhängen zur Religion, zu dem Verhältnis des Menschen zur Gottheit stellen. Und mit welch kindlich reinem Gemüte trat er heran an alle diese religiösen Fragen, die schließlich den letzten Grund auch aller Volkskunde bilden! Je tiefer er eindrang in den Geist der Heimat, des Volkes, der Germanen, immer klarer sah er vor seinen Augen die beiden Pole: Gott und Mensch, mochten auch die Verbindungsfäden zwischen beiden noch so verschiedenartig, noch so seltsam und wunderlich sein. Was er da erschaute und was er dann verkündete, das wurde ihm zum Heiligtum.

Was M. H. als Gelehrter war, das hat Dr. Friedr. S. Krauß am besten zu kennzeichnen gewußt, wenn er schreibt: „M. H. hegte eine unendliche Liebe für den heimatlichen Bo-

[14]) Gemeint ist der Aufsatz: Krankheits-Dämonen, in: Archiv für Religionswissenschaft II (1899), S. 86—164.



den und dessen Bewohner. Er beobachtete Land und Leute von frühester Jugend an, beobachtete vorzüglich, prägte hunderttausend Einzelzüge, die anderen entgehen, seinem Gedächtnis ein, verlebendigte in sich immer alles Wissen und suchte nach dessen Urgrund und Entstehung. Er war bereits ein echter und großer Forscher, ehe er seine Forschungen mit der Büchergelehrtheit vereinigte. So erreichte er Kenntnisse von bleibendem Nutzen für die Ausgestaltung der Folkloristik und stieg nur durch eigene und unverdrossene Arbeit zum Range des eigentlich bedeutendsten Begründers einer naturwissenschaftlichen deutschen Volksforschung auf. Ihn kann man doch nur mit einem Giuseppe Pitrè vergleichen. Seine Studien über Pflanzen, Tiere, Feldgebräuche, Feste, Gebildbrote usw., die viele Bände füllen, befähigten ihn wie keinen anderen zur Abfassung des Hauptwerkes der deutschen Folkloristik, des ‚Deutschen Krankheits-Namenbuches‘. Die Folkloristik als eine Scharfsinnwissenschaft und eine Kunst erlitt durch M. H.s Ableben den schwersten Verlust. Doch in seinen Büchern lebt er noch für Jahrhunderte weiter fort, und wenn so viele seiner Zeitgenossen, die sich hoch über ihn gestellt wähnten, längst verschollen und vergessen sein werden, als ob sie niemals gelebt hätten, wird eine naturwissenschaftlich höher gebildete Nachwelt seine Verdienste um die Wissenschaft vom deutschen Volkstum vollauf zu schätzen wissen.“

Freunde.

Längst war die Kunde hinausgedrungen in alle Gaue des Reiches, ja in alle Länder, die Kunde von dem fleißigen Gelehrten, dem tüchtigen Arzt, dem hilfsbereiten Menschenfreund. Aber auch in seiner Heimatstadt hatte man ihn schätzen gelernt. Wenigstens konnte er in dem glücklichen Bewußtsein keinen Feind zu haben, wenn auch nicht alle seine Bedeutung für seine Vaterstadt vollauf zu würdigen verstanden.

Niemand in Tölz konnte sagen, er habe mit M. H. am Biertisch Freundschaft geschlossen. Zu Biersitzungen hatte der Vielbeschäftigte ja keine Zeit. Darum hatte er auch keine Bierfreunde. Wohl aber waren Männer seine Freunde, deren hoher Geistesflug seine Seele mächtig anzog. Das waren vor allem die beiden Gelehrten vom Franziskanerkloster: der Exprovinzial Geistl. Rat. P. Anton Hammerschmid, ein gelehrter Botaniker und Philosoph, sowie sein Ordensgenosse Dr. P. Damasus Aigner, der „Steindoktor“, wie er als Geologe scherzhaft genannt wurde. Dieses Dreigestirn, M. H., P. Anton und P. Damasus, bildete sozusagen den Kern der Alpenvereinssektion, sie hatten auch den Löwenanteil an den vielen geistvollen Vorträgen während der langen Jahre, da M. H. Vorstand der Sektion war. Wer hätte denn die Bergmenschen besser gekannt als M. H., wer besser als P. Anton die heimatlichen Bergpflanzen, und wer besser das Gestein, auf dem diese Menschen und Pflanzen blühten und wuchsen, als P. Damasus?

Im Franziskanerkloster war M. H. 40 Jahre lang als Hausarzt tätig. In dieser langen Reihe von Jahren schlangen sich enge freundschaftliche Bande zwischen ihm und den schlichten Franziskussöhnen. Hier war M. H. fast wie zu Hause. Die reichhaltige Bibliothek des Klosters stand ihm für seine wissenschaftlichen Arbeiten jederzeit offen. Mit großem Interesse verfolgte er die wissenschaftlichen Bestrebungen im Kloster. Besonders für naturwissenschaftliche Studien zeigte er rege Anteilnahme. Seine kleine Fossiliensammlung und seine physikalischen Apparate schenkte er dem Kloster. Naturwissenschaftliche Studien regte er an und sie gaben ihm selbst manche Anregung. Seine scharfe Beobachtungsgabe erstreckte sich auf alle Vorgänge in der Natur, besonders auf meteorologische Erscheinungen.

Die Franziskaner, insbesondere seine engeren Freunde im Kloster, hatten den edlen, gelehrten und gläubigen Arzt schätzen gelernt. „M. H. war für alles Edle und Schöne begeistert; wenn er irgendwo ein Streben nach einem edlen Ziele antraf, das seine Sympathie erregte, war er gerne bereit dasselbe nach seinen besten Kräften zu unterstützen“ — so schreibt sein Freund P. Anton über ihn. „Wie gerne weile ich im Trinkstübchen des Franziskanerklosters“, bemerkte M. H. öfters seiner Gemahlin gegenüber, „bei Menschen, die so etwas Natürliches und Gemütvolles an sich haben und zugleich hochgebildet sind.“ Das waren keine Biersitzungen. Da fand er Männer, die seinen Arbeiten volles Verständnis entgegen-



brachten. Da konnte er dann gemütlich von seinen Arbeiten plaudern und andere über ihre gelehrten Arbeiten plaudern hören.

In dem Kampfe, den M. H. um die Begründung eines wissenschaftlichen Gottesglaubens in seiner Seele führte, stand ihm sein Freund P. Anton mit seiner philosophischen Bildung treu zur Seite. „Wir haben oft über diese Fragen gesprochen", schreibt P. Anton an den Verfasser dieses Lebensbildes. „M. H. wollte an einen transzendenten Gott glauben, aber doch auch Beweise für diesen Glauben haben. Ich erinnere mich noch, wie sein Angesicht leuchtete und wie er förmlich aufschnaufte, als ich ihm zweimal die nötigen Beweise unter meinem Mikroskop vorlegte. Von da an erhielten bei ihm auch die religiösen Übungen eine ganz andere Bedeutung. Bei all meinen Besuchen des letzten Vierteljahres, da er selbst sein unvermeidliches Ende erkannte, wollte er über nichts anderes mehr mit mir reden als über Gott, über unsere gegenwärtige Verbindung mit Gott und über unser Verhältnis zu Gott im Jenseits. Meiner Anweisung und Aufmunterung entsprechend hat er während seines schmerzlichen Krankenlagers sich viel mit Gott beschäftigt und er hat die hl. Sterbsakramente mit einer wunderbaren Andacht und Ergebenheit empfangen. Ich kann nicht anders sagen als: er war ein Wunder in Geduld und Ergebung in Gottes Willen, ohne Schrecken vor dem Tode, obwohl er als Arzt fast den Tag angab, an dem er sterben werde; der Gott, an den er glaubte, war seine Hauptbeschäftigung in den letzten Wochen." — — —

M. H. wußte aber auch das Vertrauen, das ihm das Kloster als Arzt schenkte, vollauf zu würdigen. Als ihm der Guardian des Klosters zu seinem 40jährigen „Klosterjubiläum" den Dank des Hauses aussprechen wollte, meinte H.: „Der Dank ist auf meiner Seite. Denn wer das Vertrauen des Klosters hat, hat auch das Vertrauen der Umgebung." Das Vertrauen der Leute war es, was M. H. so ungemein hochschätzte. Es kam M. H. nicht auf die im Vertrauen der Leute wurzelnde ärztliche Praxis an. Das Vertrauen als solches gab seinem ärztlichen Wirken Lebenskraft und Lebensfreude.

Unter den wenigen Tölzern, die M. H. näher kennen zu lernen die Gelegenheit und das Glück hatten, sei hier auch genannt der inzwischen (am 8. Januar 1916) verstorbene Bezirksamtmann von Tölz, Regierungsrat August Fischer.[45]) Die gemeinsamen Interessen führten beide Männer zusammen. Beide vertraten die Interessen des Bezirkes Tölz, der eine aus Liebe zur Heimat, der andere auch, und noch obendrein von Amts wegen. Beide verband ein tiefes Verständnis für die Geschichte des Bodens, auf dem sie standen. Beide waren mit dem Historischen Verein enge verwachsen: M. H. war im Verein die forschende Seele, Fischer die tätige Hand.

Ein gern gesehener Besuch in seinem Hause war Prof. Gabriel v. Seidl, „als Gast so häufig wie der Schnittlauch auf der Suppe", wie Seidl selbst in das Gastbuch der Familie schrieb. M. H. und Seidl, jeder Meister in seinem Fach, jeder in seiner Art ein Künstler, beide Naturen geistesverwandt, Freunde der Berge, beide einander gleich im Übermaß von Arbeit wie in freudiger Pflichterfüllung! Was mochten die Männer Jahr um Jahr besprochen haben auf ihren Wanderungen durch die Isarauen und Hochwälder? Sie sprachen wohl von der Heimat, ihrer Schönheit, ihrem Reize, von dem Einklang von Natur und Kunst. Seine Hochschätzung für seinen Freund M. H. kleidete Seidl einmal in die launigen Verse:

Der Hofrat Dr. Höfler Max
Dös is koa Preiß, dös is koa Sachs.
Dös is an eahm mir doppelt teuer,
Daß er an echter, guater Bayer.

So manches Jahr besuchte Seidl seinen treuen Freund. Der Sommer 1912 war verblichen und der Herbst zog ins Land. Seidl kehrte nach München zurück. Mit trauerndem Blick schied M. H. von Seidl, seinem lieben Freund. M. H. wußte, was Seidl nicht ahnte. Sein Scharfblick als Arzt sagte ihm: es war das letzte Mal, daß Seidl in Tölz weilte. Tief erschütterte ihn

[45]) Man vgl. den herzlichen und warmen Nachruf von G. v. Kahr in: Bayerischer Heimatschutz XIII (1915), S. 128–129.



die Nachricht vom Tode des Freundes. Er hat ihm einen warmen Nachruf gewidmet.[46])

Einen teuern Schatz, eine Magna Charta edler Gastlichkeit bewahrt die Familie M. H.s unter ihren Kostbarkeiten, das „Gastbuch" mit den schönen Zeichnungen von Gabriel v. Seidl. Es ist Zeuge des freundschaftlichen Verhältnisses, das M. H. mit vielen seiner Patienten, mit vielen Gelehrten und Freunden der Wissenschaft verband. Gern gedenken die Gäste der angenehmen Stunden, die sie im Kreise der Familie M. H.s verbrachten. Besonders der 6. Nov., der Tag der Leonhardifahrt, brachte stets Freunde aus Nah und Fern in M. H.s gastliches Haus.

Alljährlich wenn die Maisonne ihre freundlichen Strahlen herabsandte auf die Hügel und Berge, auf Wiesen und Bäche, da flogen sie fort, die Zugvögel aus dem Norden und Osten und Westen des Reiches, hin in das kleine bescheidene Städtchen, hin zu dem Arzt und Gelehrten, dessen Ruf längst hinausgedrungen war über die weißblauen Grenzpfähle seiner Heimat. Was machte denn Tölz so lebendig im Sommer? Es war die liebenswürdige Art des edlen Arztes, des feinsinnigen Gelehrten. Da stiegen sie ab beim „Herrn unterm Thurm". M. H. wollten sie besuchen, die alten Freunde vom verflossenen Sommer. Da fanden sie sich ein an der gastlichen Tafel des vielbeschäftigten Arztes, und glücklich schätzte sich der, der auch nur eine Stunde in seiner Gesellschaft verbringen konnte. Es lauschten seinen Worten die alten Freunde, die mit ihm grau geworden waren, und auch die wenigen Glücklichen, die sich seine Jünger nennen durften.

Wenn aber dann das Badeleben dem Höhepunkte zueilte, dann hätte es wohl der beste Freund für Unrecht gehalten den Vielbeschäftigten zu stören in dem Übermaß seiner Arbeit, selbst in dem geistvollsten Geplauder den Segen zu hemmen, den er mit vollen Händen ausstreute. Dann konnte man ihn nie zu Hause treffen Stets war er unterwegs vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein.

Da lud M. H. dann die Freunde ein mit ihm hinauszufahren ins „Gäu", wie er scherzend zu sagen pflegte, zu den Kranken, die er besuchen mußte. Es war ein Genuß mit ihm zu fahren, seinen Naturbetrachtungen zu lauschen, zu sehen, wie ihm da das Herz aufging für den großen Gott, der die schöne Bergwelt seiner Heimat geschaffen.

Einer seiner liebsten Freunde auf sommerlicher Fahrt, das war der allzeit schalkhafte Maler Professor Wenglein, der seit dreißig Jahren allsommerlich nach Bad Tölz kam. M. H. war allen aus innerstem Herzensgrunde dankbar, die sich in seine schöne Tölzer Heimat liebend vertieften, um so mehr seinem Freunde Wenglein, dem Meister der Farbe im Isarwinkel. Ihm widmete er darum auch die 7. Auflage seines „Führers durch Bad Tölz und Umgebung", ihm, „dem gottbegnadeten Künstler, der mit seinem Schaffen ganz in seinem Vaterlande Oberbayern wurzelt und mit feinfühlendem Auge die Naturschönheiten seiner Heimat und besonders die des Isartals empfand, der namentlich den hohen Ernst der Moränenlandschaft in der Umgebung von Tölz zuerst in formvollendetem Bilde zu erfassen und mit allem Farbenreize wiederzugeben verstand und der das Verdienst hat, dieselbe der Allgemeinheit in solcher Weise bekannt gemacht zu haben." Wengleins Bilder vom Isarwinkel fanden den Weg in alle Lande und brachten die Kunde von Tölz auch dorthin, wo man vom Bad und seinen Heilquellen noch nichts wußte. In richtiger Wertung der großen Verdienste Wengleins um Tölz beantragte M. H. bei der Stadtverwaltung die Ernennung Wengleins zum Ehrenbürger von Tölz. In dankbarer Anerkennung dieser freundschaftlichen Gesinnung schenkte ihm Professor Wenglein eines seiner schönsten Gemälde, das M. H. stets über seinem Schreibtisch hängen hatte und das er immer wieder gerne ansah. Oft betrachtete er eine Landschaft nur vom Wengleinschen Standpunkte aus, wie der sie wohl malen und in Farben wiedergeben würde. Aber auch Professor Wenglein hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß er bei M. H. in die Schule gegangen, daß M. H. ihn begeistert hat für manche seiner schönen Isarlandschaften. Was für eine bessere Schule gibt es für den Maler als ein tief empfindendes Gemüt, das ganz verklärt ist von der Schönheit der umgebenden Natur, eine Seele, die selbst Natur ist in ihrer schlichten Einfachheit und Schönheit, als ein M. H., der jeden Weg und Steg kannte, bei dem jedes Häuschen seine Geschichte hatte, dem jedes Bauern Ahnen alte Bekannte waren, M. H., die wandelnde Chronik, der die Schönheit vergangener Tage mit der sommerlichen Pracht der Gegenwart in sich vereinte? —

46) Bayerischer Heimatschutz XII (1914), S. 59—60.



An den Pforten der Ewigkeit.

Und ob sich auch die Jahre gleichen,
Ein jedes spiegelt neu zurück
Ins Menschenherz die Hoffnungszeichen
Von nahem, reichen Lebensglück.
(Dazenberger)

Einem Hochzeitsgedichte an ein glückliches Brautpaar entstammen diese Verse, die M. H. seinem „Familienbuch" als Geleitworte voransetzte. Nahes, reiches Lebensglück bot Jahr um Jahr des glücklichen Familienlebens, das M. H. und den Seinen beschieden war. In aller Stille feierten M. H. und seine Gemahlin am 14. April 1910 ihre silberne Hochzeit. So reihte sich Jahr an Jahr, jedes ein stummer Zeuge eifrigen Schaffens und häuslichen Glückes. Es kam das Jahr 1913 heran. 40 Jahre waren es, seit sich M. H. in Tölz als Arzt niedergelassen hatte. Und da dachte nun auch Tölz daran den größten seiner Söhne zu ehren. Am 27. September 1913 wurde M. H. durch einstimmigen Beschluß der städtischen Kollegien „in dankbarer Anerkennung der hohen Verdienste, welche sich derselbe um seine Vaterstadt Bad Tölz durch seinen vorbildlichen Bürgersinn, als allzeit hilfsbereiter Arzt und Menschenfreund, als unentwegter Förderer des Kurwesens und als anerkannter Erforscher der Lokalgeschichte erworben hat", zum Ehrenbürger von Bad Tölz ernannt. Seinem Dankschreiben an die beiden Kollegien legte M. H. den Betrag von 10000 Mark bei als Grundstock für den unbedingt notwendigen Bau eines neuen Kurhauses.[47]) Er gab damit aufs neue den Beweis, auch jenen, die es bisher noch nicht eingesehen hatten, daß ihm die Förderung des Bades und seiner Vaterstadt vor allem am Herzen lag.

Noch im gleichen Jahre, vom 28. Oktober bis 18. November 1913, unternahm M. H. in Begleitung seiner Gemahlin und seiner Tochter eine Reise nach Sardinien. Es war seine letzte Reise. Mit reicher Ausbeute kehrte er von dem an Volksgebräuchen so reichen Sardinien in seine Heimat zurück. Es wäre wohl noch ein größeres Werk über seine hier gemachten Beobachtungen zu erwarten gewesen, hätte ihn nicht der Tod daran gehindert. Noch auf dem Krankenbette mußte ihm seine Tochter die Korrekturbogen seines letzten Artikels „Wasserkult und Badewesen auf Sardinien" vorlesen. In diesem an Illustrationen so reichhaltigen Artikel kommt er zu dem Ergebnis, daß sich im sardischen Badewesen die Verbindung des Wasserkultes mit dem Totenkult bis auf unsere Zeit nachweisen lasse. Im Frühjahr 1914 hat er außerdem über diese seine Reise noch zwei Vorträge gehalten, und zwar einen im „Bayerischen Verein für Volkskunst und Volkskunde" in München, den anderen im „Historischen Verein" in Freising.

Es war ein schöner Frühlingsnachmittag, als M. H. auf Vermittlung des Verfassers dieses Lebensbildes, der Einladung des Vorstandes des „Historischen Vereins Freising", Lyzealrektors Dr. Schlecht, folgend, nach Freising kam. Welch entzückende Freude war es für M. H. von der weitbeherrschenden Höhe des Domberges hinab- und hinausblicken zu können über die weite bayerische Hochebene, unter Professor Schlechts kundiger Führung die reichen Kunstschätze des Domes und des Freisinger Klerikalseminars zu betrachten! Zu einer seiner letzten Arbeiten „Friedhofs-Kröten"[48]) erhielt er auf Freisings kulturhistorisch so merkwürdigem Boden die Anregung.

Es war eine herrliche Fülle überraschender Beobachtungen, unvergeßlicher Eindrücke, die er am Abende dieses Tages den dankbar lauschenden Zuhörern zu bieten wußte. Damals hat er ein für die Entwicklung der Naturwissenschaften wie besonders der Religionswissenschaft geradezu programmatisches Wort gesprochen, das festgehalten zu werden verdient, das zeigt, daß er nicht ein Verächter des „Aberglaubens" war, sondern daß er den „Aberglauben" als die Wissenschaft einer vergangenen Zeit betrachtete: „Unsere Nachkommen werden ein mitleidiges Lächeln haben für den naiven Aberglauben unserer auf ihre naturwissenschaftlichen Ergebnisse so stolzen Gegenwart." — Mochte damals auch seine Stimme schon merklich nachlassen, sein Organ bereits etwas an-

[47]) Vgl. unten S. 121.
[48]) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin XXV (1915), S. 123—126.



gegriffen erscheinen, wer hätte den Gedanken gehegt, daß dieser für seine Sache so begeisterte Redner, der mit jugendlicher Frische seine Zuhörer zwei Stunden lang zu fesseln wußte, bald zu den Toten zählen werde?

Bereits im Jahre 1913, am 6. März, hatte M. H. in der „Bayerischen Staatszeitung"[49]) einen Artikel erscheinen lassen: „Bayerische Volkskunde", in dem er es lebhaft bedauert, daß wir in Bayern kein Zentralorgan besäßen, in dem volkskundliches Material gesammelt werden könnte. Seine Anregung fiel auf fruchtbaren Boden und es ist nicht in letzter Linie gerade sein Verdienst, daß schon im Jahre 1914 der erste Jahrgang der „Bayerischen Hefte für Volkskunde" an die Öffentlichkeit treten konnte. Er schrieb für diese Hefte noch die beiden Artikel „Die Kellerassel"[50]) und „Gebildbrote in Tierform. I. Das Pferd."[51]) Es war ihm nicht mehr vergönnt die weiteren Artikel „Die Tiere in der Volksmedizin" und „Das Zauberbrot", die er in Aussicht gestellt hatte, zu vollenden. Ja, wie vieles hätte er noch gern getan und er konnte es nicht mehr vollenden! Seine Kräfte begannen zu sinken . . .

Das Jahr 1913 war für ihn ein schicksalschweres Jahr geworden. Gabriel von Seidl, sein bester Freund, war zu den Toten gegangen. Mit Freundestreue erzählt er im „Bayerischen Heimatschutz"[52]) seine „Tölzer Erinnerungen an Gabriel von Seidl." Drüben bei Wackersberg stand die uralte, riesenhafte Seidl-Linde. Hunderte von Jahren hatte der mächtige Baum in das Land geschaut. Wenige Wochen nach Seidls Tod stürzte sie zusammen. Traurig sah sie M. H. zusammenbrechen — ein Bild gebrochener Manneskraft, ein Stück versinkenden Volkstums! Rief sie nicht eine düstere Ahnung wach im Herzen des überlebenden Freundes? — —

Der denkwürdige Juli 1914 kam heran. Das neue Kurhaus in Tölz, das letzte Werk seines toten Freundes, war eben eröffnet worden.[53]) Da klang die Kriegstrommel durch die friedliche Stadt und alles eilte zu den Waffen. M. H.s Sohn zog fort in den Krieg wie einst sein Vater. Düstere Sorgen drückten auf das Herz eines jeden Patrioten. Da ward auch M. H. traurig, so traurig wie noch nie in seinem Leben. Was wird wohl werden aus der reichen Friedenssaat, die er in langen Jahren gehegt und gepflegt hatte? Wer wußte es? —

Doch bald faßte er wieder neuen Mut. Die ersten Verwundeten kamen zurück. Es erwachte in ihm der junge Sanitätsoffizier von anno Siebzig. „Man kann nie genug tun für die Soldaten draußen im Felde." Mit väterlicher Sorgfalt nahm er sich der Verwundeten in den Tölzer Lazaretten an. Mit Rat und Tat stand er dem „Frauenverein vom Roten Kreuz" zur Seite.

Nicht lange mehr! Am 5. September fuhr er zum letzten Male mit seinem Doktorwägelchen übers Land. Dann begann für ihn ein schmerzvolles Krankenlager. Damals trug er noch die Hoffnung in sich, „wenn Gott es will", wieder aufzustehen. Am 17. Oktober reiste er im Automobil nach München, um sich in der Klinik von Hofrat Krecke mit Radiumbestrahlung behandeln zu lassen. Als er auf der Fahrt nach München am Kloster der Franziskanerinnen in Reutberg vorbeikam, da ward er traurig, recht traurig. Viele Jahre war er hier Hausarzt gewesen. Reutbergs freundliche Klosterbewohner hatte er achten und schätzen gelernt und mit Reutbergs Geschichte war er wie keiner vertraut.

In München besuchte ihn sein Freund Professor Wenglein und heiterte ihn auf durch seinen schalkhaften Humor. „Sie werden jetzt wohl bald auch Radium in Ihren Tölzer Quellen finden, wenn Sie wieder gesund sind. Das wird eine Freude sein!" „Nein, mein Freund! Ich finde nichts mehr. Mit mir geht's dem Ende zu. Krecke will mich nicht mehr operieren." Am 8. November und wiederum am 28. November wurde die Radiumbehandlung zu Hause je fünf Tage lang wiederholt. Doch es war vergeblich. Ein Leberkarzinom, das ungewöhnlich rasch voranschritt, weihte ihn dem Tode. „Es ist eine

---

[49]) Bayerische Staatszeitung, Kgl. bayer. Staatsanzeiger I (6. III. 1913), Nr. 55, S. 2.

[50]) Bayerische Hefte für Volkskunde I (1914), S. 141—142.

[51]) A. a. O. S. 145—155.

[52]) XII (1914), S. 59—60. Vgl. oben S 118.

[53]) Vgl. oben S. 120.

Ironie," sagte der Kranke zu seinem Freunde P. Anton Hammerschmid, „daß ich gerade an der Krankheit sterben muß, die ich so sehr bekämpft habe". Am 25. November versah ihn sein Freund mit den heiligen Sterbsakramenten.

Über seine wissenschaftlichen Arbeiten sprach er nur mehr wenig. Er gab seiner Tochter nur noch den Auftrag, auf das fertig vorliegende Manuskript über gallokeltische Volksmedizin zu schreiben „Vielleicht zu veröffentlichen", auf ein anderes „Aus der Küche des Volksmediziners". Vor der Majestät des Todes muß auch die Wissenschaft verbleichen. Nur der Theologe blieb in ihm lebendig. Die Grundfrage all seines wissenschaftlichen Strebens trat lebendig vor seine Seele. Das Verhältnis des Menschen zu Gott, dieses Königsproblem aller Wissenschaft, beschäftigte nun allein seine von dieser Welt Abschied nehmende Seele. Wir haben an anderer Stelle berichtet, was uns sein Freund P. Anton von seiner gottsuchenden Seele erzählte. —

Aber auch von der lieben Heimat mußte er nun auf immer Abschied nehmen. Wie gerne wäre er hinausgeeilt in Gottes Garten wie ehedem in wonnigen Frühlingstagen. Aber nun war's nicht mehr Tag und nicht mehr Frühling. Abend war's geworden und der lebensmüde Winter war gekommen. Da griff er noch zu seinem liebsten Buche, zu Webers „Dreizehnlinden". Sie sollten ihm die letzten Lieder singen von der trauten, vielgeliebten Heimat.

Die Freunde, die von seiner Krankheit hörten, eilten herbei, um ihn noch einmal zu besuchen. In die Hand des Bezirksamtmannes von Tölz, Regierungsrat Fischer, legte er sein historisches Testament, seine letzten Wünsche hinsichtlich des „Historischen Vereins". Er empfahl ihm, Ausschau zu halten nach jugendlichen Kräften, die weiterschreiten auf der betretenen Bahn der Forschung, Ausschau zu halten nach tätigen Freunden der Heimat und der Scholle, ferner auch noch eine Neuauflage des „Führer durch Bad Tölz und Umgebung" zu besorgen. Auch die Gemahlin und Tochter seines Freundes Gabriel von Seidl und Frau Professor Andree besuchten ihn.

In seinen letzten Tagen noch beschäftigten ihn die Gedanken an seine innig geliebte Mutter. Die Mahnung, mit Ehrfurcht und Liebe ihrer Mutter zugetan zu sein, war sein Testament an seine Kinder.

Es kam der 8. Dezember heran. Nachmittags besuchte ihn noch Regierungsrat Fischer. „Er kannte mich an der Stimme, tastete nach meiner Hand und führte sie mit einem langen Abschiedsblick an seine Lippen. Das war um ½3 Uhr. Dann fragte er mich, wie ich herkam und wieviel Uhr es sei." Um 6 Uhr empfing er von P. Anton noch die heilige Ölung und abends um ½10 Uhr verschied er sanft und friedlich. —

Im Waldfriedhof.

Kaum hatte der treue Ekkehart seiner Heimat die müden Augen geschlossen, da drang die Trauerkunde hinaus in die deutschen Lande, hinüber zu den Freunden nach Österreich, nach Osten und Westen bis hinein in die winterliche Kälte des Schützengrabens. Der kampfesfrohe Wächter am Rhein und der getreue Hüter der Ostmark, sie hielten einen Augenblick inne und ihre Gedanken eilten heimwärts an den Isarstrand, an die Bahre des Mannes, dessen Feder ein Menschenalter lang das verherrlicht, das besungen hatte, was auch ihnen die Waffen in die Hand drückte, — die Liebe zum Vaterland. Wie sollte man's denn glauben, daß der Mann, der so viel Leben gespendet, Leben dem Leib und Leben dem Geiste, nun auch zu den Vätern gegangen sei!

So trug man ihn denn am Freitag, den 11. Dezember, in den neuen Tölzer Waldfriedhof hinaus und bettete ihn in eine stille Gruft. Vier schlug es auf der Friedhofsuhr, als sich der lange Trauerzug in Bewegung setzte. Von nah und fern waren sie herbeigeeilt, um dem lieben Toten die letzte Ehre zu erweisen, Gelehrte und Leute aus dem Volke, Reiche und Arme, Bürger und Bauern, Ärzte und Geistliche, alle Stände waren vertreten. Nach einer erhebenden Trauerrede des Stadtpfarrers Wehr ergriff Regierungsrat Fischer das Wort:

„Geehrte Trauerversammlung! Als ein Teil von uns am 30. April vorigen Jahres um Gabriel von Seidls Grab geschart war, da beherrschte alle das Gefühl, daß unser schöner Ort nun seinen künstlerischen Führer und Berater verloren habe, und heute stehen wir an der offenen Gruft des geistvollen und tiefgründigen Erforschers der Geschichte des Isarwinkels. Man kann sich das Schaffen dieser beiden bedeutsamen, in warmer Freundschaft verbundenen Männer kaum getrennt vorstellen. Denn in so enger Wechselwirkung stand Seidls auf treuester Wahrung der Überlieferung beruhende Kunst, sein streng geschichtlicher Stil zu der aufklärenden Pionierarbeit des Forschers und Historikers, daß einer dem anderen gleichsam das Rüstzeug seiner Arbeit in die Hand reichte. Nun liegen beide, der Künstler und der Gelehrte, im kühlen Rasen gebettet, und ratlos stehen die Zurückbleibenden an diesem Grabe. Der Verfasser des in seiner Gründlichkeit und der überquellenden Fülle an geschichtlichem Stoff vorbildlichen Führers durch Tölz und den Isarwinkel, der Autor der zahllosen Abhandlungen über geschichtliche und kulturhistorische Themen — ich erinnere nur an seine bahnbrechenden Studien über Gebildbrote und das kompendiöse, in seiner Art einzig dastehende Werk über Volksmedizin —, der nimmermüde, rastlos auf seinem Posten stehende Vortragende und Lehrmeister unserer historischen Vereinsabende ist aus unserer Mitte geschieden. In den letzten Tagen seines von schwerem Leiden umdüsterten Lebens hat er mir seinen letzten Willen in Bezug auf die Pflege der Ortsgeschichte ans Herz gelegt und mich mit rührender Eindringlichkeit gebeten, nicht nur selbst auf diesem Felde weiter tätig zu sein, sondern auch Ausschau nach jungem Nachwuchs zu halten. Ja, Schüler wollen wir dir gerne sein und werben, den Meister aber wird keiner erreichen. Der Gedankenreichtum, der sich hinter seiner kühngewölbten Denkerstirn barg, ist keinem von uns Überlebenden eigen. Solch staunenerregendes Wissen läßt sich nicht ohne weiteres auf einen beliebigen Nachfolger übertragen.

Wohl wissend, was die deutsche Wissenschaft an ihm besaß, hat Alt-Heidelbergs Alma mater ihm den höchsten Ehrengrad, den deutsche Universitäten zu vergeben haben, verliehen und ihm den Doktorhut auf die Stirn gedrückt.

Aber nicht in weltfremder Verstiegenheit des trockenen Stubengelehrten hat M. H. sich hinter seine Bücher und vergilbten Urkunden vergraben, nein, er stand mitten im pulsierenden, blühenden Leben und neben den idealen Gütern hat er das materielle Wohl seiner Mitbürger und seiner Heimat mit bewundernswerter Tatkraft und zähem Eifer gefördert, nicht nur als hingebender, aufopferungsvoller Arzt, sondern auch als langjähriger Vorstand des für das wirtschaftliche Blühen und Gedeihen unserer Stadt so wichtigen Kur-, Ortsverschönerungs- und Fremdenverkehrs-Vereines. Was er an dieser verantwortungsvollen Stelle als unerschrockener, über den Parteien stehender Führer geleistet hat, soll ihm unvergessen sein. Seine Vorstandschaft kennzeichnet die Epoche des blühendsten Aufschwungs seit Bestehen unseres Kur- und Badeortes, weshalb ihm auch seine heißgeliebte Vaterstadt in richtiger Erkenntnis seines Wertes das Ehrenbürgerrecht verlieh.

Nun ist er von uns gegangen, um auszuruhen von den Qualen eines tückischen Leidens. So leb denn wohl! Solange eine Isarwelle durch dieses Tal rauscht, solange die Benediktenwand auf diese Gaue niederschaut, wird dein Name, dein Andenken gesegnet sein." —

Im Namen der Alpenvereinssektion Tölz legte Bezirksamtsassessor Dr. Henning einen Kranz am Grabe nieder, einen weiteren im Namen der Krankenheiler Jodquellen-Aktiengesellschaft Justizrat Maurmeier; Universitätsprofessor von der Leyen überbrachte die letzten Grüße des Vereins für Volkskunst und Volkskunde in München, Stabsarzt Dr. Jungmayr sprach namens des Tölzer Ärzte-Lokalvereins. Zuletzt ergriff das Wort ein alter Freund des Entschlafenen, Bankprokurist B a u m a n n aus München, als Vertreter des Historischen Vereins von Oberbayern:

„Hochansehnliche Trauerversammlung! Hofrat Dr. M. H. ist nicht mehr! Welche Gefühle, welche Gedanken und Erinnerungen lösen diese Worte aus! Gefühle tiefsten Schmerzes über den herben Verlust eines treubesorgten Gatten, eines teuren Vaters, eines treuen Freundes und Beraters, eines edlen



Charakters und eines trefflichen Mannes von deutscher Gründlichkeit, deutscher Ehrlichkeit und deutscher Schaffenskraft — Gedanken an ein Leben voll emsigen, erfolgreichen Wirkens — Erinnerungen an den Träger großer idealer Gedanken!

Im Namen und Auftrage des Historischen Vereins von Oberbayern, als dessen Mandatar für den Bezirk Tölz der Verblichene seit dem Tode des unvergeßlichen Notars Eisenberger, also seit 27 Jahren, mit bestem Erfolge tätig war, möchte ich ihm heute aus vollem Herzen danken für alles Gute, Schöne und Edle, das er uns in seinem Leben gegeben. Ich fühle mich nicht berufen und es würde auch zu weit führen, die reiche, vielseitige wissenschaftliche Tätigkeit des Entschlafenen hier eingehend zu schildern. Nur das eine möchte ich betonen: Hofrat Dr. Höfler war von einer seltenen Begeisterung, ja, wie wir oft Gelegenheit hatten uns zu überzeugen, von einer wahrhaft rührenden und erhebenden Liebe zur Heimatart und Heimatscholle beseelt. Seit Dezennien war er erfolgreich bemüht, die Vergangenheit von Bad Tölz, dessen Ehrenbürger er gewesen, und die Geschichte des bayerischen Oberlandes überhaupt auf allen Gebieten des kulturellen Lebens zu erforschen und darzustellen. Voll hoher Wißbegier, ausgestattet mit einer feinen Beobachtungsgabe und einem Arbeitseifer ohnegleichen, hat er das wissenschaftliche Rüstzeug zur Erfüllung seiner Aufgabe jahrzehntelang sammelnd sich geschaffen, und so hat er durch seine zahllosen historischen, kulturgeschichtlichen, volksmedizinischen, folkloristischen, etymologischen und anthropologischen Schriften, Abhandlungen und Vorträge dazu mitgewirkt, neuen Erkenntnissen Bahn zu brechen, neue Forschungen einzuleiten, neue Tatsachen ans Licht zu ziehen und zu neuen Auffassungen zu führen. Hofrat Dr. Höflers Ruf als Arzt und Gelehrter ist weit über die Grenzen unseres engeren Vaterlandes hinausgedrungen.

Edler Entschlafener! Du weilst nicht mehr unter uns. Nach einer schweren Krankheit bist Du eingegangen zur ewigen Ruhe. Aber Dein Genius lebt in und mit uns fort. Für Dein verdienstvolles Wirken im Historischen Vereine von Oberbayern, dem Du 40 Jahre lang die Treue und Anhänglichkeit bewahrtest, sprechen wir Dir mit bewegtem Herzen unseren tiefgefühlten Dank aus. Der Same, den Du ausgestreut hast, ist nicht auf steiniges, unfruchtbares Erdreich gefallen. Das Vermächtnis, das Du uns hinterlassen, die Förderung der Heimatgeschichte und Heimatkunde, wollen wir als ein kostbares Kleinod in Deinem Sinne weiter hüten und pflegen. Als ein äußeres, wenn auch schwaches Zeichen unserer Dankbarkeit, Liebe und Verehrung, lege ich namens des Historischen Vereins von Oberbayern mit trauererfülltem Herzen diese Blumen auf Deine Ruhestätte nieder, und indem wir von dem Grabe aufwärts blicken zu Deinem verklärten Geiste, der von den Sternen uns grüßt, geloben wir:

Wir wollen dir bewahren,
Was Du so recht verdienst,
Ein treu' Gedenken, lieb' Erinnern,
Das auferstehen läßt im Innern,
Was uns nach außen unterging." — — —

Längst war die todmüde Wintersonne hinabgetaucht hinter die Benediktenwand und bereits erglänzten die ersten Sterne über dem stillen Friedhof, als die Schar der Trauergäste langsam schweigend den Waldfriedhof verließ. Die Gedanken aller eilten in die düstre Zukunft. „Jetzt haben wir den Höfler verloren, das bedeutet für Tölz den zweiten Krieg." [54])

Unter den Darstellungen des Totentanzes findet man manchmal das Bild: Der Tod in der Studierstube des Gelehrten. Dem alten Mann nimmt er die Feder aus der Hand. So rasch sie eilte, sie war nicht schnell genug die Gedanken des alten Mannes festzuhalten, der horchenden Mit- und Nachwelt sie zu vererben. Ein volles Menschenalter hat M. H. seiner Wissenschaft gewidmet. Aus der lebendigen Seele des Volkes holte er sich die Bausteine in endloser Zahl für sein wissenschaftliches Gebäude. Nun sollte der Bau beginnen, die große Synthese all das zusammenfassen, was er gesammelt hatte. Da starb der Baumeister. Wer möchte es wagen sein Erbe anzutreten? Er müßte ein Arzt sein mit

[54]) Vgl. oben S. 99.



reichem Wissen und sicherem Können, Tag und Nacht bereit im Dienste der leidenden Menschheit. Er müßte aber zugleich sein ein Gelehrter mit eiserner Arbeitskraft, mit geistvoller Denkerstirn, mit aufrichtiger Liebe zum Volke der Heimat. M. H.s Schüler werden sich in die Arbeit des Meisters teilen müssen. Seine Gebildbrote, seine Götterlehre, seine Volksmedizin erfordern gesonderte Bearbeitung.

M. H. aber ruht aus im Waldfriedhof im Lichte der heimatlichen Bergsonne, im Schatten der rauschenden Tannen, am Fuße der Benediktenwand — ein Mann, der für drei Zeiten lebte: für die Geschichte der Vergangenheit, für die kranke Menschheit der Gegenwart, für die Zukunft der deutschen Wissenschaft. — Er schläft den wohlverdienten Schlaf, doch als Lebendiger unter den Toten!

Erinnerungsblatt auf das Grab des Herrn Hofrat Dr. Max Höfler

von Hedwig Kiesekamp (L. Rafael).

Ein wunderschöner Morgen im Monat Mai . . . Die Berge stehen im Sonnenduft, die hohen Spitzen des Karwendel und der Achenseer Berge schneebedeckt. — Die nahen Häupter des Blombergs und Zwiesel geschmückt mit dem jungen Grün des Frühlings. Blaugrün, mit weißen Schaumwellen strömt die Isar vom Hochgebirge her, in ihrem weiten, malerischen Bett dahin, der Hauptstadt München, der Donau, dem Meere zu. Flößer, das Edelweißsträußchen am Lodenhut, ziehen mit zu Tal. Ihr heller Juhschrei mischt sich harmonisch dem Rauschen des Wassers, der tiefen Stille des Morgens, die auf der wunderschönen Landschaft ruht. Ja, schön bist du, mein Bayerland mit deinen Bergen und Matten und hellen Kieselbächen, mit der kräftigen, lebenspendenden Luft, die dein Wesen kennzeichnet, das Wesen der Menschen, die sie atmen, die deine Kinder sind — frisch, froh, stark, stolz wie du!

Vom Städtchen her, das mit dem gotischen Turm seiner stattlichen Pfarrkirche, mit den malerischen, schindelgedeckten, von außen bunt bemalten Häusern seiner Hauptstraße einen anheimelnden Eindruck macht, kommt über die Brücke, die den Isarfluß überquert und das Städtchen Tölz mit Bad Krankenheil verbindet, ein Wagen gefahren. Eine halb offene Viktoriachaise ist's, zwei starke braune Pferde sind angespannt. Ein Kutscher in kleidsamer, einfacher Livree lenkt sie. Im Wäglein sitzt, die Augen auf das Zeitungsblatt in seiner Hand geheftet, ein Herr mit braunem Haar und rosig gesunder Gesichtsfarbe. Und wie nun der Wagen hält vor einem der Gasthöfe des Badeorts, der Doktor mit elastischer Bewegung sich aus dem Fuhrwerk schwingt und die Treppe des Gasthofs hinaneilt, da freut sich der Beschauer an der Festigkeit und Kraft und Frohmut ausströmenden Erscheinung des jungen Arztes: Doktor Höfler ist gekommen, seinen zahlreichen Patienten im Badeort den Morgenbesuch abzustatten. Ein kurzes Pochen an der Tür und dem einladenden Herein folgend betritt der Arzt die Wohnung. Rasche, kurze Bewegungen. „Nun, wie geht's heute?" Ein forschender, die ganze Persönlichkeit des Patienten, Leib und Seele umfassender und beherrschender Blick aus den braunen, klugen, gütigen Augen des Arztes, und — der Rat aus wohlwollendem Munde folgt, sicher und kurz die Anordnungen. — Ist eine Untersuchung nötig, — so geschieht sie — gründlich — und die Diagnose steht fest. —

Dr. Höfler gehört zu den Ärzten, die den intuitiv sichern Blick besitzen, den Seherblick, der Herz und Nieren durchschaut, und gestützt auf gründliche Kenntnis, auf ein glänzend vollendetes Studium seiner Wissenschaft, fast nie in die Irre geht. Durch eine Reihe von Jahren hab' ich ihn so gesehen und schätzen, ja lieben gelernt. Mein Mann dankte ihm die Herstellung seiner Gesundheit. Kinder und Enkel hat er mir behütet und aus böser Krankheit errettet. —

Durch Wochen und Monate hab' ich ihn hin und her fahren sehen, den leichten, kleinen Wagen mit dem braunen Gespann, mit dem Insassen, den die ganze Gegend kannte und liebte als den Wohltäter, den Freund, den Vater möcht' ich sagen des Badeortes Tölz und seiner lieblichen Umgebung! — Die Landleute kannte er alle. Wenn man — leider konnte es nur selten der Fall sein, da die Zeit des Übereifrigen allzu sehr belastet war —, wenn man einmal das Glück hatte einen freundschaft-

lichen Spaziergang mit ihm zu unternehmen, da war es eine Herzensfreude zu beobachten, wie er sie alle zu den Seinigen zählte: die Arbeiter auf den Wiesen, die Steinsucherinnen in der Isar, den Bettler am Wege, die Häusler und Hofbesitzer, Groß und Klein, Arm und Reich. — „Unser Doktor" — hieß es überall! Und ein Fragen hin und wider, nach Gesundheit und dem Stand der Feldfrucht, und dem Gedeihen des Viehstandes. Er schloß die Herzen auf, und die Herzen teilten alles mit, was das Leben dieser einfachen Menschen bewegte. Sie liebten ihn, er liebte sie. Er war ihrer Art — ein echter Sohn seines oberbayerischen Berglandes. Und wie das Wesen der Menschen, so hatte er auch die Beschaffenheit des Bodens erforscht und erfaßt. Er kannte die Kräuter und Pflanzen, die Blumen und Pilze, die Steine und Erdarten nach Form und Herkunft. Eine Herzensfreude war es, mit ihm zu wandern durch die Fluren seiner Heimat, ihm zuzuhören, wie er auf die Besonderheiten und die Schönheit der Bergformation, der ziehenden Wolken mit Schatten und Licht hinwies, hier ein unscheinbares Kräutchen brach und es als etwas gar Eigenes offenbarte, dort ein Stückchen Stein am Wege fand, dessen Herkunft nach Zeit und Ortschaft genau herzuweisen wußte. Wie sein Auge strahlte, sein Wesen sich hob, wenn er den Zugereisten die Herrlichkeiten seiner Heimat zeigen durfte! —

Eine Wanderung zur Baunalm ist mir unvergeßlich geblieben. — Strahlendes Himmelblau. Auf dem Hochplateau, über das man hinschreiten muß, um die am Abhange des Blombergs gelegene Baunalm zu erreichen, das Wiesenland in Blüte und Duft, Millionen und aber Millionen Blumen, Millionen und aber Millionen summender Hummeln und Bienen, sich berauschend an dem süßen Seim der Blüten. Wie eine seltsame goldene Zauberglocke tönte dieses Summen hinein in die tiefe, seelige Mittagsstille. Von zartem Sonnenduft überhaucht lag das Dörfchen Wackersberg vor unseren Blicken. Wir durchquerten es und freuten uns an den sauberen, von Grasgärtchen umgebenen Häusern, an den barfüßigen Knaben und Mädchen, die alle gelaufen kamen „Unserm Doktor" ein Händchen zu geben, ihm ein Blümchen zu bieten. Überall flogen die Lodenhüte von den Häuptern. Ein treuherziges „Grüß Gott" begrüßte den Doktor, den Freund, den Wohltäter aller! — An der Pestkapelle vorüber, über blumige Matten, helle Rieselbäche überquerend, unter breitästigem Ahorn, prachtvollen schlanken Edeltannen, bald in tiefem Schatten, bald in brennendem, leuchtendem Sonnenglanz — langsam ging's aufwärts! — Ein helles „Juhu" von oben! Da — auf der Matte in einer Waldlichtung liegt die Sennhütte. — „Juhu! Juhu! Und grüaß Ihna Gott viel tausend Mal", ruft die Sennin. „Herr Doktor! Jessas! Jessas! Was ist das für a Freid, daß Sie kommen san die Muatter einmal zu besuchen auf der Baunalm. Und die fremden Leut haben S' mit Ihna bracht. Grüaß Gott alle miteinander! Und a Glas warme Milch sollt's haben und an Ziegenkas. Jessas! Jessas! Und es hat mi wieder zwickt in mein linken Fuaß, Herr Dokter. Net wahr, da helfens mir a a bissel?" — —

O du stille, stille Baunalm unter hohen Tannen auf grüner Matte, wo die Herde am Abhang weidet, die Glöcklein läuten, die Quelle hell und rauschend zu Tale rinnt, wo man hinüberschaut auf Dörfer und Höfe und Weiler, und die Welt vergißt im Traume der Stille, der ewigen Stille der Natur, die nicht gestört wird durch das harmlose Geplauder der alten Sennin, das hineingehört in diese Stille, wie das Säuseln des Windes in den Wipfeln, wie das Rauschen des Wassers im Grunde. Die Muatter spricht mit dem Doktor, der nur ab und zu durch eine Frage, ein gütig verstehendes Wort die Erzählung der alten Frau unterbricht. Das Leben, das sie führt hier oben in der Enge der kleinen Holzhütte, allein mit ihrer Herde, in der großen Stille und Einsamkeit der Natur, unterm blauen Himmelsdom, ihm legt sie's klar, „unserem Doktor" — unbekümmert um die Zugereisten, die still sitzen und zuhören, und aufs innigste ergriffen sind von dem Einblick in die Einfachheit und Größe dieser Natur, davon auch das Leben der Sennin, das widerhallende große, edle Menschenherz des Arztes ein Teil ist.

Noch empfinde ich den Zauber dieser Stunde, dieser Gegend, dieser Menschengüte und Echtheit. — Und doch! — Wie lange mag wohl die Muatter schon ausruhen unterm grünen Rasen ihrer Heimat? Steht noch das Sennhütt-



chen auf dem Hochplateau, unter rauschenden Wipfeln, am rieselnden Quell? — —

Auf dem Friedhof seines Heimatstädtchens liegt nun auch der Arzt und schläft nach dem tätigen, segenbringenden Leben, das er geführt, den letzten langen Schlaf.

Wenn ich in meinem stillen Heim sitze und zurückdenke an die Sommerwochen, die mich oft nach Tölz geführt, — dann überkommt mich Wehmut. Jugend! Selige Zeit! Wo bist du geblieben? Könnt' ich noch einmal stehen mit „Unserem Doktor" auf der Höhe der Baunalm und der Offenbarung der Natur meine Seele öffnen und glücklich sein! —

Ein wunderschönes Isarbild Meister Wengleins, das an der Wand meines Zimmers hängt, redet hinein in meinen Sehnsuchtstraum. Es spricht: Zeit vergeht; Ewiges bleibt! Was du heimgetragen in dein Gemüt, aus der Stunde dir erworben, an Ewigem in ihr verborgen: es ist dein! — Sieh das Isarbild an deiner Wand: der ewige Geist, der das Urbild schuf, hat es erneut in der Seele des Künstlers, der dieses Abbild malte. In deiner Seele lebt das Bild des Arztes, der nun auf dem Friedhof seines Heimatstädtchens ausruht, — wie in der Seele des Malers dieses Landschaftsbild! Ewiges kann nicht sterben! —

Und so mögen denn die nachstehenden Verse das Schlußwort sprechen zu dieser Skizze, die ein Erinnerungsblatt sei in dankbarer Liebe und Freundschaft — geweiht dem Andenken Dr. Max Höflers. — —

Der Arzt.

Er pocht nicht an der Freude Pforte.
Er wartet an des Leidens Tür:
Bedarfst du Trost? So öffne mir!
Ihm graut nicht vor der blutigen Wunde!
Des Fiebers Gifthauch schreckt ihn nicht.
Er schaut das Weh im Herzensgrunde
Die Träne, die im Schmerz verdorrte!
Der Liebe heilig Gotteslicht
In seinem Blicke strahlt: Gesunde!
Sie führt ihn stark, der Welt zum Segen,
Hoch ob des eignen Daseins Not!
Mit ihrer Macht trotzt er dem Tod:
Er wandelt auf des Heilands Wegen!



Wissenschaftliche Arbeiten Max Höflers.

Abkürzungen:

AA = Archiv f. Anthropologie (Braunschweig).
AR = Archiv für Religionswissenschaft (Leipzig).
BAUB = Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns (München).
BHB = Bayerische Hefte für Volkskunde (München).
BH = Bayerischer Heimatschutz. Monatsschrift des Vereins für Volkskunst und Volkskunde in München (München).
CAG = Correspondenz-Blatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte (Braunschweig).
DMedWS = Deutsche Medizinische Wochenschrift (Leipzig).
Das Bayerland = Das Bayerland. Illustrierte Wochenschrift für Bayerns Volk und Land (München).
Der Sammler = Der Sammler. Belletristische Beilage zur Augsburger Abendzeitung (Augsburg).
Die Propyläen = Die Propyläen. Beilage z. Münchener Zeitung (München).
Globus = Globus. Illustrierte Zeitschrift f. Länder- und Völkerkunde (Hildburghausen-Braunschweig).
Janus = Janus. Archives internationales pour l'histoire de la médecine et pour la géographie médicale (Harlem).
MMedWS = Münchener Medizinische Wochenschrift (München).
MGMN = Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften (Hamburg u. Leipzig).
NF = Neue Folge (bei Zeitschriften).
SA = Separatabdruck.
Urania = Urania. Wochenschrift für Volksbildung (Wien).
ZBaln = Zeitschrift für Balneologie, Klimatologie und Kurorthygiene (Berlin).
ZdöAV = Zeitschrift d. Deutschen u. Österreichischen Alpenvereins (Innsbruck-München).
ZöV = Zeitschrift f. österreichische Volkskunde. Organ des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien (Wien).
ZrwV = Zeitschrift des Vereins für Rheinische und Westfälische Volkskunde (Elberfeld).
ZVV = Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (Berlin).

Die Arbeiten sind nach den Erscheinungsjahren und innerhalb der einzelnen Erscheinungsjahre alphabetisch geordnet. Einige Arbeiten konnten leider nicht mehr aufgetrieben werden. In diesen Fällen mußte auf bibliographische Genauigkeit (namentlich in der Angabe der Seitenzahl) verzichtet werden.

1872.

Über die Behandlung des Icterus catarrhalis. München 1872. 16 S. Inaugural-Dissertation.

1875.

Therapeutische Verwendung und Wirkung der jod- und schwefelhaltigen doppeltkohlensauren Natronquellen zu Krankenheil-Tölz (Oberbayern). Für Ärzte und Kurgäste. Mit lithographischen Beilagen. Freiburg i. B. 1875. IV u. 48 S.

1879.

Krankenheil bei Frauenkrankheiten, in: Münchener Ärztliches Intelligenzblatt XXVI (1879), S. 224—225, 236—238, Nr. 21, 22. SA 16 S.

Krankenheil bei Syphilis. München 1879. 40 S.

1880.

Krankenheil bei Frauenkrankheiten. München 1880. 56 S. SA aus dem Ärztlichen Intelligenzblatte.

1881.

Bad Krankenheil-Tölz in den bayerischen Voralpen und seine Wirkungen. München 1881. 47 S.

Des maladies des femmes traitées par les eaux minerales de Kranken-



heil-Tölz (Haute-Bavière). Munich 1881. 24 p.

Resultat der Messung von 130 Schädel des Gebirgsbezirks Tölz. München 1881. 14 S. — SA aus: BAUB IV (1881), S. 85—97.

Über den Einfluß des Krankenheiler Quellsalzes auf den Stoffwechsel, in: DMedWS VII (12. III. 1881), S. 146—147, Nr. 11. — SA 3 S.

1882.

Ein Römerweg im Tölzer Grenzgebirge, in: ZdöAB 1882, S. 100—103.

Führer von Tölz und Umgebung, Tegernsee, Schliersee, Kochelsee, Walchensee, Achen- und Barmsee, sowie in das angrenzende Gebirge. Vierte vermehrte Auflage. Mit Specialkarte der nächsten Umgebung von Tölz, einer Routenkarte für weitere Ausflüge und vier Gebirgspanoramen. München 1882. 139 S.

1883.

Krankenheil bei Scrophulosis. München 1883. 43 S.

Krankenheil bei Scrophulosis und Frauenkrankheiten. München 1883. 51 S.

1884.

Land und Leute im Isarwinkel, in: ZdöAB 1884, S. 472—489. SA.

1886.

Balneologische Studien aus dem Bade Krankenheil-Tölz. München 1886. 65 S.

Führer von Tölz und Umgebung, Tegernsee, Schliersee, Kochelsee, Walchensee, Achen- und Barmsee, sowie in das angrenzende Gebirge. Fünfte vermehrte Auflage. Mit Specialkarte der nächsten Umgebung von Tölz, einer Routenkarte für weitere Ausflüge und vier Gebirgspanoramen. München 1886. 179 S.

1887.

Cretinistische Veränderungen an der lebenden Bevölkerung des Bezirkes Tölz. Mit einer Tafel und einer Karte des Amtsgerichts Tölz. 1887. 51 S. — SA aus: BAUB VII (1887), S. 207—257.

1888.

Ein Grenzstreit zwischen Alpenbesitzern von Tirol und Tölz 1620 bis 1638, in: ZdöAB 1888, S. 83—96.

Über den Einfluß des Krankenheiler Quellsalzes (Lauge) auf den Stoffwechsel, in: DMedWS XIV (7. VI. 1888), S. 457—459. Nr. 23. — SA 5 S.

Über Heißwasser-Klystiere, in: MMedWS XXXV (5. VI. 1888), S. 380—383, Nr. 23.

Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. Mit einem Vorworte von Friedrich von Hellwald. München 1888. XII und 244 S.

1889.

Bad Krankenheil-Tölz in den bayerischen Voralpen und seine Wirkungen. Zweite vermehrte Auflage. Tölz 1889. 199 S.

Bayerische, volksübliche Ausdrücke in Krankheitsfällen und Benennungen von Körperteilen, in: BAUB VIII (1889), S. 162—178.

Die Zitherspielerkrankheit, in: Echo vom Gebirge, Fachblatt für die Interessen des Zitherspieles, hsg. v. Franz Fiedler, VII (1889), S. 71, Nr. 7. (Pseudonym: Dr. Corteletta).

Über Votiv-Gaben. Ein Beitrag zu Volksmedizin und Aberglauben in Oberbayern, in: BAUB VIII (1889), S. 39—40.

1890.

Der Aderlaß. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Bayerns, in: Der Sammler Nr. 23, 25. II. 1890.

Die Apotheke. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Bayerns, in: Der Sammler Nr. 20, 29. IV. 1890.

Die Entwicklung der Volksbäder, in: Münchener Stadt-Zeitung Nr. 32, 4. I. 1890.

Die zeitliche Entwickelung der Stände und Gewerbe in Tölz, in: Das Bayerland I (1890), S. 82—84, 93—95, 105—107, 114—115, 180.

1891.

Das Sterben in Oberbayern, in: Am Ur-Quell II (1891), S. 90—92, 101—103.

Der Isar-Winkel. Ärztlich-topographisch geschildert. München 1891. 280 S.

Die Kalender-Heiligen als Krankheits-Patrone beim bayerischen Volk, in: ZVB I (1891), S. 292—306.

Die Pest in Oberbayern, in: Das Bayerland II (1891), S. 81—84.

Führer von Tölz und Umgebung, Tegernsee, Schliersee, Kochelsee, Walchensee, Achen- und Barmsee, sowie in die angrenzenden Gebirge. Sechste vermehrte Auflage. Mit Specialkarte der nächsten Umgebung von Tölz, einer Routenkarte für weitere Ausflüge und vier Gebirgspanoramen. München 1891. 264 S.

Volksmedizinisches, in: BAUB IX (1891), S. (7)—(13). (Verhandlungen der Münchener anthropologischen Gesellschaft; Sitzung vom 18. Januar 1889.)

Votivgaben beim St. Leonharts-Kult



in Oberbayern, in: BMUB IX (1891), S. 109—136 (und XI [1895], S. 45—89).

1892.

Bad Krankenheil-Tölz. München 1892. 47 S.

Der Kultwald in der Volksmedizin, in: Am Ur-Quell III (1892), S. 307—310, 335—338.

Friedrich von Hellwald, in: Das Ausland, Wochenschrift, für Erd- und Völkerkunde, hsg. v. Siegmund Günther, LXV (1892), S. 753—754.

Über Körpergewichts-Wägungen bei der Trink- und Badecur zu Krankenheil, in: Balneologisches Centralblatt II (5. II. 1892), S. 160—166, Nr. 10.

Wald- und Baumkult in Beziehung zur Volksmedizin Oberbayerns. München 1892. VIII und 170 S. (Neudruck München 1894.)

1893.

Der Föhn vom ärztlichen Standpunkt. SA aus der „Balneologischen Rundschau“, Beilage zur Balneologischen Zeitung 1893.

Der Geruch vom Standpunkte der Volkskunde, in: ZVV III (1893), S. 438—448.

Kult-Calendarium Oberbayerns mit besonderer Beziehung zur Volks-Medizin, in: ZdöAV 1893, S. 175—216.

Speisekarte bei einem Tölzer Hochzeitsmahle, in: Das Bayerland IV (1893), S. 336.

Über die Quellen der populären deutschen Krankheitsnamen, in: Veröffentlichungen der Naturforscher-Versammlung in Wien 1893, Wien 1894, S. 502—507.

Von Mittenwald über Vereinsalm zum Sojen und Vorderriß, in: Der Alpenfreund. Illustrierte Touristen-Zeitschrift für das Alpengebiet, hsg. von H. Schwaiger u. N. Zwickh, III (1893), S. 544—548, Nr. 1.

1894.

Balneomethodik im Mittelalter. SA aus: Veröffentlichungen des allgemeinen deutschen Bäder-Verbandes, hsg. v. Frz. C. Müller u. Jul. H. F. Kramer. Offizieller Bericht über die 2. ordentl. u. öffentl. Verbandsversammlung, abgeh. zu Wiesbaden, vom 2. bis 4. Novbr. 1893. München 1894, S. 118—131.

Die Lösung des Zungenbändchens. Eine Umfrage, in: Am Ur-Quell V (1894), S. 191.

Teufel-Namen, in: Am Ur-Quell V (1894), S. 205—207, 242—245.

1895.

Die Jungfer im Bade. Eine volksmedizinische Rarität aus der Anatomia culinaris, in: ZVV V (1895), S. 101—103.

Votivgaben beim St. Leonharts-Kult in Oberbayern, in: BMUB XI (1895), S. 45—89.

1896.

Bad Krankenheil-Tölz in den bayerischen Voralpen und seine Wirkungen. Dritte Auflage. Tölz 1896. 222 S.

Bajuwaren im Guslaren-Liebe, in: Das Bayerland VII (1896), S. 461.

Der Mann im Monde, in: Am Ur-Quell VI (1896), S. 126.

Der Wechselbalg. Beitrag aus der Volksmedizin, in: ZVV. VI (1896), S. 52—57.

Eine Stipendien-Reise des bayerischen Arztes Lorenz Grill 1548—1555. Ein Beitrag zur Geschichte des medizinischen Unterrichtes, in: Das Bayerland VII (1896), S. 555—557, 586—588, 591—592, 610—612.

Führer durch Tölz-Krankenheil. Auszug aus des Verfassers „Führer durch Tölz und Umgebung“. 6. Auflage. Mit einer Karte und einem Panorama. Tölz 1896. 62 (82) S.

Karl Hofmann, in: Das Bayerland VII (1896), S. 117—118.

Palmsonntag, in: Allgemeine Zeitung Nr. 88, 29. III. 1896.

Volksübliche Redensarten aus dem Gebiete der Heilkunde, in: Katholische Warte XII (1896), S. 312.

Zur Opfer-Anatomie, in: CAG XXVII (1896), S. 2—6, 12—14.

Zur Tatzelwurm-Sage, in: CAG XXVII (1896), S. 52.

1897.

Das Kleid. Eine Umfrage, in: Der Urquell, NF I (1897), S. 129—134.

Das Kletzen- oder Hutzelbrot, in: Das Bayerland VIII (1897), S. 300.

Der Bilwiz-Baum, in: Der Urquell NF I (1897), S. 33—36.

Der Wacholder, in: Das Bayerland VIII (1897), S. 335—336.

Die Eiche. — Unverlöschliche Kohlen, in: Das Bayerland VIII (1897), S. 312.

Pfälzischer Bauernkalender. Ein Bericht, in: Der Urquell NF I (1897), S. 103—106.

Sankt Andreas als Heiratstifter, in: Der Urquell NF I (1897), S. 191—192.

Über germanische Heilkunde. Amsterdam 1897, 30 S. — SA aus: Janus II (1897—98), S. 10—22, 137—152.

1898.

Das Hirnweh, in: Der Urquell NF II (1898), S. 99—101.

Das Todtenköpflein. Ein Beitrag zur Osteologia sacralis et culinaris, in: ZöV IV (1898), S. 114—115.

Die Birke, in: Das Bayerland IX (1898), S. 324.



Die Quelle von Ronza auf Korsika, in: ZVV VIII (1898), S. 91.

Folkloristische Findlinge: Das Ernte-Kind, in: Der Urquell NF II (1898), S. 187.

Folkloristische Findlinge: Lebende Tieropfer, in: Der Urquell NF II (1898), S. 230.

La peste di Freto, in: Janus III (1898), S. 12—16.

Perchta, in: Der Urquell NF II (1898), S. 199—202.

Über Brod-Seuchen, in: Janus III (1898), S. 265—267.

1899.

Das Jahr im oberbayerischen Volksleben mit besonderer Berücksichtigung der Volksmedicin. München 1899. 49 S. — SA aus: BAUB XIII (1899), S. 75—118.

Das Schreinergewerbe in Tölz, in: Das Bayerland X (1899), S. 272—275, 286—287, 297—299, 307—310.

Der Dämonismus in der Volksmedizin, in: Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 215, 21. IX. 1899.

Deutsches Krankheitsnamen-Buch. München 1899. XI und 922 S.

Gebildbrote und Gebäckformen. Ein Aufruf, in: ZVV IX (1899), S. 444—445.

Krankheits-Dämonen, in: AR II (1899), S. 86—164.

Über Milchdiät, in: Archiv für Kinderheilkunde XXVII (1899), S. 428—431.

Zur Volksmedicin Ceylons vor 200 Jahren, in: Janus IV (1899), S. 345—350.

Zur vorgeschichtlichen Heilkunde in germanischen Ländern, in: CAG XXX (1899), S. 3—5.

1900.

Der Alptraum als Urquell der Krankheits-Dämonen. Amsterdam 1900. 7 S. — SA aus: Janus V (1900), S. 512—518.

Der Klausenbaum, in: ZVV X (1900), S. 319—324.

Erinnerungs-Tafel an eine Sennerin, in: ZVV X (1900), S. 93—94.

Gebäckformen, in: Schweizerisches Archiv f. Volkskunde IV (1900), S. 63—64.

Geleitwort zu: Joh. Jühling, Die Tiere in der deutschen Volksmedizin alter und neuer Zeit. Mittweida 1900. 4 S.

Führer durch Bad Tölz und Umgebung. Der kleinen Ausgabe 2. Auflage. Bad Tölz 1900. 92 u. 12 S.

Les Orvals, in: AR III (1900), S.274—275.

Medizinischer Dämonismus, in: Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte V (1900), S. 1—8.

Neue Jodquelle im Bade Tölz, in: Illustrierte Reise- und Badezeitung, Organ des Allgemeinen Deutschen Bäder-Verbandes. Nr. 129, 16. V. 1900. — SA 7 S.

Salz- oder Berg-Weihe, in: ZVV X (1900), S. 93.

St. Nöthburga auf Ziegelplatten, in: ZVV X (1900), S. 219—221.

Was das Schatzkästlein einer oberbayerischen Bäuerin enthält, in: ZVV X (1900), S. 448—449.

Zur vorgeschichtlichen Heilkunde in germanischen Ländern, in: CAG XXXI (1900), S. 24.

Zur vorgeschichtlichen Heilkunde, in: CAG XXXI (1900), S. 31—32.

1901.

Das Bluttrinken der Epileptiker, in: Globus LXXX (12. XII. 1901), S. 359, Nr. 22.

Das Spendebrot bei Sterbefällen, in: Globus LXXX (8. VIII. 1901), S. 91—97, Nr. 6.

Die Allerseelentagsgebäcke, in: Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 271 u. 272, 25./26. XI. 1901.

Die Hedwigssohlen, in: ZVV XI (1901), S. 455—458.

Die Kröte als Gebäckmodel, in: ZVV XI (1901), S. 340—341.

Die Opfer-Bärmutter als Stachelkugel, in: ZVV XI (1901), S. 82.

Ein Organ-Votiv aus der Zeit der Humoralpathologie, in: Janus VI (1901), S. 23—24.

St. Hubertus-Schlüssel, in: ZVV XI (1901), S. 207—210.

St. Michaelsbrot, in: ZVV XI (1901), S. 193—201.

1902.

Altgermanische Heilkunde, in: Handbuch der Geschichte der Medizin, begründet von Th. Puschmann, hsg. von Max Neuburger und Julius Pagel, I (Jena 1902), S. 456—480.

Das Linzer Flössel. Ein Gebildbrot, in: ZöV VIII (1902), S. 1—2. Mit einer Textabbildung.

Das Ungenannt, in: ZVV XII (1902), S. 225—226.

Besegnungsformeln, in: AR V (1902), S. 384—399.

Dalmatinische Volksmedizin, in: Globus LXXXI (30. I. 1902), S. 80, Nr. 5.

Heilbrote, in: Janus VII (1902), S. 189—193, 233—237, 301—306.

Knaufgebäcke, in: ZVV XII (1902), S. 430—442.

St. Martini-Gebäcke, in: Schweizer Archiv für Volkskunde VI (1902), S. 22—29.

St. Nikolaus-Gebäck in Deutschland, in: ZVV XII (1902), S. 80—89, 198—203.

Zum Todestage des Paracelsus, in: Die Zeit XXXII (Wien 1902) Nr. 417, S. 198—199.



1903.

Advent-Gebäcke, in: Volkskunst und Volkskunde I (1903), S. 7—8, 24—26.

Bad Tölz-Krankenheil in den bayerischen Voralpen und seine Wirkungen. Vierte Auflage. Tölz 1903. 268 S.

Besegnungsformeln, in: AR VI (1903), S. 163—178.

Der Karberg. Ein Beitrag zur Geschichte der Rodung des bayerischen Oberlandes, in: Das Bayerland XIV (1903), Nr. 36 u. 37, S. 424—426, 435—438.

Die Tölzer Leonhardi-Fahrt, in: Volkskunst und Volkskunde I (1903), S. 114—118.

Gebäcke in der Zeit der sogenannten Rauchnächte, in: ZöV IX (1903), S. 15—22.

Gebildbrote und Cultgebäcke, in: Die Sonntags-Zeit, Belletristische Beilage der Wiener Tageszeitung „Die Zeit", Nr. 268 (28. VI. 1903) u. 274 (5. VII. 1903).

Neujahrsgebäcke, in: ZöV IX (1903), S. 185—205. Mit 36 Abbildungen auf drei Tafeln.

Schneckengebäcke, in ZVV XIII (1903), S. 391—398.

Über Jodwasser, in: Balneologische Zeitung XIV (30. XII. 1903), Nr. 36. — SA 4 S.

Volkskalendarium, in: BH I (1903), S. 3—4, 17—21, 29—32, 37—42, 49—52, 57—61, 73—76, 85—87, 93—95, 101—103, 109—114, 119—125.

Zur altgermanischen Heilkunde. Amsterdam 1903. 36 S. — SA aus: Janus VIII (1903), S. 371—377, 419—425, 472—476, 538—545, 592—596, 641—648.

Zwei Votivbleche aus Korfu, in: ZVV XIII (1903), S. 441—442.

1904.

Bretzelgebäck. Mit 82 Abbildungen im Text, in: AA NF III (1904), S. 94—110.

Das Faiminger St. Blasienbrot, in: ZVV XIV (1904), S. 431—432.

Der Dreikönigstag. Plauderei, in: Woche VI (1904), Nr. 53, S. 2354—2355.

Die Alpen Brand und Rötenbach im Tölzer Gebirge. Ein Beitrag zur Rodungsgeschichte des Isarwinkels, in: Das Bayerland XV (1904), S. 315—317, 327—328, 338—341.

Die Gebäcke des Dreikönigstages, in: ZVV XIV (1904), S. 257—278.

Entgegnung. - SA aus: Balneologische Zeitung XV (20. V. 1904), Nr. 14. 5 S.

Herzgespann, in: ZöV X (1904), S. 213—214.

Marzipan, in: Unser Egerland. Blätter für Egerländer Volkskunde VIII (1904), S. 31—32.

Über Jodtherapie, in: Monatsschrift für Harnkrankheiten und sexuelle Hygiene, hsg. von Karl Ries, I (1904), S. 200—209.

„Voß", in: MGMN III (1904), S. 163.

1905.

Bretzelgebäck. Mit 82 Abbildungen im Text, in: AA NF III (1905), S. 94—110.

Burkart von Halberstadt, in: ZrwV II (1905), S. 158—159; Nachtrag zu S. 158 dieses Jahrgangs: S. 316.

Egerländer Gebildbrote, in: Unser Egerland. Blätter für Egerländer Volkskunde IX (1905), S. 46—49.

Hirtenlied eines Hirtenbuben vom Kloster Reutberg (18. Jahrh.), in: BH III (1905), S. 10.

Kröte und Gebärmutter, in: Globus LXXXVIII (13. VII. 1905), S. 25—27, Nr. 2.

Lichtmeßgebäcke, in: ZVV XV (1905), S. 312—321.

Volkstümliche Gebäckformen, in: AA NF III (1905), S. 310—312.

Weihnachtsgebäcke. Eine vergleichende Studie der germanischen Gebildbrote zur Weihnachtszeit. Mit 13 Figurentafeln (69 Abbildungen). Wien 1905. 77 S. — ZöV Supplement-Heft III (zu Band XI).

Zur Seifenbehandlung der Tuberkulosis, in: Beiträge zur Klinik der Tuberkulose IV (1905), S. 191—193. — SA 3 S.

1906.

Das Haaropfer in Teigform. Mit 50 Abbildungen, in: AA NF VI (1906), S. 130—148.

Das Hausbauopfer im Isarwinkel, in: ZVV XVI (1906), S. 165—167.

Das Herz als Gebildbrot. Mit 20 Abbildungen, in: AA NF V (1906), S. 263—275.

Die Saitenorgel, in: BH IV (1906), S. 39, 60.

Die Tier-Opfer in der Volksmedizin, in: Janus XI (1906), S. 165—174.

Oberbayerische Hochzeitsgebäuche, in: BH IV (1906), S. 39.

Ostergebäcke. Eine vergleichende Studie der Gebildbrote zur Osterzeit. Mit 103 Abbildungen auf 6 Tafeln und im Text. Wien 1906. 67 S. — ZöV Supplement-Heft IV (zu Band XII).

Peters-Kuchen, in: ZrwV III (1906), S. 161—164.

Rechenschafts-Bericht der Sektion Tölz D.Ö.A.V. nach 25jähriger Tätigkeit 1881—1906. München 1906. 36 S.

St. Lucia, auf germanischem Boden, in: AR IX (1906), S. 253—261.

Vogelgebäck, in: Globus LXXXIX (12. IV. 1906), S. 221—222, Nr. 14.

1907.

Allerseelengebäcke. Eine verglei-

chende Studie der Gebildbrote zur Zeit des Allerseelentages. Mit 5 Figurentafeln (30 Abbildungen). Wien 1907. 32 S. — SA aus: ZöV XIII (1907), S. 65—94.

Der Krapfen, in: ZVV XVII (1907), S. 65—75.

Ein Johannisbaum in den Pyrenäen, in: ZVV XVII (1907), S. 94—95.

Festgebäcke. Ein Beitrag zur Volkskunde, in: Die Propyläen V (20. XI. 1907), S. 121—122, Nr. 8.

Gebildbrote bei Sterbefällen. Mit 6 Abbild. im Text und Tafel VI und VII., in: AA NF VI (1907), S. 91—112.

Zum St. Coronagebet, in: ZVV XVII (1907), S. 95—96.

1908.

Bad Tölz-Krankenheil in den bayerischen Voralpen und seine Wirkungen. Sechste Auflage.[55] Bad Tölz 1908. 268 S.

Das Hasen-Oehrl, in: Die Propyläen VI (16. XII. 1908), S. 168—169, Nr. 11.

Der Wecken, in: Philologische und volkskundliche Arbeiten, Karl Vollmöller zum 16. Oktober 1908 dargeboten von Schülern u. Freunden, hsg. v. Karl Reuschel u. Karl Gruber, Erlangen 1908, S. 1—37.

Der Wegerich. Ein Kapitel aus der Volksmedizin, in: Die Propyläen V (13. V. 1908), S. 521—524, Nr. 33.

Die volksmedizinische Organotherapie und ihr Verhältnis zum Kultopfer. Stuttgart 1908. 305 S.

Gebildbrote der Faschings-, Fastnachts- und Fastenzeit. Mit 47 Textabbildungen. Wien 1908. 104 S. — ZöV Supplement-Heft V (zu Band XIV).

Heilbrote, in: Zwanzig Abhandlungen zur Geschichte der Medizin. Festschrift Hermann Baas in Worms zum 70. Geburtstage gewidmet von der Deutschen Gesellschaft f. Gesch. d. Medizin und d. Naturwissenschaften, Hamburg-Leipzig 1908, S. 163—192.

Romanen im bayerischen Gebirge, in: Die Propyläen V (4. III. 1908), S. 359—360, Nr. 23.

Volksmedizinische Botanik der Germanen. Wien 1908, in: Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde, hsg. von E. K. Blümml, V (1908), 124 S.

Zum Sagenschatz des Isarwinkels, in: ZVV XVIII (1908), S. 182—184.

1909.

Das Eichkatzl. Ein Beitrag zur Volksmedizin, in: Die Propyläen VII (8. XII. 1909), S. 152—154, Nr. 10.

Das Malum malannum, Harlem 1909. 15 S. — SA aus: Janus XIV (1909), S. 512—526.

Das Mankei oder Murmeltier. Ein Kapitel aus der deutschen Volksmedizin, in: Die Propyläen VI (19. V. 1909), S. 531—532, Nr. 33.

Die angeblichen Urahnen unserer Festgebäcke, in: ZVV XIX (1909), S. 173—174.

Gebildbrote bei der Geburts-, Wochenbett- und Tauffeier (Geburts- und Namenstag). Mit 21 Textabbildungen. Wien 1909. 31 S. — SA aus: ZöV XV (1909), S. 81—111.

Heilige Krankenheiler, in: Janus XIV (1909), S. 167—168.

Rückblick auf die volksmedizinische Literatur der letzten Jahre, in: AR XII (1909), S. 338—355.

Unterhaltung mit Toten, in: ZVV XIX (1909), S. 202.

Vom Auerhahn, in: Die Propyläen VI (3. III. 1909), S. 356—357, Nr. 22.

1910.

Bad Tölz-Krankenheil in den bayerischen Voralpen und seine Wirkungen. Siebente Auflage. Bad Tölz 1910. 136 S.

Der Kohl. — SA aus: Hessische Blätter f. Volkskunde IX (1910), S. 161—190.

Die Schnecke, in: Die Propyläen VII (23. III. 1910), S. 392—394, Nr. 25.

Ein Sindelsdorfer Hausmittelbuch für Tierkrankheiten. Harlem 1910. 103 S. — SA aus: Janus XV (1910), S. 577—608, 675—697, 754—779, 834—857.

Gebäcke beim Hausbau-Fest, in: Unser Egerland. Blätter für Egerländer Volkskunde XIV (1910), S. 57—59, 75—76.

Gebildbrote der Sommer-Sonnenwendzeit. Mit 3 Textabbildungen, in: ZöV XVI (1910), S. 81—96.

Tölzer Kalender, hsg. vom Historischen Verein Tölz für das bayerische Oberland auf das Jahr 1910. I (Bad Tölz 1910), 75 S. Aus Höflers Feder: 1. Zeitliche Entwicklung der Ortschaften und Bauernhöfe des Bezirkes Tölz und seiner Umgebung nebst den Hauptbegebenheiten der Geschichte des bayerischen Oberlandes. S. 48—63. 2. Die „Krünner am Berg" in Jachenau. S. 64—66. 3. Maximilian Eisenberger. S. 66—67.

1911.

Der Dachs, in: Die Propyläen IX (4. X. 1911), S. 11—12, Nr. 1.

Die Druiden der Gallier in ihrer Beziehung zur Geschichte der Heilkunde, in: Urania IV (15. VII. 1911), S. 494—499, Nr. 29.

Die Leber im Volksgebrauche und in

[55]) Die fünfte Auflage dieses Werkes scheint übersprungen worden zu sein.



der Volksmedizin, in: Urania IV (1911), S. 403—405, Nr. 24.

Gallokeltisches Badewesen. Mit 7 Illustrationen, in: ZBaln IV (15. IV. 1911), S. 27—33, Nr. 2.

Gallokeltisches Badewesen (Schluß). Mit 7 Illustrationen, in: ZBaln IV (1. V. 1911), S. 57—61, Nr. 3.

Gebildbrote der Hochzeit. Mit 57 Abbildungen im Text. Wien 1911. 62 S. — ZöV Supplement-Heft VII (zu Band XVII).

Tölzer Kalender, hsg. vom Historischen Verein Tölz für das bayerische Oberland auf das Jahr 1911. II (Bad Tölz 1911), 59 S. Aus Höflers Feder: 1. Zeitliche Entwicklung usw. S. 36—51. (Vgl. oben I. Jahrg.). 2. Der Mitbegründer und Vorstand des Historischen Vereins für das bayerische Oberland in Tölz Franz Ser. Rausch. S. 52—53.

Volkskundliches aus dem Isartale, in: ZVV. XXI (1911), S. 256—259.

Volksmedizinische Botanik der Kelten, in: Archiv für Geschichte der Medizin V (1911), S. 1—35, 241—279.

1912.

Aus dem Clevesch en, in: ZrwV IX (1912), S. 61—64.

Das Dreitimpenbrot, in: Nordwest- und Mitteldeutsche Bäckerzeitung (13. X. 1912), Nr. 41.

Der Frauen-Dreißiger. Mit 2 Textabbildungen. Wien 1912. 1 Bl. 29 S. — SA aus: ZöV XVIII (1912), S. 133—161.

Der Name Hell-Weg, in: ZrwV IX (1912), S. 64.

Der Zaunkönig, in: ZrwV IX (1912), S. 259—270.

Die Amsel, in: Die Propyläen IX (7. VI. 1912), S. 571—572, Nr. 36.

Die Druiden in ihrer Beziehung zur gallokeltischen Volksmedizin. Kiel 1912. 23 S. — SA aus: Druidenzeitung V. A. O. D. XIV (1. III. 1912), Nr. 5 u. 6.

Die Sonnenverehrung in der Volksmedizin der Gallokelten, in: Urania V (20. IV. 1912), S. 290—294, Nr. 16.

Einige Ergänzungen zum polnischen Faust Twardowski, in: ZöV XVIII (1912), S. 119.

Gebildbrote aus gallo-römischer Zeit. Mit 29 Abbildungen im Text, in: AA NF XI (1912), S. 243—252.

Mainburger Barbarabrote. Mit 1 Abbildung, in: BH X (1912), S. 48.

Organotherapie bei Gallo-Kelten und Germanen, in: Janus XVII (1912), S. 3—19, 76—92, 191—216.

ΦΘΟΙΣ in: AR XV (1912), S. 638—641.

Volksgebäcke, in: BH X (1912), S. 172—174.

1913.

Bad Tölz-Krankenheil in den bayerischen Voralpen und seine Wirkungen. Achte Auflage. Bad Tölz 1913. 129 S.

Bayerische Volkskunde, in: Bayerische Staatszeitung, Kgl. bayer. Staatsanzeiger I (6. III. 1913), Nr. 55, S. 2.

Der Fuchs, in: Urania VI (29. III. 1913), S. 222—225, Nr. 13.

Der Maulwurf im Volksglauben, in: Urania VI (25. I. 1913), S. 57—59, Nr. 4.

Die Gebildbrote in dem Bäckerzunft-Siegelbuche der Diamalt-Aktien-Gesellschaft, München, in: Nordwest- und mitteldeutsche Bäckerzeitung (21. XII. 1913), Nr. 51, S. 9—10. 5 Figuren.

Die Heilbrunner Adelheidsquelle. Ein Beitrag zur Geschichte der Jodquellen. Mit 5 Illustrationen. Berlin 1913. 10 S. — SA aus: ZBaln VI (1913/14), S. 21—24, 51—57.

Die Verhüllung. Ein volksmedizinischer Heilritus. Leyden 1913. 5 S. — SA. aus: Janus XVIII (1913), S. 104—108.

Die volksmedizinische Literatur der Jahre 1909—1912, in: AR XVI (1913), S. 598—620.

Lebkuchen-Fische, in: AR XVI (1913), S. 336.

Saisonkrankheiten, in: Urania VI (6. IX. 1913), S. 588—592, Nr. 36.

Zur Somatologie der Gallokelten. Mit 29 Abbildungen, in: AA NF XII (1913), S. 54—74.

1914.

Das Fischsymbol, in: AR XVII (1914), S. 336.

Der Fischotter in volksmedizinischer Beziehung, in: Urania VII (14. XI 1914), S. 559—561, Nr. 46.

Die Kellerassel (Astel, d' Astel, n' Assel), in: BHV I (1914), S. 141—142.

Ein alter Heilritus, in: Archiv für Geschichte der Medizin VII (1914), S. 390—395.

Ein Helgoländer Brautschmuck, in: ZVV XXIV (1914), S. 94—95.

Engelbrot (Not- und Hungerbrot). Mit 1 Textabbildung. Wien 1914. 8 S. — SA aus: ZöV XX (1914), S. 77—84.

Gallokeltisches Badewesen II, in: ZBaln VI (1913—14), S. 571—576.

Gebäcke und Gebildbrote. (Pollweck und Osterwolf.) Mit 18 Abbildungen, in: ZVV XXIV (1914), S. 305—309.

Gebildbrote in Tierform (I. Das Pferd), in: BHV I (1914), S. 145—155.

Geschichte der Organotherapie bis zum Beginne der neuzeitlichen Therapie. Lpz. 1914. 26 S. — SA aus: Wagner von Jauregg u. Gust. Bayer, Lehrbuch der Organotherapie mit Berücksichtigung ihrer anato-

mischen und physiologischen Grundlagen. Lpz. 1914. S. 1—26.

Haubenlerche und Wiedehopf im Volksglauben. Mit zwei Abbildungen, in: Urania VII (4. IV. 1914), S. 94—96, Nr. 14.

Lieweleuken, in: ZrwV XI (1914), S. 54—55.

Naturwissenschaftliche Heimatbeobachtungen, in: MGMN XIII (1914), S. 151—152.

Tölzer Erinnerungen an Gabriel von Seidl, in: BH XII (1914), S. 59—60.

Urin, ein Mittel zum — Wäschewaschen, in: ZöV XX (1914), S. 51.

Vernageln, in: ZVV XXIV (1914), S. 200—201.

Wie die Heilkraft eines Heiligenbildes von diesem emaniert. Mit 1 Textabbildung, in: ZöV XX (1914), S. 48.

Zur Frage der Lepra im Altertum, in: MGMN XIII (1914), S. 540.

Zur Volkskunde des Isarwinkels. Vortrag, gehalten von Hofrat Dr. Max Höfler in Bad Tölz gelegentlich des Frühjahrskurses der Berliner Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung am 31. Mai 1911, in: Blätter für administrative Praxis (1914), S. 315—322.

1915.

Friedhofskröten. Mit 4 Abbildungen, in: ZVV XXV (1915), S. 123—126.

Unter der Presse:

Wasserkult und Badewesen in Sardinien. Ein Beitrag zur Balneologie und Hygiene, in: ZBaln.

Bücherbesprechungen:

Die überaus zahlreichen von M. H. geschriebenen Rezensionen finden sich zerstreut in: Am Ur-Quell, AR, CAG, Der Urquell, Janus, ZöV, ZVV, vor allem aber in den MGMN, seit deren Erscheinen (1902) M. H. ständiger Berichterstatter für die Abteilung „Volksmedizin" war.

Vorträge:

Presseberichte über die vielen von M. H. gehaltenen Vorträge finden sich zerstreut in: Augsburger Abendzeitung, Augsburger Postzeitung, BH, Bayerischer Kurier, Bayerische Staatszeitung, Freisinger Tagblatt, Münchener Neueste Nachrichten, Münchener Tagblatt, vor allem aber im Tölzer Kurier; die im Tölzer Kurier veröffentlichten Berichte haben großen Wert für die Ortsgeschichte von Tölz und Umgebung.

Nachrufe auf Max Höfler.

Aus der Reihe der in den meisten größeren Tageszeitungen Deutschlands sowie auch in verschiedenen Zeitschriften erschienenen Nachrufe auf M. H. seien hervorgehoben:

Fränkel Ludwig, Ein Arzt als vorbildlicher Erforscher deutscher Landes- und Volkskunde: Max Höfler †, in: Heimat und Welt V (1915), S. 52—53.

Fränkel Ludwig, Ein Musterschilderer und -Erforscher deutschen Landes, Volksglaubens und Volkstums, in: Deutsche Geschichtsblätter, hsg. v. A. Tille, XVII (1916), S. 16—21.

Deutsche Geschichtsblätter XVII (1916), S. 16—21.

Fränkel Ludwig, Max Höfler, ein Meister deutscher Volks- und Heimatkunde, in: Deutschland. Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatliebe VII (1916): unter der Presse.

Haberlandt Michael, † Hofrat Dr. Max Höfler, in: ZöV (1915), S. 179.

v. d. Leyen Friedrich, Hofrat Dr. Max Höfler †, in: BH XIII (1915), S. 1.

Roediger Max, Max Höfler †, in: ZVV XXIV (1914), S. 437.

Sudhoff Karl, Max Höfler †, in: MMedWS (1915), S. 79—80.

Tölzer Kurier LII (10. XII. 1914), Nr. 144: Hofrat Dr. Max Höfler †.

Tölzer Kurier LII (15. XII 1914), Nr. 146. (Bericht über die Leichenfeier.)



An unsere Leser!

Der Historische Verein von Oberbayern bietet gegen einen Jahresbeitrag von 7 Mark für die Münchener, 6 Mark für die auswärtigen Mitglieder seinen Mitgliedern folgende Vorteile:

Kostenlosen Bezug der Vereinszeitschriften — Altbayerische Monatsschrift, Oberbayerisches Archiv;

Freien Besuch der verschiedenen Sammlungen des Vereins;

Benützung der Bibliotheksbestände;

Teilnahme an den regelmäßigen Monats- und Abendversammlungen.

Die Bibliothek und die Sammlungen des Historischen Vereins befinden sich Zweibrückenstraße 12 (alte Schwere Reiter-Kaserne), II. Stock, Eingang Morassistraße.

Alle Einsendungen für die Veröffentlichungen des Historischen Vereins (Oberbayerisches Archiv und Altbayerische Monatsschrift): Manuskripte, Rezensionsexemplare, Nachrichten etc. sind zu richten an Dr. Leidinger, Oberbibliothekar der k. Hof- und Staatsbibliothek, München, Ludwigstraße 23.

Schriftleitung: Dr. Georg Leidinger, Oberbibliothekar der k. Hof- u. Staatsbibliothek, München, Ludwigstr. 23.
[illegible]





Altbayerische Monatsschrift

herausgegeben vom Historischen Verein von Oberbayern



Band 14

1917/8

Band XIV, 1917/8.

Verzeichnis des Inhalts.

1. Heft: Seite

2. Heft:

3. Heft:



Altbayerische Monatsschrift

herausgegeben vom Historischen Verein von Oberbayern



Band 14 **Heft 1**

Altbayerische Monatsschrift.

Die Altbayerische Monatsschrift erscheint in Bänden von je 5 Heften, welche an die Mitglieder des Historischen Vereines von Oberbayern ohne weiteres Entgelt abgegeben werden.

Preis für Nichtmitglieder: 7 Mk. für den Jahrgang.

Der **buchhändlerische Vertrieb** ist vom Historischen Verein der **J. J. Lentner'schen Buchhandlung** (Ernst Stahl jun.) in München übertragen worden. Bestellungen übernimmt diese, sowie jede andere Buchhandlung.

XIV. Band 1917.

Inhalt des 1. Heftes.





Funde, Boden- und Namen-Altertümer aus Oberbayern.

Zusammengestellt von Dr. Fr. Weber.

Aus den mannigfachen auf die im letzten Bericht in dieser Zeitschrift Band 13 Seite 15 ergangene Anregung eingelaufenen Mitteilungen von eifrigen Mitgliedern und Freunden unseres Vereins, die von dem regen Interesse für die Heimatforschung erfreulichen Beweis liefern, folgt hiemit eine neue Reihe einschlägiger Beiträge zur oberbayerischen Heimatkunde.

I. Erdwerke.

1. Abschnittswälle bei Niederperach, B.-A. Altötting.

Über die in den Vorgeschichtlichen Denkmalen des Königreichs Bayern I. S. 1 und 2 aufgeführten und näher beschriebenen Erdwerke bei den Einzelhöfen Schmidhub, Tafelberg und Buchreit am Weingartnerhörndl berichtet unser Mandatar für Burghausen, Herr Gymnasiallehrer Stechele, der seinerzeit die Inventarisation der vor- und frühgeschichtlichen Denkmale des Bezirks vorgenommen hat, auf Grund neuerlicher Begehung des Geländes in dankenswerter Weise, daß diese Wall- und Grabenanlagen sowie eine weitere bei Altwies ihm jetzt, da der Wald größtenteils abgetrieben ist, den Eindruck machen, es handle sich bei diesen Erdwerken nur um Zufluchten, die von den benachbarten Hofleuten für Vieh und Habe bei vorübergehenden Einfällen in Kriegszeiten in historischer Zeit mit mehr oder weniger Sicherung durch Erdwälle und Gräben an der allein zugänglichen Seite vom Hofe her angelegt wurden. Eigentliche, dauernd benützbare und wehrhafte Befestigungen seien sie nicht gewesen und kämen daher weder als vorgeschichtliche Wallburgen und Abschnittsbefestigungen noch, wie die Grundrißformen der Planskizzen zu vermuten gestatteten, als mittelalterliche Burgställe in Betracht.

Das einzige Adelsgeschlecht in der näheren Umgebung war das der Leonberger, das seinen Burgsitz etwas südlich des jetzigen Weilers Leonberg, an dem der Name der Burg haften blieb, auf einem Hügelvorsprung gehabt haben muß, der vom Inn unterspült und herabgebrochen wurde. Von der einstigen Burg, deren Ruinen Apian zu Anfang der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch gesehen zu haben scheint, sind keine Überreste mehr vorhanden, da sie schon anfangs des 16. Jahrhunderts großenteils abgestürzt war und die noch übrig gebliebenen Mauerreste um 1580 vollends abgetragen und die Steine zu Bauzwecken abgeführt wurden. Apian beschreibt in seiner Topographie Bayerns (OA. XXXIX S. 287) seine Beobachtungen wie folgt: „Unterperach, pagus, templum ad Oenum. Dachnperg in colle sublimi vestigia antiqua. Lenberg in colle peralto e regione confluentis Oeni et Alzae fluminum; templum hodie extat, quo etiam loco veteris arcis ac sedis comitum de Lenberg vestigia visuntur.“ Die von ihm erwähnte Kirche war etwas nördlich von der Burg und mußte wegen Absturzgefahr 1584 abgebrochen werden, worauf 1586 die neue, noch jetzt stehende Kirche eine Viertelstunde nördlich von der alten aufgebaut wurde. Nach dem Apianischen Text möchte man glauben, daß er von zwei verschiedenen Burgresten (vestigia) spricht, deren einer auf dem Dachnperg, der andere bei der Kirche am Lenberg lag. Nun ist aber die neue Kirche nach der Beschreibung von Stadtpfarrer Leeb in Neuötting in seiner Schrift „St. Sebastianskirchlein auf Leonberg, 1904“ „in der Nähe der bekannten Dachlwand“ und der Verfasser dürfte recht haben, wenn er diese mit dem Dachnperg Apians zusammenfaßt. In der Apianischen Topographie, die der Hist. Ver. v. OB. in seinem Archiv Bd. 39 veröffentlichte, ist zwar in einer Fußnote „Dachn-



perg = Tafelberg (?)" erklärt; allein es ist nicht wahrscheinlich, daß Apian den alten richtigen Namen Doblberg (Tafelberg) mit Dachnperg wiedergegeben hat, und ebenso unwahrscheinlich ist, daß er die wohl früher ebenso wie jetzt wenig hervortretenden Erdbefestigungen auf dem Tafelberg unter den vestigia vetera verstanden hat. Wahrscheinlicher ist, daß er das gleiche Objekt von verschiedenen Standpunkten aus gesehen oder infolge mißverstandener Mitteilung unter verschiedenen Namen angeführt hat. Andernfalls müßte man auf dem Tafelberg eine Burgstelle annehmen, die zur Burg Leonberg in irgendeinem zeitlichen oder örtlichen Zusammenhang stund und deren Spuren bis auf die geringen noch vorhandenen Erdreste verschwunden sind.

2. Burgställe bei Wabern und Walleshausen, B.-A. Landsberg.

Der erfolgreichen Tätigkeit unseres eifrigen Mitglieds, Herrn Bankdirektor Euringer in Augsburg, ist es gelungen, eine bisher in der Literatur unter unrichtiger topographischer Bezeichnung aufgeführte, tatsächlich an anderem Orte vorhandene Burgstelle aufzufinden. Wie Herr Euringer anher mitteilte, fand er im Oberiglinger Holz bei dem Dorfe Wabern auf einer südöstlich vom Ort befindlichen bewaldeten Anhöhe ein kleines rundes, von Wall und Graben umgebenes Erdwerk mit kleinem Vorraum und Aufgang von Westen her, das einen Umfang von 280 Schritt auf der Wallhöhe, von 300 Schritt im Graben hat. Von der Höhe des Walls bis zur Grabensohle sind ungefähr 4 Meter, die Brustwehr beträgt 2 Meter. Das Erdwerk stellt sich somit als kleiner mittelalterlicher Burgstall oder als Wohnturmstelle auf natürlicher Höhenkuppe dar, wie solche mehrfach in Oberbayern vorkommen. Damit kam Herr Euringer zu der Entdeckung, daß dieser von ihm gefundene Burgstall tatsächlich mit dem in Ohlenschlager's „Römischen Überresten" S. 22 geschilderten kreisrunden Erdwerk identisch sein müsse, welches dort unter der Ortsbezeichnung Walleshausen angeführt ist, mit dem bei diesem Ort befindlichen Burgstall aber in Größenverhältnissen und Grundriß durchaus nicht übereinstimmte. Damit ist nun der bisher unerklärliche Widerspruch zwischen der Ohlenschlager'schen Beschreibung und dem wirklichen Befund des Walleshauser Burgstalls gehoben. Auffallend ist, daß zwei Burgställe in so geringer Entfernung von ungefähr 2½ Kilometer sich befinden, und es bleibt das Verhältnis beider Erdwerke zueinander um so mehr noch dunkel, als weder von Wabern noch von Walleshausen ein altes Adelsgeschlecht bisher nachweisbar ist. Vielleicht kommt ein älterer und jüngerer Burgsitz des nämlichen Adelsgeschlechts oder ein vorgeschobenes Befestigungswerk zur Hauptburg Walleshausen ähnlich dem Verhältnis von Adelshausen und Burgadelshausen, B.-A. Friedberg, in Frage. Die beiden Burgställe auf den Burgsitz der Egilinger zu beziehen, die von 1100 bis 1390 urkundlich nachweisbar sind, von deren Burg aber im Ort Egling und dessen Umgebung nach den Angaben Steichele's in seinem Werk über das Bistum Augsburg II. S. 455 „keine Spur vorhanden und nicht einmal der Platz, wo sie stand, mit Sicherheit nachzuweisen sei", hat bei der Entfernung von Egling, etwa 2½ Kilometer, seine Bedenken. Es bleibt also vorerst die Zugehörigkeit dieser Burgställe zu diesem Adelsgeschlecht noch in Frage.

3. Burgstall von Utting, B.-A. Landsberg.

In Utting am Ammersee saß ein altes Adelsgeschlecht, dessen Burgsitz bisher nicht bekannt war. Nach Feststellung unserer Mitglieder, der Herren Selzam-Utting und Euringer-Augsburg, scheint nunmehr dessen Stelle gefunden zu sein. Etwa ein Kilometer sw. vom Mittelpunkt von Utting entfernt befindet sich eine gegen den Mühlberg vorspringende Bergzunge in der Nähe des im topogr. Atlas-Blatt Landsberg O. angegebenen Ziegelstadels, welche die „Burg" heißt. Auf dieser Bergzunge ist ein Raum von etwa 350 Schritt im Umfang durch einen Graben abgetrennt gewesen, von dem jetzt nur noch schwache Spuren zu erkennen sind, da er vor ungefähr 80 Jahren von einem damaligen Grundbesitzer eingeebnet worden sein soll. Der Berg wird auch als Schloßberg bezeichnet. Nach der örtlichen Lage eignet sich die Stelle sehr wohl zu einem Burgsitz und man wird nicht fehlgehen, die einstige Burg der Uttinger hier anzunehmen, da sonst in der Umgebung kein hiefür besser geeigneter Platz zu finden wäre.

Man soll auch dort früher öfters auf Mauerreste gestoßen sein. Später ist Utting nur als Hofmarkssitz erwähnt und nach Wenings Angaben zu seiner Zeit ein Schloß in Utting nicht vorhanden gewesen.

4. Burgstall von Habertshausen, B.-A. Schrobenhausen.

In dem südwestlich von Schrobenhausen gelegenen Ort Habertshausen ist im 12. Jahrhundert ein Adelsgeschlecht nachgewiesen, dessen Burgsitz bisher nicht festgestellt war. Das kleine Dorf liegt auf den Ausläufern der Höhen, die gegen die Paarniederung abfallen. Wie unser sachkundiges Mitglied Herr Euringer mitteilt, hat er nunmehr die Stelle der einstigen Burg ermittelt. Es ist diese ein erhöhtes kleines Viereck, auf dem die jetzige, erstmals 1521 erwähnte Kirche steht, die in späterer Zeit umgebaut wurde. Das Viereck hat auf jeder Seite 25 Schritt Länge und ragt 2—2,5 Meter über die Sohle des umgebenden seichten Grabens empor. Dieser ist ein Trockengraben, und ein Wasser, aus dem er hätte gespeist werden können, ist nicht in der Nähe. Es kann sich nur um eine kleine Wohnburg gehandelt haben, für die aber eine geeignetere Lage in der ganzen Umgebung nicht vorhanden wäre. Das Geschlecht ist jedenfalls schon früh erloschen und seine Burg verfallen, lange bevor auf dem Hügel eine Kirche aus deren Steinen erbaut wurde.

5. Burgstall Oberarnbach, B.-A. Schrobenhausen.

Außer dem noch vorhandenen Schloß Niederarnbach war im Mittelalter südwestlich eine Burg des im 12. Jahrhundert nachweisbaren Geschlechts der Arenbacher in Oberarnbach, die später in ein Wasserschloß umgebaut worden zu sein scheint, das 1795 völlig abgetragen wurde. Die im topogr. Atlas-Blatt Wittelsbach O. noch deutlich erkennbare Stelle dieser umgestalteten alten Burg beschreibt Herr Direktor Euringer wie folgt: Der Burgstall zerfällt in zwei Teile, die westliche niedrigere Hälfte mit den jetzigen Ökonomie- und Wohngebäuden, die östliche, stark erhöhte, mit steilen Wällen. Augenscheinlich war auf ersterem die Vorburg, auf letzterem die Hauptburg. Eine Viertelstunde n. vom Ort Oberarnbach, östlich von Dettenhofen, ist das Burgstallfeld auf einer nur wenig über dem Moor erhöhten Oberfläche, die den südöstlichen Ausläufer des Fuchsbergs bildet. Spuren, daß hier einmal eine Burg gestanden, sind nicht vorhanden, auch entspricht die Lage nicht der für Burganlagen erforderlichen Geländebeschaffenheit, da diese hier keinerlei Sicherheit geboten hätte. Es braucht daher der Name des Feldes nicht die Stelle der Burg selbst anzudeuten, sondern er kann später, nachdem die Burg verfallen war, von dem Burgstall in der Nähe dem Feld gegeben worden sein, wie z. B. in der Nähe des Burgstalls von Sand, B.-A. Aichach, ein Burgstallfeld ist.

Andere Meinung äußert unser geschätztes Mitglied Herr Freiherr von Pfetten auf Niederarnbach in dem „Handbuch des größeren Grundbesitzes in Bayern, 1907". Er schreibt dort: „Östlich von Berg im Gäu, nördlich von Oberarnbach erstreckt sich ein Höhenzug, der den Namen Fuchsberg trägt und dessen östlicher Vorsprung Burgstallfeld benannt ist. Hier stand vermutlich die Burg, nach der sich die Herren von Arnbach auch de Perge nannten, und die auch unter dem Namen Burgeck von Steichele in seiner Augsburger Diözesan-Matrikel (B. IV. S. 783) Erwähnung findet." Eine Örtlichkeit Burgeck ist in dortiger Gegend nicht mehr bekannt. Herr Freiherr von Pfetten vermutet, daß die Burg Oberarnbach erst zwischen 1266 und 1297 gebaut worden sei und die alte Burg „Berg oder Burgeck" auf dem Burgstallfeld gestanden habe und ihr Name erst später in Oberarnbach umgeändert worden sei, zum Gegensatz von Burg Niederarnbach, die früher Altenarnbach hieß.

Die Burg der Herren von Berg wäre allerdings an Stelle der jetzigen Kirche von Berg im Gäu zu vermuten, als der geeignetsten Lage in der ganzen Umgegend. Allein auch hier sind keine Spuren einer einstigen Burganlage mehr wahrnehmbar, und es bleibt fraglich, ob das Adelsgeschlecht de Perge seinen Namen von diesem Orte geführt hat.

6. Erdwerk am Klingenberg bei Oberwittelsbach.

Eine bisher schon bekannte, aber nicht als selbständiges Erdwerk betrachtete Befestigungsanlage ist durch Augenscheinseinnahme unseres



sachkundigen Mitglieds Herrn Euringer nunmehr in helleres Licht gerückt. Nach den Aufzeichnungen von † Gen.-Major Popp von 1862 im Archiv des Vereins sollte ein auf dem Klingenberg, nordw. von Oberwittelsbach befindliches Graben- und Wallsystem zum dortigen Burgstall gehören, der nur mehr in dürftigen Resten erhalten ist. Nach Herrn Euringers Beobachtungen ist der Klingenberg ein schmaler Hügelrücken, dem Burgstall Oberwittelsbach nördlich vorgelagert, nicht auf gleicher Höhenfläche mit diesem, sondern durch beiderseitige Abfälle getrennt, wenn auch unmittelbar benachbart. Er zieht sich von Südost gegen Nordwest und hat nach beiden Seiten natürlichen Schutz durch Steilhänge. Die Oberfläche ist durch Gräben in verschiedene Abschnitte gegliedert. Der äußerste nordwestliche Abschnitt ist 80 Schritt lang und mit einem Wall von 20 Schritt Länge nach Südost gesichert, während auf der Südwestfront ein Graben vorgelegt ist. Der zweite folgende Abschnitt ist 40 Schritt lang und mit Graben gegen Südwesten gesichert. Hierauf folgt ein etwa 8—10 Meter erhöhter, auf der Südwestseite mit Berme versehener Raum von 30 Schritt Länge, an den sich das letzte, muldenförmige Endstück 30 Schritt lang anschließt, durch das ein Dammweg, der am Ausgang durch wallartige Erhöhungen geschützt wird, zum nahgelegenen Dorf — nicht zum Burgstall — Oberwittelsbach führt.

Diese Gestaltung des Erdwerks am Klingenberg wie dessen Lage zum Burgstall Oberwittelsbach erinnert, wie Herr Euringer mit Recht erwähnt, ganz an die Situation des Erdwerks am Ochsengraben bei Andechs zum Burgstall daselbst, das man früher als den Platz der alten Burg Andechs angenommen hat, das aber wahrscheinlicher ein Vorwerk zur Burg und der vorgeschobene Burgsitz eines Dienstmanns der Grafen von Andechs gewesen sein dürfte. Der Bestimmungsname des Klingenbergs ist ein in Wald- und Ortsnamen häufig vorkommender. Klinge bedeutet nach Schmeller eine enge Schlucht, einen schmalen, tiefen Graben, ursprünglich wohl von rauschendem Wasser durchströmt. Es kann demnach bei dem fraglichen Erdwerk wohl möglich sein, daß die Gräben schon von Natur aus vorhanden waren und nur durch menschliche Tätigkeit weiter ausgestaltet wurden. Jedenfalls hat durch die verdienstliche Untersuchung Herrn Euringers die bisher wenig beachtete Befestigung entschiedene Bedeutung und durch ihr Verhältnis zur Burg Wittelsbach erhöhtes Interesse gewonnen.

Neben diesen erfreulichen Vermehrungen der Kenntnis unserer heimischen Bodenaltertümer sind leider auch diesmal wieder Verluste an solchen durch Zerstörungen mehrfach zu berichten.

1. Burgstall bei Inning, B.-A. Starnberg.

Eine Viertelstunde nordöstlich vom Inninger Sommerkeller befand sich auf dem nach Norden streichenden Höhenrücken ein kleiner Burgstall auf einer natürlichen, künstlich abgesteilten Erhöhung, der mit Graben und Wall noch bis vor kurzem gut erhalten war. Es war der Wohnsitz des im 12. Jahrhundert nachgewiesenen Adelsgeschlechts von Inning und wegen seines hohen Alters wie seiner unveränderten Erhaltung als ein gutes Beispiel frühmittelalterlicher kleiner Burgställe von besonderem Wert. In den letzten Jahren wurde, wie Herr Euringer mitteilt, gerade auf diesem Platz ein Münchener Jagdbesitzern gehöriges Jagdhaus erbaut, wodurch der Burgstall nahezu zerstört wurde. Nur der Rest des Außengrabens ist noch teilweise erkennbar. Der ganze Höhenzug hätte hinreichend Gelegenheit zum Bau eines Jagdhauses an anderer Stelle geboten, so daß die Auswahl gerade des Burgstalls als ein unerquickliches Musterbeispiel von unnötiger Zerstörung alter Werte für alle Zeiten erscheint.

Die Befestigung ist schon von Raiser in seinem „Oberdonaukreis unter den Römern" I. S. 90 und hienach im Oberbayer. Archiv I. S. 346 erwähnt. Unser Mitglied Herr Euringer schreibt gelegentlich derartiger von ihm wahrgenommenen Zerstörungen von Bodenaltertümern in seinem Wanderbuche „Auf nahen Pfaden" 2. Aufl. S. 126: „Es wäre doch sicher Aufgabe des Staates, hier zum Schutze der Bodendenkmäler energisch einzugreifen . . ." und weiter S. 329: „Es will uns bedünken, daß auch die Erhaltung der Bodenaltertümer unbedingt Aufgabe eines Kulturstaates wäre." Ebenso fordert er S. 134 gelegentlich der von ihm beobachteten Zerstörungen des Burggrabens im Westerholz, B.-A. Landsberg, mit Recht mehr Schutz für die Bodenaltertümer



des Landes. Auch außerhalb Oberbayerns nehmen die Zerstörungen ihren Fortgang. So wird in der „Niederbayerischen Monatsschrift" Jahrgang 1915 Heft 7/12 S. 143 über die Zerstörung der Biberschanze zu Dietersburg, B.-A. Pfarrkirchen, geklagt, einer wahrscheinlich römischen Viereckschanze, die von Seite der Staatsbehörden unter den gegenwärtigen Denkmalschutzverhältnissen nicht vor Vernichtung bewahrt werden konnte.

Auch aus Schwaben weiß Herr Euringer einige Fälle zu berichten. So schreibt er S. 298 des angeführten Buches, daß die Grabhügelgruppe bei Kriegshaber, B.-A. Augsburg, mit jedem Jahre mehr abnehme, und S. 373 von der ungehinderten Bedrohung einer solchen bei Schäfstoß, B.-A. Zusmarshausen; ferner S. 689 und 716 über neuerliche Zerstörungen der Erdwerke bei Königsbrunn, B.-A. Neuburg a. D., und bei Kühlental, B.-A. Wertingen, durch Obstgartenanlage und Sandgraben. Sicher werden auch in anderen Kreisen ähnliche bedauerliche Vorkommnisse vor sich gehen, von denen man erst nach vollendeter Vernichtung zu spät Kenntnis erlangt.

2. Hügelgräber bei Widdersberg, Frieding und Herrsching am Ammersee.

Noch vor wenigen Jahren waren die östlichen Höhen des Ammersees reich mit Hügelgräbern bedeckt. So folgten von Nord nach Süd eine Gruppe zwischen Widdersberg und Frieding auf den Reiswiesen und am Anger, die Ende 1906 noch 20 Hügel zählte; weiter eine solche oberhalb Herrsching auf den Aspenwiesen mit 17 Hügeln und eine dritte bei Frieding im Gemeindewald mit 9 Hügeln. Von diesen Hügeln sind, wie der 1915 verstorbene Direktor Dr. Wilhelm Schmidt mitteilte, nur mehr wenige vorhanden und kennbar, da die meisten in den jüngsten Jahren der Kultur zum Opfer fielen. Im Gemeindewald von Frieding sind nur noch 3 Hügel, dagegen auf der gerodeten und als Wiese kultivierten Teilfläche dieses Waldes die früher vorhandenen bereits verschwunden. Eine vierte, früher als Grabhügel angesehene Gruppe zwischen Frieding und Andechs in der Heckenleite und am Fußweg soll nach Meinung des genannten Sachverständigen aus natürlichen Erhöhungen, kleinen Moränenhügeln bestehen, was erst durch entsprechende Nachgrabungen sicher festgestellt werden müßte. Das Hinschwinden dieser Hügelgruppen ist um so bedauerlicher, als keinerlei Funde hieraus bekannt wurden und erhalten blieben, aus denen die Zeitangehörigkeit dieser Hügel und die Zugehörigkeit der Bestatteten und ihrer Niederlassungen hätte festgestellt werden können.

3. Unterirdische Gänge bei Mergentau, B.-A. Friedberg.

Ein Beispiel, wie gefährlich eine wenn auch gut gemeinte, aber nicht von sachverständiger Seite geleitete Untersuchung von Bodenaltertümern durch Grabungen werden kann, berichtet Herr Euringer im 37. Band der Zeitschrift des Hist. Ver. v. Schwaben u. Neuburg S. 174 ff. aus Oberbayern. Hienach hat der Grundbesitzer der Erdgänge bei Mergentau, des sog. Wichtelenlochs, diese im Winter 1910/11 ausräumen und durch Grabungen zugänglich machen lassen, wodurch aber deren ursprüngliche Anlage und Beschaffenheit wesentlich anders gestaltet wurde. Selbst eine Sitznische wurde durch die Arbeiter angebracht, die früher nicht vorhanden war. Außerdem wurde infolge der Erleichterung des Zugangs seitens besuchender Neugieriger so viel Unfug getrieben, daß der hergestellte Eingang neuerdings wieder bis auf ein kleines Schlupfloch zugeschüttet werden mußte. Funde sollen bei den Ausräumungsarbeiten nicht gemacht, wenigstens von den Arbeitern nicht beobachtet worden sein. Auch Ausmaße wurden nicht festgestellt und Pläne nicht aufgenommen. Jedenfalls ist das Erdwerk infolge der Ausschachtungen und Grabungen jetzt nicht mehr in seiner Ursprünglichkeit zu erkennen und zu Forschungen zu benutzen und somit mehr Schaden als Nutzen mangels rechtzeitigen Eingreifens der Aufsichtsbehörden angerichtet worden. (Euringer „Auf nahen Pfaden" S. 962.) —

II. Namenaltertümer.

1. Biburg — Biberg — Biber.

Über eine der zahlreichen Örtlichkeiten in Oberbayern, welche diesen im 13. Jahrgang S. 10 besprochenen, archäologisch bedeutungsvollen Namen führen, wird von einem Vereinsmitglied Nachstehendes berichtet:



Im bayerischen Unterinntal ist eine der bekanntesten Wallfahrtskapellen das Magdalenenkirchlein auf der Biber zwischen Brannenburg und Flintsbach. Von dieser Stätte ist sowohl vom erd- wie kunstgeschichtlichen und vom volkskundlichen Standpunkte aus schon manches veröffentlicht worden, nur die archäologisch bemerkenswerte Seite dieser landschaftlich interessanten Erscheinung hat noch wenig Beachtung gefunden.[1])

Noch im späten Mittelalter lautet der Name dieser Stätte Piberc = Biburg, das erst im Laufe der folgenden Zeit zu Biber abgeschliffen wurde. Der Name weist daher nicht wie bei dem oft vorkommenden Biberbach, Biberach oder bei Biberkor, Biberholz usw. auf den Tiernamen Biber, ahd. bibar, sondern auf Burg = Berge und bedeutet ein Zubehör zu einer Burg oder eine schützende Berge und kommt in diesem Sinne selbst bei Örtlichkeiten vor, die nur das Aussehen einer Befestigung haben, ohne als solche besonders in Stand gesetzt und benutzt worden zu sein. Die natürliche Eignung zu einer solchen Verwendung trifft auch auf unsere Örtlichkeit vollauf zu. Die Biber ist ein frei aus dem ebenen Talboden aufragender, eine Viertelstunde lang gestreckter, nicht sehr breiter Hügel aus Nagelfluh von etwa 30 Meter Höhe, dessen Oberfläche früher von Hochwald bestanden, jetzt großenteils ausgeholzt, von vielen grabenartigen Vertiefungen durchfurcht wird, zwischen denen sich terrassenförmige Erhebungen von verschiedener Größe und Höhe befinden. Der Hügel ist also von Natur aus geschützt sowohl gegen Überflutungen bei Hochwasser des Inns wie durch seine leicht zu verteidigende Beschaffenheit; er bietet reichlich Platz für Menschen und Vieh und eine vorzügliche Fernsicht über den Talboden auf allen Seiten und in die weitere Umgebung. Von drei Seiten wird er von kleinen Bächen umflossen, auf der Höhe bei der Magdalenenkirche ist eine Quelle. Man ist hienach nach Lage und Name versucht, vorhandene Befestigungsreste auf dem Hügel zu vermuten, sei es von einer Berge oder Zufluchtsstätte aus vorgeschichtlicher Zeit, sei es von mittelalterlichen Burganlagen oder Bestandteilen solcher. Eine Durchwanderung der ausgedehnten Oberfläche läßt trotzdem keine bestimmten Anhaltspunkte für durch Menschenwerk hergestellte Sicherungen ersehen. Allerdings ist zu bedenken, daß die Örtlichkeit nicht mehr in unberührtem Zustand auf uns gekommen ist. Seit dem 15. Jahrhundert nämlich wurden rings um die Biber Steinbrüche betrieben, durch die die Ränder des Hügels weit gegen den Innenkern abgesprengt sind, so daß jetzt Steilwände die Ost- und Westseite desselben in ganzer Höhe des Felsens umgeben und der ursprünglich vorgelagerte Erdabhang gegen das Tal verschwunden ist. Auch ist ein Teil der südwestlichen Oberfläche durch den im 17. Jahrhundert erfolgten Kapellenbau und seine Zubehör vollständig in seiner früheren Beschaffenheit umgestaltet worden. Es wäre also immerhin möglich, daß vorhanden gewesene Befestigungs- und Sicherungsanlagen an den Rändern des Hügels, wie solche namentlich bei vorgeschichtlichen Erdwerken vorkommen, beseitigt wurden. Hinsichtlich etwaiger mittelalterlicher Werke käme in Betracht, daß niederer Adel, Ministeriale der Grafen von Falkenstein nach Orten der nächsten Umgebung den Namen führten, wie im 12. Jahrhundert die Herren von Tegerndorf und Milbing. Möglicherweise hatten diese ihre Burgsitze auf der Biber. Es wäre aber auch nicht ausgeschlossen, daß eine zu der dominierenden Burg der Gegend, dem Falkenstein, gehörige vorgeschobene Befestigung, ein Wartturm oder eine Zollstätte als Straßensperre auf der Nord- oder zur Sicherung gegen das Seitental zwischen dem großen und kleinen Mühlberg, aus dem der Förchenbach kommt, auf der Westseite an den früheren Rändern vorhanden gewesen wäre. Die Lage einer Burg an Stelle der jetzigen Magdalenenkapelle ist jedoch kaum anzunehmen, da diese an einer tieferen Stelle am Südweststrand des Hügels ohne Aussicht liegt. Es ist aber anderseits auch nicht außer acht zu lassen, daß schon die topographische Lage und das Aussehen des Hügels vom Talboden aus allein Veranlassung zu dem Namen gegeben haben kann, wie dies z. B. bei Biberg nördlich der Befestigung bei Grub an der Mangfall der Fall

[1]) Eine neuere Beschreibung der Biber mit der Magdalenenkapelle mit Abbildungen findet sich in der Zeitschrift für Volkskunst und Volkskunde Jhrg. 8 S. 142 ff.

gewesen ist. Das Ergebnis der Besichtigung gestattet also zurzeit nicht mit Sicherheit eine Benützung des Hügels zu Befestigungszwecken anzunehmen, zumal auch bisher keine Funde aus irgendeiner Zeitperiode auf der Biber gemacht oder wenigstens bekannt wurden. An anderen Bibergorten, an denen ebenfalls von Erdwerken nichts mehr wahrnehmbar ist, sind wenigstens Funde aus römischer Zeit bekannt, wie z. B. von Biberg bei Leobendorf, B.-A. Laufen, von Biberg bei Schönau, B.-A. Aibling, von der Biber bei Höresham, B.-A. Altötting, von Bibereck, noch bei Apian Biburg, B.-A. Dachau, wo nach gefälliger Mitteilung des Leiters des Dachauer Bezirksmuseums, Herrn Professor Stockmann, in jüngster Zeit römische Töpferwaren in Bruchstücken gefunden wurden. Es sind an diesen Orten im Laufe der Zeit verschwundene Erdwerke aus römischer Zeit zu vermuten, die zur Zeit der Namengebung noch vorhanden waren.

Von anderen Bibergorten Oberbayerns fehlen bisher noch eingehende zuverlässige Untersuchungen auf etwaige Spuren von Erdwerken, so bezüglich der Ortschaft Biberg, Gem. Winden, und der Flur Biberg an der Hochstraße zwischen Rinnberg und Pörnbach, B.-A. Pfaffenhofen, ferner des Weilers Biberg, Gem. Oberfeldkirchen, B.-A. Traunstein, und anderer Fluren dieses Namens. Hinsichtlich des bei Winden gelegenen Ortes Biberg könnte der eine halbe Stunde entfernt bei Gerolsbach gelegene „Schloßplatz" vielleicht als Burgstall in Betracht kommen, zu dem Biberg in Beziehung stünde. Ein anderes Biberg, Gem. Agatharied, B.-A. Miesbach, wird von Wessinger in seinen „Bayer. Orts- und Flußnamen" wegen seiner Lage in abgelegener Waldgegend als späte Ansiedlung auf ahd. pia = Biene zurückgeführt, wie auch z. B. Beigarten, B.-A. Wolfratshausen.

2. Birg — Bürg — Burg.

Zu den im 11. und 13. Jahrgang S. 94 u. 11/12 aufgeführten wirklichen oder vermuteten Erdwerken obigen Namens sind von mehreren Vereinsmitgliedern dankenswerte neue Wahrnehmungen und Hinweise eingelaufen. So hat Herr Direktor Euringer den „Birkenbichl oder Birkenberg" bei Oberwittelsbach in Augenschein genommen und teilt hierüber Nachstehendes mit:

Auf der am Wege von Oberwittelsbach nach Kühbach gelegenen Anhöhe dieses Namens mit weiter Fernsicht befindet sich eine geräumige, mit Hochwald bestandene Oberfläche, auf der ein zur Burg Wittelsbach gehöriger Wartturm recht wohl gestanden sein könnte. Es ist aber jetzt keine Spur von einer Befestigung oder von Mauerresten mehr vorhanden. Auf dem höchsten Punkt der sonst eben verlaufenden Oberfläche ist eine unregelmäßige Grube, die durch Ausgraben von Steinen einer Grundmauer entstanden sein könnte. In der Umgegend heißt die Anhöhe „Birkenberg". Woher der Name kommt, wissen die Umwohner nicht. Birken sind auf der Hochfläche nicht vorhanden, es ist auch, da der Hochwald auf der ganzen Erhebung nur aus Nadel- und spärlichem Laubholz besteht, nicht anzunehmen, daß der Name von einem früheren größeren Birkenbestand herkommen kann. Vielmehr spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß er entweder einer auf der Hochfläche selbst angelegten einstigen Berge oder den benachbarten Erdwerken am Klingenberg oder auf dem Burghügel von Wittelsbach seinen Namen verdankt, die aber beide räumlich von ihm getrennt sind.

Einem anderen Mitglied verdanken wir einen Hinweis auf den öfters vorkommenden Flurnamen „alte Burg oder Bürg". Hienach führte diesen Namen z. B. eine Höhe bei Hepperg, B.-A. Ingolstadt, von der schon Raiser in seinem „Oberdonaukreis unter den Römern" III. S. 26 berichtet: „Die alte Bürg, ½ Stunde von Kösching, auf dem Höheberg oder Hepperg ist ein viereckiges Castrum mit Gräben und Wällen nahe der nördlich vorbeiführenden Römerstraße. Bei der Hepperger Linde war eine Schanze, von welcher man ebenfalls noch Überreste sieht." Von diesen Erdwerken ist nun allerdings, wie schon im XXI. Sammelblatt des Historischen Vereins für Ingolstadt von 1896 S. 1 erwähnt wird, nichts mehr sichtbar, weder von einem viereckigen auf dem Höhenberg, noch von einer Schanze bei der Linde gegen Lenting. Es ist aber immerhin nicht ausgeschlossen, daß hier Erdwerke waren, deren Zeitangehörigkeit sich aber nicht mehr bestimmen läßt. Der Name haftet ferner auch an einer Anhöhe zwi-

schen Eismansberg und Holzburg, B.-A. Friedberg, wie Kaiser in den „Beiträgen" 1830 S. 28 mitteilt, wonach „auf einem runden Hügel ein mit Wällen und Gräben umgebenes Viereck war, welche Stätte man die „alte Burg" nennt." Auch von diesem, wohl auf einen Burgstall zu deutenden Erdwerk ist, wie Herr Euringer schreibt, außer unzureichenden Anhaltspunkten nichts mehr zu sehen.

Weiters wurde von einem Mitglied auf eine am Staffelsee befindliche Halbinsel, die den Namen „Burg" führt, aufmerksam gemacht. Nach dessen Augenscheinseinnahme haftet der Name auf einer am Ostufer des Sees vorspringenden Landspitze westlich unterhalb des Bahnhofs von Murnau. Von dem mit Sumpfwiesen bedeckten Tiefland erstreckt sich ein nach Osten bergan steigendes Gelände, das jetzt mit Landhäusern bebaut und unzugänglich ist. Es macht den Eindruck, daß diese Landzunge einst eine Insel, ähnlich dem Wört und der großen und kleinen Birke war und daß die Sumpfwiesen der Überrest des einstigen Wasserspiegels sind, der bis an den Murnauer Abhang reichte. Möglicherweise war hier einst ebenfalls eine Birg = Berge, wie auf den andern Inseln des Sees. Ein mittelalterlicher Burgstall ist aber nach der ganzen Geländebildung und der Lage hier nicht zu vermuten, auch sind keinerlei Spuren einer einstmaligen Befestigung mehr vorhanden. Der Name ist aus Mißverständnis wohl zweifellos aus Birg oder Bürg zu Burg entstellt.

Von anderer Seite wird mit Bezug auf den schon erörterten Namen „Bürgerwald" auf das nordwestlich von Leonhardspfunzen befindliche „Bürgermoos" hingewiesen, das auch im topograph. Atlas-Blatt Rosenheim O. eingetragen ist. Da in diesem unmöglich eine Befestigung gewesen sein und das Moos den Namen nur von Berechtigungen der Rosenheimer Bürger erhalten haben könne, werde auch die Wahrscheinlichkeit verstärkt, daß die Namen Bürgerwald, Bürgerholz und ähnliche von solchen Berechtigungen sich herleiten. Dagegen wird das „Bürgholz" bei Moosinning, das im topogr. Atlas-Blatt Freising O. vorgetragen ist, auf ein zu einer Burg gehöriges Holz = Wald zurückzuführen sein, zumal sich in der Nähe die Burgen von Neuching und Notzing befunden haben.

Auch das Grundwort „Weg" kommt häufig in Zusammensetzungen mit Burg, Birg vor und wird zu Birkweg, Bierweg verunstaltet. So ist ein Birkweg bei Scheuring, B.-A. Landsberg, ein zu dem kleinen Burgstall „Burgsel" daselbst führender Burgweg; der den Högelwald zwischen Holzburg und Eismansberg durchkreuzende Bierweg ein zu der in der Nähe auf der Flur „alte Burg" zu vermutenden Burg führender Weg.

Einer Untersuchung bezüglich ihrer Eigenschaft als Bergen = Zufluchtsstätten bedürfen noch das „Bürgl" am Weitsee bei Ruhpolding, der „Birkenwald" bei Hubenstein, B.-A. Erding, und der Ort „Birklkam" bei Holzhausen, B.-A. Wolfratshausen, in dessen Nähe die Burg der Edlen von Schalnkam und der „Birganger" sich befinden, über den im 13. Jahrgang S. 11 dieser Zeitschrift berichtet wurde.

3. Haber—Harder—Härder.

Die Erwähnung von mit „Haber" zusammengesetzten Orts- und Flurnamen im 13. Jahrgang S. 14 hat mehrfache erfreuliche Einsendungen hervorgerufen, welche zu weiteren Erörterungen über diese Namen hier Anlaß geben. So wird von einem Vereinsmitglied ergänzend bemerkt, daß solchen Zusammensetzungen auch ein Personennamen Haderich oder Hadurich zugrunde liegen könne, was namentlich bei solchen in der Genitivform Haders der Fall sei, wie in Hadersried, -berg, -dorf u. a. Von Herrn Dr. Miedel-Memmingen wird auf die Möglichkeit einer Ableitung von Hader = Streit verwiesen. So habe z. B. das Waldgebiet des Spessart, um das sich Würzburg und Mainz zwei Jahrhunderte lang gestritten hatten, der Haderwald geheißen. Ebenso kann ein Haderfeld oder eine Flur ähnlichen Namens, um die langdauernde Prozesse geführt wurden, davon den Namen erhalten haben. Kaum wird aber Hader im Sinne von Kampf mit den Waffen namengebend gewesen sein, so wenig wie in Flurnamen Streitbichl u. a. ein solcher gemeint ist, bei denen die Ableitung von mhd. struot = Gebüsch, Buschwald die Grundlage bildet. In den meisten Fällen werden jedoch Zusammensetzungen wie Haderfleck, -busch, -loh, -gaß u. a. auf Hart = Wald zurückzuführen sein, wie schon S. v. Riezler in seinen „Ortsnamen der Münchener Gegend"



im Oberbayer. Archiv Bd. 44 S. 73/74 bezüglich des Orts Hadern angedeutet hat.

Eine Einsendung eines Mitglieds beschäftigt sich mit dem wiederholt in Oberbayern vorkommenden Ortsnamen **Hadermarkt**, ausgehend von dem bei Zell, Gemeinde Ruhpolding, befindlichen Weiler dieses Namens. Er liegt an einem früher umfangreichen, jetzt nur mehr in kleinen Abteilungen vorhandenen Fichtenwald zwischen Ruhpolding und Zell nächst der sehr alten Kirche St. Valentin, die früher allein im Walde etwas entfernt von Dorf Zell lag. Nach der Beschreibung der Kirche in der Monatsschrift des Ver. v. 1898 S. 49 von G. **Ferchl** hat diese ausgesprochen altertümlichen Charakter; sie ist von drei alten Linden mit umlaufenden Steinbänken und einem Freithof umgeben, außerhalb dessen Umfassungsmauern zwei alte, rohbearbeitete Steinkreuze stehen, auf deren Vorderseite je ein Beil, jedes von anderer Form, eingemeißelt ist. Nach einer Besprechung dieser Steinkreuze von Otto **Rieder** im „Bayerland" von 1912, Nr. 8 befindet sich auf einem dieser Steine auch auf der Rückseite ein Beil von anderer Form wie das auf der Vorderseite. Nach **Ferchl** sollen ursprünglich 5—6 solcher Kreuzsteine etwa 100 Schritt von der Kirche entfernt an der Straße nach Ruhpolding auf einem als Holzlager benutzten Platze gestanden sein. Nach **Rieder** sollen sie von dem ehemaligen Weide- späteren Holzlagerplatz, wo sie vor einer Leonhardskapelle standen, nach Errichtung der Sägmühle ungefähr 1902 nebst der Kapelle entfernt worden sein. Die Kapelle wurde an der jetzigen Stelle bei der Kirche wieder aufgebaut, die Kreuze, von denen nur mehr zwei erhalten gewesen, versetzte man vor die Kirchhofsmauer. Ein drittes dieser Kreuze scheint schon vorher auf die Höhe bei der viel späteren Ruhpoldinger Kirche verschleppt und zu einer Gebetsäule, Bildstöckl mit Nische und Bedachung, abgeändert worden zu sein. Diese steht bei einer Baumgruppe etwas südlich von der Kirche und hat auf der Vorderseite gleichfalls ein eingemeißeltes Beil wie die beiden anderen. Auch die drei kalvarienbergartig aufgestellten alten Steinkreuze am Abhang des Kirchenhügels gegen Ruhpolding sind wohl von anderen Standorten hieher verschleppt.

Der altertümliche Eindruck der Valentinskirche bei Zell, dem ursprünglichen Pfarrsitz der Gegend, der erst später nach Ruhpolding verlegt wurde, sowie das Vorhandensein der vielen Steinsäulen lassen mit Recht annehmen, daß bei dieser Kirche die Dingstätte für das Miesenbachtal war, wie ja auch bei anderen alten Kirchen Dingstätten nachgewiesen sind, unter deren Linden Gericht gehalten wurde, weshalb sie auch Gerichtslinden hießen. Diese Dingstätten waren anscheinend durch die Steinsäulen abgegrenzt. Bei der Dingstätte in Zell kam eine größere Volksmenge an den Gerichtstagen zusammen, für deren leibliche Bedürfnisse ein Warenmarkt erforderlich war, ebenso wie auch jetzt bei abgelegenen Wallfahrtskirchen an den Patroziniumsfesten fliegende Marktbuden errichtet werden, so z. B. bei der Kapelle in Grünsink bei Weßling oder bei der Annakapelle in Stauharting bei Sauerlach. Aus diesen für den Augenblicksbedarf hergestellten Buden entwickelte sich eine kleine Ansiedlung, der Weiler Hadermarkt bei Zell. Dieser Name führt der ganzen Lage und Entwicklung nach auf Hart = Wald zurück und deutet auf den im Wald abgehaltenen Markt. Gleiche Entstehung mögen auch die Orte dieses Namens außerhalb Anger, B.-A. Berchtesgaden, und bei Raitenhaslach, B.-A. Altötting, gehabt haben, beide Orte in einstigem sicheren Waldbestand.

In der Nähe nordwestlich von Ruhpolding kommt auch der Name **Haargaß** für einen waldreichen Höhenrücken mit einer Haargaßalpe darauf vor, der offenbar eine Abschleifung von Hadergasse ist. Bei Unterwessen ist an dieses angrenzend eine Ortschaft **Hadergaß**. Auch diese Namen führen unzweifelhaft auf Hart = Wald zurück, da hier von römischen Straßen und darauf zurückführende vordeutsche Namenbildung keine Rede sein kann. Wie diese Namen ist auch der in Oberbayern mehrfach bei Einzelhöfen, die in gerodetem Wald entstunden, vorkommende Name Harder, Harter, Härder und ähnlich als aus Hart = Wald gebildet zu erklären.

4. Flurnamen Maueräcker, -feld, -wiesen; Steinmaueräcker; Steinfeld, -buckl, -bichl.

Bekanntlich führen manche Flurnamen auf Spuren vor- und frühgeschichtlicher Überreste, so z. B. die vielen von ahd. hleo = Hügel



von Menschenhand aufgeworfen, abgeleiteten Flurnamen Leberbichl, Leberg, Löwenbuckl u. a. wie die von mhd. hiune = Hüne, Riese, stammenden Hühner- und Hennenäcker, Hennenbichl und ähnliche auf solche von noch vorhandenen oder einst vorhanden gewesenen Hügelgräbern und Gruppen. Ebenso weisen Namen wie Kalkstraße, Mörderweg von mortarium = Pflaster, Mörtel, Steinweg und -straße, Silberhärte, Hertweg = Hartweg auf Straßen mit Steinunterbau, also meist römische, wenn dies auch nicht unbedingt zutrifft.

Mit größerer Sicherheit zeigen Flurnamen mit dem Bestimmungswort Mauer das Vorhandensein römischer Grundmauern im Boden an. Schon die mit Mauer zusammengesetzten Ortsnamen haften bekanntlich meist an Orten römischer Herkunft mit Steinhäusern, im Gegensatz zu den germanischen Holzhäusern. Noch sicherer finden sich in Maueräckern, -feldern, Steinmaueräckern ,wie z. B. bei Erlstätt und Holzhausen, B.-A. Traunstein, im Gemäuret bei Kösching u. a. O. Baureste aus römischer Zeit, in den Steinplattenäckern, wie z. B. bei Pestenacker, B.-A. Landsberg, römische Begräbnisse, mit Steinplatten ausgelegt oder zugedeckt. Durch den mageren Getreide- oder Graswuchs und den Widerstand, den der Pflug findet, ist der Landmann zu der Vermutung veranlaßt, daß im Boden außergewöhnliche Steinmengen oder -züge sein müssen, die dann bei Untersuchung durch Sachverständige sich als Grabplatten, Grundmauern, Bodenbelag oder andere Reste ehemaliger Gräber oder Gebäude herausstellen. Das Volk gibt diesen durch derartige Besonderheiten auffallenden Grundstücken darauf bezügliche Namen wie die angeführten oder andere, wie „Steingrabfeld" im Neuhauforst, B.-A. Ingolstadt, wo bei Forstarbeiten unter dem Boden Steinbauten von eingeebneten Hügelgräbern zum Vorschein kamen, oder „Beinfeld" bei Fridolfing, B.-A. Laufen, wo beim Pflügen stets Menschengebeine aus dem dortigen großen Reihengräberfeld zutage traten.

Dagegen sind Flurnamen mit dem Bestimmungswort Stein wie Steinberg, -feld, -graben, -leite, -loh, -buckl, -bichl und ähnliche, wie sie in Oberbayern und anderwärts zahllos vorkommen, durchaus kein Anzeichen von Bauten oder Gräbern herrührender Steinreste, sondern hängen mit der geologischen Bodenbeschaffenheit der betreffenden Grundstücke zusammen. In Ortsnamen deutet Stein bekanntlich meist auf mittelalterliche Burgen, wie Stein, Steinfels, Falkenstein und ähnliche, oder wie Steintal, -berg u. a. auf die steinreiche, felsige Lage und Umgebung. In Flurnamen aber bezieht sich das Bestimmungswort fast durchweg auf das massenhafte Vorkommen natürlicher Steine im Boden, sei es durch Alluvialanschwemmungen oder Steinschichtung und Lagerung von Kalkgeschieben u. dgl., so daß solche Fluren meist als Kiesgruben und Steinbrüche ausgenützt werden. Wenn bisweilen auch vorgeschichtliche Reste an solchen Stätten gefunden wurden, wie am Steinanger bei Stein a. A., am Steinbuckl bei Lenting oder am Steinbuck bei Gerolfing, B.-A. Ingolstadt, am Steinhartl bei Oberstimm, im Steinfeld bei Höresham, B.-A. Altötting, u. a., so war doch das schon vorherige Bekanntsein von kieshaltigem Boden, bei dessen Bearbeitung als Sand- und Kiesgruben man auf vorgeschichtliche Reste stieß, für die Namengebung bestimmend, nicht das Vorkommen der erst hinterher bekannt gewordenen Reste. Ganz sicher ist letzteres der Fall bei den seit längerer Zeit als unerschöpfliche Kiesgrube ausgenützten und noch jetzt verwendeten Steinbichläckern bei Manching, B.-A. Ingolstadt, woselbst das bekannte Flachgräberfeld der mittleren La Tene-Zeit gefunden wurde. Der Steinbichl bei Manching ist eine natürliche Erhöhung = Bichl aus feineren und gröberen Flußkieseln mit Sand vermischt, die durch Anschwemmungen der Donau entstand, deren alter Lauf hier vorbeiging und die die Begrenzung der einstigen Ufer bildete. Da in der Umgebung meist Tertiärsand, aber kein Beschotterungsmaterial vorkommt, war der reichlich mit Kies durchsetzte Steinbichl eine willkommene Naturgabe und wurde als solche durch diesen Namen charakterisiert. Die sehr tief liegenden Flachgräber sind ohne jede Steinunterlage oder Bedeckung mit Platten in den Kiesboden eingeschnitten, so daß hiezu etwa verwendete Steine keinen Anlaß zu der Benennung gegeben haben können. Wenn in der Mainzer Zeitschrift Jahrg. VIII/IX S. 114 zu behaupten versucht wird, „der Name Steinbichl bezieht sich zweifellos auf die hier nachgewiesene villa

rustica" oder S. 111: „das einstens auf dem Steinbichl gelegene, heute nur noch in Bauschuttspuren nachweisbare römische Gebäude blieb bei der Aufdeckung der Gräber gänzlich unbeachtet", so erübrigen diese völlig aus der Luft gegriffenen Annahmen eine ernsthafte Widerlegung von selbst.

5. Ackernamen.

Außerordentlich lehrreich sind die zum Teil aus älteren urkundlichen Quellen gesammelten, zum Teil noch gebräuchlichen Namen für Ackerfluren sowohl in topographischer als in rechts- und kulturgeschichtlicher Hinsicht. Die Sammlungen solcher Namen sind leider noch sehr unvollständig, meist nur auf kleinere Gebiete beschränkt, selten über größere Stammeswohnsitze ausgedehnt und auch dann nicht annähernd vollständig. Es bleibt also in dieser Richtung noch ein großes Arbeitsfeld offen. Immerhin gewähren schon die bis jetzt gesammelten Ackernamen interessante Aufschlüsse. Eine Reihe solcher Namen bezieht sich auf die Rechtsverhältnisse der Besitzer. So ist ein Hofacker ein zum freien Hof gehöriger, der Über- oder Sonderacker ein außer dem Lehenbesitz befindlicher, freieigener Acker des Leheninhabers; der Frohnacker ein solcher, den der Grundherr selbst bebaut, der Ausacker ein außerhalb des Esch, d. h. der eingezäunten Gemeindeflur liegender Acker, der erst später angelegt wurde. Alles Ackerland war nämlich nach der alten Feldanlage und Grundverteilung eingefangen und mit Zaun umgeben, um es vor Einbruch des Viehs zu schützen. Daher ist in alten Glossen Bifang = eingefangener Acker mit septum übersetzt. Die Bedeutung des Worts hat sich erst später auf die Ackerbeete, die durch Furchen abgetrennt, eingefangen sind, übertragen und auf diese beschränkt.

Andere Äcker haben ihren Namen von der Form, dem Bild ihrer Gestalt, erhalten, wie Langacker, ein Acker, der sich in die Länge, Breitacker, ein solcher, der sich in die Breite erstreckt, Sinwelacker, einer von abgerundeter Form, und ähnliche. Eine dritte Kategorie bilden die Ackernamen, die von der topographischen Lage hergenommen sind. Dahin gehören die Moosäcker, in der Nähe eines Mooses oder Moorbodens liegend, die Lohäcker, die an einen Wald grenzen. Ein „aufsteigender Acker" hat seinen Namen von der einen Aufstieg, ascensus, verlangenden Geländebeschaffenheit. Überall tritt bei diesen Namenschöpfungen der ganz natürliche und realistische Zug des Volkes hervor, die äußeren Verhältnisse und charakteristischen Verschiedenheiten der Lage auf die Namengebung zu verwenden. Ein Bedürfnis, dem Acker einen Namen zu geben, bestand wie für Heim und Hof so nur für den im Einzelbesitz stehenden Anteil an der Ackerflur im ganzen.

Neuerlich hat, wie schon früher Wessinger aus Kloster Tegernseer Urkunden des 15. Jahrhunderts[1]), der erfolgreiche und verdienstvolle Frühgeschichtsforscher Dr. Fastlinger aus einem Stift- und Saalbuch der Pfarrei Neukirchen, B.-A. Miesbach, von 1583 bis 1604 eine Anzahl Äcker in der Naring im unteren Leizachtal ausfindig gemacht, die den Namen „Hochäcker" führten.[2]) Sowohl die von Wessinger angeführten Ackerfluren mit diesen Namen aus dem Gebiete des Irschenbergs wie die in der Naring liegen auf vom Talboden oder dem Hof, zu dem sie gehörten, ansteigenden Hügelrücken, auf denen wie im 15. und 16. Jahrhundert auch jetzt noch Getreide gebaut wird. Nach den im Vorausgehenden über die Namengebung erörterten Grundlagen wird es keinem Zweifel unterliegen können, daß mit dem Namen „Hochäcker" nichts anderes als die natürliche, erhöhte Lage des jeweiligen Ackers bezeichnet werden wollte. Selbstverständlich kann der erst im ausgehenden 18. Jahrhundert von gelehrten Altertumsforschern für in Wäldern und Heiden beobachtete, längst außer Betrieb stehende, auffallend hohe Ackerbeete aufgebrachte Name „Hochäcker" nicht auf die in mittelalterlichen Urkunden vorkommenden gleichnamigen Äcker übertragen werden. Das Volk verstand damals wie auch jetzt noch unter einem Hochacker nur den von seinem Wohnort aus hochgelegenen Acker, unter welchem Namen solche Grundstücke vereinzelt auch noch in unsere Katasterblätter übergegangen sind. Auch das Grimmsche Wörterbuch erklärt Hochacker in erster Linie noch als Acker, der hoch, auf einer Anhöhe

[1]) Wessinger „Hochäcker im Gebirge". Mitteil. d. Mus.-Ver. f. vorgesch. Altert. B. Nr. 9 v. 1886.
[2]) Augsburger Postzeitung v. 21. April 1911.



liegt und fügt erst in zweiter Linie den jetzt geläufigen Begriff bei. Es wäre übrigens auch, wenn im Mittelalter der Hochbeetbau allgemein üblich gewesen wäre, die Benennung Hochacker in diesem Sinn keine unterscheidende Bezeichnung gewesen.

Es sind daher alle Schlußfolgerungen, die aus einer Übertragung des mittelalterlichen Namens auf den jetzigen Begriff abgeleitet wurden, von vornherein hinfällig. Ebensowenig können die in Mandaten und Dekreten der bayerischen Regierung aus den 17. und 18. Jahrhundert erwähnten brachliegenden Äcker, deren Wiederanbau angeordnet wird, auf die in Wäldern und auf Weiden, Ödungen und sonstigen unverteilten Gemeindegründen vorhandenen Ackerspuren einer früheren Zeit — die Hochäcker in modernem Sinne — gedeutet werden, da in diesen Erlassen offenbar nur die Äcker gemeint sein konnten, die innerhalb der Gemeindeflur in Sondereigentum gelegen, früher angebaut waren und nur infolge von Kriegsnöten jetzt brach lagen. Niemand fiel es damals ein, auf die außerhalb der Gemeindeflur gelegenen, längst verlassenen und überwachsenen Ackerspuren zurückzugreifen und deren Anbau zu verlangen, nachdem selbst zum Anbau der im Esch gelegenen Äcker die Arbeitskräfte fehlten. Diese alten Ackerspuren lagen damals durchweg in unverteiltem Gemeindegrund, der als Wald oder als Weide gemeinsam war, keine besonderen Namen brauchte, sondern als Almeinde, Allmende, Allmand, Allgäu, Ödland oder ähnlich zusammengefaßt wurde. Diese unverteilten Gemeindegründe kamen erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts allmählich zur Aufteilung unter die berechtigten Gemeindeglieder, und es ist jedem älteren Justiz- und Verwaltungsbeamten noch die Arbeit in Erinnerung, welche diese oft umfangreichen Verteilungen im Gefolge hatten. Bei der Ausmessung der verteilten Grundstücke, den eigentlichen Stätten der Hochäcker in modernem Sinn, war es den Geometern eine willkommene Erleichterung, die Grenzen der neuen Besitzteile nach den gerade verlaufenden Hochbeeten zu ziehen. Diese Verteilung ging oft, wie z. B. im Irschenberger Gebiet, soweit, daß die einzelnen Stränge der bergan und gerade laufenden Beete an die Berechtigten verteilt wurden, wie aus den einschlägigen Katasterblättern deutlich ersichtlich ist. Gleiches war der Fall bei Zertrümmerung früher durch Jahrhunderte in einer Hand befindlichen Grundbesitzes, wie z. B. bei dem nie eine Dorfschaft bildenden, sondern bis in das 19. Jahrhundert einen unabgeteilten Gesamtbesitz umfassenden Gut Hesellohe, dem späteren Großhesselohe bei München.

Es ist daher aus einem Zusammenfallen von neuen Grenzen mit alten Hochbeetsträngen ebensowenig ein brauchbares Material für die Altersbestimmung der Hochäcker zu gewinnen, wie aus den mittelalterlichen Namen und den Geboten des Wiederanbaus brachliegender Felder aus den Zeiten nach dem 30 jährigen und späteren Kriegen. Wenn nun auch, getäuscht durch voreilige irrige Schlußfolgerungen, einige, meist außerbayerische, Fachzeitschriften das Verdikt gefällt haben, daß die Hochäcker aus dem vorgeschichtlichen Forschungsgebiet auszuscheiden haben, so ist doch bei Wiederaufleben einer sachlichen, unbeeinflußten Beurteilung der ganzen Hochäckerfrage sicher zu erwarten, daß eine restitutio in integrum den südbayerischen Hochäckern wieder zu ihren rechtmäßigen Ansprüchen verhelfen werde.

6. Satanasinga.

Über diesen in einem Freisinger Traditionsbuch aus dem 10. Jahrhundert aufgeführten rätselhaften oberbayerischen Ort mit seinem seltsamen Namen ist schon vielfach geschrieben und geraten worden. Der unter ähnlich lautenden Namen nicht mehr vorhandene Ort klingt auffallend an die ing-Orte der bayerischen Frühzeit an. Nach seinem Bestimmungswort Satanas nimmt Dr. Fastlinger in seiner Abhandlung „Das Flurpatronat der Drachenheiligen in Altbayern" in den Münchener Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns Bd. XIV S. 186 an, daß der Ort Satanasinga = Unholding mit dem im heutigen Bezirksamt Aichach am Anfang des Ilmtals, das in seinem weiteren Verlauf bei Hettenhausen „Unholdental" heißt, gelegenen Pfarrdorf „Michaelskirchen" identisch sei, da der Drachenheilige St. Michael, dem die Kirche geweiht ist, der Besieger Satans = Unhold ist und man dem Ort nach diesem den Namen gegeben habe. Auch Sigmund v. Riezler stimmt in seiner Abhandlung



„Die bayerischen und schwäbischen Ortsnamen auf ing und ingen als historische Zeugnisse", in den Sitzungsber. d. bayer. Akad. d. Wiss. philos.-philol. u. hist. Klasse v. 1909 S. 10 dieser Ansicht bei und glaubt, daß es sich um eine Örtlichkeit handle, „an die sich der Wahn irgendeines Zaubers, einer teuflischen Wirksamkeit knüpfte". Er findet aber auch die Annahme nicht ablehnbar, daß vielleicht an einen heidnischen Kultort zu denken sei.

Nun ist neuerlich in den Sitzungsber. der Wiener Akademie 175. Bd. 2. Abt. S. 137 eine Abhandlung von Marer, „Einfluß der vorchristlichen Kulte auf die Toponomastik Frankreichs" erschienen, in der eine analoge französische Namenbildung besprochen wird, deren Deutung auch für das bayerische Satanasinga von Interesse ist und daher hier mitgeteilt werden möge.

In Frankreich, sagt der Verfasser, ist nach Holder's „Keltischem Sprachschatz" II. 1374 der Ort Stenay als „Sathon nunc Satanagas" beurkundet. Daraus wurde später Satanacum, jetzt Stenay. Im 5. Jahrhundert soll dort ein Tempel des Saturnus gewesen sein. Die Stadt wird wahrscheinlich immer Satanacum geheißen haben (Saton = Saturn = Satan?). Die Richtigkeit dieser Auslegung angenommen, würde sich für unser Satanasinga die Frage aufwerfen lassen, ob nicht auch hier in römischer Zeit eine dem Saturnus geweihte Kultstätte war, an deren Stelle in frühchristlicher Zeit eine solche des hl. Michael als Besiegers des mißverständlich aus Saturnus in Satan verwandelten Vorgängers getreten ist und die anfänglich Satanasing hieß und später in Michaelskirchen umgetauft wurde. Es sind zwar bisher allerdings keine römischen Spuren in der dortigen, früher schwer zugänglichen und archäologisch wenig erforschten Gegend bekannt geworden, allein dies schließt bei der zweifellosen Anwesenheit der Römer auch in diesem Gebiet nicht aus, daß bei sorgfältiger Beobachtung noch solche zum Vorschein kommen können. Zu beachten ist jetzt schon, daß im topogr. Atlas-Blatt Augsburg O. in der Nähe nordwestlich von Michaelskirchen ein alter Weg als „Heerstraße" angegeben ist, ein Name, der oft auf römische Straßen zurückführt, und daß in östlicher Richtung im Ilmtal ein Weiler Speckhof an einer möglichen Fortsetzung dieser Straße durch das Ilmtal liegt, ein Name, der ebenfalls mit einer römischen Straße in Zusammenhang stehen könnte. Der Ort wäre dann an einer Römerstraße oder nicht weit entfernt von einer solchen gelegen gewesen, was das Vorhandensein einer Kultstätte erklärlich erscheinen ließe.

III. Fundnachrichten.

1. Ältere Funde aus Hügelgräbern in der Flur „in der Hart" bei Alteiselfing.

In einem 1914 aufgefundenen älteren Manuskript im Archiv des Vereins fand sich die Angabe: „Wasserburg, Hart, Bronzeschwert, das aus Grabhügel stammt und in Besitz König Max II. kam." Da nach Anführung des Katalogs IV des Nationalmuseums unter Nr. 570 ein Bronzeschwert aus Wasserburg sich dort befindet, das im Jahre 1853 ohne nähere Angabe von wem und aus welchem Fundplatz erworben wurde, lag die Vermutung nahe, es möchten die beiden Schwerter identisch sein. Es wurde daher der stets gefällige Mandatar unseres Vereins in Wasserburg, Herr Professor Brunhuber, ersucht, im Stadtarchiv Nachforschungen anzustellen, wann und durch wen das Schwert in den Besitz des Königs gekommen sein könne. Den erfolgreichen Bemühungen unseres eifrigen Herrn Mandatars ist es gelungen, nach verschiedener Richtung bisher ungenügende und unstimmende Literaturangaben über Funde aus der Gegend von Wasserburg aufzuklären. Herr Professor Brunhuber fand nämlich im Stadtarchiv einen Originalbericht des ehemaligen Stadtschreibers Heiserer an den Hist. Ver. v. Oberb. vom 21. Juli 1851 auf, dessen Abschrift beim Verein nicht mehr vorhanden, der aber wichtig genug ist, einen Auszug davon zu geben. Hienach stieß ein Bauer von Alteiselfing auf dem ihm gehörigen Breitenacker, 3—400 Schritt außerhalb des Dorfes an der Vizinalstraße nach Talham, beim Pflügen auf große Kieselsteine und bei weiterer Nachgrabung auf einen Haufen fest übereinander geschichteter Findlingssteine in Tiefe von 1½—2 Fuß in einer Länge von 2—3 und Breite von 1—2 Fuß, wovon er zwei Fuhren nach Hause brachte. Auf einer Steinplatte in der Tiefe fand er ein an der Spitze abgebrochenes Schwert und drei

weitere Gegenstände von Bronze, deren einer ein Bruchstück einer Sichel, der andere ein Blech mit einem Loch, der dritte, kleinste, von länglicher Form war. Dieser letztere wurde vom Finder in mehrere Stücke zerbrochen und auf dem Acker liegen gelassen, das Schwert und die beiden anderen Funde nahm er mit sich nach Hause. Später fand er auch noch die abgebrochene Schwertspitze. Von dem Bauer erwarb diese Gegenstände der Bräuer Ponschab in Wasserburg, der sie Heiserer zeigte. Dieser begab sich alsbald an die Fundstelle und durchsuchte nochmals genau den Erdaushub und den Fundplatz, wobei jedoch nur mehr einige kleine rote und schwarze Tonscherben und drei ganz kleine Bronzestückchen zum Vorschein kamen, offenbar die vom Bauer liegen gelassenen. Auf näheres Befragen erklärte dieser auch, daß er vor einiger Zeit noch zwei andere Steinhaufen in nächster Nähe des ersteren ausgeackert und entleert, aber nichts darunter gefunden habe. In dem zuletzt ausgeackerten habe er auch den Boden einer Tonschüssel gefunden, der aber zerbröckelt sei. Der Acker, auf dem die Steine sich fanden, liegt auf einer Anhöhe; äußerlich waren keine Erhöhungen mehr wahrzunehmen, da das Land schon lange in Kultur war. Von den Funden fertigte Heiserer eine Zeichnung, die noch im Vereinsarchiv vorhanden ist.

Nach diesen Angaben steht fest, daß es sich um drei schon früher eingeebnete Hügelgräber handelte, deren Steinkern unter dem Boden noch erhalten war. Die Bronzefunde sind nach der Zeichnung außer dem Schwert mit abgebrochener Spitze ein Sichelbruchstück und eine Messerklinge mit durchbrochenem Griff. Das vom Bauer zerbrochene Stück, dessen Teile Heiserer wieder fand, war zweifellos eine lange Kleidernadel. Die erhalten gebliebenen Funde sind die jetzt im Nationalmuseum unter Nr. 128 bis 130 des Katalogs befindlichen Gegenstände mit der Fundortsangabe Alteiselfing.

Es blieb nun noch die Beifügung „Hart" im aufgefundenen Manuskript unaufgeklärt. Diese Flurbezeichnung war in die Literatur übergegangen, jedoch unter dem Namen „Harder", und wurde so mit dem südlich von Wasserburg gelegenen Einödhof Harder oder Härder zu sammengebracht (Oberbayer. Archiv I. S. 127 und hiernach Ohlenschlager, Fundorte ꝛc. S. 4). Eine auf Grund dieser Angaben erfolgte Untersuchung von Hügelgräbern beim Härder gelegentlich der Inventarisierung der vorgeschichtlichen Altertümer des Bezirks war ergebnislos. Durch die Bemühungen des Herrn Professors Brunhuber kam aber auch in diese Verwechslung Licht. Nach seinen Umfragen bei ortskundigen Leuten stellte sich heraus, daß zwischen Alteiselfing und Aham befindliche Gründe den Flurnamen „in der Hart" haben und daß früher ein Bauernhof in Alteiselfing der Hartbauer hieß, zu dem etwa 100 Tagwerk Grund gehörten, darunter auch der erst später Breitenacker, früher „in der Hart" benannte Acker.

Es steht somit fest, daß die Alteiselfinger Funde im Nationalmuseum aus Hügelgräbern in der Hart stammen und nicht Bestandteile eines Depotfundes sind; ferner daß das in der Fundnotiz bezeichnete Schwert mit dem Alteiselfinger des Nationalmuseums identisch ist, und daß beim Härder südl. von Wasserburg keine Hügelgräber waren. Offen bleibt nur die Frage, ob der Alteiselfinger Fund oder das unter Nr. 570 des Katalogs unter der Fundortangabe Wasserburg aufgeführte, 1853 vom Nationalmuseum erworbene Schwert aus dem Besitz von König Max II. an die Sammlung kam, worüber vielleicht die Akten des Nationalmuseums Aufschluß geben könnten. Unaufgeklärt bleibt im ersteren Fall noch die nähere Fundstelle des Wasserburger Schwerts. Oder man müßte annehmen, daß auch dieses aus einem der vorbenannten Hügel in der Hart stammt und erst später, nach 1851, dort gefunden wurde.

2. Neu- und wiedergefundene römische Inschriftsteine aus Oberbayern.

Die Neuausgabe der „Inschriften des römischen Bayern" von Univ.-Prof. Dr. Friedrich Vollmer, herausgegeben von der K. bayer. Akad. d. Wiss. 1915 gibt Nachricht von neu- und wieder aufgefundenen verschollenen römischen Inschriftsteinen aus oberbayerischen Fundorten unter nachstehenden Nummern.

1. Nr. 479 A. Bruchstück eines Meilensteins, gefunden im Mai 1913 in Schalchen bei Ostadt am Chiemsee, B.-A. Traunstein, der vor Zeiten in das Kloster auf Herrenwört gekommen und noch in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts an einer Ecke der St.

Martinskapelle dortselbst eingemauert war. Wahrscheinlich kam er nach der Klosteraufhebung und Abbruch der Kapelle in den Besitz eines Bauern in Schalchen und wurde bis zu seiner Wiederauffindung als Dengelstein benützt. Mutmaßlich befand sich der aus der Zeit der Wiederherstellung der Straße Augsburg—Salzburg unter Septimius Severus stammende Stein auf der Strecke zwischen Gstadt und Seebruck. Der Stein befindet sich nun im Progymnasium in Traunstein.

2. Nr. 48. Grabstein, früher in Falting, B.-A. Laufen, an der Außenwand eines Backofens eingemauert und von dort vor vielen Jahren entfernt (s. Altbayer. Monatsschrift 5. Jahrg. S. 85 unter Nr. 49). Er wurde im Herbst 1913 in einem Hause in Titmoning wieder aufgefunden, wo er als Türschwelle zu einem Stall verwendet war, und befindet sich jetzt im Museum in Titmoning.

3. Nr. 257. Das im Jahre 1906 in Kösching, B.-A. Ingolstadt, gefundene und im Privatbesitz verschollene Bruchstück eines Inschriftsteins (s. Altbayer. Monatsschr. 8. Jahrgang S. 145 unter Nr. 81) wurde 1910 vom K. Nationalmuseum erworben und ist jetzt in der Römischen Abteilung dort aufgestellt. Der Stein war wahrscheinlich über dem Tor zum Kastell eingelassen und gibt über die Zeit von dessen Erbauung Aufschluß.

3. Ältere und neuere Münzfunde aus Oberbayern.

1. Durch die verständnisvolle Tätigkeit unseres Mandatars für Wasserburg, Herrn Professor Brunhuber, wurden zwei bisher unbekannte Fundstellen römischer Münzen, die in seinem Bezirk schon vor längerer Zeit gefunden wurden, ermittelt.

Die eine dieser Stellen ist in Rott a. J., woselbst beim Bau einer Holzlege zu Haus-Nr. 57$^1/_5$ in Tiefe von etwa 1 Meter eine Kleinbronze eines frühen römischen Kaisers, deren Legende nicht mehr lesbar ist, zum Vorschein kam und in Privatbesitz gelangte. Auf der Vorderseite ist der bartlose Kopf des Kaisers. Die Münze befindet sich jetzt im Städt. Museum in Wasserburg.

Die zweite Fundstelle ist in Ramerberg, wo vor mehreren Jahren beim Bau des Stationsgebäudes eine Großbronze der Kaiserzeit von einem Arbeiter gefunden wurde. Wohin die Münze kam, ist leider nicht zu ermitteln gewesen, die Tatsache des Fundes aber beglaubigt.

2. In das Heimatmuseum in Starnberg kamen nach Mitteilung eines Vereinsmitglieds eine Großbronze von Hadrian und eine Mittelbronze von Constantius Chlorus, gefunden im Baumgartner-Anwesen an der Tutzingerstraße, in der Nähe und auf der Seite des Tutzinger-Hofs in Starnberg; ferner eine Mittelbronze von Maximian, gefunden 1910 im Pfarrhausgarten in der Nähe der Kirche in Starnberg.

3. In das Bezirksmuseum in Dachau kam nach gefälliger Mitteilung des Vorstands, Herrn Professor Stockmann, eine Mittelbronze von Kaiser Claudius II., gefunden in Etzenhausen anläßlich Nachforschungen nach einer römischen Straße daselbst; ferner aus Dachau selbst eine Großbronze eines frühen römischen Kaisers (Vespasian?), deren näherer Fundplatz nicht mehr ermittelt werden konnte. In die Sammlung kamen auch 8 Stücke aus dem großen römischen Münzschatzfund von Langwied bei Lochhausen durch Ankauf von einem Arbeiter (s. Vorgesch. Denkm. I. 173).

4. Nach Mitteilung des Museumsleiters Herrn Trinkl in Friedberg gelang es ihm, festzustellen, daß die durch Ankauf aus Privatbesitz in das Städtische Museum gekommenen 2 Regenbogenschüsselchen aus Unterzell (s. Vorgesch. Denkm. d. Königr. Bayern I. S. 35) nicht an diesem Ort selbst gefunden wurden, sondern aus dem bekannten Münzfund von Gagers stammen. Ein Bauerssohn aus Sittenbach brachte sie bei seiner Einheiratung in den Baumeisterhof in Unterzell dorthin, wo sie seit dieser Zeit in der Familie verblieben, bis sie von der nach Friedberg verzogenen und dort verstorbenen Hofbesitzerin dorthin verbracht und aus deren Rücklaß für das Museum erworben wurden.

5. In Glonn, B.-A. Ebersberg, wurde um 1909 im Orte selbst zwischen dem Kramer- und Pitzenhaus beim Graben eines Brunnens eine römische Bronzemünze des Kaisers Maximian gefunden, deren Vorderseite den Kopf des Kaisers, die Rückseite einen stehenden Genius mit Füllhorn und Schale in der Hand

und der Umschrift genio populi romani enthält. Die Münze kam in Privatbesitz in Glonn. Frühere römische Münzfunde aus Glonn, jetzt verschollen, sind in den Vorgesch. Denkm. d. Königr. Bayern I. S. 99 erwähnt.

6. Nach gefälliger Mitteilung des Herrn Pfarrer Reindl in Vohburg wurde im Jahre 1916 gelegentlich Entwässerungsarbeiten auf einem Grundstück bei Rockolding, B.-A. Pfaffenhofen, eine römische Mittelbronze des Kaisers Honorius (395—423) gefunden. Die gut erhaltene Münze von gelber Bronze hat 19 mm Durchmesser und enthält auf der Vorderseite den Kopf des Kaisers mit der Umschrift D. N. Honorius P. F. Aug., auf der Rückseite den stehenden Kaiser mit dem Labarum und einer Viktoria zwischen R. V. mit der Umschrift Victoria Aug. C. C und COMOB im Abschnitt. Die Münze befindet sich zurzeit in Privatbesitz in Vohburg.

4. Neue vor- und frühgeschichtliche Fundzugänge in oberbayerischen Ortsmuseen aus bisher unbekannten Fundstellen.

In den letztvergangenen Jahren kamen nach gefälligen Mitteilungen von Museumsvorständen und Vereinsmitgliedern mehrere wichtige vor- und frühgeschichtliche Funde in die nachstehenden Ortsmuseen.

1. Städt. Museum in Burghausen.

In das Stadtmuseum gelangte 1913, wie der Museumsleiter, Herr Prof. Stechele, mitteilt, ein schon vor vielen Jahren westlich von Berg, Gem. Margarethenberg, gefundenes ovales, in der Mitte durchlochtes Steinbeil aus graugrünem Nephrit, scharfkantig gearbeitet, 80 mm lang bei 34 mm größter Breite und 30 mm Dicke. Leider sind nähere Fundverhältnisse nicht mehr zu ermitteln.

2. Bezirksmuseum in Dachau.

In das neugegründete Heimats- und Volkskunde-Museum kamen an vor- und frühgeschichtlichen Altertumsfunden aus dem Bezirke, wie der Leiter der Sammlung, Herr Prof. Stockmann, mitzuteilen die Güte hatte:

1. Aus Biberecк, Gem. Bergkirchen, verschiedene Bruchstücke von römischen Tonwaren, wie Dach- und Hohlziegel, Bodenbelagplatten, Ziegelsteinen und Geschirren aus einer 1911 am Wolfsacker auf der Höhe zwischen Deutenhausen und Biberecк angeblich entdeckten Töpferwerkstätte.

2. Aus Eisenhofen ein in einer Kiesgrube am Fuße des Petersbergs vor kurzem gefundener unterer Mühlstein einer wahrscheinlich römischen Handmühle.

3. Aus Albersbach bei Indersdorf eine auf einem Acker daselbst gefundene eiserne Lanzenspitze der Reihengräberzeit, die ein dort befindliches Reihengräberfeld vermuten läßt.

4. Aus Eisenhofen ein am Nordfuß des Petersberges beim Bahndurchstich gefundener schwerer, 20 cm langer Steinmeißel aus schwärzlichgrauem Gestein mit starkem Rücken und teilweise abgesprungener Schneide aus der jüngeren Steinzeit.

5. Topographisch unsicher ist die Fundstelle einer aus Schleißheim in die Sammlung gelangten 23 cm langen Bronzelanzenspitze der jüngeren Bronzezeit mit langem Blatt, starker Mittelrippe und kurzer Tülle, die angeblich im Flußbett der Isar in der Höhe von Ober- oder Unterschleißheim ausgebaggert worden sein soll.

3. Museum in Starnberg.

In dem im Jahre 1914 eröffneten Museum für den Wirmseegau sind nach Mitteilung eines Vereinsmitglieds auch einige vor- und frühgeschichtliche Funde ausgestellt, die aus bisher nicht bekannten Fundstätten aus dem Bezirk stammen, nämlich:

1. Ein größeres Bronzemesser mit angegossener Bronzegriffzunge in Form der römischen eisernen Opfer- oder Hackmesser mit breiter, leicht geschwungener, scharfschneidiger Klinge und stumpfem Rücken, ohne Erdpatina, angeblich gefunden 1900 in Percha, 7 m unter der Erde, in einer Baumwurzel steckend. Die für Bronzemesser seltene Form kommt in der süddeutschen Bronzezeit nicht vor und ist auch in der Hallstattzeit in Bronze bisher nicht nachweisbar. Das Messer ist aber noch der vorrömischen Metallzeit einzureihen.

2. Ein kleines, einschneidiges Bronzemesser mit am Rücken gewölbter Klinge und kurzer, jetzt abgebrochener, angegossener Bronzegriff-



zunge, der mittleren Bronzezeit angehörig, gefunden angeblich 1909 am Ende des Torfstichs von Biersack bei Traubing als Einzelfund. Die moorbraune Farbe der Patina beglaubigt die Fundortsangabe.

3. Ein Bronzebeil mit schmalen Randleisten und kurzem mittelständigen Lappen, schwach gerundeter Schneide und kleiner Ausbruchrundung am Rücken, seltenes Stück von länglich-schmalem Typus mit erhabener Mittelrippe von den Lappen bis über die Hälfte der Klinge, der mittleren Bronzezeit angehörig, gefunden angeblich in Schondorf am Ammersee, ohne nähere Angabe, ob Ober- oder Unterschondorf, und der Fundverhältnisse. Der Mangel an Erdpatina läßt auf Einzelfund in moorigem Boden schließen.

Außerdem befinden sich in der Sammlung mehrere vorgeschichtliche Stücke, mutmaßlich aus dem Bezirk, deren nähere Fundstellen aber gänzlich unbekannt und die daher für die heimische Bodenforschung belanglos sind; ferner Ton-Bruchstücke vorgeschichtlicher und römischer Zeit aus schon bekannten Fundstellen, darunter auch die früher im Schulhaus von Machtlfing aufbewahrten (s. Vorgesch. Denkm. I. S. 54).

4. Historisches Bezirks-Museum in Miesbach.

In das vor wenigen Jahren gegründete Bezirksmuseum kam nach Mitteilung eines Vereinsmitglieds in jüngster Zeit ein Einzelfund aus einer bisher als frühvorgeschichtliches Besiedelungsgebiet nicht bekannten Gegend, dem oberen Leizachtal. Bei Anlage eines Hausbrunnens in Oberhasling auf der rechtsseitigen Höhe über der Haslingermühle wurde eine 33 cm lange Bronzenadel mit flachem, dreifach gekerbten kurzen Nagelkopf, angeschwollenem Hals mit kräftigen Schraubenwindungen und langer, spitzer Nadel aus dem Ende der mittleren Bronzezeit, ganz erhalten und grün patiniert, gefunden. Aus dem oberen Leizachtal wurden bisher nur Hochäcker und ein vereinzelter Fund einer römischen Bronzemünze aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit bekannt. (Altb. Monatsschr. Jahrg. 11 S. 151.)

In die nämliche Sammlung kamen auch die neueren Funde aus den schon bekannten Reihengräbern von Unterdarching und die Funde aus spätrömischen Gräbern von Vallei (Vorgesch. Denkm. I. S. 180 u. 110), die bisher in Privatbesitz waren, sowie einige wenige Scherben römischer Geschirre aus Pfaffenhofen a. J., B.-A. Rosenheim (Vorgesch. Denkm. I. 126).

5. Städt. Museum in Rosenheim.

In das Städtische Museum kamen nach gefälliger Mitteilung des Herrn Stadtsekretärs Nieberle in neuester Zeit:

1. Ein Einzelfund aus dem ehemaligen See- und Filzgebiet um Rosenheim. Am westlichen Rande des Kollermooses zwischen Zell und Harthausen wurde in den letztvergangenen Jahren ein Bronzebeil mit kräftigen Lappen am Bahnende, schwach abgerundeter Schneide und spitzeckigem Ausschnitt am Rücken aus der jüngeren Bronzezeit gefunden. Das ungefähr 20 cm lange Beil wurde vom Finder blankgeputzt, zeigt aber noch Reste von Moorpatina. Gleich dem im letzten Fundbericht (Altb. Mon., Jahrg. 13 S. 15) erwähnten Bronzebeil vom Pangerfilz deutet auch der neue Fund auf eine vorgeschichtliche Ansiedlung in der Nähe dieser Filze, in denen solch einzelne Waffen oder Werkzeuge von den Ansiedlern bei Jagden oder Arbeiten verloren gingen.

2. Aus Rosenheim selbst eine gelegentlich Umlegung von Gasrohren in der Luitpoldstraße in Tiefe von 1 Meter in den letzten Jahren gefundene Bronzenadel der jüngeren Bronzezeit. Die schmutziggrün patinierte, gut erhaltene, feine Kleidernadel hat einen doppelkonischen, leicht gerippten Kopf, einen wenig angeschwollenen Hals mit feinen Windungen und einen glatten, spitzen Stiel bei ungefähr 20 cm Gesamtlänge.

3. Aus Halfing als Einzelfund ein großes, bei 30 Zentimeter langes Steinbeil aus grauem, glimmerartigen harten Gestein mit spitz verlaufender Schneide und breitem Rücken mit großem Bohrloch, der jüngeren Steinzeit angehörig.

4. Eine eiserne Lanzenspitze aus dem durch seine römische Töpferei bekannten Westerndorf. Diese ist 23 Zentimeter lang, hat breites, gegen die Tülle eckiges Blatt und kräftige Tülle. Die Form entspricht mehr der spätrömischen als der Reihengräberzeit, doch sind alle näheren Fundumstände unbekannt.



6. Ortsmuseum in Prien.

In das neuerlich gegründete Ortsmuseum kamen nach gefälliger Mitteilung eines Vereinsmitgliedes an vor- und frühgeschichtlichen Gegenständen aus dem Gebiet:

1 Eine Fischangel von Bronze mit einseitigem Widerhaken am Ende des geraden, 10—12 Zentimeter langen runden Stiels, der in eine aufgerollte Öse endigt, vollständig erhalten, grün patiniert, gefunden angeblich auf dem Frauenwörth. Ein ähnlich geformtes Geräte besitzt unsere Vereinssammlung aus den Pfahlbauten im Wört im Wirmsee.

2. Einige wenige Scherben von terra sigillata und anderen Tongefäßen, welche bei Grundaushebung zum Neubau des Landhauses Rehm in Prien an der Straße nach Trautersdorf gefunden wurden.

3. Seitenteile von alten Einbäumen aus Eichenholz, deren einer in Prien selbst an der Straße nach Stock, westlich von der Bahnunterführung beim Neubau eines Hauses mehrere Meter tief unter der Oberfläche, der andere ebenfalls in beträchtlicher Tiefe bei der Badeanstalt in Stock ausgegraben wurde. Das Alter dieser Einbäume ist mit Sicherheit nicht zu bestimmen, doch scheint mit Rücksicht auf die Örtlichkeit und Tiefe der Fundlage deren vorgeschichtliche Herkunft wahrscheinlich, da an der Fundstelle des ersteren der See noch über den Boden des heutigen Prien ausgedehnt gewesen sein muß.

5. Neue vor- und frühgeschichtliche Funde aus Oberbayern.

1. Im April 1916 wurde wieder einer der für die Erforschung der vorgeschichtlichen Handels- und Verkehrsverbindungen so wichtigen Niederlagenfunde von Bronzebarren in Ring- und Spangenform, dem von auswärts eingeführten, zu weiterer Verarbeitung im Inland bestimmten Rohmaterial, gemacht. Wie unser geschätzter Mandatar für Ebersberg, Herr Dr. Lebsche in Glonn, mitzuteilen die Güte hatte, stieß man gelegentlich Entwässerungsarbeiten auf dem Grundbesitz der Erziehungsanstalt Piusheim in Obermühle, Gem. Baiern, etwa 20 Meter von der westlichen Spitze des Grundstücks Plan-Nr. 197 StG. Baiern, ungefähr 1 Meter tief unter der Oberfläche auf einen Haufen von aufeinander liegenden Bronzespangen, von denen nur ein Stück zerbrochen, die übrigen ganz erhalten waren. Die Lagerungsstätte besteht aus einer ungefähr 1,20 Meter starken Schichte Mooserde, unter der sich eine etwa ebenso starke Schichte Alm — kohlensaurer Kalk — befindet; in größerer Tiefe folgt grünlicher Ton; das Moor ist Hoch- und Übergangsmoor. Der Fund lag nahe der Almschichte, aber noch im Moor. Dank der Fürsorge unseres Herrn Mandatars gelangte eines der Stücke in unsere Vereinssammlung. Dieses der üblichen Form der Spangenbarren entsprechende Exemplar hat eine Länge von 34,5 Zentimeter und ein Gewicht von 91 Gramm. Es gehört also der schwereren Gattung an und hat auf der Oberfläche eine Wölbung mit schwacher Kante, während die Innenseite glatt nach den verjüngten, stumpfspitzen Enden verläuft. Die Patina ist der Fundschichte entsprechend braun gefärbt.

In der näheren Umgebung der Fundstelle kamen bisher vorgeschichtliche Funde nicht zutage. Südlich ging in Entfernung von 2, höchstens 3 Kilometern die spätere römische Straße von Augsburg nach Salzburg vorüber, jedenfalls auf vorrömischer Grundlage. In entsprechender westlicher Richtung wurde früher ein Niederlagefund von Ringbarren bei Haignkam, etwa 15 Kilometer entfernt, gemacht; in östlicher Richtung folgen in größerer Entfernung die Funde von Spangen- und Ringbarren in der Gegend des Wagingersees. Es ist somit ein interessantes Zwischenglied dieser Fundkette festgestellt. Wohin die übrigen Stücke des Fundes kamen, ist unbekannt.

2. Über den schon im Jahre 1908 gemachten Niederlagefund von Ringbarren aus Bronze bei Gamersham, B.-A. Wasserburg, von dem bisher Genaueres nicht bekannt wurde, berichtet Herr Professor Brunhuber, daß im Herbst 1908 der Grundbesitzer beim Ackern auf der sogenannten Schelmerwiese südöstlich vom Ort in einer Tiefe von ungefähr 10 Zentim. in fester Lehmerde auf 40—50 solcher Ringe stieß. Einige waren abgebrochen und vermorscht. Zwei Stücke kamen nach Wasserburg in das Städtische Museum; das eine hat ein Gewicht von 190 Gramm bei einer größten lichten Weite des Rings von 137 Millimeter, das andere 170 Gramm bei 127 Millimeter

Lichtweite; die der umgebogenen Enden der Ringe beträgt 90 und 95 Millimeter. Näheres über die genaue Zahl und Beschaffenheit wie die Art der Lagerung der Stücke war vom Finder nicht mehr zu ermitteln.

Bezüglich des in nicht zu weiter Entfernung gemachten Fundes von Spangen bei Staudham (s. Altbayer. Mon. 13. Jahrg. S. 15) ergänzt Herr Professor Brunhuber seine Mitteilung dahin, daß nicht 198, sondern 165 ganze Spangen und außerdem 31 Bruchstücke gesammelt wurden.

3. Aus dem bisher an vorgeschichtlichen Spuren armen oberen Ilmgebiet führt Joseph Reindl in seinem 1916 erschienenen Buche „Das Wolnzachtal in der Geschichte" einen interessanten Fund einer angeblich La Tenezeitlichen Spange (Fibel?) an, der jüngst oberhalb des Dorfes Fahlenbach am linken Ilmufer gemacht worden sein soll. Es wäre dies der erste Fund aus einer Zeit, aus der auch Bodenaltertümer gleicher Periode in der Gegend fehlen. Leider ist es bisher nicht gelungen, Näheres über Beschaffenheit und Verhältnisse des Fundes zu ermitteln. Der Fund soll sich in Privatbesitz in Fahlenbach befinden.

4. Gelegentlich Anlage einer neuen Wasserleitung von Marzoll nach Türk, B.-A. Berchtesgaden, sollen 1913 in der Nähe des Schloßbergs von Marzoll Bruchstücke von Tongefäßen, Mosaikwürfel, 2 Bronzemünzen von Vespasian oder Titus und in einer Wiese in der Nähe Mauerreste mit Brandspuren gefunden worden sein, die auf römische Gebäudereste schließen lassen. Schon früher wurden auf Feldern in der Umgebung von Marzoll mehrfach römische Münzen ausgeackert. (Vorgeschichtl. Denkm. I. S. 65.) Auch der vom lateinischen Wort martiolus abgeleitete Name des Orts, Marciola oder Ad Marciolas, gab schon Veranlassung, eine römische Niederlassung hier zu vermuten, wozu die neuen Funde, ihre Richtigkeit vorausgesetzt, weiteren Beweis liefern würden. Nähere zuverlässige Nachrichten sind leider bisher nicht bekannt geworden.

Mit dem wohlverdienten Danke für alle freundlichen und wertvollen Mitteilungen an die geschätzten Einsender richten wir neuerdings an die Herren Mandatare, Mitglieder und Freunde des Vereins und der Heimatforschung die hoffnungsvolle Bitte um fernere eifrige Mitwirkung und gütige Mitteilung der durch eigene Tätigkeit gewonnenen oder sonstwie in sichere Erfahrung gebrachten neuen Ergebnisse auf dem Gebiete der heimischen Bodenforschung sowie um tatkräftige Bereicherung unserer Sammlung.

Über die Herkunft der Romanen des Indiculus Arnonis.

Von Julius Strnadt.

Die Herkunft der Romanen des Indiculus Arnonis ist bisher keiner eingehenden Untersuchung unterzogen worden; man hat nur allgemeine Betrachtungen angestellt, wie Friedrich Keinz[1]), oder aus der Erzählung Eugipps in der Vita Severini[2]), daß Odovakar durch seinen Bruder Onulf die Romanen Noricums nach Italien habe abführen lassen, vermuten zu können geglaubt, es seien gleichwohl welche derselben zurückgeblieben, wie Julius Jung[3]), welche Ansicht bis auf den heutigen Tag in der historischen Literatur die herrschende geblieben ist.

Die folgende Erörterung versucht der Angelegenheit auf den Grund zu sehen und beginnt daher mit der Aufzählung sämtlicher Stellen des Indiculus Arnonis[4]), in welchen „Romani" aufgeführt werden.

I. Nec non et prefatus dux [Theodo c. 700] tradidit *Romanos* et eorum tributales mansos *LXXX* inter vestitos et apsos conmanentes in supradicto *pago Salzburgoense* per diversa loca. Simul etiam iam fatus dux tradidit in *pago Atragaoe* secus *torrentem Fecchilesaha Romanos* et eorum mansos tributales *V* inter vestitos et apsos.

Im Salzburggau an verschiedenen Orten Romanen und deren zinspflichtige Höfe: 80, im Attergau 5 Romanenhöfe an dem Wildwasser Veckla. Die Bezeichnung des Vecklabaches, welcher nach seiner östlichen Umbiegung bei Schwerdfern oberhalb Frankenmarkt in das Hügelland eintritt und ruhigeren Lauf annimmt, als torrens Gieß- oder Sturzbach, welche Eigenschaft ihm nur in seinem obersten Laufe, d. i. vom Powanger Schlag bis Schwaigern zukommt, gestattet, die Lage der 5 zinspflichtigen Romanenhöfe mit nahezu mathematischer Genauigkeit festzustellen. Da der Vecklabach erst bei Jagdhub den Boden des Attergaus berührte und sein linkes Ufer erst noch weiter abwärts von Gschwendt an diesem Gau zugerechnet wurde[5]), so bleiben nur die Weiler und Ortschaften Gschwendt, Giga, Reitern, Schiblingen, Pelzleiten und Schwaigern[6])

---

[1]) Indiculus Arnonis und Breves Notitiae Salzburgenses S. 93: Aus der Ebene waren die Romanen unter den Stürmen der Völkerwanderung verschwunden, aber hier im Gebirge hatten sie dieselbe überdauert und waren, ihrem in diesen beiden Dokumenten ziemlich häufigen Vorkommen nach zu schließen, noch im achten Jahrhundert in nicht unbeträchtlicher Zahl vorhanden.

[2]) C. XLIIII (ed. Knoell & Mommsen): Onoulfus uero praecepto fratris admonitus uniuersos iussit ad Italiam migrare Romanos. tunc omnes incolae tamquam de domo seruitutis Aegyptiae, ita de cotidiana barbarie frequentissimae depraedationis educti sancti Seuerini oracula cognouerunt. cuius praecepti non immemor uenerabilis noster presbyter tunc Lucillus, dum uniuersi per comitem Pierium compellerentur exire, praemissa cum monachis uespere psalmodia sepulturae locum imperat aperiri.

[3]) Die Anfänge der Romänen. Zeitschr. für die österr. Gymnasien XXVII. 1876. Er verweist hierbei auf das Beispiel Noricums, dessen Städte von den Germanen gebrochen worden seien, ohne daß deshalb die Masse des Volkes von der Erde vertilgt worden wäre, wobei er unter Bezug auf das 4. Buch der Könige und das Vorhandensein von Romanen auf norischem Boden noch in späterer Zeit einer allgemeinen Räumung der Provinz vonseiten der Provinzialen widerspricht. Hierzu vgl. die beiden Aufsätze „Noch einmal der Ursprung der Ost-Romanen nordwärts der Donau" von A. F. und „Zur Frage über die Herkunft der Rumänen" von J. H. Schwicker in Nr. 313 u. 338 der Beil. der Augsb. Allg. Zeitung 1876.

[4]) Zitiert nach der Ausgabe Hauthalers nach dem Perg.-Rotulus aus der Mitte des 12. Jahrhunderts in Salzburg. U. B. I. 3—16 lediglich nach den Kapitelnummern.

[5]) Die Westgrenze des geographischen Begriffes Attergau ist erörtert in meiner Atlasabhandlung „Innviertel und Mondseeland" im Archiv f. ö. G. Bd. 99 II. Hälfte.

[6]) Die heutige Häuserzahl der Orte ist folgende: Giga 10, Reitern 11, Schiblingen 4, Pelzleiten 4, Gschwendt 6 und Schwaigern 25 (darunter 10 Güter und die Karlmühle).

an der Veckla übrig, in deren einer sich die von Theodo an den hl. Rupert vergabten 5 Romanenhöfe befunden haben könnten. Allein mit Ausnahme des letztgenannten, ganz allein bedeutenden Dorfes der alten Pfarrei Pöndorf[7]) am linken Ufer der Veckla nächst der Reichsstraße sind alle andern Orte nach den vorhandenen Anzeichen späteren Ursprungs oder von so geringem Umfang, daß in keinem derselben fünf Höfe, noch dazu ungeteilte, mit Fug angenommen werden könnten. Wir werden daher ohne das geringste Bedenken die Romanenhöfe nach Schwaigern an der alten Römerstraße[8]) zu verlegen genötigt sein; denn dieselben sind ja doch als Kolonie, nicht als Einöden aufzufassen.

V. Insuper tradidit predictus dux [Tassilo 748—788] in pago *Salzburcgaoe* villula nuncup. *Campus Romanos* cum mansos tributales XXX inter vestitos et apsos.

30 Romanenhöfe in Gamp an der Salzach oberhalb Hallein.

VII. Similiter idem dux [Theodbertus filius· Theodonis] tradidit [monasterio puellarum] in ipso pago suprascripto *[Salzburgaoe]* tributarios *Romanos CXVI* inter vestitos et apsos per diversa loca, et venationem in silva, que adiacet inter alpes . . . . . . Insuper et in ipso pago *[Chimingaoe]* iuxta fluenta Druna tradidit idem dux *Romanos* et eorum mansos tributales *LXXX* inter vestitos et apsos cum omnia, quidquid ad ipsos mansos aspicere videtur. Nec non et in pago *Adragaoe* tradidit supradictus dux *Romanos* et eorum mansos tributales *III*. Die folgenden 20 Höfe in pago Drunense und 4 in pago Matagaoe ohne den Beisatz Romanos.

116 Romanenhöfe an verschiedenen Orten des Salzburggaus, 80 Höfe von Romanen an der bayerischen Traun im Chiemgau, welche die Breves Notitiae als „in eodem pago Trunwalha" (Traunwalchen nordwestl. von Traunstein) wie Chameren (Kamer Pf. Otting, am Forste südöstl. von Traunwalchen, nördl. von Traunstein) gelegen bezeichnen („Juxta Trun quoque fluvium in eodem pago T. dedit [Theotbertus dux] qui *dicuntur Romanos* tributales LXXX" B. N. IV. Salzb. U. B. I. 24). Hiernach lagen die „sogenannten" 80 Romanenhöfe des Klosters Nonnberg nördlich von Traunstein nächst der Traun über Traunwalchen hinab. Die 3 Romanenhöfe desselben Klosters im Attergau finden sich wohl auch an keinem anderen Orte als in Schwaigern oder der Umgebung dieses Dorfes.

Die Breves Notitiae, deren vorhandene älteste Überlieferung aus dem Ende des 13. Jahrhunderts stammt (Hauthaler im Salzb. U. B. I. 17) wiederholen mit einigen Änderungen oder Erweiterungen die Angaben des Indiculus und bringen im C. XIV folgenden nachträglichen Zusatz über Romanen: Isti *Romani* de *Fischaha* voluerunt illam silvam iuxta Fischaha habere in proprio, sed Arn archiepiscopus per ipsos pagenses viros nobiles attestantes duobus vicibus conquisivit sancto Petro ad Salzburg.

Die Bewohner der Ortschaft Fischach nächst dem Pfarrdorfe Bergheim an der Salzach werden hier Romanen genannt, welche den Wald am rechten Ufer der fluenta Fischach als ihr Eigen ansprachen, doch erwies Erzbischof Arn zweimal durch Zeugnis freier (nobiles) Gauleute das Eigentumsrecht seiner Kirche (vgl. Indiculus C. III). Die Handlung fällt jedenfalls erst nach 798.

Wir zählen demnach bis zu Ausgang der

[7]) Daß die von Herzog Theodbert an Nonnberg vergabten Höfe (20 in pago Drunense d. i. an der Chiemgauer Traun, 4 in pago Matagaoe, alle ohne den Beisatz Romanos (Indic. VII) nicht romanische waren, habe ich schon in der Archival. Zeitschrift N. F. VIII 44 gezeigt. Sie konnten übrigens sowohl im Chiemgau, in welchem ja derselbe Herzog eine große Anzahl von Romanenhöfen an Salzburg schenkte, und um Straßwalchen im Matiggau gelegen gewesen sein.

[8]) Aus dem Funde des römischen Meilensteins vom Jahre 201 bei Mösendorf nächst Frankenmarkt (Archiv f. ö. G. Band 38 Fundchronik Nr. 34) wurde auf die Lagestelle der Statio Laciacum (von Ovilabis Laciaco 32 m. p., Jovavi 28 m. p.) geschlossen und selbe von Kenner in der Karte zu seiner Abhandlung Noricum und Pannonia (Wien 1870, Altertumsverein) bei Frankenmarkt angesetzt.



Agilulfinger 226 an die Kirche Salzburg und an das Jungfrauenkloster am Nonnberg vergabte Romanensiedelungen im Salzburggau, darunter 30 zu Gamp oberhalb Hallein, und jene zu Fischach nächst Bergheim; weiters 8 im Attergau zu Schwaigern und Umgebung; endlich 80 im Chiemgau an der bayerischen Traun von Traunstein über das heutige Traunwalchen hinab, demnach im gesamten 314 Siedelungen, wovon mit Ausnahme von 30 alle übrigen aus der Zeit der Herzoge Theodo und Theodbert.

Fragen wir um die Örtlichkeiten, an welchen oder in deren Nachbarschaft im Salzburger Lande einst Romanen angesessen waren, so sind wir nicht auf die paar Namen, welche Indiculus und Breves Notitiae anführen, beschränkt, wenn wir die Ergebnisse der Ortsnamenforschung heranziehen, welche in den Schriften des Ethnologen Ludwig Steub (gest. 1888) und seines philologischen Widerparts Th. v. Grienberger [9]) niedergelegt sind.

Auch nach Grienberger sind als romanisch anzusehen Anif (Anava), Patuz im Pinzgau, Persalhorn bei Salfelden, Persill bei Lofer, Perdill (pratello, partilla) nö. Radstadt, Pigneid (pineto), Pinell (pinello), Plain (plagio) bei Bergheim—Fischach, Großgmain, Goldeck; Prunte Planitsch (anklingend an O. und U. Planitzing bei Kaltern, Südtirol, (von piano); Posaun bei S. Veit (puteus-pozzo, pozza); Prunis bei Puch (pruno); Campanif nachmals Elsbethen (campo anavo); Karteis in Großarl (von cardo oder corte); Comparisen Alpe im Sulzbachtale (comparese); Krispl (crispulo); Kuchl (cuculle bei Eugipp); Tauern (Duro monte); Torranz bei Kuchl (torranza-torrente?) Torren (wohl aus torrente); Doß (dorso, dosso); Engadein an der Ramsauer Ache Berchtesgaden (cadino); Figaun (vico, vigune); Finatl Berg in Oberpinzgau (fenaculo monte); Funtensee Berchtesgaden (fontana); Fusch (fusca aqua); Fuschlsee (fuscula aqua); Gadaunern in der Gasteun ob Maurach (cadune); Gamp (campo); Gasteun (Castuna aqua); Gizol, oberhalb Glasenbach (vgl. Chizzola in Tirol); Gnels (genals = canalese sc. prato); Gnigl (cunicolo); Gols (colle); Goslei bei Grödig (casale); Götschen Berg (coccino); Gugelan Alpe (cuculo); Jufen bei Salfelden (jugum, giovo); Lafen Bachname (la vena); Larosbach Berchtesgaden (la rosa); Latein bei Straßwalchen [10]); Lidaun Berg (liduno); Marzoll (von Marcius); Marzon im Pinzgau (von Marcianus); Morzg (Marciago); Muntanigen bei Radstadt (montagna); zwei Muntigl (monticulus); Non bei Reichenhall (la nana); Ramis bei Elsbethen (ramo); Rauris (la rurese aqua); Rifer Hof und Au bei Puch (riva); Rigaus in der Abtenau (rigosa); Rifoll bei Puch (rizoll); Rizol bei Reichenhall (rizzola); Rositten (rosetto); Runzols bei S. Jacob am Turn (runciolo); Schantill bei Velben (scandella). Fraglich sind Abersee (von Abrianus), Alz (Alzus), In (Eno), Igonta (Salzach), dagegen wohl sicher Pontena (Seebruck).

Zu den Erörterungen Grienbergers über den Namen Atersee (Ortsnamen d. J. A. 15/16) wäre zu bemerken, daß der Abfluß des Mondsees, die Ach, in der Tat eine rasche Strömung hat und ein Weiler an der dürren Ager nächst Timelkam den Namen Ader führt, daher möglicherweise der See von der ihn durchströmenden, als „Ager" austretenden Ache den Namen erhalten hat, welcher sodann als deutscher aufzufassen wäre.

Riezler (Orts-, Wasser- und Bergnamen des Berchtesgadener Landes in der Festgabe für Gerold Meyer von Knonau, S. 119 ff.) erklärt die Einöden Fernschen (frana), Gerstreit (crista), O. Klapf (collines), Kuotz (cannetes), Layerer (lejarius), Nauler (novale), Planitsch (planitia), Platzen (platea), Preißen (in pratis), Punz, Reschen (rasega), Schnallen (casinale), Schnitz (casinizza), Still, Toffen (tofus) für romanisch, sowie

[9]) Von letzteren nur: Ortsnamen des Indiculus Arnonis und der Breves Notitiae und Über romanische Ortsnamen in Salzburg, beide Salzburg 1886, Dieter, wogegen die „Steubiana" sich wegen des darin angeschlagenen pamphletartigen Tones außer Benützung setzen.

[10]) Von Steub mit villa latina gedeutet, wohl nicht unrichtig im Hinblick auf die Romanen an der Veckla, zumal wenn Schwaigern ihr Heim war. Grienberger denkt wegen des benachbarten Windpassing (Compositum aus Winid Slave u. bozze Knecht [? vgl. entgegen Archiv f. ö. G. Bd. 102 II. Hälfte S. 707/399]) auf slovenisches ledina ungebautes Land.



Walchhof in der Schönau und Walchhütte über dem Obersee „von einem Walchen, Romanen. Jedenfalls nicht zu den ältesten Namen gehörend, sondern aus einer Zeit, da die Romanen im Lande schon sehr zusammengeschmolzen waren, oder Familienname eines Zugewanderten" (S. 123/124). Weiters die Guglalm (cucullus) und den hohen Göhl (Gelichen von calix, romanisches Gegenstück zu den vielen Staufenbergen. Handschr., Zusatz zu S. 162).

Von romanischen Personennamen des 8. Jahrhunderts seien nur Amandinus, Dulcissimo, Cuffulus, Tonazan (Donatianus), Juvinianus, Ladino (Latinus), Materninus, Ursus ausgehoben; der letzte steckt wohl auch in dem Ortsnamen Irstorf (Uresdorf), Pf. Straßwalchen.

Noch wurde der viel zitierte *vicus Romaniscus* in pago Salzburcgaoe iuxta fluvio Sala nicht erwähnt, in welchem der freie Boso „qui et presbiter" und sein Bruder Johannes, dann Onno (Anno), dessen Sohn Sigiwolf und der Richter Sigibald vom Herzoge lehenbare Höfe mit Bewilligung Tassilos an die Kirche Salzburg vergabt haben (Ind. VI. 2, 3; Brev. Not. XIV. 3, welche XIV. 1 setzen: in villa que vulgo dicitur Walchwis). Ortschaft Wals der Pfarre Siezenheim, benachbart Gols (collis). Nur zweimal noch bei einer Schenkung des freien Mannes (vir nobilis) Santulus (X. 5) und bei der Vergabung der freien (nobilis femina) Adalswint (XIV. 21), hier nach vorausgegangenem vielfachen Walwis, gebrauchen die Brev. Not. die Bezeichnung in vico Romanisco. Es scheint demnach Walwis die volkstümliche Bezeichnung, vicus Romaniscus nur deren lateinische Übersetzung, selbst bereits im Indiculus, zu sein. Walchwis, nachlässig ausgesprochen Walwis, wozu B. N. XIV. 3 nach Vico die Glosse[10a] Walchsdorf einfügten (Salzb. U.-B.I, 36 A. f.). Walwis wandelt sich im Codex Hartwici in Walahwis (a. a. O. 202, 204), im S. Peter Dienstregister (a. a. O. 310), im 12. Jahrhunderte in Walwes (440 n. 347, 519 n. 486), um endlich im 13. mit Chunradus de Wales [stummes e I. 745 n. 330] zur geltend gebliebenen Aussprache Wals zu gelangen.

Walahowis ist ein Kompositum, dessen zweiten Teil zu erklären bisher nicht gelungen ist. Desto bekannter ist der erste Bestandteil, welcher gemeinhin als Bezeichnung des Romanen gilt, zumal des Wälschen. Dennoch darf sie nicht so unterschiedslos bloß auf den Romanen angewendet werden: denn nach F. Walter („Das alte Wales", S. 71 A. 25) berichtet Giraldus Cambrensis aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts[11]), daß die Angelsachsen *wealh* überhaupt einen Ausländer, also einen Zugewanderten (siehe oben Riezler) zu nennen pflegten. Die Übertragung des Begriffes auf Romanen = Wälsche ist daher nur eine abgeleitete. Nun erst werden die Walchennamen in Gegenden, in welche ganz sicher keine Romanen eindrangen und sich ansiedelten, verständlich, wie im Umfange des oberösterreichischen Mühlkreises („Land im Norden der Donau"), wo die Walchshöfe und Walchen nicht selten sind, es sind Zugewanderte und der von solchen erworbene Grundbesitz, so benannt von den Eingesessenen der Gegend; auf die Nationalität derselben läßt sich absolut kein Schluß ziehen, weshalb wir die Namen zweier Walchen aus dem Mühlkreise als Latini[12]) nur als mißverständliche Übersetzung ins Lateinische werden ansehen müssen. Es wird im allgemeinen geboten sein, nicht in jedem

[10a]) Wohl durch die Glosse angeregt, glaubt J. Miedel in dem Aufsatze „Ortsnamen und Besiedelung des Berchtesgadener Landes" in Heft 3/4 S. 74 dieser Zeitschrift 1914 in dem abgeschliffenen Suffix wis das bajuwarische Wort wihs (umlautend in weichs) erkennen zu sollen, eine tatsächlich ansprechende Auffassung, welcher jedoch zurzeit noch urkundliche Nachweise fehlen, daß in diesem besonderen Falle im Sprachgebrauche bis auf den Endkonsonanten ein selbständiges Wort mit eigenem Begriff abgestoßen worden sei. In die philologische Polemik Miedels mit Riezler in dieser Sache sich einzulassen, besteht für den Verfasser kein Anlaß; vieles ist Vermutung und wird solche bleiben.

[11]) Cambriae descr. c. 7: Saxones enim occupato regno Britannico, quoniam lingua extraneum quemlibet Wallum vocant, et gentes has sibi extraneas Wallenses vocant, et inde usque in hodiernum Barbara nuncupatione et homines Wallenses et terra Wallia vocitatur.

[12]) Wernhardus Latinus 1258, 1270 (o. ö. U. B. III 256, 369), Dietricus Walch 1282 (a. a. O. 541), Wernhardus Walch (a. a. O. 556) Schaunberg. Dienstmann im Mühellande gleich dem Wernhardus Latinus von 1270.



Walchenorte schon Römer- oder Romanenspuren erblicken und weiterreichende Folgerungen ziehen zu wollen.

Auch damit ist die Bedeutung des Wortes Walch nicht erschöpft, es kann auch einen altbajuwarischen Personennamen darstellen. Wir finden diesen, Ualho, zuerst am 20. Januar 813[13]) in einer Freisinger Tradition, Uualch 822, 830, Uualh vor 927, Uualah 957/972, 994/1005, Uualahc nach 976[14]). Die Ortsbezeichnung Walchen braucht daher weder eine Romanen- oder Ausländer- (Zugewanderter überhaupt) Siedlung zu bedeuten, sie wird sehr häufig nur heißen: bei der Sippe eines Walaho, eines Walch.

Die jüngst[15]) von Konrad Schiffmann aufgestellte Behauptung, daß die Bayern in auffallender Zahl im 6. und 7. Jahrhundert Niederlassungen als Walchenorte nicht würden bezeichnet haben, wenn schon 100 oder 200 Jahre von Romanen weit und breit nichts mehr zu sehen gewesen wäre, hängt in der Luft, denn einerseits mangeln aus diesem Zeitraume Urkunden, welche hierfür sprechen könnten, andererseits dürfen, wie gezeigt, keineswegs im allgemeinen Walchen für Romanen und Walchenorte für Römerorte angesehen werden, will man nicht unhistorisch werden.

Die zahlreichsten romanischen Orts-, Flur-, Berg- und Gewässernamen finden sich im ehemaligen Gebietsumfange der im Westen anstoßenden Provinz Raetia prima, in welcher sich bis auf die Gegenwart, wenngleich in auseinandergerissenen Gebirgsgegenden, die Ladiner mit eigentümlicher Sprache erhalten haben, während in secunda oder Vindelicien Spuren romanischer Ortsnamen hauptsächlich auf jene der römischen Stationen beschränkt erscheinen. Es wäre für den Gegenstand der vorliegenden Erörterungen viel zu weit gegangen, wollte ich dieselben auch nur annähernd verzeichnen; ich darf mich in diesem Betreffe begnügen, einfach auf Planta „Das alte Raetien" (1872), auf die auch von Kiepert angezogenen Schriften des „bahnbrechenden" L. Steub und auf H. J. Bidermann „Die Romanen und ihre Verbreitung in Österreich" (Graz 1877)[16]) beziehen. Letzterer verzeichnet noch im Lienzer Gerichtsbezirke, also an der heutigen Ostgrenze Tirols, in den beiden Ortsgemeinden Anras und Aßling und ihren Fraktionen mehr als 130 romanische Benennungen und eine Anzahl romanischer Lokalitätsbenennungen im oberen Gailtale, beides Gegenden, welche noch zur Provinz Noricum (mediterraneum) gerechnet wurden. Hier berühren sich Romanen und Slawen, welchen spätestens im 6. Jahrhundert das heutige Kärnten und Steiermark zugefallen war, wenn es auch nicht unwahrscheinlich ist, daß schon im 5. Jahrhundert Slawen hierher verschlagen worden und sitzen geblieben sind, welche im weiteren Zeitverlaufe größere Massen von Konnationalen nach sich gezogen haben. Daß hier die Suche nach romanischen Resten eine die Mühe kaum lohnende ist, geht schon aus der Tatsache hervor, daß Noricum, auf dem Wege nach Italien gelegen, besonders den Anstürmen der wandernden Völker ausgesetzt war.

Ebenso leer an romanischen Namen ist Oberösterreich, ausgenommen etwa den Dorfnamen Lorch, der in seiner ältesten deutschen Form Lor aha (Siedlung am Bache Lor), anklingend an Laureacum, falls nicht die Schreibung in der zweiten Tradition Loriacu bereits

[13]) Bitterauf, Traditionen von Freising I. 265 Nr. 306.

[14]) Bitterauf I. 400 Nr. 467, 507 Nr. 592b, Salzburg. U. B. I. 125 Nr. 58, Bitterauf II. 103 Nr. 1184 bis 1186, 213 Nr. 1331, Salzb. U. B. I. 127 Nr. 21.

[15]) Beiträge zur histor. Topographie Oberösterreichs: 1. S. Florian in M. J. f. Ö. G. F. XXXVI. 346.

[16]) S. 69—76. Das romanische Sprachgebiet dehnte sich vom Ursern-Tale, das erst vom 15. Jahrhundert an verloren ging, und auch noch jetzt durch den ganzen Kanton Graubünden in ungleicher Breite bis an die Grenze von Tirol aus. In diesem letzteren Lande bestand nach Schneller („Die romanischen Mundarten"), den Ortsnamen und anderen Sprachresten nach zu urteilen, die Fortsetzung der nördlichen Sprachgrenze vom Arlberg zwischen dem sog. Tannberg und eigentlichen Lechtal zur Mädele-Gabel, dann über die Höhen weiter bis gegen das Tannheimertal, von da über Weißenbach durch das Rotlechtal auf den Fern und von hier über die das Intal vom Gais-, Leutascher- und Hinterautale scheidenden Höhen bis in die Gegend von Schwaz, von hier ins Ziller- und Duxer-Tal, wogegen in der Richtung nach Rattenberg und S. Johann nur ein paar romanische Ortsnamen vorkommen. Im Pustertale (73—74) bieten sich Erscheinungen dar, welche nicht zu zweifeln gestatten, daß einst der „Romanismus" dort tief wurzelte und an einzelnen Stellen selbst die Slavenflut überdauerte. Die Grenze springt im Pustertal hinter Sexten ins Kartitsch- und Tilliacher Tal über und umfängt auch noch das obere Gailtal.

eine gelehrte Kombination ist[17]), wie dies bezüglich des Passus ad Lauriacum Warnarius außer Zweifel steht[18]). Daß Wels (Welas 888) aus Ovilabis abgeleitet sei, wird niemand mehr ernstlich behaupten wollen[19]). Auch die Ortschaft Weilling an dem rechten Ipfufer gerade unterhalb des Klosters St. Florian, auf welche Uhlirz[20]) deuten zu sollen glaubte, weil es ihm ein Walching und damit ohne weiteres eine Romanensiedlung in der Nachbarschaft von St. Florian darzustellen schien, entfällt, weil dieser Ortsname nicht auf Walch zurückzuführen ist, sondern auf ein Patronymicum von Walchun[21]), denn die Namensform lautet in der ältesten echten Passauer Bischofsurkunde für St. Florian iiii. 23. 8 actum Lauriaco *Walhlingen*[22]); statt Romanen taucht dagegen in dem gleichfalls anstoßenden Dorfe Weidlham (Widelheim) der Slawe Misico als Donator nach St. Florian auf[23]), was Uhlirz nicht in acht nahm.

Die umseitige Skizze im Maßstabe der Kartenbeilage Noricum saeculo quinto exeunte der Ausgabe der vita Severini von Mommsen (1898) will den Lesern dieser Erörterungen eine summarische Übersicht, welche sich auf die Bedeckung der von Romanen ganz oder teilweise besiedelten Landstriche beschränkt, auch kartographisch vor Augen führen.

Sie zeigt leer von Romanen das heutige Oberösterreich zwischen der Ens und dem In mit alleiniger Ausnahme der acht Höfe am linken Ufer des Vecklabaches, zwei Stunden östlich von Straßwalchen und Latein, daher im engen Anschlusse an die Romanen des Salzburggaus, leer auch Kärnten, leer endlich die Steiermark. Die Sitze der Romanen auf Tiroler Boden finden ihre Ostgrenze im oberen Gailtale und westlich von der Lienzer Klause, steigen tauernaufwärts, durchsetzen ziemlich spärlich den Pinzgau und den Pongau, erfüllen den Salzburggau und die Ufer der mittleren Traun im sog. Chiemgau in größeren Mengen, welche jedoch auffallenderweise mit einem Male an der Westseite des Oberlaufes der Veckla, bei Straßwalchen und gegen Trostberg versiegen. Daß die salzburgischen Romanen noch im 8. Jahrhundert sich national von der Hauptmasse der Bajuwaren abgehoben hätten, ist kaum anzunehmen, so wenig dies bei den Wenden in Oberösterreich der Fall war (vgl. Wendische Siedelung im Arch. f. ö. G., Bd. 104, S. 455—548), auf ihnen wie bei diesen wird die nationale Bezeichnung nur gewohnheitsmäßig gehaftet haben, d. i. auf die Besitznachfolger überhaupt übergegangen sein, worauf auch die Textfassung der Breves Notitiae bei Erwähnung der Traunwalchen „qui *dicuntur* Romani tributales" schließen läßt, sowie die auffallende Tatsache, daß mit Erzbischof Arno auch dessen Romanen verschwinden.

Die Skizze zeigt weiters, daß die Romanen des Indiculus im Osten und im Norden keinerlei Anschluß an Volksgenossen hatten, daher füglich nicht zu jenen Provinzialen gehören konnten, welche nach dem Jahre 488 in Noricum noch zurückgeblieben sein sollen; man wird sie daher den rätischen „Romanen" zuzuzählen haben, mit welchen sie gegen Westen in einem, wenn auch lockeren Zusammenhange standen. Bei Zusammenhalt aller Umstände dürfte meines Erachtens die Vermutung Grienbergers[24]), daß diese Romanen wohl nicht durchwegs auf jener Scholle, die sie im 8. Jahr-

[17]) Bitterauf I. 147 Nr. 142, 149 Nr. 143.

[18]) „ad Lauriacum Warnarius" in dem apokryphen Kapitulare in Theodonis villa 805 M. G. Leg. I. 133, Boretius Kapitularien 86 A. 1. Sohm, fränkische Reichs- und Gerichts-Verfassung I. 529.

[19]) Grienberger Ortsnamen des Indiculus Arnonis u. d. Br. Not. 71.

[20]) Bei Besprechung von Vancsas Gesch. von N.- u. O.-Österreich in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1908 Nr. 4 S. 294: „Auch ist den Ortsnamen, die auf romanische Bewohner schließen lassen, Weilling im Ipftale gegenüber von S. Florian anzufügen, das möglicher Weise für die Florianfrage Bedeutung gewinnen kann", womit er eigentlich die von ihm gegen Stülz und Dümmler verfochtene Echtheit der kürzeren Fassung des bekannten Diploms Ludwigs des Frommen angeblich aus dem Jahre 823 für Passau im Auge hat.

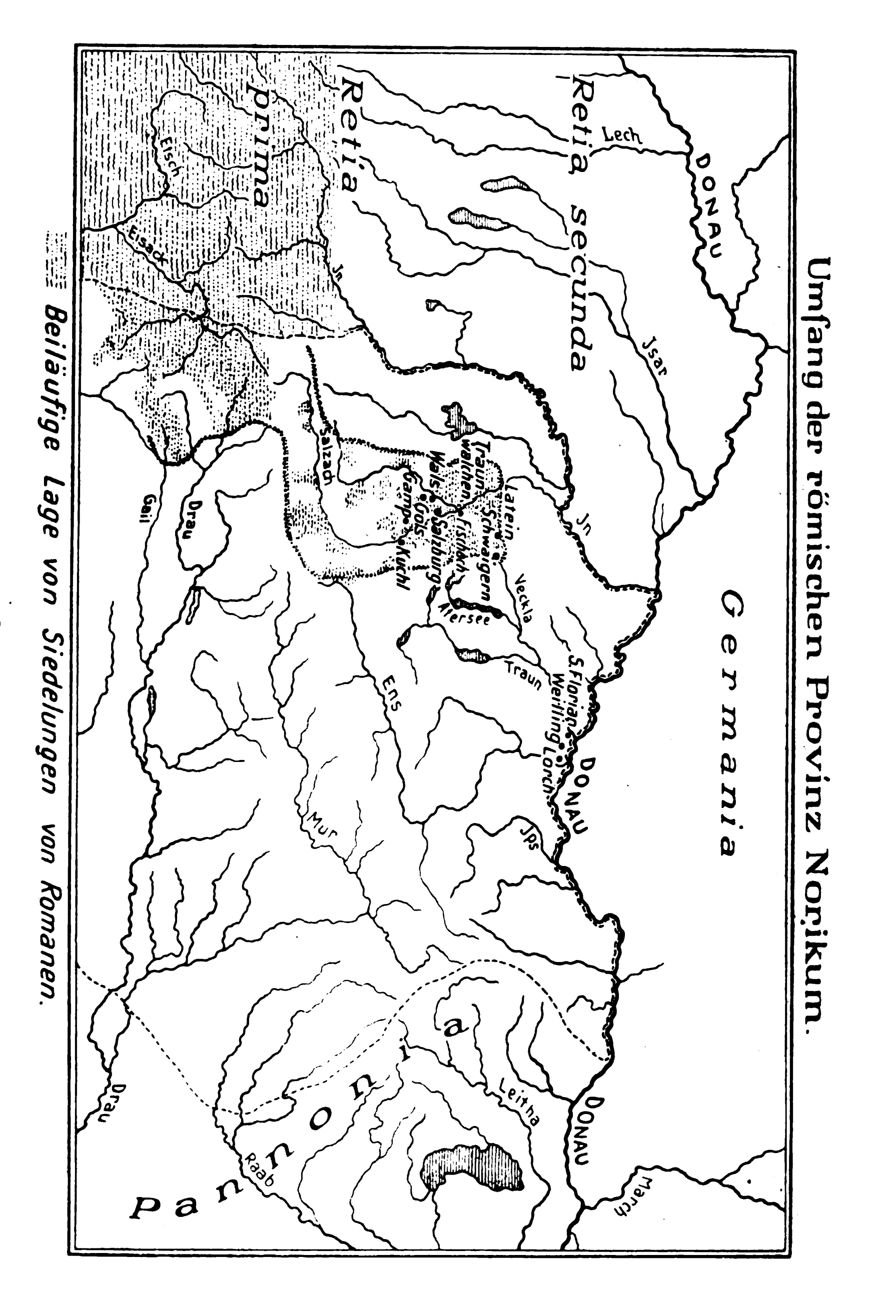
[21]) Walchl als Kurzform für Walchun (Walchl am freien Aigen Löschengrub zu Oberngrub Pfarrei Peuerbach. Vgl. „Peuerbach" S. 282 und Archiv f. ö. G. Bd. 99 S. 325) ist durch das Schaunberger Urbar 1371 beglaubigt.

[22]) O. ö. U. B. II. 141 Nr. 97. Vgl. Mitis Studien zum älteren österreich. Urkundenwesen S. 103.

[23]) a. a. O. ad Widelheim predium quod tradiderunt Misico, Wolfpert, Wolffrit, Erchinpolt, Riziman. Ueber diesen Miesko zu vgl. Archiv f. ö. G. Bd. 104 S. 458.

[24]) Ortsnamen des Indiculus Arnonis u. der Breves Notitiae S. 6.





Umfang der römischen Provinz Norikum.

Beiläufige Lage von Siedelungen von Romanen.

hunderte besitzen, die deutschen Kämpfe des 5. Jahrhunderts überdauert haben, sondern vielleicht auch in späterer Zeit zugleich mit den schon von Norden her vordringenden bayerischen Kolonnen (aus einem südlicheren Romanenzentrum [25]) wieder ins Land gezogen waren, den Nagel auf den Kopf treffen.

Diese Umstände sollen sofort ins Auge gefaßt werden; ihre Erörterung hängt jedoch mit der Behauptung von Julius Jung [26]), eine vollständige Räumung Noricums von Seite der Provinzialen [27]) habe im Jahre 488 nicht stattgefunden, zusammen, daher dieselbe auf ihre Richtigkeit einer strengen Prüfung unterzogen werden muß, um so mehr, als diese Aufstellung das Schwergewicht für seine Bekämpfung der Theorie Röslers von der Rückwanderung der Walachen im 12. und beginnenden 13. Jahrhunderte vom Süden der Donau her in ihre heutigen Wohnsitze im Norden dieses Stromes bildet und für seine eigene Ansicht von dem Verbleiben der „romanisierten" Dazier in ihrem Lande „als dienende Masse" nach der vom Imperator Aurelianus beschlossenen und durchgeführten Aufgabe des Landes und Überführung von Heer und Provinzialen aus Stadt und Land [28]), da seine Berufung auf Könige IV. 17, 21 u. 25, 23 als einer wesentlich religiösen Quelle noch dazu aus einem tausend Jahre zurückliegenden Zeitraum einem so gewiegten Historiker wie er unmöglich genügen konnte. Obwohl er für das Zurückbleiben von Provinzialen in Noricum — mit Ausnahme der Romanen des Indiculus — keine Belege beizubringen imstande war, vermochte doch sein Ruf in diesem Betreffe selbst die Zustimmung seines Opponenten Schwicker zu gewinnen, der freilich von Ungarn aus die Schwächen des Räsonnements Jungs nicht aufzudecken in der Lage war. So wurde auf einer unbewiesenen Hypothese eine zweite, die von dem Verbleiben des gemeinen Volkes im alten Dazien, aufgebaut und diese zweite dann zur „eigentlichen Basis der gesamten Erörterung Jungs" gemacht. Es ist daher gewiß an der Zeit, zu versuchen, der weiteren Legendenbildung auf historischem Gebiete Einhalt zu tun und zu diesem Zwecke gleich die erste derselben eingehend zu untersuchen.

Aus zahlreichen Beispielen — wird uns gesagt — sehen wir, daß „die Wüstenei" einen technischen Ausdruck für jeden Ort bildet, in welchen eine Ansiedlung verpflanzt wurde. So bei der Stiftung des Klosters Innichen im Jahre 770, daß der Ort von jeher öde und unbewohnbar gewesen, obwohl noch jetzt zahlreiche Lokalnamen dartun, daß die räto-romanische Bewohnung der Gegend seit vielen Jahrhunderten keine Unterbrechung erfahren haben konnte; so in der Stiftungsurkunde der Propstei Neustift bei Brixen, das Kloster werde an einem schauerlichen und öden Orte gegründet und doch sei in derselben Urkunde von anliegenden Dörfern und Nachbarn die Rede, so — wie ich selbst bemerke — die Gegend von Berchtesgaden mit den vielen Spuren romanischer Anwesenheit zur Zeit der Stiftung im 12. Jahrhundert als „vasta solitudo quae paulo ante fuerat saltus ferarum et cubile draconum". Damit sollte der Bericht Eugipps abgeschwächt werden; es wurde dagegen unterlassen auch anzuführen, daß von Stülz [29]) gegen die Richtigkeit des Inhaltes des Stiftbriefes von Kremsmünster vom Jahre 777 die Einwendung erhoben worden war, es könne die Gegend zwischen den beiden Ipfbächen, die gewiß seit den ältesten Zeiten zu den bekanntesten und fruchtbarsten des Traungaus gehörte, unmöglich so verödet und entvölkert gewesen sein, daß Herzog Tassilo 40 Familien aus einer anderen Gegend zur Bebauung herbeizurufen genötigt war, womit in weiterer Konsequenz die Schilderung

[25]) Im Unterschiede zu G. denke ich an Einwanderung aus dem Westen.

[26]) Die Anfänge der Romänen. 1876.

[27]) Diese sind unter der Bezeichnung Romani der Quellen verstanden. So heißt es in der formula des Königs Theodorich für Servatus dux Retiarum (Mon. Germ. hist. Auctores antiquissimi XII. 16 in Cassiod. Var. VII, 4): . . . Ita tamen ut milites tibi commissi vivant cum provincialibus iure civili nec insolescat animus, qui se sentit armatum, quia clipeus exercitus nostri quietem debet praestare Romanis.

[28]) Bezeugt von Vopiscus und Eutropius (Breviarium IX. 15 [Aurelianus] abductosque Romanos ex urbibus et agris Daciae in media Moesia collocavit appellavitque eam Daciam).

[29]) Eine Bemerkung zu dem Stiftbrief des Kl. Kremsmünster. Zeitschr. des Museums Fr. C. in Linz 1843 Nr. 9.



der Gegend um den Ensfluß in der vita s. Emmerammi: „ut saltus bestiis in augmentum daretur intelligi" als Unwahrheit oder bodenlose Übertreibung erschien, während schon die Tatsache, daß der Boden, weil wüst liegend, dem Herzoge zustand und derselbe deshalb darüber verfügen konnte, für die Richtigkeit der Berichterstattung spricht.[30])

Jung und seine Nachtreter haben bei dieser Betrachtung eben nicht unterschieden zwischen Eugippius und den gewöhnlichen Urkundenschreibern. Letztere scheuten gleich den Legendisten nicht Übertreibungen und nahmen häufig Ausdrücke und Redewendungen aus anderen Urkunden sowie aus Formelbüchern herüber, gleichviel ob passend oder nicht. Eugippius gehört nicht zur großen Kohorte der Heiligenlebenbeschreiber, er überliefert das Leben und die Wirksamkeit seines Mannes Gottes in durchaus glaubwürdiger Weise und kommt mit keiner anderen Erkenntnisquelle in Widerspruch. Ihm verdanken wir ein klassisches, geradezu einziges Bild der Zustände in unseren Gegenden aus jenen sonst so dunklen Zeiten; es ist daher völlig ungerechtfertigt, einer durch keine direkte Nachricht gestützten gelehrten Idee zuliebe an seinen bestimmten Ausdrücken zweifeln und das Gegenteil als historische Wahrheit hinstellen zu wollen. Wenn er erzählt, sämtliche Bewohner Noricums (omnes incolae) seien aus der Provinz ausgeführt worden, nachdem selbe (universi) durch den comes Pierius zusammengetrieben worden waren (compellerentur), so daß das Land eine menschenleere Einöde (vastissima solitudo) erschien, so wird es bei seiner unbestrittenen Beobachtungsgabe und Wahrheitsliebe auch so sein. Wie sollte es auch anders gewesen sein, wenn bedacht wird, wie viele Völker in eben dem 5. Jahrhundert und schon zuvor Noricum und Raetia secunda (Vindelicien) durchstürmt hatten, und daß demnach, ohne daß von ihnen gerade tabula rasa gemacht zu werden brauchte, die Bevölkerung nur mehr eine dünne sein und deshalb leicht in ihrer Gänze nach Italien abgeführt werden konnte. Nur in ein von Romanen entleertes Land konnten zuerst Wenden und nicht lange darnach die Bajuwaren Einzug halten, nur ein menschenleeres Land den rätischen Romanen Gelegenheit bieten, aus ihrer von Odovakar und Theodorich zum Schutze Italiens festgehaltenen Provinz sich in den anstoßenden westlichsten Teil Noricums zu verbreiten. Daß diese teilweise Rückwanderung von Romanen, welchen später weitere gefolgt sein mögen, in die Zeit der Entvölkerung Noricums fallen dürfte, dafür spricht die Nachricht der Breves Notitiae (II), daß bei Ankunft des hl. Rupert Juvavum noch verödet in Trümmern und unter Gestrüpp lag.

Die Hypothese Jungs war sichtlich[31]) noch beeinflußt von den freilich schon zwei Dezennien zuvor von Dümmler zu Fall gebrachten Passauer Fälschungen von der Fortdauer Laureacums und seiner späten Zerstörung durch die Avaren sowie von der zuletzt noch von Rettberg zugegebenen Echtheit der passio Floriani, deren Anfertigung Dümmler noch in seinen letzten Lebensjahren als Vorarbeit der Passauer Metropolitenbestrebungen angesehen und als solche auch ausdrücklich bezeichnet hat.

Wenn man schließlich die Hypothese Jungs als unhaltbar verwirft, so kehrt man nur zur historischen Wahrheit zurück, ohne daß es einer „Rettung" Eugipps bedarf. Die Romanen des Indiculus Arnonis können sohin keine zurückgebliebenen Noriker sein, sie sind zugewanderte Räter.

[30]) Siehe Archival. Zeitschrift N. F. VIII 45.

[31]) Für diese Wahrscheinlichkeit spricht die Wahrnehmung, daß Römerspuren mit großer Beharrlichkeit (auch von Graßmann) in der nächsten Umgebung von Ens, Lorch und S. Florian — doch bisher vergeblich — aufzufinden gesucht werden.

Des Pfalzgrafen Ottheinrich Ritt nach Polen 1536.

Von Professor Dr. Joseph Kolberg in Braunsberg.

Pfalzgraf Otto Heinrich war durch seine Großmutter Hedwig, die Schwester des Königs Sigismund I. von Polen, Gemahlin seines Großvaters Georg, Herzogs von Bayern, mit dem polnischen Königshause verwandt. Georgs und Hedwigs Tochter Elisabeth hatte 1499 Ruprecht von der Pfalz geheiratet und war Ottheinrichs Mutter geworden. Das Heiratsgut der Großmutter Hedwig war seinerzeit nicht ausgezahlt worden, und Pfalzgraf Ottheinrich und sein jüngerer Bruder Philipp wünschten die Erbschaft zu regeln.

Ottheinrich verhandelte deswegen auf dem Reichstag zu Regensburg 1531 mit Johannes Dantiscus, der als langjähriger Gesandter Sigismunds am Hofe Kaiser Karls V. den Kaiser dorthin begleitet hatte. Wenn nicht schon früher, hatte der Pfalzgraf Dantiscus auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 kennen gelernt. Ottheinrich zog damals dem Kaiser bis München entgegen, veranstaltete während des Reichstags in Neuburg eine Hirschjagd, sah dort auch sonst Gesellschaften von großen Herren bei sich und blieb mit seiner Gemahlin und seinem Bruder Philipp bis zum Schluß des Reichstags in Augsburg.[1]) Schon von Regensburg aus wollten die beiden Pfalzgrafen durch einen reitenden Boten ihre Ankunft in Polen ankündigen, da aber wegen der drängenden Türkengefahr die Pfalzgrafen persönlich auf dem Reichstage anwesend sein mußten, unterblieb ihr Ritt. Wohl aber ließen sie durch ihren Gesandten, den Doktor der Rechte Sebastian Pemerlin, im August ihre Forderungen ausführlich vortragen. Sigismund brauchte allerlei Ausflüchte. Es sei zu vermuten, daß die Forderung längst beglichen sei: die beiden Kontrahenten, König Kasimir und Herzog Georg, wären beide nach Abschluß der Heirat eine Zeitlang noch am Leben gewesen, und es sei zu vermuten, daß während dieser Zeit die Sache erledigt sei; auch wäre die Forderung, wenn sie wirklich noch bestand, an die beiden Brüder Sigismunds, die mehr als zwanzig Jahre vor ihm im Regiment gewesen seien, zu richten gewesen, nicht aber jetzt erst an Sigismund, da die Schuld schon veraltet sei. Sigismund hoffte, Ottheinrich werde davon absehen, wollte aber dennoch die Angelegenheit auf dem nächsten Reichstag vorbringen und dann endgültige Antwort geben. Pemerlin bemerkte dagegen, Herzog Georg habe bereits im zwölften Jahre nach Abschluß der Ehe die Bezahlung der Schuld gefordert, habe auch eine schriftliche Antwort erhalten, in der um gutwilligen Verzug der Bezahlung gebeten wurde; nach dem Ende des Krieges der Türken mit Polen sei Georg gestorben, es wäre der bayerische Krieg ausgebrochen, der Herzog sei unter Vormundschaft gewesen und habe von der Erbschaftssache keine Kenntnis gehabt, vielmehr sie erst, nachdem er die Verwaltung des Landes übernommen habe, aus den Urkunden ersehen, melde daher jetzt seine Forderung an und bitte um Auszahlung der Hauptsumme nebst den rückständigen Zinsen. Der König beharrte auch jetzt bei seiner Antwort, daß er die Sache zunächst dem Reichstage vorlegen wolle.[2]) Im November schrieb Ottheinrich wieder an König Sigismund, an den Kronkanzler Christoph von Szidlowieczki, den polnischen Rat Nikolaus Nibschitz und auch an Dantiscus, der inzwischen Bischof von Kulm im polnischen Teile Preußens geworden war.[3])

[1]) R. Salzer, Beiträge zu einer Biographie Ottheinrichs. Festschrift der Realschule in Heidelberg zur 500jährigen Jubelfeier der Universität. Beilage zum Jahresbericht der Realschule 1885/86. Heidelberg 1886, S. 48, 50.

[2]) Bibliothek Czartoryski in Krakau. Mſ. 1637 f. 539. 1532, 10. 11. Neuburg a. D. Ottheinrich an Dantiscus, Bischof von Kulm. Orig. Beilage: f. 533. 1532, 10. 11. Neuburg, derſ. an Sigismund. f. 535. Unt. gl. Dat. derſ. an Szidlowieczki, f. 537 unt. gl. Dat. derſ. an Nibschitz. (Abschr.)

[3]) Bischöfl. Archiv Frauenburg. D 69 f. 9. 1532, 7. 8. a. O. Relation und Anzeigen der Handlungen des ausstehenden Heiratsguts halben beim König von Polen durch Sebastian Pemerlin der Rechte Doktor am 7. u. nachfolgenden Tag Augusti Anno 32 ausgerichtet und geschehen.



Wenige Tage darauf schrieb er nochmals besonders an Dantiscus. Er erinnerte ihn daran, daß er schon von Regensburg aus einen Gesandten mit ihm nach Polen mitschicken wollte, daß die Sendung damals aber wegen der vielen Geschäfte Sigismunds unterblieben sei, fügte dem Brief sein Konterfei, nach seiner Proportion gemacht, bei, erbat für sich einen Wallach, bat den Bischof, er möge den König bewegen, die Schuld auszuzahlen, und wünschte insbesondere zu erfahren, wann und wo der polnische Reichstag abgehalten würde; er selbst wollte einen Ritt nach Polen machen und die bedeutenden Männer des Landes kennen lernen.[4])

Der Bote traf Dantiscus in Graudenz an, wohin zu Neujahr 1533 ein außerordentlicher Landtag des polnischen Preußens angesagt war.[5]) Ottheinrich hatte auch das Erscheinen des Pfalzgrafen Friedrich in Aussicht gestellt, woran König Sigismund weniger Freude gehabt hätte, da Polen durch dessen Krieg mit Dänemark im Handel benachteiligt wurde. Da auch der polnische Reichstag schon aufgelöst oder doch seinem Ende nahe war, Ottheinrich daher unmöglich noch rechtzeitig zu dieser Versammlung erscheinen konnte, verzögerte Dantiscus die Rückkehr des Boten nach Krakau und entschuldigte das beim Pfalzgrafen durch die Mitteilung, daß Nibschitz, an den Ottheinrich ebenfalls geschrieben hatte, auf einer Gesandtschaft im Auftrage des Königs sich befinde und daß ohne ihn wenig ausgerichtet werden könne.[6])

Im März 1533 trat Ottheinrich auch mit dem ihm verwandten Herzog Albrecht von Preußen deswegen in Verbindung. Sein Rat, der Landrichter und Pfleger von Lengenfeld, Georg von Heideck, unterrichtete ihn von dem Handel. Albrecht sprach zunächst im allgemeinen seine Bereitwilligkeit aus, sich der Sache anzunehmen.[7]) Am 1. September schrieben die Pfalzgrafen wieder gleichzeitig an Sigismund und Albrecht. Sie verwiesen auf ihre früheren Schreiben, auf die sie ganz unpassende und nicht zur Sache gehörige Antwort erhalten hätten, baten aber jetzt dringlich um Befriedigung ihrer Ansprüche. Ihre Unzufriedenheit war begreiflich, denn Sigismund hatte ihnen einmal geantwortet, die Angelegenheit sei von ihm bereits ganz vergessen worden, er wünsche nicht mehr daran erinnert zu werden. Die Pfalzgrafen wollten aber auf die 32000 ungarischen Gulden der Mitgift nicht ohne weiteres verzichten.[8]) Jetzt wünschten sie, wenn sie nicht gleich endgültig befriedigt würden, doch Mitteilung von Ort und Tag einer Zusammenkunft, wo sie entweder einer oder beide in eigener Person ihre Ansprüche vorlegen könnten. Die Antwort Sigismunds durfte der Bote Albrecht überbringen, damit dieser seine Meinung darüber äußerte; hatte der König einen Tag angesetzt, so wünschten die Pfalzgrafen auch Albrechts Teilnahme dabei.[9])

Sigismund konnte zurzeit nichts anderes als früher antworten. Solch wichtige Sachen könnte er ohne den Rat der Senatoren seines Reiches nicht beschließen, diese aber hätte er jetzt nicht bei sich. Er freue sich wohl, seine Verwandten von Angesicht zu Angesicht zu sehen und sich mit ihnen zu unterreden, sei aber durch viele Geschäfte, den Krieg mit den Moskowitern, Unruhen in Litauen, gehindert und könne daher eine Unterredung für einen bestimmten Tag und Ort nicht ansetzen. Albrecht bestätigte das als durchaus zutreffend. In Litauen, wo der König jetzt wegen des Krieges weilte, stand ihm der Senat nicht zur Verfügung. Wie lange die kriegerische Verwicklung mit dem russischen Zaren dauerte, war völlig ungewiß. Der jetzige Anstand lief zu Weihnachten ab; ob er erneuert werden würde, war zweifelhaft; in Litauen war bereits ein

[4]) Czart. 1595 f. 453. 1532, 17. 11. Neuburg. Ottheinrich an Dantiscus. Orig.

[5]) Gottfr. Lengnich, Geschichte der preußischen Lande Königlich Polnischen Anteils seit dem Jahre 1526. Danzig 1721, S. 124.

[6]) Czart. 271 f. 256. 1533, 22. 2. Löbau. Dantiscus an Sigismund. Konzept.

[7]) Königl. Staatsarchiv Königsberg. Herzogliches Briefarchiv. Ostpreußischer Foliant 16. 1533, 20. 5. Albrecht an Ottheinrich u. Philipp, Herzoge von Bayern.

[8]) Czart. 1596 f. 347. 1533. Negocium Ill. Dni. Ottonis Henrici Co. palat. Rhen. de dote. Czart. 1601 f. 257. 1532, 8. 1. Krakau. Sigismund an Ottheinrich und Philipp. Kopie.

[9]) Königsberg: Herzogl. Briefarch. A 2. 1533, 1. 9. Neuburg. Ottheinrich und Philipp an Albrecht. Beilage. 1533, 1. 9. Neuburg. Ottheinrich und Philipp an Sigismund.



Heeresaufgebot erfolgt. So riet Albrecht, von Nibschitz über diese Sachlage eigens unterrichtet, den Pfalzgrafen, die Antwort des Königs willig anzunehmen und sich den Aufschub geduldig gefallen zu lassen.[10])

Inzwischen wurde auch eine Heirat des Herzogs Philipp und der Prinzessin Hedwig, der ältesten Tochter Sigismunds, in Aussicht genommen und mehrfach erwogen, doch nahm man am polnischen Hofe von diesem Heiratsplan wieder Abstand. Der Freier schien nicht die genügenden Bürgschaften für eine glückliche Ehe zu bieten. Nibschitz erfuhr, daß Philipp der sonst viel lobenswerte Eigenschaften besaß, schwer krank gewesen und großen Schaden an seinem Leibe gehabt, viel geschmiert war und andere Arznei gegen die Franzosen gebraucht hatte. Das wurde auch sonst am Hofe bekannt und erregte Bedenken.[11])

Erst im Frühjahr 1535 nahm Ottheinrich die Verhandlungen wieder auf. Anknüpfend an Albrechts entgegenkommende Antwort vom November 1533 sprachen die Pfalzgrafen die Erwartung aus, daß Sigismund jetzt seine Kriege zum glücklichen Ende geführt habe und nach Polen zurückgekehrt sei oder alsbald zurückkehren werde. Von Albrecht sollte der Bote weiter zum König reiten und schriftliche Antwort erbitten. Da sie sichere Nachricht hätten, schrieben die Pfalzgrafen diesem, daß der Krieg beendet sei und kein Hindernis für eine persönliche Zusammenkunft mehr vorliege, wollten sie jetzt die verwandtschaftlichen Bande befestigen und, wodurch sie auf die Erbschaft hindeuteten, auch sonst von der Reise Nutzen haben. Aufs neue baten sie, Albrecht möge zur Begegnung zugezogen werden.[12]) Aber auch jetzt vertröstete Albrecht sie wieder. Der Krieg dauerte noch an. Er gab daher auch ihren Brief an Sigismund gar nicht an diesen weiter, um ihnen einen neuen abschlägigen Bescheid zu ersparen, versprach ihnen aber anzuzeigen, wann der König nach Polen zurückkehren würde.[13])

Gegen Ende 1535 hatten die Brüder aufs neue am polnischen Hofe angefragt. Albrecht schlug ihnen vor, da der König immer noch durch den Krieg in Anspruch genommen war, aber immer älter würde, so daß die Angelegenheit vielleicht überhaupt nicht bei seinen Lebzeiten erledigt werden könnte, sollten sie dem jungen König Sigismund August die Sache unterbreiten mit der Bitte, sie bei seinem königlichen Vater zu fördern, andernfalls sie in gutem Gedächtnis zu behalten, wenn sie jetzt noch nicht erledigt werden könnte. So würde dem Vorwurf begegnet werden, als ob die Pfalzgrafen die Sache verschleppt hätten.[14]) Der polnische Rat Nibschitz hatte freilich seine Bedenken gegen den Vorschlag. Würde an den jungen König geschrieben, so wäre das unmöglich, ohne daß die Königin davon erführe, und diese würde gegen den Handel mit Händen und Füßen sich wehren. Ohnehin schalt sie überall auf die Deutschen, sie würden, wo sie könnten, der Krone Polen alle Kraft und allen Nutzen entziehen.[15]) Die Pfalzgrafen verfuhren nach dem Rate Albrechts und teilten ihm auch ihren Brief an Sigismund August mit,[16]) kündigten aber bald darauf, etwa zu Ende August, in Briefen an die alte und junge Majestät und an Königin Bona ihre Ankunft in Polen für Oktober an. Alle drei Majestäten antworteten, Sigismund August dankte für die Glückwünsche zu seiner Wahl zum Großherzog von Litauen, indessen in der Hauptsache kamen die Pfalzgrafen nicht weiter. Zwar versicherte Sigismund aufs neue seine Bereitwilligkeit zur

---

[10]) Königsberg A 2 1535, 25. 2. Neuburg. Ottheinrich und Philipp an Sigismund. Kopie. Beilage zu 1535, 20. 2. Neuburg. Dies. an Albrecht. Ostpr. Fol. 16 f. 175. 1533, 27. 11. Königsberg. Albrecht an Ottheinrich und Philipp. B 4. 1533, 10. 11. Wilna. Nibschitz an Albrecht.

[11]) Bischöfliches Archiv Frauenburg. D 67 f. 263. 1534, 4. 1. Wilna. Chojenski an Dantiscus. Königsberg C 2. 1534, 7. 1. Löbau. Dantiscus an Albrecht (Konzept Frauenburg D 67 f. 254). B 4. 1533, 28. 11. Wilna. Nibschitz an Albrecht. Czart. 244 f. 23. 1534, 11. 1. Löbau. Dantiscus an Bischof [Tomicki]. Czart. 247 f. 177. 1534, 25. 1. Petrikau. Tomicki an Dantiskus.

[12]) Königsberg A 2. 1535, 20. 2. Neuburg. Ottheinrich und Philipp an Albrecht. Zettel. Beilage. 1535, 25. 2. Neuburg. Dies. an Sigismund.

[13]) Königsberg, Ostpr. Fol. 16 f. 246. 1535, 12. 4. o. O. Albrecht an Ottheinrich und Philipp.

[14]) Königsberg, Ostpr. Fol. 16 f. 261. 1536, 4. 1. Poppen. Albrecht an Ottheinrich und Philipp.

[15]) Königsberg B 4. 1536, 1. 1. Wilna. Nibschitz an Herzog Albrecht.

[16]) Königsberg A 2. 1536, 13. 2. Neuburg. Ottheinrich und Philipp an Albrecht.



Unterhandlung, aber noch hatte er in Litauen zu tun.[17]) Nibschitz hatte nicht so unrecht, wenn er meinte, wollten die Pfalzgrafen sich mit dieser Antwort sättigen lassen, so wären sie schon bezahlt; der alte König freilich wolle niemand und am wenigsten Blutsverwandten eine berechtigte Schuldforderung schuldig bleiben, aber nicht alle rieten ihm dazu.[18]) Albrecht wies wiederholt den Pfalzrafen darauf hin, daß es sich für ihn, Albrecht, nicht zieme, ohne besondere Einladung seitens des Königs in Krakau zu erscheinen.[19])

Endlich zu Ende Oktober glaubte Ottheinrich in sichere Erfahrung gebracht zu haben, daß die beiden Majestäten jetzt nach Krakau kommen und dort den Winter über bleiben würden. Vielleicht hatte den Pfalzgrafen der königliche Rat Nibschitz, der am Hofe weilte und mit dem sie von früher her in Verbindung standen, diese Mitteilung zugehen lassen. Sigismund hatte sich nach seinem langjährigen Kriege doch schließlich dazu verstehen müssen, in Friedensverhandlungen mit den Moskowitern zu treten. Der junge König sollte den Eid auf die Landesprivilegien leisten, und der polnische Adel, der sich immer mehr als selbständige Macht gegenüber der königlichen Gewalt aufzuspielen begann, machte die Annahme der Eidesleistung von der Zusicherung einer ganzen Reihe von Forderungen abhängig, mit denen sich die Fortsetzung des Krieges nicht vertrug und die des Königs Anwesenheit in Polen gebieterisch forderten. So kehrte Sigismund gegen Ende Oktober nach Polen zurück.[20]) Jetzt meldete sich Ottheinrich an. Am 27. November wollte er abreisen, am 22. Dezember in Wendzin, wohl Wsetin in Mähren, östlich von Prerau und Kremsier, und drei Tage später in Krakau eintreffen. Den Herzog Albrecht hoffte er dort ungefähr zu Weihnachten, spätestens acht Tage danach, zu begrüßen. Vom König erbat er freies Geleit und die Einladung Albrechts.[21])

Ottheinrich traf zur angekündigten Zeit in Krakau ein. Schon am 24. Dezember war er nachweislich dort. Er traf dort Bischof Johannes Dantiscus an. Mit mehreren anderen preußischen Räten war Dantiscus als Abgeordneter der preußischen Stände in Krakau erschienen, um dem Reichstage beizuwohnen, auf dem der junge König der Krone Polen und dem Lande Preußen den Eid leisten und, was für die preußischen Abgesandten nicht minder wichtig war, die Privilegien Preußens bestätigen sollte.[22]) Nicht aber fand Ottheinrich dort Herzog Albrecht. Dieser nahm Anstoß daran, daß Sigismund ihn erst nach längerem Zögern und Bedenken auf das wiederholte Drängen des Pfalzgrafen geladen hatte. Nibschitz hatte ihm geschrieben, daß die Einladung schlecht und wenig und nach vielen Ratschlägen geschehen sei, auch versprach sich Nibschitz von den Verhandlungen selbst wenig Erfolg. Auch hatte der König gezweifelt, ob es Albrecht noch möglich sei, bis spätestens zu Neujahr 1537 — länger hätte er nicht Zeit — in Krakau zur Unterredung einzutreffen. Dennoch hatte Nibschitz Albrecht geraten, nach Krakau zu kommen, schon um einem Kriege zwischen dem Pfalzgrafen Friedrich und dem Deutschen Orden mit Dänemark und Preußen vorzubeugen. Albrecht entschuldigte aber sein Nichterscheinen mit der unmittelbar bevorstehenden Niederkunft seiner Gemahlin.[23]) Wenn auch äußerlich ein gutes Verhältnis zwischen dem König und den zu

[17]) Königsberg A 2. 1536, 7. 10. Neuburg. Ottheinrich an Albrecht. Beilage, undat. Sigismund an Ottheinrich und Philipp. Undat. Sigismund August an dies. Undat. Königin Bona an dies. B 4. 153. 1536, 21. 8. Wilna. Nibschitz an Albrecht.

[18]) Königsberg B 4. 1536, 28. 8. Wilna. Nibschitz an Herzog Albrecht.

[19]) Königsberg, Ostpr. Fol. 16 f. 310. 1536, 1. 11. Thorn und f. 315 1536, 8. 12. Rastenburg. Albrecht an Ottheinrich.

[20]) E. Zivier, Neuere Geschichte Polens. Gotha 1915, Bd. 1 S. 392—395.

[21]) Königsberg B 1. 1536, 6. 12. Krakau. Sigismund an Albrecht. Beilage: 1536, 12. 11. Neuburg Ottheinrich an Sigismund. B 1. 1536, 27. 12. Krakau. Sigismund an Albrecht. Czart. 244 f. 167. 1536, 13. 12. Krakau. Dantiscus an [Bischof Moritz Ferber von Ermland].

[22]) Lengnich S. 172.

[23]) Königsberg, B 4. 1536, 7. 12. Krakau und 1537, 3. 3. Krakau. Nibschitz an Albrecht. Ostpr. Fol. 16 f. 318. 1536, 15. 12. o. O. Albrecht an Ottheinrich. Ostpr. Fol. 42 f. 266. 1536, 15. 12. Ortelsburg Ders. an Nibschitz. A 2. 1536, 24. 12. Krakau. Ottheinrich an Albrecht. In einem zweiten Briefe 1536, 24. 12 Krakau (Königsbg. das.) erbat Ottheinrich von Albrecht einen Auerochsen, eine Auerkuh, einen wilden Hengst, eine Stute, ein Paar Elentiere, die auf des Pfalzgrafen Kosten nach Neuburg geschickt werden sollten. Albrecht empfahl



Verhältnis zwischen dem König und dem zu ihm ins Lehensverhältnis getretenen brandenburgischen Markgrafen, dem neuen Herzog von Preußen, bestand, so war es doch keineswegs derart, daß man Albrecht mit großer Freude am polnischen Hof zu sehen begehrte. Schon mit der religiösen Sinnesänderung des Herzogs hat sich Sigismund zeit seines Lebens nicht abfinden können, und es fehlte auch sonst nicht an persönlichen und politischen Gegnern am Hofe, denn die politischen Bestrebungen Preußens und besonders des Hochmeisters bewegten sich durchaus nicht stets in derselben Richtung wie die Polens.[24]) Bei Verhandlungen über die Mitgift der verstorbenen Hedwig konnte zudem Albrecht sich veranlaßt sehen, an seine gleichen Forderungen von seiner Mutter her den König höchst unliebsam zu erinnern.[25])

Ottheinrich schien doch nicht umsonst nach Krakau gekommen zu sein. Die Brüder verglichen sich mit Sigismund. Der König wollte ihnen 18000 Dukaten zahlen, so daß sie sogleich 4000 erhielten, später alle Jahre 2000 , in Nürnberg zahlbar, bis zur völligen Tilgung der Schuld. Auch sonst blieb ihm der Aufenthalt in Krakau in angenehmer Erinnerung. „So ist uns auch nicht allein von hochgedachter Königlicher Würde, derselben Sohn, Gemahl und Tochter, sondern auch den Ihrigen mit Schenkung, Gasterei und anderm große Ehre und Willfährigkeit erzeigt worden, daran wir gutes dankbares Gefallen haben." Ob er aber je etwas von der Erbschaft gesehen hat? Jedenfalls kam er aus seinen drückenden Schulden darum nicht heraus. 1548, nach dem Tode seines Bruders Philipp († 4. 7.), meldete er dessen Hinscheiden der Königin Bona, sprach sein Beileid wegen des Todes des greisen Königs Sigismund († 1. 4.) aus, bat sie aber, wie er das schon beim jungen König Sigismund August getan hatte, um Unterstützung, da seine schwierige Geldnot anhielt und noch die Schulden des Verstorbenen auf ihn übergegangen waren.[26])

An den Verhandlungen nahm auch Bischof Dantiscus teil, in welchem Umfange, ist nicht bekannt. Nur soviel steht fest, daß er mit König Sigismund über die Angelegenheit des Pfalzgrafen gesprochen hat.[27]) Ottheinrich scheint ihn in sein besonderes Vertrauen gezogen und ihm zu nicht geringem Teil den guten Erfolg seiner Verhandlungen zugeschrieben zu haben.[28]) Seinen Dank dafür bekundete er, indem er ihm ein goldenes Trinkgeschirr übersandte, das nach einigen Fährlichkeiten, auf der Reise etwas verbeult, allmählich in seine Hände gelangte.[29])

In der Begleitung Ottheinrichs befanden sich Joachim Gundelfinger und der Goldschmied Hans Zwikopff. Joachim Gundelfinger stand auch sonst mit Ottheinrich in geschäftlicher Verbindung. Etwa 1540 kaufte der Pfalzgraf von ihm ein Kleinod unter der Bedingung, daß, falls er es wieder verkaufen wollte, der Verkauf nur als Anhang eines an-

---

dem Pfalzgrafen die Angelegenheit seines obersten Marschalls Friedrich von Oelsnitz, der wegen eines Testaments seiner Gemahlin nach Krakau gereist war. Königsberg, Ostpr. Fol. 16 f. 319. 1536, 25. 12. Ortelsburg. Albrecht an Ottheinrich. A 2. 1537, 4. 1. Krakau. Ottheinrich an Albrecht. Wenig später übersandte Albrecht dem Pfalzgrafen auf dessen Bitten einen alten Kaiser, d. h. wohl ein Bild des Kaisers Maximilian. Königsberg, Ostpr. Fol. 16 f. 331. 1537, 3. 3. Königsberg. Albrecht an Ottheinrich. Ostpr. Fol. 50 f. 213. 1536, 6. 12. Königsberg. Albrecht an Sigismund. f. 233. 1537, 7. 1. Rhein. Albrecht an Stanislaus de Lasko.

24) Zivier S. 372 464.

25) Zivier S. 292. 316.

26) Königsberg A 2. 1537, 17. 1. Krakau. Ottheinrich an Albrecht. B 4. 1537, 3. 3. Krakau. Nibschitz an Albrecht. B 1. 1548, 16. 8. Heidelberg. Ottheinrich an Königin Bona.

27) Czart. 244 f. 155. 1537, 22. 1. Krakau. Dantiscus an [Bischof Ferber von Ermland]. Die Besprechung fand am 21. Januar 1537 statt.

28) Frauenburg D 5 f. 11a. 1537, 18. 1. Balicze. Ottheinrich an Dantiscus: Ottheinrich übersendet ihm einen Brief, den jungen Herrn von Posen (d. i. Andreas von Gorka) betreffend zur Unterschrift durch König Sigismund.

29) Frauenburg D 5 f. 28. 1537, 27. 6. Neuburg. Ottheinrich an Dantiscus. Empfangsbescheinigung 1. 9. D 5 f. 34. 1537, 6. 8. Krakau. Severin Bonar (Burggraf von Krakau) an Dantiscus. D 6 f. 14. 1537, 22 8. Krakau. Justus Decius an Dantiscus: Der Becher des Pfalzgrafen vom Rhein befindet sich bei Jost, er ist etwas angebeult. D 94 f. 103. 1537, 23. 8. Krakau. Hans Aichler an Dantiscus: Der silberne Becher, den der Pfalzgraf durch seinen Diener Jakob schickte, befindet sich bei Bonar. Der Pfalzgraf läßt einen Schlitten

dern Kaufgeschäftes erschien, bei dem das Kleinod mit in Kauf genommen werden mußte.[30]) Hans Zwikopff ist als Münchener Goldschmied aus Max Frankenburgers Buch „Die altmünchener Goldschmiede" dem Namen nach bekannt.[31]) Hier hören wir mehr von ihm: er arbeitete ein Bild des Dantiscus auf einem Goldtäfelchen und ist während seines Aufenthalts in Krakau gestorben. Dies Bild scheint noch beim Tode des Dantiscus vorhanden gewesen zu sein: das Inventar seines Nachlasses 1548 nennt imago aurea cum facie Rmi Dni demortui.[32])

Beide brachten mehrere Briefe an Dantiscus mit. Gundelfinger brachte einen Brief von seinem Schwager Hans Vechlin. Vechlin entstammte einer alten Augsburger Patrizierfamilie, die damals in Handelsverbindungen mit den Welsern stand. Hans Vechlin, wohl der Sohn des Konrad Vechlin, hielt sich 1510 in Saragossa auf, wo ihn Lukas Rem, der Verfasser des Tagebuchs, antraf; 1522, 14, 1. heiratete er Anna Hörwartin in Ulm, in Saragossa im Franziskanerkloster wurde er begraben.[33]) Im Briefwechsel des Dantiscus wird er auch 1532 erwähnt. Albrecht Cuon, Faktor der Welser in Spanien, bittet Dantiscus, er möge 100 Dukaten, die Cuon für ihn ausgelegt hat, „draußen" bei Hans Felin bezahlen.[34]) Jetzt schrieb Vechlin, Gundelfinger habe sich auf Verlangen des Pfalzgrafen der Reise unterzogen; er bat Dantiscus um Förderung des Anliegens des Gundelfinger.[35])

Einen zweiten Brief von der Hand des Augsburger Goldschmieds Christoph Weiditz teilte ich im Wortlaut in dem Aufsatz: „Die Dantiscusmedaillen" in der Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands, Bd. 18, S. 714 aus dem Bischöflichen Archiv in Frauenburg (D 93 f. 111. 1536, 24. 11. Augsburg. Weiditz an Dantiscus) mit.

Den dritten Brief schrieb der Münchener Patrizier Bartholomäus Schrenck, über den Beierlein im 10. Bande des Oberbayerischen Archivs für vaterländische Geschichte, Heft 2, S. 178 einige Nachrichten zusammengestellt hat.[36]) Der Brief an Dantiscus ist kunstgeschichtlich von Wert und sei hier ebenso wie die Antwort mitgeteilt.

Beilage 1.

Bischöfl. Archiv Frauenburg. D 94 f. 112. 1536, 26. 11. Bartholomaeus Schrenck an [Bischof Johann Dantiscus von Kulm] Orig.

Durchleichtigister hochwirdigister in gott genedigister fürst und herr, mein gantz undertänigist gehorsam, willig dienst sind E. F. G. in aller undertanigkait bevor. Wiewol ich, genedigister fürst und herr, lang mit mir selbst erwoegen, E. F. G. als einem so hoch tröfflichem herren zuzuschriben, so hab ich mich doch zuletzt beherzigt auß nachfolgenden ursachen. Nachdem der durchleichtig hochgeboren fürst und herr, main genediger herr hertzog Ott Hinnrich sein F. G. personlich inß künigreich Pollenn verreitten, wulicher mir mit sonderen genaden genaigt, also daß mir sein F. G. genediglich vergündt, dise 2. zaiger deß, meine

bauen und einen Küriß (= Küraß, Harnisch), den wird er dem jungen König schenken samt einem Gaul, wird an 1500 fl. ungarisch in Gold kosten. D 6 f. 28. 1537, 4. 9. Krakau. Justus Decius an Dantiscus: Justus übersendet den Becher durch Nibschitz.

30) Salzer S. 71.

31) S. 286.

32) Königsberg C 2. 1548. Inventarium rerum omnium post mortem Rmi in Christo patris et Dni Joannis Episcopi Varmiensis conscriptum.

33) S. Chronik des Klemens Sender in den Chroniken der deutschen Städte, Bd. 23 S. 70. B. Greiff, Tagebuch des Lucas Rem aus den Jahren 1494—1541 (Vierundzwanzigster und fünfundzwanzigster Jahresbericht des Histor. Kreisvereins im Regierungsbezirke von Schwaben und Neuburg f. d. Jahre 1858 u. 1859), Augsburg 1860 S. 2. 15. 19. 30. 53. 80 Anm. 15. 91 Anm. 127.

34) Frauenburg D 90 f. 107. 1532, 25. 4. Medina dil Campo. Albrecht Cuon an Dantiscus. Cuon (richtig Kohn) aus Nürnberg war seit längerer Zeit Anwalt der Welser in Spanien. S. Konr. Häbler, Die überseeischen Unternehmungen der Welser und ihrer Gesellschafter, Leipzig 1903, S. 89, 104.

35) Frauenburg D 5 f. 6. 1536, 26. 11. Augsburg. Hans Vechlin an [Dantiscus]. Empfangsbescheinigung 28. 12. Krakau.

36) Auf diese Nachrichten hatte Herr Habich, Direktor des K. Münzkabinetts in München, mich aufmerksam zu machen die Güte. Die hier gemachte Mitteilung, daß Schrenck Sibilla Meiting geheiratet habe, bestätigt der unten abgedruckte Brief.



lieben schwaeger und mitverwonten, mitzureiten, woeliche E. F. G. meinenthalben genüegsam werden berichten, ist mein undertänigist pitt, E. F. G. die wöllen soliche meine freundt in genedigem beüelch haben. Wie ich dann zuvor genüegsamen bericht hab, daß mein schwager Hanß Zwikhopff E. F. G. nür gar wol beuolchen ist, hab ich si doch dermaßen abgefertigt mit zimlichen tröffenlichen kleinatern, dieselben E. F. G. vor allen anderen potentaten sechen zu lassen, und waß E. F. G. darauß bederftig, daßelbig E. F. G. in rechtem preise volgen zu lassen, darneben mit untertänigem anzeigen, waß in künftig E. F. G. zu haben begeren von kleinatern und anderer aller gentileze, auch indianischer ristung nicht außgenommen, so mir nur E. F. G. genedigklich ein klaineß briefele darümb zuschriben. Schick demnach E. F. G. dürch bemelte meine freündt ein klaine gedechtnus, dieselbem E. F. G. in aller underthänigkeit von meinentwegen zu presentieren, mit underthänigister bitt, soliche nit mit ungnaden anzunemen. Damit auch E. F. G. meinenthalben noch mereren bericht haben, so ist mir ungeuarlich vor einem halben jar ein jungfrau Sibilla Meytingin, Herren Ulrichs Echingers hausfrau schwester, verheirat worden,[37]) wöliche mit der Echingerin im Niederland gewest, die sonder zweifel E. F. G. wol keennen, dann, wie mir mein hausfrau anzaigt, so hat sie vor E. F. G. auf dem instrument gespilt. Soliches hab ich E. F. G. in aller undertänigheit unanzaigt nit kinnen lassen, tue mich also E. F. G. als meinem genedigisten fürsten und herren in aller undertanigheit beuelchen. Mein frau, schwiger samt iren kinden lassen E. F. G. gantz undertäniglich freundlich grüssen.

Datum den 26 tag novembris 1536

E. F. G. undertenigister
Bartholomeus Schrenck,
patricius monacensis.

Empfangsvermerk XXIX Decembris. Krakau.

Beilage 2.

Bischöfl. Archiv Frauenburg D 7 f. 24. 1537, 12. 9. Löbau. [Dantiscus an Schrenck] (Konzept).

Unsern gunstigen freuntlichen grues mit aller wolfartwunschung zuvoran. Erbarer ehrnfester besunder guter freund. Es hot uns negst zu Krake euer svager Jochim Gundelfenger euren brif mit der vil heupten present, das uns fast angenem und lieb gewest, überreicht, daraus wir euer [ein Wort unleserlich] zuneigung und guten willen gen uns gern verstanden, tun uns auch der kunstlichen zugeschickten gaben freuntlich bedancken mit erbittung, die zu seiner zeit zu beschuldigen. Wie es aber eurem swoger Hansen Zwykhoff selig zu Krake ergangen, ist uns leid gewest. Wir haben auch unser gebildniß im goldteslen durch in kunstreichig ausgericht entfangen, derwegen wir durch der hern Fuggern facter zu Krake Jorgen Hegel verschafft, das er des gestorbens meister Hansen hausfrauen und kinder XV flor. Reinisch sol ausrichten, het er auch knaben nachgeloßen, wan einer von in erwusche, wold wir in gern zu uns nemen und wol halten. Das ir frauen Sibillen, unser gefatterin, der Echingerin, swester, habt zum ehegatten, habe wir gern vernomen, sol uns derhalben lieber sein, wunschen auch euch mit ir vil gluckseliger zeit und zunemens. Wir schreiben disen beigebunden an unsern liben hern und freund herzogen Wilhelmen zu Boyren etc.[38]) von wegen eins jungen edelmans aus Polen, Lenard Sokolniezky genent, den wir vor XVII jaren noch loblicher gedechtnis kaiser Maximilian tod kommende aus Hispanien von iziger kay r Mt hern Casper Wincerer ritter etc. vor ein diner gaben und geloffen, welcher uns von etlichen jaren angezeigt, das er in einem grafen zu dienst gestellt, seit der zeit wiße wir nicht, wo er sei hinkomen oder ob er lebt oder nicht. So ist negst gedachts edelmans bruder bei uns gewest mit fleis gebeten, er sei allein wie ein geistlicher und mit alter befallen, das wir umb seinen bruder wollen fragen, do mit er wißen mechte mit seinen gutern, was zu thun wer. Hirumb wir freuntlich an euch begern,

[37]) Sibilla war eine Tochter des Lukas Meiting in Augsburg.

[38]) Dieser Brief an Herzog Wilhelm befindet sich im Konzept im Bischöflichen Archiv in Frauenburg D 7 f. 25, dat. 1537, 12. 3. Löbau.



wollt helfen allenthalben umbsuchen, nemlich bei hern Caspern Wincerer, so er noch im leben ist, wie es um gedachten Lenard ein gestalt hab, und uns des mit den allerersten berichten und euer schreiben an Jorg Hegel gen Krake bestellen, das wir uns euch fruntlich zu beschulden wollen pflichtig sein. Das wir euch aber mit eurem Swager Jochim nicht geantwurt, wolt uns zugute halten. Wir haben das mol von viler gescheften wegen derweil nicht gehabt, und izt neulich mued und gesund heimkomen, doch nicht mugen nachloßen mit disem unserem schreiben euch heimzusuchen. Gote mit euer togentsamen hausfrauen befolen, die wolt von unsernwegen freundlich grußen. Datum ut supra.

Anton von Bucher,

der Priester, Schulmann und Schriftsteller.

Von Friedrich Hacker, Kempten.

Am Mittwoch den 8. Januar 1817 schrieb Westenrieder in sein Tagebuch: „Heute abend 7 Uhr † Anton Bucher nat. Monachii den 11. Januar 1745, Sepultus den 11. Januar hora 4 ta." Hundert Jahre waren es also am 11. Januar 1917, daß Bucher an seinem Geburtstag im 72. Lebensjahr in seiner Vaterstadt der Erde übergeben wurde, aber niemand hat seiner gedacht. Kein Wunder, schreibt doch K. Th. Heigel [1]) mit Rücksicht auf ihn schon 1881: „Ein Süddeutscher wird ja gewöhnlich im Norden nicht gekannt, im Süden nicht geschätzt." Nach Merkle soll zwar auch Riehl ihn verewigt haben, und Mayerhofer hat eine Arbeit über ihn in der „Bayerischen Bibliothek" angekündigt, doch blieb es für letztere nur bei den Vorarbeiten, wie mir der Vorstand des Oberbayerischen Kreisarchivs, Herr Reichsarchivrat Löher, freundlichst mitteilte. Auch Heigel wurde auf ihn nur durch einen Zufall aufmerksam, der ihn dessen Bild und gesammelte Werke bei einem Landpfarrer in der Nähe Münchens auffinden ließ; und auch der zeigte ihm seinen verborgenen Schatz erst, als er den Argwohn gegen den fremden Herrn niedergekämpft hatte. In der Vorrede zu dieser Sammlung [2]) erhalten wir einen gedrängten Abriß der Lebensgeschichte Buchers, der sich zum Teil wörtlich mit den Ausführungen eines ungenannten zeitgenössischen Schriftstellers in der „Gallerie denkwürdiger Bayern" [3]) deckt. Das macht die Vermutung wahrscheinlich, daß Klessing auch der Verfasser der letztgenannten Schrift ist. Die kurzen Andeutungen in der Lebensbeschreibung und das Außergewöhnliche in der Persönlichkeit Buchers, das in seinen gedruckten Schriften zutage tritt, lockte zu emsigem Suchen nach den weiteren Schicksalen und den unveröffentlichten Arbeiten des Mannes, zumal Klessing mehrmals erwähnt, daß ihm noch eine Reihe von Abhandlungen Buchers, besonders ernsterer Art, vorlägen, deren Veröffentlichung er in Aussicht stellte, die aber niemals das Tageslicht erblickten. Leider blieben die Nachforschungen nach der einen Seite hin völlig ergebnislos, während die Archivalien des Oberbayerischen Kreisarchivs wenigstens für die Charakteristik Buchers als Schulmann und Mensch manche wertvolle Ausbeute brachten.

Anton von Bucher, der sich aber durchwegs einfach bürgerlich „Bucher" nennt, ist geboren als Sohn des bayerischen Wappenmalers Joseph von Bucher in München. Mit neun Jahren trat er in die lateinischen Schulen der Jesuiten, später ging er an die Universität Ingolstadt und studierte dort Theologie und Rechtswissenschaft. Im Jahre 1768 empfing er die Priesterweihe, wie Klessing sagt, „gerade zu einer Zeit, in welcher der geistliche Stand die Fackel der Philosophie zu ergreifen anfing". Seine Seelsorgetätigkeit begann er als Kaplan bei der Heiliggeistkirche in München. Durch seine Predigten, in denen er nach Eisenmann [4]) „herzlich zu den Herzen, überzeugend zu dem Verstande, hinreißend zu der Begeisterung" sprach, erregte er die Aufmerksamkeit des bayerischen Schulreformators, des Kanonikus Braun, der mit richtigem Blick erkannte, daß er in dem jungen Mann einen fähigen Mitarbeiter an seinem Lebenswerke finden werde. Auf seinen Vorschlag ernannte ihn der geistliche Rat zum Rektor der deutschen Schulen.

[1]) Heigel, Aus drei Jahrhunderten S. 134 Der Humorist Anton Bucher. Wien 1881.

[2]) A. v. Buchers sämmtliche Werke, gesammelt und herausgegeben von Josef v. Klessing, München 1819 ff.

[3]) Gallerie denkwürdiger Bayern in zwangslosen Lieferungen, mit Kupfern von John. München 1807.

[4]) Ersch und Gruber, Allg. Encyklopädie, 13. Teil, Leipzig 1824 S. 298 f.



Im Jahre 1771 hielt er, erst 25 Jahre alt, die ersten öffentlichen Prüfungen, und im folgenden Jahr ist uns von ihm schon eine Schulrede erhalten, die in gleichem Maße von Reife des Urteils wie von Unerschrockenheit zeugt. Denn es war keine Kleinigkeit, gerade die vornehmen Kreise mit einer Rede „über die Vorzüge der öffentlichen Schulen vor dem Privatunterricht" vor den Kopf zu stoßen. Und er schonte die persönliche Eitelkeit nicht, wenn er sagte: Beim Privatunterricht sind die Eltern nicht selten besorgt, daß ihnen die Kinder geistig über den Kopf wachsen könnten, zumal der Lehrer um des lieben Brotes willen gar zu gerne in die Versuchung kommt, lieber mit seiner Überzeugung zurückzuhalten, als seine Stelle zu verlieren. Und er griff an die Wurzel der gesellschaftlichen Vorurteile, wenn er betonte, der Privatunterricht fördere die Klassengegensätze; denn nur der, der mit anderen auf der gleichen Schulbank gesessen wäre, könne im späteren Leben auch Verständnis für die niederen Volksschichten haben.

Liegt die eben genannte Rede im Drucke[5]) vor, so berichtet uns Clemens Baader[6]) für das folgende Jahr 1772 von einem „Entwurfe dessen, was in den deutschen Schulen der churfürstl. Haupt- u. Residenzstadt dem gnädigst anbefohlenen Schulplane gemäß gelehrt und worin die Schüler geprüft worden".

Die Rede des Jahres 1773 „Wohin die Hauptsorge der Schulen für die Kinder abzielen soll", ist ein Programm des praktischen Christentums. „Die Religion", sagt er, „ist, wenn wir ihren Endzweck betrachten, die Bestimmung und der Beruf des Menschen zum ewigen Glück einer zweiten Welt durch eine von Absicht geheiligte Erfüllung ihrer Pflichten in dieser Welt. . . . Lieber etliche Regeln der Gelehrsamkeit weniger als weniger Christentum. Ein schlechter Christ ist ein schlechter Beamter, ein schlechter Untertan, ein schlechter Bürger und Hausvater, ein schlechter Ehemann und Freund." Solches Christentum fördere aber nicht gedankenloses Auswendiglernen von studierten Erklärungen und Sätzen, die außer aller Handlung sind und nur zum Zeitvertreib ihrer Erfinder gedient. Es ist nicht schwer in diesen Worten eine Verurteilung der scholastischen und kasuistischen Lehrmethode zu finden, gegen die sich auch Ickstadt in seiner zweiten akademischen Rede vom 28. März 1774 wendet. Statt dessen will Bucher einen Religionsunterricht, in dem man den Kindern die Antwort auf das „Warum" und „Wozu" nicht schuldig bleibe.

Die Aufhebung des Jesuitenordens brachte ihm 1773 durch den geistlichen Ratsdirektor v. Osterwald zu seinem bisherigen Amt auch noch das eines Rektors am Gymnasium und Lyzeum mit einem Gehalte von 600 Gulden.[7]) Hier las er über praktische Philosophie, geistliche Beredsamkeit, Katechetik, geistliches Recht, Kirchengeschichte und Pädagogik; ein ungeheueres Arbeitsgebiet! Aber der Mangel an geeigneten Lehrkräften machte diese Häufung notwendig, da man die Mithilfe der Exjesuiten nicht in Anspruch nehmen wollte. Nichtsdestoweniger gab er 1774 auch noch einen Grundriß der Naturgeschichte heraus. Wie ihm dazu die Übernahme der Präsesstelle an der mittleren lateinischen Kongregation noch möglich dünkte, scheint schier unbegreiflich. Aber da er nicht nur Lehrer, sondern auch Erzieher sein wollte, galt es ihm für besonders wichtig, in der studierenden Jugend die Grundsätze eines P. Lechner und P. Pemble, der Jesuitenerzieher, durch seine Anschauungen zu verdrängen. Bucher erfreute sich ob seines Taktgefühles und seiner Liebe der ungeteilten Hochschätzung seiner Schüler, ja selbst wenn er strafen und tadeln mußte, ließ er seine Schutzbefohlenen über die Gerechtigkeit des Notwendigen nicht im Zweifel. Daß er dabei „Schwindelköpfen und brausenden Raissoneurs" gegenüber auch Spott und Ironie nicht verschmähte, zeigt schon den späteren Satiriker. Als neuen Unterrichtsgegenstand nahm er das „Französische" in den Lehrplan auf und begrün-

---

[5]) Rede von dem Vorzuge usw., welche in Gegenwart der . . . . Schulkommission bei öffentlicher Beschenkung der deutschen Schulkinder auf dem Rathause . . . den 4. Sept. 1772 abgelesen worden von Anton Bucher, Weltpriester und Schulrektor.

[6]) Cl. Baader: Das gelehrte Bayern, S. 162.

[7]) Kreisarchiv München. G. R. 1381.



bete seinen Entschluß mit einer Rede[8]) am Geburtsfeste des Kurfürsten (28. März 1775): „daß das Studium verschiedener Sprachen einem Gelehrten bei den gegenwärtigen Umständen der Literatur notwendig ... sei." Dabei wandte er der deutschen Sprachlehre seine besondere Aufmerksamkeit zu und förderte das künstlerische Schauen durch die Angliederung der Zeichenschulen, deren erster Lehrer der Galerieinspektor Dorner wurde. Noch im gleichen Jahre 1775 hielt er am 7. Mai eine Rede[9]): „Von der Art zu studieren bei den Alten und Neueren."

Auf die Schaffensfreudigkeit Buchers fiel aber so mancher Reif durch die offenen und versteckten Angriffe seiner Gegner.

Tatsächlich scheint es gelungen zu sein, ihn vom Rektorate der lateinischen Schulen zu entfernen, denn aus der Zeit vom 30. April bis 12. August 1777 liegt ein Gesuch Buchers an den Kurfürsten vor,[10]) in dem er um Übertragung des Rektorates der sämtlichen Land-Trivial- und künftig zu errichtenden Realschulen mit der Verleihung des Titels eines wirklichen nicht frequentierenden geistlichen Rates bittet, „damit böswillige Menschen und das Publikum, welches gemeiniglich die Stelle, welche man behauptet, nicht nach der Wichtigkeit des Geschäftes, sondern nach dem Ansehen, welches demselben anklebt, beurteilt", seine Versetzung vom Rektorat der lateinischen Schulen zu dem der deutschen nicht als Strafe auffasse. Wie sehr Bucher die Machenschaften seiner Gegner fürchtete, geht aus der weiteren Stelle hervor: nachdem er da und dort gnädigste Äußerungen über sein Bemühen hörte, dürfe er hoffen, der Kurfürst werde Beschuldigungen, „wenn je Haß und Verleumdung durch Schleichwege derlei anbringe und an wichtiger Stelle seine Ehre zu verdunkeln suchen sollte, nie Gehör geben, ohne ihm zur Verteidigung Zeit und Gelegenheit zu erstatten". Das Schuldirektorium konnte auch nichts anderes tun, als sein Gesuch wärmstens zu befürworten und zu bemerken: „Unter allen finden wir keinen, der eben für dieses Fach größere Geschicklichkeit besäße als Bucher. Er war der erste, welcher bei Einführung des Schulwesens die Aufsicht übernahm. Durch sieben Jahre hat er uns bei jeder Gelegenheit die nützlichsten Dienste in diesem Gegenstande geleistet, er hat unstreitig die meiste Erfahrung, er ist an die vorkommenden Beschwerlichkeiten ..., an die täglichen Hindernisse, die ein anderer zum Schaden der Sache durch Ausübung erst kennen lernen muß, schon gewöhnt. Uns aber ist bekannt, daß wir auf seinen Eifer, Fleiß, Verschwiegenheit und höchst nötige Diskretion bei allen Vorfällen sicher vertrauen dürfen."

Bucher reizte aber seine Gegner selbst, als er bei der Schlußprüfung der Real- und Vorbereitungsklassen 1778 die Frage erörterte: „Woher kommt die Abneigung der Eltern wider den Bürgerstand in Betreff des Berufes ihrer Kinder?" Der Kern der Antwort war eine schwere Beschuldigung der vorwiegend von Ordenspriestern oder Exjesuiten gestellten Prediger. Die Liebe der Eltern zu ihren Kindern und der gesunde Sinn, sagt er, müßte und würde sie abhalten, ihre Söhne in einen Beruf zu führen, der für viele ein Unglück wird, wenn nicht von den Kanzeln, diesen einzigen Schulen des Publikums, der geistliche Stand über alle Maßen angepriesen und der weltliche fast immer bedauert und für das Seelenheil des Menschen als gefährlich ausgegeben würde. Zwar hatte Bucher nicht nur gegen die unüberlegte Wahl des geistlichen Standes geeifert, er nimmt den Bürgerstand auch gegen die gelehrten und halbgelehrten weltlichen Berufe in Schutz, ja, er druckt seiner Rede sogar einen Schulaufsatz bei, in dem ein Schüler seinen Vater in einem Briefe bittet, daß er wieder zum Handwerk zurückkehren dürfe, aber er bot eben doch seinen Gegnern eine Stelle, an der sie ihn treffen konnten. Der Exjesuit Dismas Gruber war es, der als Wortführer vieler gegen ihn in die Schranken ritt mit einem heftigen, aber nicht ungeschickt abgefaßten offenen Briefe. Bucher hat in der Sammlung „Die Jesuiten in Dorfen" seinem Widersacher ein Blatt der Erinnerung geschenkt und den Fehdebrief beigelegt.[11])

[8]) Finauer, Magazin für die neueste Literatur 1775 S. 7.
[9]) Finauer, a. a. O. S. 38.
[10]) Kreisarchiv München. H. R. F. 491 Nr. 181.
[11]) Buchers sämtliche Werke II. 107 ff.



Die beiden Stücke wurden dem Kurfürsten Max Joseph in die Hände gespielt, und bald darauf verschwindet Bucher in München und taucht als Pfarrer in Engelbrechtsmünster bei Geisenfelden auf.

Die Akten lassen die Frage offen, ob Bucher freiwillig auf seine Landpfarrei ging. Wahrscheinlich hatte er zuletzt an dem gleißnerischen Treiben, das in den letzten Lebensjahren Max Josephs einsetzte und unter den Einflüssen P. Franks auf Karl Theodor später unerträglich wurde, so genug, daß er gerne das Land gegen die Stadt eintauschte. Mit Genugtuung mag er gelesen haben, wie ihm sein Freund Westenrieder[12]) am 16. Februar 1788 schrieb: „Wie geht's denn übrigens mit dem Schulwesen? — Wie mit der Aufklärung? — Den Wissenschaften? — Ich muß diese Fragen schon auf das Land tun, da sie hier niemand versteht oder es nicht der Mühe wert hält, sie zu beantworten.“

Gut stand's nun allerdings vorerst mit dem deutschen Schulwesen dort, wo Bucher als Inspektor sich Einblick verschaffen konnte, auch nicht, aber er fühlte sich ja dazu berufen, die Verhältnisse zu bessern. Seine Hauptpfarrschule sollte eine Musterschule werden, das stand bei ihm fest. Schon 1784 kann er an den Kurfürsten berichten[13]): „Meine Schule ist bereits mit einem fleißigen tüchtigen Schulmann besetzt, der in den hiesigen Musterschulen Beweise seiner Kenntnis abgelegt hat. . . . Ich habe auch eine zwar kleine, aber doch nützliche Bibliothek von Lesebüchern, sowohl für den Schullehrer und die Kinder als auch für die Gemeinde. . . . Wir werden weiter schreiten und neben der Schule, welche Christentum, Lesen, Schreiben, Sittlichkeit und Grundsätze zur Bestreitung der Vorurteile ihrem Zöglinge mitteilt, auch für Knaben eine kleine ökonomische und für Mädchen eine Näh-, Spinn- und Strickschule, von welch letzterer auch die Hüterknaben profitieren sollen, errichten, wenn wir nur mittelmäßige Unterstützung erhalten.“

Die wirtschaftliche und gesellschaftliche Hebung des Schullehrerstandes war ihm eine heilige Aufgabe. Wenn er auf dieses Gebiet kommt, kann er sich nicht erschöpfen in Ausmalung der Gegensätze zwischen Tatsächlichem und Erstrebenswertem. In dem genannten Berichte schreibt er von seinem Lehrer: „Er ist Schullehrer, Organist, Kantor, Meßner und Totengräber; wenn er aber nicht eine ergiebige Zulage erhält, muß er noch Drescher, Taglöhner, Holzhauer und Spielmann werden.“ Bitter beklagt er sich, daß von den reichen Kirchenstiftungen wenig oder nichts für Schulzwecke zu erreichen sei. „Nun sind aber nach meinen Begriffen die Seelen der Gläubigen der wahre Reichtum der Kirchen, auf deren Erleuchtung man vorzüglich die Schätze der Kirche verwenden soll.“ Beschämend sei es, daß eine Kirchenstiftung für das ewige Licht 9 Gulden und für die Schule laut Kirchenrechnung nur 10 Gulden auswerfe. Da dürfe man sich nicht wundern, wenn der Lehrer sein Getreide selbst ausdreschen müsse, da ihm kein Arbeiter ins Haus gehe, weil ihm des Jugendbildners Kost zu schlecht sei: „Es ist nach dem Urteil aller erfahrenen Männer gewiß unmöglich im Schulwesen etwas Dauerndes und Wirksames zu unternehmen, solange diese ehrlosen Szenen, in welchen der Lehrer des Volkes als verachteter Bettler unter dem prächtigen Amtsbüttel herabgesetzt erscheint, nicht behoben werden.“

Unter dem 5. Dezember 1783 erhielt er endlich den schon vor sechs Jahren beantragten Titel eines „Geistlichen Rates“, da er „nicht nur allein seit Errichtung des neuen Landschulwesens viele Jahre als Schulinspektor für die Erziehung sich außerordentlich verwendet, sondern auch als Pfarrer in der Seelsorge und im Erziehungswesen besonders eifrig ist.“

Der 6. September 1784 brachte ihm „in Rückerinnerung seines vortrefflichen Diensteifers, stattlicher Einsicht in die Schulsachen, dann anderen besonders angerühmten Eigenschaften“ den Rang eines deutschen Schulrates.

Freilich wäre es ihm wohl lieber gewesen, wenn seine Bemühungen um Förderung des Schulwesens mehr tatkräftige Unterstützung gefunden hätten. Aber noch 1805 muß er sich in einem Berichte beklagen, daß als Landschul-

[12]) Gandershofer, Erinnerungen an Westenrieder. München 1830 S. 112.

[13]) Kreisarchiv München. Gerichts-Literalien Vohburg 4336.



räte und Schulkommissäre ungebildete, wenn auch sonst ganz wackere Handwerker aufträten, Meister Schuhmacher, Meister Bartscherer und Schröpfer, Meister Hafner und Glaser, die während der Prüfung lieber nach zerbrochenen Fensterscheiben und Ofenkacheln ausschauten, statt sich von dem Wissen der Schüler zu überzeugen. „Wie lange, wie lange", ruft er aus, „werden Menschenerzieher und Stiefelknechte noch ein und denselben Vorstand haben!" Über noch manch andere Mißstände schüttet er sein Herz aus, freilich Hoffnung macht er sich nicht viel, darum schließt er mit einem Seufzer: „Feci, quod est muneris mei."

Zu all dem kamen noch schwere Wirtschaftssorgen: Hagelschlag, Viehseuchen, Kriegsdrangsale, ein weitläufiger Prozeß mit dem Regensburger Dompropst Joseph Grafen von Lerchenfeld, der aus der Pfarrpfründe von Engelbrechtsmünster eine jährliche Pension von 400 Gulden beanspruchte. Das Regensburger Domkapitel war ihm überhaupt nicht grün, da er schon seine Ernennung zum Pfarrer von Engelbrechtsmünster gegen einen von dort präsentierten Kandidaten gewaltsam hatte durchsetzen müssen.

Aber Bucher war nicht der Mann, den Schmerz in sich hineinzuweinen. Wenn er wieder einmal einen Beweis menschlicher Einfalt oder Scheinheiligkeit erlebt hatte, dann setzte er sich an seinen Schreibtisch und verknüpfte in seiner charakteristischen schnörkelhaften Handschrift die Ereignisse zu Gebilden, bei denen Dichtung und Wahrheit Pate gestanden waren. Konnte er die Welt nicht anders machen, so wollte er sich doch wenigstens herzlich darüber auslachen.

So entstanden jene satirischen Schriften, um deretwillen ihn Jean Paul dem berühmten Abraham a Santa Clara an die Seite stellte, die K. Th. Heigel veranlaßten, ihm unter der Überschrift „Der Humorist Anton Bucher" ein Denkmal zu setzen.

Die gesammelten, von Klessing in den Jahren 1819—1822 herausgegebenen, vorwiegend satirischen Werke umfassen sechs Bände. Über seine Beziehungen zu Bucher sagt Klessing in der Vorrede zum I. Bande, daß ihm Buchers Schriften im Geschäftsleben mehrfach zu Handen gekommen seien und daß er schon früher mehrere Jahre mit ihm in München, der gemeinschaftlichen Vaterstadt, gelebt habe.

Vor allem darauf bedacht, aus dem Bucherschen Nachlaß zuerst die ungedruckten Arbeiten der Öffentlichkeit bekannt zu machen und um seinen Zeitgenossen das von Bucher zusammengetragene Material aus der Geschichte der Jesuiten zum Kampfe gegen die Wiederzulassung der Gesellschaft Jesu nicht länger vorzuenthalten, stellte er die älteren Schriften einstweilen zurück.

Wir halten uns besser an die geschichtliche Reihenfolge.

Kaum war Bucher 1778 Pfarrer in Engelbrechtsmünster geworden, da flog auch seine Feder schon über das Papier und zeichnete in krausen Zügen den „Entwurf einer Karfreitagsprozession". Die Anregung dazu mag er in den Jammeriaden gefunden haben, mit denen die Lobredner der alten Zeit sich ergingen über die Verfügungen der geistlichen und staatlichen Behörden vom Jahre 1770, welche ihnen ihre schönen, lustigen Prozessionen genommen hatten. „Um aller heiligen fünf Wunden willen; so hat denn das vermaledeite Reduzieren kein Ende mehr und regiert der höllische Vitzliputzli die ganze Welt durch seine Freigeisterei?", läßt er den P. Umgang seufzen, der durch das Verbot völlig arbeitslos geworden ist. Aber auf daß Mit- und Nachwelt wisse, was man an den Prozessionen verloren habe, wolle er, der P. Umgang, aus seiner Erinnerung eine zusammenstellen. Und nun wird unter seinen Händen ein Bild, das freilich nirgends zu finden war, dessen einzelne Striche aber doch als wahrheitsgetreu bezeichnet werden müssen. Nur die Häufung und die krasse Gegenüberstellung des Erhabenen und des Lächerlichen macht die Schrift zur Satire. In Wirklichkeit blieb die Gesamtheit der damaligen Prozessionen hinter dieser einen nicht viel zurück. Ich habe in einem Aufsatze[14]) „Charfreitagsprozessionen in Bayern vor der Aufklärung" eine solche Ordnung von Burghausen aus d. J. 1617 und von St. Zeno 1740 mit der Bucherschen Satire verglichen.

Im gleichen Jahre 1779 schrieb Bucher eine

[14]) **Bayerland, 24. Jahrg. S. 405 ff.**



„Lob- und Trauerrede auf den kläglichen Hintritt des Hochedelgebornen, hochgelehrten H. Max v. Panzel, Hofmarksverwalters, dann der löblichen gottseligen Bruderschaft vom Schutzmantel Mariä perpetuirlichen Praefecti.“ Ist diese Schrift einerseits eine Satire auf die Auswüchse der Reliquienverehrung und des Bruderschaftswesens im allgemeinen, so hat Bucher andrerseits damit auch noch den Nebenzweck verbunden, all die Schwierigkeiten darzutun, die sich ihm bei seiner aufklärenden Tätigkeit entgegenstellten. Bucher läßt hier den Lobredner des Bruderschaftspräfekten auf seine eigene Predigtweise, die sich im Gegensatze zu den Höllenpatern in ruhigem, gemäßigtem Tone bewegte, losschlagen, läßt sich als „Erzwidersacher“ der Bruderschaften schildern, als einen Mann, der lieber die Armen seiner Gemeinde kleiden als den reichen Bauern purpurne Bruderschaftsmäntel umhängen möchte; wir lernen Bucher als einen Vorkämpfer gegen die Bloßstellung gefallener Mädchen in der Kirche kennen, weil diese Art der Verachtungsbezeugung nicht selten zu Kindstötung und Selbstmord führe. Selbstverständlich ist reichlich Raum zugeteilt den Hemmnissen, die ihm bei seiner Verbesserung des Schulwesens allenthalben in den Weg gestellt wurden. Aber auch geschmacklose Darstellungen in Krippen und vor allem Zauber- und Hexenglauben finden seinen Spott.

1781 gab Bucher eine „Kinderlehre auf dem Lande“ heraus. Die Wirkung dieses unscheinbaren Schriftchens mag daraus entnommen werden, daß ein Jahr darauf bereits die 4. Auflage nötig wurde und Nicolai in seiner „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ (45. Band, S. 601) das Heft einer eingehenden Besprechung unterzog. Die Überschrift möchte irreführen. Denn, wenn Bucher an dem durch gedankenloses Auswendiglernen und durch schlagfertige Nachhilfe des Katecheten ausgezeichneten Unterrichte auch nicht vorübergeht, der Löwenanteil ist doch eine Standeslehre an die Erwachsenen und Halbgewachsenen ohne viel Zimperlichkeit und Leisetreterei. Er läßt seinen Helden vom Hundertsten ins Tausendste kommen. Bald wettert er gegen die Ketzer, dann zeigt er einen Blick in den Konkurrenzkampf der Wallfahrten, in die verschiedenen Arten von Erbschleicherei, saust wie eine Sternschnuppe vom Himmel in die Hölle und weiß von den Verdammten zu erzählen, wie sie aus brennenden Kühen siedendheißes Blei melken, wie sie in einem glühenden Rührkübel nichts als rühren müssen und doch nichts ausrühren können, weil der Teufel keine geweihten Lukaszettel zuläßt, macht schließlich sogar die Geschichte von Nathan dem Weisen seinen Bauern so mundgerecht, daß sie kein anderer Sterblicher mehr erkennen würde.

Um dieselbe Zeit erschien „Pangraz, Geschichte eines Bürgersohnes“ und die „Historie von einem Schmiedsohn“. In beiden, mehr noch in der ersteren gab Bucher die Antwort auf den offenen Brief des Exjesuiten P. Dismas Gruber, der 1778 gegen seine Rede „über die Abneigung wider den bürgerlichen Beruf“ erschienen und an seiner Entfernung von München nicht unschuldig war. Und Bucher entgegnete beißend, schonungslos, ja mitunter sogar zynisch, indem er den Einfluß eines Ordensmannes als Gewissensrat zwischen Eheleuten, als geistlichen Hausfreund der Gattin, als Erzieher ihres Sohnes und als Werbeoffizier für seinen Orden darstellt.

Als Gegenstück dazu ließ Bucher 1782 ein „Auserlesenes Deliberirbüchlein oder geistliches Suchverloren“ erscheinen. In ihm geißelte er das Bemühen der Klosterbeichtväter, unmündige Mädchen für den Nonnenberuf zu gewinnen, aber auch das Leben im Kloster selbst verfällt seinem Spotte. Der rein auf praktische Betätigung des Christentums und Veredelung der natürlichen Anlagen des Menschen bedachten katholischen Aufklärung mußte das Klosterleben an sich schon als Unnatur erscheinen, um wie viel mehr erst, wenn tatsächlich Mißgriffe und Verletzungen der persönlichen Freiheit vorkamen.

Zu der schon erwähnten Karfreitagsprozession schrieb Bucher 1782 noch ein geistliches Vorspiel „Die Sündflut“. Es ist gleichzeitig eine Satire auf die Vermenschlichung und Herabwürdigung des Gottesbegriffes, die Fürstbischof Hieronymus von Colloredo in seinem Salzburger Hirtenbrief 1782 verurteilt hat, wie auf die Entartung der Passionstragödien. Die geistlichen Schauspiele des Mittelalters hatten ja allmählich Formen angenommen, die jedem zarten Empfinden Hohn spra-



chen. Schließlich kam es nur mehr darauf hinaus, bei jeder Vorstellung etwas Besonderes zu bieten. So führten die Jesuiten bei der Einweihung der Michaelskirche in München 1597 ein Drama auf, dessen Schlußwirkung der Sturz von 300 Teufeln in die hochauflodernden Höllenflammen war.[15]) Diesem Verlangen der Menge nach Neuem trugen nicht bloß die Bühnentechniker, sondern auch die Schauspieler und Dichter Rechnung. Bei beschränkteren Hilfsmitteln gab man sich darum, insbesondere auf dem Lande, damit zufrieden, dem Zuschauer wenigstens Stoff zum Lachen zu bieten. Diese Würdelosigkeit verspottet Bucher in seiner „Sündflut". 17 Jahre später hatte er die Genugtuung, daß die kurfürstliche Regierung selbst diese Spiele verbot.[16])

Daß einen Mann wie Bucher die Mißbräuche im Ablaßwesen anwidern mußten, mag nicht verwunderlich erscheinen. Gegen sie schrieb er 1784 seine „Seraphische Jagdlust, das ist vollständiges Portiunkulabüchlein". Schon die Überschrift des ersten Traktätleins: „Welche Begriffe sollen die, welchen der heilige Portiunkulaablaß nahe an ihrem Bräuhaus und Herzen liegt, von hochdemselben den andächtigen Gläubigen ans Herz zu legen suchen?" deutet an, daß er vor allem gegen die Verquickung von Religion und Volksbelustigung Verwahrung einlegen will. Unserer Zeit, der durch die Forschungen und Darstellungen eines Sabatier, Thode, Saitschik, Holland u. a. die Persönlichkeit des hl. Franziskus in seiner ganzen Liebenswürdigkeit nahegebracht wurde, mag die Wiedergabe des Franziskusbildes durch Bucher fast blasphemisch erscheinen, doch dürfen wir nicht vergessen, daß ihm eben nur die geschmacklosen, das Bild des Heiligen vielfach verzerrenden Schilderungen seiner Zeit vorlagen.

Eine tolle Satire, die aber auch erst nach Buchers Tod herausgegeben wurde, ist die „Verlassenschaft des Pfarrers Tröstengott oder stirbt der Fuchs, so gilt's den Balg". Sie umfaßt zwei Teile: das Testament und die Testamentseröffnung. Die Hälfte der Verhandlung nehmen schon die Streitigkeiten zwischen der weltlichen Gewalt des Herrn Amtmann von Leyerer und der geistlichen des Herrn Dechant ein. Köstlich ist auch die Schilderung, wie der Dechant, eine Marionettenfigur des Kapitelboten, sich von diesem immer erst das Stichwort geben lassen muß, weil der Alte sein Amt besser inne hat als der neugebackene Herr. Endlich ist man zur Eröffnung des Testamentes gekommen, und nun verspottet Bucher den letzten Willen des Pfarrers Tröstengott, der in 52 Punkten auf alles mögliche gedacht hat, nur nicht auf seine armen Verwandten. Es liegt die Vermutung nahe, daß ihn auf diese Satire das wirkliche Testament des Pfarrers Kumpfmiller und seines Testamentsvollstreckers Pfarrers Neumaier gebracht hat, dessen er in einem Schriftstück[17]) an den Kurfürsten gedenkt.

Unter den kleineren satirischen Schriften Buchers dürfen seine Predigten nicht vergessen werden. Sie scheiden sich in solche, die Bucher gesammelt hat und die, ähnlich wie jene des Wiesenpaters in Ismaning, wörtlich gehalten wurden, und andere, die er in geistvoller Verspottung des zu seiner Zeit noch da und dort üblichen Predigttones, mit dem Reichtum seiner Phantasie und Sprache selbst verfertigte. Es ist nur schade, daß Klessing nicht mehr dazu kam, die ernstgemeinten Predigten Buchers, die der Verfasser an Stelle der verspotteten setzte und die dem Herausgeber noch vorlagen, drucken zu lassen.

Endlich sei noch jener Werke Buchers gedacht, die ihm selbst am wichtigsten dünkten, die er aber gleichfalls, obwohl sie bereits im Jahre 1800 fertig waren, nicht selbst herausgab: seiner Jesuitenschriften. Sie behandeln „die Jesuiten in Bayern vor und nach ihrer Aufhebung". Im ersten Teil erzählt er von ihrem inneren Leben, ihrer Erziehungsmethode, ihren Grundsätzen, besonders aber von ihrem Einfluß auf den bayerischen Hof. Der zweite Teil soll zeigen, daß die Jesuiten auch nach ihrer Aufhebung darauf bedacht waren, als Leiter der Priesterseminarien in Dorfen und Regensburg die Heranbildung des Weltklerus in der Hand zu behalten. Daran fügte er vierzig Lebensbeschreibungen von Jesuiten mit ihren Bild-

[15]) Trautmann, Oberammergau. Bamberg 1890 S. 54.
[16]) V. Band der Mayr. Gen.-Sammlung S. 485.
[17]) Kreisarchiv München. Gerichtsregistraturen. Fasz. 4326.

nissen. Sind die vorgenannten Schriften, soweit dies bei Buchers satirischer Veranlagung überhaupt möglich ist, in ernstem Tone gehalten, so überschlägt er sich förmlich in Purzelbäumen in dem „*Allerneuesten Jesuitischen Eulenspiegel*". Sich anlehnend an das ABC einer biblischen Realkonkordanz, bringt er unter den tollsten Schlagwörtern alle Albernheiten, Verirrungen und Entgleisungen einer ungesunden, ja mitunter perversen Frömmigkeit, die ihm in Betrachtungsbüchern, Moraltheologien und theologischen Lehrbüchern untergekommen ist. Dieser Eulenspiegel ist wohl jenes Werk, das am augenscheinlichsten seine staunenswerte Belesenheit offenbart. Seinen kultur- und religionsgeschichtlichen Wert wahrt es aber darin, daß Bucher fast alle Stellen mit dem Fundorte belegt.

Seine letzte Schrift faßt er in dem ironischen Seufzer zusammen: „*Ach, was haben wir alles mit den aufgehobenen geistlichen Orden in Bayern verloren!*" Sie entstand nach der Säkularisation. Das Volk hängt gemeiniglich an seinen alten, insbesondere religiösen Gewohnheiten. Und wenn ihm die Förderer dieser Gepflogenheiten noch dazu in der harten und unvermittelten Form entrissen werden, wie dies durch die Säkularisation geschah, dann ist es begreiflich, daß es sich in Klagen um die gute alte Zeit ergeht. Über diesen Jammer macht sich nun Bucher durch eine Reihe satirischer Briefe lustig, in denen er den Aberglauben und die Äußerungen ungesunder Frömmigkeit verspottet, die jene gefördert hätten. Einen letzten Abschnitt widmet er den Mendikanten und Bettelorden, und hier kehrt er, dem der Spott nicht Selbstzweck war, sondern ehrliches Bestreben, seine Mitwelt auf eine höhere Stufe der Kultur und Gottesverehrung, freilich mit allen Einseitigkeiten der katholischen Aufklärungszeit, zu führen, zurück zum ernsten Ton.

Erschöpft ist damit Buchers schriftstellerische Tätigkeit noch nicht. So lesen wir in der „Gallerie denkwürdiger Bayern", daß der Professor und Buchhändler Strobel seine „*Volkslegende für den gemeinen Mann*" mit vielen Aufsätzen Buchers bereicherte, wie deren auch eine große Anzahl in dem „*Bayerischen Intelligenzblatt*" zerstreut stünden.

Die Akademie der Wissenschaften scheint dem Dreißigjährigen noch wenig imponiert zu haben. Spottet er doch einmal in einem Briefe an Westenrieder: „Schreiben Sie doch eine Abhandlung, die uns den Titel (Mitglied d. A. d. W.) erwirbt: „z. B. ob Cicero wirklich ein Kahlkopf gewesen, ob die Warze, woher der Name Cicero kommt, auf der Nase oder auf der Stirne wuchs". Aber trotzdem läßt er sich schon 1783 als korrespondierendes Mitglied der A. d. W. führen, und 1801 (1802 wiederholt) beteiligt er sich an der Lösung der Preisfrage: „*Warum hat Deutschland noch kein Nationaltheater, d. i. kein Theater deutscher Sitte und Denkungsart?*"

Innige Freundschaft verband ihn mit Westenrieder. Die wenigen Briefe, die uns Gandershofer in seinen „Erinnerungen an Westenrieder" erhalten hat, zeugen von einem geradezu schwärmerischen Verhältnis, wie ein solches in der damaligen Zeit freilich nichts Seltenes war, aber bei einem Manne wie Bucher, der aller Empfindsamkeit abhold scheint, doch überraschend wirkt. Der Briefwechsel erstreckte sich über 46 Jahre und umfaßte ihre Gedanken über interessante Stellen klassischer und anderer geistreicher Schriftsteller, über Wissenschaft und Kunst.[19]) Es mag heute fast unglaublich scheinen, daß es in dem Leben der beiden Männer sogar einmal eine Zeit gab, in der Bucher seinen Freund vor Übereifer warnen zu müssen glaubte, „wohl wissend, daß so junge Feuerköpfe bei dem Wunsche alles besser zu machen, die Wahl der Mittel nicht immer hinlänglich in Anschlag bringen".[20]) Mehrmals gedenkt Westenrieder in seinem Tagebuche[21]) „des besten Freundes", den er auch in Engelbrechtsmünster besuchte. Und an anderer Stelle[22]) nennt er ihn einen „über

18) Gandershofer a. a. O. S. 131.
19) Gandershofer a. a. O. S. 11 Anmerkung.
20) Gandershofer a. a. O. S. 11.
21) Aus dem handschriftlichen Nachlaß L. Westenrieders, von Kluckhohn. Abhandlungen der Akademie d. W., historische Klasse 1881.
22) Westenrieder, Geschichte der bayr. Akademie d. Wissenschaften München 1804, I. S. 318 f.



Schul- und Erziehungssachen richtig denkenden Mann, den sein Vaterland Bayern jemals zu sehen bekam . . ., einen von allem unzeitigen Ungestüm entfernten, höchst milden und bescheidenen Charakter“ und das, obwohl ihm sicher Buchers satirische Kampfeslust bekannt war. Ganz gewiß haben sich die beiden Freunde auch gegenseitig geistig befruchtet, wagte sich doch Westenrieder mit einer „Lob- und Ehrenrede des hl. Erzmartyrers Stephanus“ selbst auf das satirische Gebiet seines Freundes.[23]) Seine Komödien „Die zwei Kandidaten“ und „König Saul und Mark Aurel“ schrieb er direkt auf Anraten Buchers, wie Heigel in dem Artikel „Westenrieder“ der Allg. deutschen Biographie berichtet.

Ob Bucher dem Illuminatenorden angehörte, konnte nicht mit Bestimmtheit festgestellt werden. Wahrscheinlich eine Zeitlang, wie auch Westenrieder und Pfarrer Socher von Haching, mit denen er als Schulrat zusammenarbeitete, Mitglieder desselben waren. Doch zeigt ihn uns der österreichische Agent Armbruster, dessen 1801 erstatteten Bericht Fournier in der Schrift „Illuminaten und Patrioten“ veröffentlichte,[24]) in anderer Gesellschaft, bei den „Patrioten“. An der Spitze dieser Vereinigung stand der Hofkammerrat Utzschneider und der Professor und Buchhändler Strobel in München. Zu den Matadoren wird auch gezählt Bucher, Pfarrer in Engelbrechtsmünster, und der Ökonom Rottmanner zu Ast bei Straubing; sie bildeten mit den Genannten und den Direktorialräten Graf Hazzi und von Hellersberg den Ausschuß. Nach dem erwähnten Berichte gehörten zu dieser Vereinigung hauptsächlich Exilluminaten, die die Herrschsucht Weishaupts nicht ertragen konnten. Sie traten als Verfechter des Volkes gegen den Fürsten, den Adel und die Geistlichkeit auf und verbreiteten ihre Ideen durch volkstümliche Schriften, welche in der Buchhandlung Strobel gedruckt werden. Diese hieß darum im Gegensatz zur „Illuminaten-Buchhandlung“ Lindauers die „Patrioten-Buchhandlung“. Der Hauptpunkt, auf den sie hinarbeiteten, um die Revolution vorzubereiten, war die Zusammenberufung des Landtages nach ihren Prinzipien. Vorzüglich suchten sie Advokaten, Ökonomen, Landbeamte, Schullehrer und die sog. „Bauernkönige“ an sich zu ziehen. — Der Bericht Armbrusters ist natürlich einseitig durch Angst und Haß seiner Gewährsleute gefärbt, aber immerhin mag begreiflich erscheinen, daß Buchers rücksichtsloses Vorgehen gegen die Orden und religiösen Mißbräuche, gegen bestimmte Typen von hohen und niederen Geistlichen, gegen bequeme Beamte, sein Eintreten für die Lehrerschaft, sein Bestreben, den Einfluß der Geistlichkeit auf das Volk etwas einzudämmen und dieses zu selbständigem Denken zu führen, ihn und seine Schriften in den Verdacht revolutionärer Absichten bringen konnte.

Nachdem Bucher 36 Jahre seiner Pfarrei als Seelsorger vorgestanden war, kam er um ein Benefizium bei St. Peter in München ein. Aber nur von 1813 bis 1817 genoß er den Abend seines Lebens, dann begann sein letzter, großer Ruhetag.

Es kann hier nicht der Platz sein, über die Berechtigung und die Grenzen der Satire als religiöses Kampfmittel Auseinandersetzungen zu machen. Vor allem dürfen wir unser geläutertes, feineres Empfinden nicht als Maßstab für jene Zeit anlegen. Ebenso müssen wir bedenken, daß die Satire um die Wende des 18. Jahrhunderts als selbstverständliche Waffe galt nicht nur auf dem religiösen, sondern auch auf dem gesellschaftlichen und politischen Gebiet und daß die Gegner der Aufklärung sie genau so kantig führten. Trotzdem bleibt es ein Mangel der Bucherschen Schriften, daß sie den Spott oft bis zur Derbheit treiben. Aber da gilt eben, was Schubart über den Scherz der Bayern im allgemeinen sagt: „Er erregt nicht Lächeln, sondern hochaufschallende herzliche Lache, namentlich wenn er die Filzschuhe auszieht.“ Und die haben Buchers Menschen ausgezogen. Das sind keine Salontiroler, sondern kernige Bauern, die mitten von ihrer Arbeit in die Stube hereinstolpern, ohne sich erst die Füße abzustreifen. Und wenn sie über Herrenleute und Geistlichkeit etwas sagen, dann zerbrechen sie sich nicht erst Kopf und Zunge, um die Sache in ein schöneres Mäntelchen zu kleiden, sondern nennen das Kind allzeit beim Namen.

Dadurch hat uns Bucher einen tiefen Blick

[23]) Gandersdorfer a. a. O. S. 21.

[24]) L. Engel, Geschichte des Illuminatenordens. Berlin 1906 S. 429 ff.

tun lassen in die Denkart des Volkes seiner Zeit und uns einen Schatz bayerischer Mundart erhalten.

Da Buchers gesammelte Werke nicht in einem Gusse, sondern als Gelegenheitsschriften entstanden sind, finden sich häufige Wiederholungen, die dem Genusse manchmal die Würze nehmen.

Aber waren Buchers satirische Schriften nicht eine Pietätlosigkeit gegen das Heiligste? Die Antwort gebe uns K. Th. Heigel[25]): „Freilich, wenn man das Einzelne herausnimmt, klingt es wie rationalistischer Hohn, im Zusammenhang aber zeigt sich, daß er nicht den Glauben, sondern den Aberglauben, nicht die christliche Treue, sondern kirchlichen Fanatismus, nicht die Frömmigkeit, sondern die Frömmelei geißelt und verfolgt." — Und dieses Urteil findet Rückhalt in einem Briefe Buchers[26]) an Westenrieder über das Januariuswunder: „Aber glauben Sie nicht," schreibt er, „daß ich dadurch dem Herrn, der in seinen heiligen Wundern ist, zu nahe treten wollte. Ich bete seine unergründlichen Geheimnisse an und sehe seine Wunder in dem mindesten Stern so groß als in der Sonne."

Nicht in alleweg möchten wir Buchers Spuren folgen, aber vielleicht denken wir an das Wort Hermann Hettners, das Reinhardstöttner[27]) um der Gerechtigkeit willen den ringenden Geistern der Aufklärungszeit widmet:

„Wer auf gelichtetem und geebnetem Boden fest und sicher dahin wandelt, soll die Bahnbrecher nicht schmähen, daß sie in der Dunkelheit und Wildnis nicht die gleiche Sicherheit hatten, sondern sich erst durch manche Umwege und Irrwege durchschlagen mußten."

---

[25]) Heigel a. a. O. S. 156 f.

[26]) Gandershofer a. a. O. S. 129 f.

[27]) Forschungen zur Kultur- und Literaturgeschichte Bayerns I. Bd. 1893 S. 121 f.

Der Bayerntaler und seine Geschichte.

Zunächst wird jeder, der von dem Bayerntaler hört und liest, an eine neue Münze denken. Man wird sich darunter einen hübschen blanken, runden Taler vorstellen. In der Tat ist der Bayerntaler ein münzenartiges Gebilde, das aber nicht ein massives Stück darstellt, sondern nach Art eines Medaillons geöffnet und geschlossen werden kann. In seinem Hohlraum enthält er eine Anzahl runder Bilder in Farbendruck. Damit steht der Bayerntaler dem alten Schraubtaler näher als einer Kurantmünze.

Auch nach 1870/71 kam ein solcher Bildertaler heraus.

Die Herstellung geschah früher in der Weise, daß der Medailleur das silberne Gehäuse und der Kupferstecher die Bilder und beigegebenen Textblätter, Landkarten u. dgl. anfertigten. Die Kupferstiche wurden dann mit der Hand koloriert.

Der Bayerntaler 1914/16, obwohl er mit seinem Stilgefühl das geschlossene Münzbild alter Medaillen festhält, unterscheidet sich aber doch in Herstellung und Ausführung von den





Mancher wird sich noch erinnern können, einen solchen Taler im Schmuckkasten seiner Großeltern gesehen zu haben. Wurden sie doch früher als Erinnerungsgabe an denkwürdige Zeiten und politische Begebenheiten, religiöse Feste, Kriege und Hungersnöte ausgegeben, besonders aber als Geschenk begehrt und Generationen hindurch in Ansehen und Wert gehalten. Hauptsächlich wurden sie in Augsburg hergestellt. Heißt doch einer der ältesten Bildertaler Fuggertaler und enthält im Innern Augsburger Patrizierbildnisse.

Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts erschienen verschiedene Schraubtalermedaillen auf Napoleon und die Befreiungskriege, 1819 einer auf die erste bayerische Ständeversammlung in München und auf das Teuerungsjahr 1816.

alten Bildertalern dadurch, daß er durchaus ein Erzeugnis unserer modernen Modelleurkunst und graphischen Reproduktionstechnik ist.

Seine Außenhülle zeigt in scharfer Ausprägung auf der Vorderseite das Brustbild König Ludwigs III. in großer Uniform mit der Umschrift: König Ludwig III. von Bayern. Auf der Rückseite sieht man das bayerische Wappen. Die Umschrift lautet: „In Treue fest" und unter dem Wappenschild: „Bayerntaler 1914/16".

Im Innern befinden sich dreißig in Vielfarbendruck durch die Vereinigten Kunstanstalten Kaufbeuren ausgeführte Bildchen, die sich in ihrer Anordnung von links nach rechts anreihen: Widmungsblatt; König Ludwig III. von Bayern mit der Umschrift „Viel Feind,

viel Ehr"; Kaiser Wilhelm II. mit der Umschrift „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche"; An den Feind; Siegeszug durch Belgien; Eiserne Wehr; Lothringerschlacht August 1914; Rupprecht, Kronprinz von Bayern, „Die Pflicht heischt jetzt handeln, nicht trauern"; Pionier- und Telegraphenarbeit; Soldatengrab im Westen mit der Tafel, die ein Vater seinem 18jährigen Sohn aufs Grab setzte: „Im Herzen Kind, ein Mann in bittrer Not, so stürmt er, wie das Vaterland gebot, vom schönsten Leben in den schönsten Tod"; dann folgen die Bilder: Hindenburg, der Russenschreck; Otto von Weddigen, Ritter des bayer. Max-Joseph-Ordens †, U 29; Strandwacht; Kapitän von Müller, Admiral von Spee †; Seeschlacht Falklandsinseln; Flieger im Luftkampf; Champagneschlacht, Februar 1915; Vogesenwacht; Generalfeldmarschall von Mackensen; Karpathenschlacht; Um Przemysl; Vor Lemberg; Einzug in Warschau; Einmarsch in Belgrad; Zeppelin über Konstantinopel; Um Verdun; Nächstenliebe (Samaritertätigkeit im Felde); Deutsche Arbeit; Vaterlandsdienst in der Heimat; endlich als Schluß das Zueignungsblatt. Die in volkstümlicher Weise aus dem Geist und der Begeisterung der Zeit heraus empfundenen und mit sicherem Blick für das Wesentliche der Erscheinungen dargestellten Bilder sind Schöpfungen des Malers und Bildhauers Richard Klein, der auch das Brustbild des Königs und das Wappen des Talers geschaffen hat. Nach Art der Volksliederweise alter Bildertaler ist es dem Künstler trefflich gelungen, alle diese Begebenheiten in seiner an das Auge und Herz gehenden Kunst zu schildern und gerade den Ton zu treffen, auf den ein solches, jeden Vaterlandsfreund ansprechendes kleines Kunstwerk gestimmt sein muß.

Man merkt dem Stücke sogleich die Liebe an, mit der es erdacht und ausgeführt wurde. Der Bayerntaler erhält dadurch seinen unterscheidenden Charakter von vielen alten und neuen Stücken, die vielfach nur ein Objekt privater Spekulation und patriotisch gefärbter Industrie sind oder, wie viele von den alten, nur Luxartikel für Liebhaber spielerischer Kuriositäten waren. Der Bayerntaler dient einem ernsten Zwecke; er ist die Schöpfung der im Vaterlandsdienste tätigen Fürsorge für Kriegsinvalide, Witwen und Waisen. Da aus seinem Erlös der Kriegsfürsorge neue Mittel zufließen sollen, darf kein Bayer und Bayernfreund säumen, ihn zu erwerben.

Fand schon der alte Bildertaler seine Bestimmung darin, bei festlichen Anlässen als gern gesehenes Geschenk entgegengenommen und empfangen zu werden, so soll der neue Bayerntaler seines edlen Zweckes halber erst recht in alle Hände kommen und auf keinem Gabentisch fehlen.

Der Preis des silbernen Talers beträgt 20 Mark. Eine kleinere Zahl ausgesuchter Vorzugsstücke wird zum Preise von 30 Mark ausgegeben; diese Stücke, die Erstabzüge der Vielfarbbilder enthalten, sind durch Abstempelung auf der Rückseite des Titelblattes als besondere Vorzugsstücke gekennzeichnet. Außerdem wurden versilberte Stücke zum Preise von 5 Mark hergestellt. Die drei Preislagen sind jedoch nur Mindestpreise; wer mehr geben kann, gebe mehr. Zahlungen können entweder an die Kgl. Filialbank in München (Postscheckkonto München 120) auf das Konto „Bayerntaler" oder an die Bayerische Kriegsinvaliden-Fürsorge in München, Theatinerstraße 21 (Zimmer 39) gerichtet werden.

Schriftleitung: Dr. Georg Leidinger, Oberbibliothekar der k. Hof- u. Staatsbibliothek, München, Ludwigstr. 23.
Kastner & Callwey K. Hofbuchdruckerei.



Altbayerische Monatsschrift

herausgegeben vom Historischen Verein von Oberbayern



Band 14 Heft 2

Altbayerische Monatsschrift.

Die Altbayerische Monatsschrift erscheint in Bänden von je 5 Heften, **welche an die Mitglieder des historischen Vereines von Oberbayern ohne weiteres Entgelt abgegeben werden.**

Preis für **Nichtmitglieder**: 7 Mk. für den Jahrgang.

Der **buchhändlerische Vertrieb** ist vom Historischen Verein der **J. J. Lentner**'schen **Buchhandlung** (Ernst Stahl jun.) in München übertragen worden. Bestellungen übernimmt diese, sowie jede andere Buchhandlung.

XIV. Band 1917.

Inhalt des 2. Heftes.



Die Mettenleiter.

Geschichte einer Münchener Künstlerfamilie, zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Buchgewerbes und der graphischen Künste in München.

Von F. Fleischmann.

Im Sommer 1782 kam ein junger Mann von Augsburg herüber nach München. Er hatte eine Empfehlung an den damaligen Inspektor der kurfürstlichen Gemäldegalerie, Hofkammerrat Jakob Dorner[1]), die bewirkte, daß der junge Mann — Johann Michael Mettenleiter mit Namen — unter Dorners Leitung in der Galerie kopieren und sich auch sonst des guten Rates Dorners erfreuen durfte.

Damit beginnt die Geschichte der Familie Mettenleiter in München und mit ihr ein Stückchen Münchener Kunst- und Kulturgeschichte. War doch das Leben und Schaffen der Mettenleiter, vor allen ihrer beiden Hauptvertreter, des Kupferstechers Johann Michael M. und seines Neffen, des Lithographen Johann Evangelist M., mit dem Kunstleben der bayerischen Haupt- und Residenzstadt vom letzten Drittel des 18. bis herein ins letzte Drittel des 19. Jahrhunderts eng verknüpft, und ihre Namen erfreuten sich nicht geringen Bekanntseins. Zwar trat ihr Leben niemals über die einfachen bürgerlichen Grenzen hinaus und ihre künstlerische Tätigkeit bereicherte uns mit keinen großen und bedeutenden, in der Geschichte der hohen Kunst angesehenen Werken; aber in emsiger, stiller Arbeit, mit außergewöhnlichem Fleiße haben sowohl der Kupferstecher Johann Michael wie der Lithograph Johann Evangelist Mettenleiter und ihre Verwandten eine geradezu staunenswerte Zahl von Werken graphischer und buchgewerblicher Kunst geschaffen, die zu ihrer Zeit viel beachtet und geschätzt, späterhin aber fast vergessen worden sind.

Die Entwicklung Münchens aus den bescheidenen Verhältnissen Altmünchens, das uns Nachlebenden in den anheimelnden Schilderungen unseres verehrten Herrn Dr. Trautmann so nahe gebracht und vertraut geworden ist, zur Großstadt und zum maßgebenden Mittelpunkt des Kunstlebens, die gewaltigen Veränderungen in Verkehr und Wandel, das Entstehen neuer Techniken und ihre Pflege, überhaupt die ganzen neuzeitlichen Bestrebungen brachten es mit sich, daß manche vordem wohl bekannte und geschätzte Namen, wenn nicht ganz, so doch beinahe vergessen wurden, daß viele, früher weiteren Kreisen bekannte und vertraute Kunstwerke aus den Augen und aus der Erinnerung schwanden und lediglich nur noch einzelnen Liebhabern und Sammlern bekannt und wert geblieben sind.

So erging es auch den bescheidenen Künstlern der Familie Mettenleiter und ihrem Schaffen.

Die Familie stammt nicht aus München, sondern aus dem Schwabenlande. In Großkuchen, einem Dorfe auf dem sogenannten Härdtsfelde, in der Nähe des früheren reichsunmittelbaren Benediktinerstiftes Neresheim und des gleichnamigen Städtchens, im heutigen württembergischen Oberamt Neresheim gelegen, ist ihre Heimat. Dort kam am 22. April 1765 dem Uhrmacher und Schullehrer Johann Michael Mettenleiter ein dritter Sohn zur Welt, der des Vaters Namen erhielt und der in der Folgezeit der erste der Münchener Mettenleiter geworden ist.

Da das Wesen und das Tun des Vaters von bestimmendem Einfluß auf seine Söhne

[1]) Jakob Dorner, der Vater, Historienmaler und Radierer; geb. zu Ehrenstetten im Breisgau 1741, 1765 Inspektor der kurfürstl. Galerie in München, wo er den 22. Mai 1813 starb.

gewesen ist und da schon im Vaterhaus die Grundlagen ihrer späteren Lebensführung gelegt wurden, so ist es zuvor unumgänglich, auch vom Vater wie von den Brüdern Mettenleiter kurz zu berichten, wenn es auch scheinbar über den Rahmen des Münchener Bildes hinausgeht.

Johann Michael Mettenleiter der Vater war nicht nur ein geschickter Uhrmacher, sondern ein recht geschickter Mann überhaupt; er führte mit seiner Frau auch einen kleinen Kramladen und versah außerdem noch das Amt des Mesners und des Lehrers im Dorfe. Letzteres war ihm seiner mehr als gewöhnlichen Kenntnisse wegen übertragen worden; denn der strebsame Mann erfreute sich weit und breit großen Ansehens ob seines Wissens und Könnens, das er sich durch Selbstunterricht, nur mit Hilfe von Büchern anzueignen verstanden hatte. Er betrieb Geometrie, beschäftigte sich mit Meteorologie, dabei von 1759 bis zu seinem 1782 erfolgten Tode seine Witterungsbeobachtungen verzeichnend, übte sich im Gravieren und im Petschaftstechen, womit er das Studium der Heraldik verband, und befaßte sich mit der Mechanik so erfolgreich, daß er in Ballmertshofen auf dem Härdtsfelde ein Wasserwerk errichten konnte, von welchem das Wasser in das Schloß Taxis bei Dischingen getrieben wurde. Dieser vielseitige und tüchtige Mann, der heute noch im Andenken seiner Heimat fortlebt, hatte die Freude, daß seine drei Söhne in seine Fußtapfen traten und frühzeitig schon künstlerische und technische Neigungen zeigten, die der verständige Vater, soweit seine bescheidenen Mittel es erlaubten, zu unterstützen und zu fördern suchte.

Seinen ältesten, am 9. August 1750 gebornen Sohn Johann Jakob gab er im zwölften Lebensjahre zu dem Maler Joh. Gg. Zink in Neresheim in die Lehre, tat ihn dann drei Jahre später zum Maler Urban in Gmünd und brachte ihn 1768 nach Augsburg, wo Jakob bei dem Maler Schmohn arbeitete, dabei zwei Winter die dortige Akademie besuchte und schon im ersten Jahre mit einem Preis ausgezeichnet wurde. 1770 begab sich Jakob in seine Heimat zurück, um bei dem berühmten Martin Knoller[2]) zu arbeiten, der zu dieser Zeit die Stiftskirche zu Neresheim mit Fresken schmückte. Aus Vorliebe zum Porträtmalen ging er darauf nach Stuttgart und Mannheim. Im Jahre 1773 ließ er sich als holländischer Soldat anwerben und kam als solcher bis ans Kap der Guten Hoffnung. Da verweilte er drei Jahre und



Jakob Mettenleiter.
(Nach einem alten Ölbildchen.)

verschaffte sich durch seine Porträtierkunst nicht nur die hierfür nötige Zeit, sondern auch die für damals nicht unbeträchtlichen Mittel, sich loszukaufen und über Amsterdam heimzukehren, um hierauf nach Rom zu reisen, wohin er seinen jüngsten Bruder Michael mitnahm. Nach seiner Rückkehr wandte er sich nach München, studierte hier in der kurfürstlichen Gemäldegalerie, die ihm deren Inspektor Jakob Dorner d. Ä. zugängig gemacht, vornehmlich die Niederländer Schule und wandte sich nach Umfluß eines Jahres wieder nach Augsburg zurück, wo er heiratete. Später ging er nach

²) Martin Knoller, der Schöpfer zahlreicher Fresken und Altarbilder, so des leider dem Untergang verfallenen großen Deckengemäldes in der Münchener Bürgersaalkirche, ferner in Ettal, Meran usw., geb. 1728 zu Steinach in Tirol, gest. 1804 als Professor in Mailand.

Wien und schließlich nach Rußland und beschloß am 25. Februar 1825 als kaiserlicher Hofmaler in St. Petersburg, wenn auch nicht in glänzenden Verhältnissen, sein Leben. Von ihm stammen eine Anzahl Radierungen und Bilder, darunter eine „Auferstehung" im Dom zu Augsburg; die Maillingersammlung im hiesigen Stadtmuseum enthält eine seiner Radierungen: „Der Bauer mit dem Hut" und einen Stich von Joh. Carl Schleich[3]) nach seinem Bilde: „Die betrachtende Unschuld"; außerdem besitzt die genannte Sammlung ein hübsches Schabkunstblatt des Kupferstechers Joh. Elias Haid[4]), das den Künstler mit seinem Freunde Jakob Mettenleiter bei der Besichtigung eines Skizzenbuches darstellt und das nach einem Bilde Mettenleiters gefertigt sein soll.

Des alten Mettenleiters zweiter Sohn, Johann Georg, geboren am 17. Juni 1763, erlernte zuerst bei seinem Vater die Großuhrmacherei und bildete sich später in Augsburg als Taschenuhrmacher aus. In allem seinem Vater ähnlich und von gleicher Tüchtigkeit, übernahm er nach dessen Tod das väterliche Haus und Geschäft und — darf man sagen — das Zutrauen seiner Mitbürger. Begabt wie sein Vater, erlernte er gleichfalls durch Selbstunterricht allerlei Wissenschaften und schuf sich weit über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus einen Ruf als geschickter Mechaniker und Optiker. Er verfertigte optische und mechanische Instrumente, errichtete Sonnenuhren, setzte mit dem gelehrten Konventual Magnus Faus, Professor der Physik an der Stiftsschule Neresheim, viele Blitzableiter, stach und gravierte Petschaften, studierte Architektur und Perspektive und eignete sich solche Kenntnisse in der Mathematik, Geometrie, Trigonometrie und Stereometrie an, daß ihm 1818 eine Oberamtsgeometerstelle übertragen wurde. Auch in der Bergbauwissenschaft und in der Markscheidekunst war er bewandert und konnte hier wie in vielen andern Dingen seinen oft erbetenen guten Rat erteilen. Das Vertrauen seiner Mitbürger setzte ihn als Schultheiß an die Spitze seiner Heimatgemeinde, als welcher er anderthalb Jahrzehnte bis zu seinem Tode (1825) erfolgreich tätig gewesen ist. Er ist der Vater des Johann Evangelist M., des zweiten berühmten Münchener Mettenleiter.

Der jüngste der drei Söhne des alten Mettenleiter, mit des Vaters Vornamen Johann Michael, zeigte schon als Knabe ein ausgesprochenes Zeichentalent. Seine ersten Vorlagen bildeten die im Vaterhause befindlichen Zeichnungen und Radierungen seines Bruders Jakob, die er mehr als einmal abzeichnete, wie alles, was er beachtete; auch im Kloster Neresheim mag sich manches für den Zeichenstift des aufgeweckten Knaben gefunden haben, der, als er, erstmals von seinem Dorfe nach Neresheim gekommen, die Türme und Häuser des Städtchens und die stolz von der Höhe herabgrüßende Abtei mit der Stiftskirche bewundernd erblickte, wohl eine große Stadt und eine neue Welt zu schauen vermeinte. Aber schneller, als er geahnt, sollte er noch viel mehr von der Schönheit der Welt sehen.

Im Jahre 1776 kam sein Bruder Jakob aus Holland mit 3000 Gulden Geld und einem Pferde nach Großkuchen zurück zum Staunen und zur Freude seiner Familie und des ganzen Ortes. Aber nur wenige Tage gedachte er dazubleiben. Als er Michaels Zeichnungen sah, stand es für ihn fest, daß das darin sich offenbarende Talent ausgebildet werden müßte und daß er selber diese Ausbildung übernehmen werde. Deshalb wollte er Michael mit nach Rom nehmen, wohin er zu reisen vorhatte, und ihm auf dieser Reise Zeichenunterricht geben.

Es läßt sich denken, mit welcher Freude den Knaben der Plan seines Bruders erfüllte, aber auch, mit welchen Sorgen und Bedenken die Eltern ihn vernahmen. Jakobs überzeugendes Zureden jedoch und Michaels Bitten vermochten schließlich doch die Zustimmung von Vater und Mutter zu erringen, worauf die zwei Brüder am 17. Juli 1776 frohgemut die weite Reise antraten.

Glücklich kamen sie, nach den Aufzeichnungen des Vaters, am 22. August in Rom an

[3]) Joh. Karl Schleich, Kupferstecher, geb. 1759 zu Augsburg, gest. 1842 zu München als Inspektor des Topographischen Bureaus.

[4]) Johann Elias Haid, Angehöriger der Augsburger Künstlerfamilie Haid, die durch zahlreiche Schabkunstblätter, Porträte, Heiligenbilder u. ä. bekannt ist, geb. 1739 zu Augsburg, gest. daselbst 1809.



in Begleitung des Malers Johann Georg Schmid, eines Freundes Jakobs, der sich ihnen in Mantua beigesellt hatte und ihnen durch seine Kenntnis des Italienischen, die ihnen mangelte, schätzbare Freundesdienste leistete. Mehrere Monate verweilten sie in Rom, genossen dessen Schönheit und oblagen dem Studium seiner Kunstschätze. Während Jakob seine Mappe mit Studien und Skizzen füllte, erteilte er Michael Unterricht im Zeichnen und hatte an ihm einen ebenso gelehrigen wie fleißigen Schüler. Nach ihrem Weggang von Rom besuchten die Brüder noch einige andere italienische Städte und kehrten nach einjähriger Abwesenheit im Juli 1777 in die Heimat zurück.



Joh. Michael Mettenleiter, Kurfürstl. Hofkupferstecher.
1800.

Hier blieb Joh. Michael, dessen künstlerische Schulung unter seines Bruders Leitung während der italienischen Reise große Fortschritte gemacht, wieder sich selbst überlassen, denn bereits am zweiten Tage nach ihrer Rückkehr, am 7. Juli 1777, hatte Jakob Großkuchen wieder verlassen und sich nach München begeben. Allein sein Eifer ließ Michael nicht still stehen; fleißig zeichnete und malte der angehende Künstler weiter, bis ihn Jakob nach seiner Verheiratung 1778 nach Augsburg kommen ließ, um seine weitere Ausbildung fortzusetzen und ihn auch im Kupferstechen und Radieren zu unterrichten. Besondere Vorliebe zeigte der junge Kunstbeflissene hier für die Kriegs- und Schlachtenbilder von Rugendas[5]) und Bourguignon[6]), die er studierte und kopierte, wie er denn Zeit und Gelegenheit für seine Ausbildung ausgiebig nützte.

Um sie zu erweitern, schickte ihn 1782 sein Bruder nach München und empfahl ihn dem Hofkammerrat Dorner, der ihn, wie schon

[5]) Georg Philipp Rugendas, Maler und Kupferstecher, geb. 1666 in Augsburg und 1762 daselbst gestorben, vorzüglicher Darsteller von Kriegs- und Schlachtenszenen.

[6]) Jacques Courtois (ital. Cortese) gen. Bourguignon, französischer Schlachtenmaler, geb. 1621 zu St. Hippolyte (Franche-Comté), gest. 1676 zu Rom.

eingangs erwähnt, freundlich aufnahm und ihm, wie einige Jahre vorher seinem Bruder, sein Wohlwollen zuwandte.

Von da ab blieb Johann Michael M., freilich ohne es vorerst zu wollen oder zu ahnen, in München und wurde zum Münchener Künstler, wenn auch in ganz anderem Sinne, als er es geträumt und gehofft.



Gemälde
aus dem
Leben der Menschen.

Quis sit Vitae scribam Color.

Vom
Professor Babo.



München, 1784.
Bei Johann Baptist Strobl.

Titelbild und Titelvignette — erste Buchillustration J. M. Mettenleiters.

Dorners freundliche Aufnahme und Unterstützung eiferten Mettenleiter an, mit allem Fleiße, der ihm überdies angeboren war, dem Kunststudium sich hinzugeben, so daß er sich auf dem besten Wege glaubte zu seinem Ziele: „Bataillemaler" zu werden. Aber nicht lange sollte er sich, der so hoffnungsfroh und zuversichtlich nach München gekommen, dieses Bewußtseins erfreuen; noch im gleichen Jahre, am 17. November 1782, starb sein Vater, wodurch er der Mittel beraubt wurde, sein Studium fortzusetzen, und gezwungen war, auf Erwerb bedacht zu sein. Es mögen schwere Winterwochen für Michael gewesen sein, in denen er sich mit der Frage beschäftigte, wie er, erst am Beginne seiner Künstlerlaufbahn stehend, sein Brot verdienen könne, und oft mag es ihm bei seinen kargen Mitteln nicht zum besten gegangen sein. In diesen Wochen des Sorgens und Überlegens griff er zur Radiernadel und nahm, wahrscheinlich von seinem Bruder Jakob und seinen Freunden dazu ermuntert, die früher unter seines Bruders Leitung betriebenen Radierversuche wieder auf in der Hoffnung, daß ihm die Kupferstecherkunst am ehesten die Mittel zu seinem Lebensunterhalt verschaffen könne. Daran hat er wohl gut getan, allein es wird dem jungen, unbekannten Mann anfänglich recht schwer gewesen sein und wohl auch länger als er dachte

gedauert haben, für seine Arbeiten Abnehmer zu finden.

Einer der ersten, die Mettenleiters Talent erkannten, war der Münchener Verlagsbuchhändler Professor Johann Baptist Strobl; dieser beauftragte den jungen Künstler, als er dessen Radierversuche gesehen, mit der Radierung einiger Vignetten für Bücher seines



Gründlich- und vollständiger

Unterricht

sowohl für die Wald- als Garten-Bienenzucht, in den Churpfalz-Bayerischen Ländern, von

Joseph Pösel,

Churpfalz-Bayerischen Bienenmeister.



Mit Kupfern.

München, 1784.
Bey. Joh. Bapt. Strobl.

Titelbild, eine der ersten Buchillustrationen J. M. Mettenleiters. Titelvignette von J. G. Winter.

Verlages und verwies ihn damit auf ein Gebiet, auf dem Mettenleiter sich am ersten zurechtfinden und mit Erfolg vorwärts kommen sollte, in künstlerischer Hinsicht wenigstens, nämlich auf das Gebiet der Buchillustration. Mit dem Titelkupfer und einer Vignette in dem 1784 in Strobls Verlag erschienenen Büchlein: „Gemälde aus dem Leben der Menschen“, einer der philanthropischen Erzählungen von Professor Babo[7]), hat J. M.

[7]) **Joseph Marius Babo, Dichter und Dramatiker, geb. zu Ehrenbreitstein am 14. Januar 1756, 1774 Sekretär der Mannheimer Bühne, kam 1784 nach München, 1789—99 Studiendirektor der Militärakademie, Zensurrat, Oberpolizeikommissär, Kurfürstl. Rats- und Geh. Sekretär, Intendant der Hofbühne, 1807 Mitglied der Akademie, gest. 5. Februar 1822.**



Westenrieder. Kalender 1788.

Mettenleiter erstmals dieses Gebiet betreten und fortab mit Glück weiter beschritten.

Noch ein anderer, und zwar ein Mann vom Fach, hatte des Anfängers Begabung erkannt, der Hof- und Jagdkupferstecher Joh. Georg Winter, der Mettenleiter als „Compagnier" aufnahm und noch 1785 eine seiner Erstlingsarbeiten, die „Neue Reitschule in Kupfern", herausgab. Zuvor noch war bei Joh. Bapt. Strobl des churpfalzbayrischen Bienenmeisters Pösel „Unterricht sowohl für die Wald- als Garten-Bienenzucht" erschienen, dessen Titelkupfer, einen Bauern vor seinem Bienenstande zeigend, von Mettenleiter stammt, während die Titelvignette, ein von den Bienen angegriffener, honiglüsterner Bär, von J. G. Winter gestochen ist. Bei Winter, der als tüchtiger Kupferstecher und Künstler geschätzt war, hatte Mettenleiter außerdem Gelegenheit, einen andern Zweig graphischer Kunst, die Kartographie, kennen zu lernen und sich praktisch darin zu betätigen. Der Kupferstich bildete bekanntlich damals die Herstellungsart der Landkarten, weshalb Winter auch mit derartigen Arbeiten betraut war, wie sie namentlich von dem Oberst Adrian von Riedl[8]), nachmaligen General-Straßen- und Wasserbaudirektor, veranlaßt wurden. Auch hierin leistete Mettenleiter trotz seiner Anfängerschaft Gutes und eignete sich eine Technik an, die ihm gerade in späteren Jahren zugute kommen sollte.

Im Jahre 1788 gab Strobl, dem Zuge der Zeit folgend, die damals für Almanache und Volksschriften besondere Vorliebe hegte, auch eine solche heraus, die „Legende für den gemeinen Mann, zum nützlichen Unterricht über Religion, Welt- und Menschenkenntnis, Folgen der Tugend und des Lasters, Kinder-Zucht und Ausartung, Gesundheit und Behandlung der Krankheiten an Menschen und Vieh, über Acker-, Feldbau und allerley wirtschaftliche



Albert III. schlägt die Krone von Böhmen aus. Westenrieder, Kalender 1787.

[8]) Adrian v. Riedl, geb. 1746 zu München, 1767 Ingenieurleutnant, 1769 Hauptmann, 1771 Wirkl. Kammerrat, 1790 General-Straßen- und Wasserbau-Direktor, später Legationsrat und Direktor des Statistischen Bureaus, machte sich durch seine Aufnahme der Römerstraßen, seinen Reisen- und Stromatlas von Bayern und andere Kartenwerke sehr verdient; 1796 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften, trat 1808 in den Ruhestand und starb 1809.



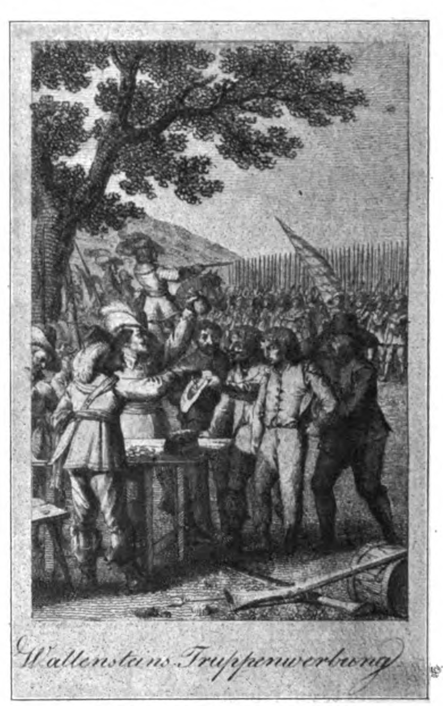
„Verstand und Eifer der ehemaligen Polizei“.
Westenrieder, Kalender 1791.

Dinge, schädliche und gute Sachen“, ein Volksbuch[9]) „in Erzählungen unsern herzlich geliebten Mitmenschen des gemeinen Standes vorgelegt und jedem rechtlichen Menschenfreund gewidmet“, wozu Mettenleiter die Titelbilder der vier erschienenen Bände gestochen hat.

Überraschend schnell hatte der junge Künstler die Form für derartige Bilder gefunden und bot in seinen Arbeiten bemerkenswerte Sittenbildchen, die wir auch heute noch mit Interesse betrachten. Das gilt auch von den Stichen für ein anderes Münchener Verlagsunternehmen, das 1787 ins Leben trat: den „Historischen Calender“ des verdienten bayerischen Geschichtsforschers Lorenz Westenrieder, der in Kalenderform herausgegebenen bayerischen und deutschen Geschichte, die erst bei J. B. Strobl, dann in der Lindauerschen Buchhandlung in den Jahren 1787—1816 mit wenigen Unterbrechungen erschienen ist. Ein großer Teil der diese Kalenderbändchen schmückenden Stiche stammt von Joh. Michael Mettenleiter, der auch viele der Titelblätter hierzu gestochen hat. Diese vielen kleinen Geschichtsbilder, die Jahr für Jahr Westenrieders Werk illustrierten, waren Mettenleiters bevorzugtes Gebiet, denn die Darstellung geschichtlicher Vorgänge und Begebenheiten entsprach seinen Neigungen.

Außer für Strobl und Lindauer arbeitete Mettenleiter auch für andere Münchener Verleger, vorab Lentner, und wurde ebenso von verschiedenen auswärtigen Buchhändlern mit Aufträgen bedacht. Mit staunenswerter Vielseitigkeit hat er alle Arten von Schriften illustriert, geschichtliche und erzählende, religiöse und erbauliche, und für die mystischen Schriften des Schwärmers Karl von Eckartshausen[10]) arbeitete sein Stichel wie für die Deutsche Geschichte des Verlegers Crusius in Leipzig.

Natürlich kamen ihm diese Aufträge des Buchhandels nicht sofort und in Menge zu, sondern erst im Lauf der Zeit; denn nicht mit einem Male war er der berühmte und



Westenrieder, Kalender 1803/04.

[9]) S. a. im vorigen Hefte dieser Monatsschrift den Artikel von Fr. Hacker über Anton v. Bucher, der darin als Mitarbeiter dieses Volksbuches genannt wird.

[10]) Hofrat Karl v. Eckartshausen, geb. 1752 zu Schloß Haimhausen, Oberb., Jurist, Bücherzensurrat, Geh. Archivar in München, Verfasser erst juristischer, dann belletristischer und zuletzt mystischer und alchymistischer Schriften, gest. 1803. J. M. Mettenleiter hat auch sein Porträt gestochen.

gesuchte Illustrator, sondern mußte sich langsam und mit zähem Fleiß dazu durcharbeiten. Trug ihm dieser auch Anerkennung und mähliches Bekanntwerden ein, so verschaffte er ihm doch nur gerade so viel Verdienst, als er zur bescheidensten Lebenshaltung brauchte. Mehrere

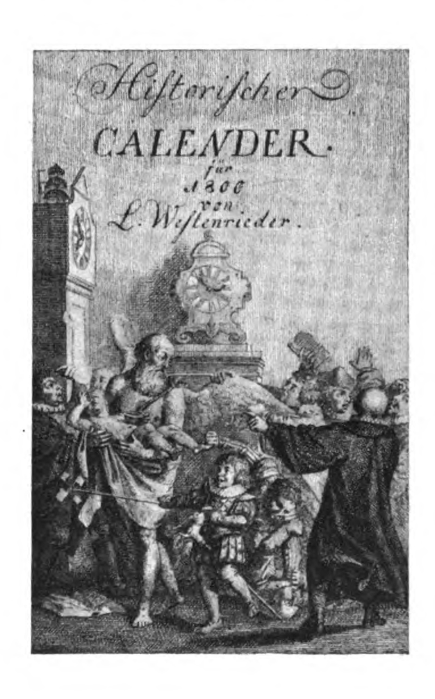




München bey Jos: Lindauer



K. Joseph der I. erklärte den Churfürsten Maximilian II von Baiern etc in die Reichsacht 1706



Kalenderstiche von J. M. Mettenleiter.

Jahre vergingen unterdes in fleißiger Arbeit, in Darben und Hoffen, während welcher Zeit — es war 1786 — sein Bruder Jakob mit Frau und zwei Kindern von Augsburg nach Rußland verzog.

Im Jahre 1790 starb Georg Winter und hinterließ eine Witwe mit drei unmündigen Kindern, von denen das jüngste drei Jahre zählte. Durch seinen Tod wurde die Stelle eines kurfürstlichen Jagd- und Hofkupferstechers frei, die dem nun 25 jährigen Mettenleiter hinsichtlich einer gesicherten Existenz so begehrenswert erschien, daß er nicht zögerte, an den Kurfürsten Karl Theodor ein Gesuch zu richten um Verleihung derselben gegen die Heirat der Witwe Winters und Erziehung ihrer Kinder.

Es war zu jener Zeit nicht selten, daß der Staat durch Verheiratung der Witwen von Beamten oder Offizieren seine Pensionslasten zu verringern trachtete, indem er mit der Hand der Witwe auch das Amt ihres verstorbenen Mannes vergab. So war es auch bei Mettenleiter und Winters Witwe der Fall.

Der Obersthofmeisterstab befürwortete Mettenleiters Gesuch, und auch bei der Hofkammer, die zu einem Bericht auf das „ad Manus Serenissimas ac Clementissimas Ihrer Churfürstl. Durchlaucht zu Pfalzbaiern Unterthänigste Fußfälligste Bitten von Johann Michael Mettenleiter Hof und Jagdkupferstecher winterischer gewester Compagnier dahier zu München um gnedigste Verleihung der Hof- und Jagdkupferstechers-Stelle gegen Anheurathung der hinterlassenen Witwe" aufgefordert worden, erklärten „Hof Camer Vicepräsident, Director, Vice Director und Räthe allda" ihr Einverständnis mit dem Obersthofmeisterstab:

„. . . mit welcher öberst Hofmeister Staabs Meynung wir uns Hofkammerseits vollkommen um so mehr vereinigen, als man geschickte Künstler: gleich Mettenleiter ist, beizubehalten und nicht so vil Geld um Kupferstiche und Landkartten, in welchen Letzteren Falle derselbe durch die Riedlische Bannatskarte schon eine schöne Probe abgelegt, derselbe stark versiert: ins Ausland zu vertragen nicht nöthig ist, erachten also einhellig, jedoch unzihlgesetzlich, daß derselbe gegen Ehelichung der Winterischen Wittib und Unterhaltung ihrer 3 Kinder: Wozu Er sich in seiner Bittschrift anheischig gemacht, für jetzo mit 200 fl. ab den heimgefahlenen Wintterischen 300 fl., wovon gleich nach dessen Absterben dem Hofmaler Kobl 100 fl. verlihen worden, mit der Zusicherung angestellt werden könnte, daß man bey heimfählig werdend andern 100 fl. den vorigen Gehalt seines Antecessoris wird ergänzen werden, geben jedoch nirgends Zahl und maas, sondern stöllen alles höchster Entschließung anheim."

Hierauf erfolgte am 21. April 1790 durch Karl Theodor die Verleihung der erbetenen Stelle an Mettenleiter nach dem Vorschlag der Hofkammer mit einem Jahresgehalt von 200 Gulden, nach Abzug von 100 Gulden vom Gehalt seines Vorfahrers, die nach dem Bericht der Hofkammer sofort nach Winters Ableben dem Hofmaler Kobl verliehen worden waren, jedoch mit der oben erwähnten „mildesten Versicherung", daß bei gegebenem Heimfallen derselben der Gehalt von 300 Gulden wieder ergänzt werden sollte.

Nun war Johann Michael Mettenleiter kurfürstlicher Hof- und Jagdkupferstecher und besaß ein Amt, das ihm einen würdigen Hintergrund verlieh, ihm aber keine Besserung seiner Verhältnisse brachte, um so weniger, als er sich bei seiner Verheiratung noch die beträchtliche Schuldenlast von 2000 Gulden aufgeladen hatte. Wenn ihm diese anfänglich auch keine besondere Sorge bereitet zu haben scheint, so war er doch ernstlich bestrebt, die Mittel für seine Haushaltung zu mehren und seinen Schuldverpflichtungen nachzukommen. Es war ihm daher der noch im selben Jahre erfolgte Auftrag des Kurfürsten, die im Schloß zu Neuburg a. D. sich findenden „viele alte Porträte aus den Zeiten der Kreuzzüge her enthaltenden Tapeten" zu zeichnen und in Kupfer zu stechen, sehr willkommen, da ihm hierzu durch das Hofzahlamt 100 Gulden als einstweiliger Vorschuß ausbezahlt wurden.

Mettenleiter versäumte auch nicht, dem Kurfürsten gelegentlich ausgesuchte Arbeiten zu unterbreiten, und erreichte dadurch, daß ihm im



August 1792 in Rücksicht seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit eine taxfreie Besoldungszulage von jährlich 300 Gulden gewährt wurde mit der Bedingung, daß er jedes Jahr wenigstens zwei gute Stücke zu Höchsten Händen zu liefern hatte. Zugleich wurde er auch gemahnt, die ihm im November 1790 übertragenen Arbeiten in der kurfürstlichen Residenz zu Neuburg nicht hintanzusetzen. Ob diese aber wirklich ausgeführt wurden, konnte ich bis jetzt kannt sind", und sich rühmen, seine Kunst so zu verstehen, daß gewiß niemand etwas daran zu tadeln vermöchte.

Aller Fleiß und alle Bemühungen halfen ihm jedoch nicht über die finanziellen Schwierigkeiten seiner Lage hinweg, die zu verbessern er die verschiedensten Pläne faßte. So gedachte er, nachdem er das Nymphenburger Kabinett mit zwei großen und sechs kleinen Jagdbildern geschmückt und damit die Zufrieden-



Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne von Österreich bei Mühldorf 1322. Westenrieder, Kalender 1787.



Westenrieder, Kalender 1803/04.

nicht feststellen, so daß ich es bezweifeln muß. Außerdem erhielt Mettenleiter den weiteren Auftrag, das neuerbaute kurfürstliche Kabinett im Hirschgarten zu Nymphenburg mit Jagdbildern „im mythologischen Stil" auszuschmücken.

Eine weitere Einnahmequelle bot Mettenleiter die Aufnahme von Schülern, deren er immer einige hatte. Seine Arbeiten hatten ihn nämlich bereits rühmlich bekannt gemacht; konnte er doch in seiner Eingabe an den Kurfürsten um die Verleihung seiner Stelle von sich sagen, daß seine verfertigten und in Druck gegangenen Kupferstiche „schon jedermann be-

heit des Kurfürsten errungen hatte, diese in Kupfer zu stechen und zu verkaufen, wozu er um einen Vorschuß von 4000 Gulden einkam. Allein die erhoffte Bewilligung blieb aus. War es doch bei dem damaligen Kunstgeschmack, bei dem großen Übergewicht der Kunsthandlungen und bei der großen Vorliebe für englische Stiche, wie es in einem diese Angelegenheit behandelnden Schriftstück heißt, unmöglich, daß Mettenleiter damit „einiges Glück machen könne". „Die Gegenstände seiner Zeichnungen, so gute Wirkung sie auf dem Platz, für welchen sie bestellt worden sind, auch immer machen, werden in dem Kaufe kein Glück

machen. Es ist ein uninteressantes Ding um eine ganze Sammlung Jagdstücke nach einander von einem und demselben Meister, besonders wo der Künstler seinen Figuren so weniges Interesse zu geben versucht hat, als Mettenleiter den seinigen . . ." Daß diese Kritik jedoch nicht aus Mißgunst gegen den Künstler erfolgte, geht aus dem unmittelbar sich anschließenden Vorschlag hervor, Mettenleiter zur Besserung seiner Verhältnisse überhaupt eine Zulage zu geben und ihn mit einer erhabeneren und zweckmäßigeren Arbeit zu beschäftigen, indem man ihn die Schlachtenbilder aus den Türkenkriegen des Kunstmalers Beich[11]) in der Bildergalerie des Schlosses zu Schleißheim stechen lasse. Da die Taten Max Emanuels, die Beich auf seinen Bildern auszeichnet, nicht nur großes Interesse für jeden Bayern hätten, sondern auch für die nach Schleißheim kommenden Fremden, die sich gern von dort ein Andenken mitnähmen, so würden die Stiche um so leichter und besser verkauft werden, als von Beichs Werken, dessen Name erst jetzt anfinge, nach seinem ganzen Werte bekannt und geschätzt zu werden, nur weniges und dieses wenige sehr schlecht in Kupfer gestochen sei. „Ich nehme an", heißt es zum Schlusse, „daß Mettenleiter wenigstens auf acht Jahre damit beschäftigt werden kann, und wenn er sich bis dahin mit solcher Aushilfe nicht retten kann, so wird er schwerlich zu retten sein."

Karl Theodor ging auf diesen Vorschlag ein, bewilligte Mettenleiter wieder 200 Gulden Zuschuß und einen erbetenen Vorschuß von 3000 Gulden, wofür er die elf Schlachtenbilder im Viktoriasaale des Schleißheimer Schlosses, sowie das Kaminbild von Desmaré[12]) „Max Emanuel dem türkischen Paschah Audienz erteilend" als Titelbild „in einer anständigen Form" in Kupfer stechen und herausgeben sollte.

Mit großer Freude nahm Mettenleiter den neuen Auftrag, den die kurfürstliche Gunst ihm erteilte, entgegen und beeilte sich, in Schleißheim Umschau zu halten. „Soeben war Mettenleiter bei mir," schreibt Baron von Stengel am 5. Weinmonats (Oktober) 1793; „er war gestern in Schleißheim und ist voll Vergnügen über die herrlichen Bilder von Beich, die er nun in Kupfer bearbeiten soll." Neben der Freude über den schönen und ehrenvollen Auftrag wird aber nicht wenig die Aussicht auf eine Besserung seiner unleidlichen Verhältnisse Mettenleiters Gemüt bewegt haben. Er bat denn auch sogleich um die Auszahlung von 2000 Gulden des bewilligten Vorschusses, um den „Harpien von Gläubigern", die ihm gar arg zusetzten, die „Mäuler stopfen zu können". Zur Sicherung des Vorschusses verpflichtete er sich, die ersten und besten 63 Exemplare des geplanten Schleißheimer Werkes zu zwölf Blättern, das Blatt zu 4 Gulden, das ganze Werk also zu 48 Gulden, an das Kameralpräsidium zu liefern und vorher keine andern Abdrücke zu verkaufen. Falls dies unmöglich sein sollte, war er bereit, seine ganze Besoldung zu verpfänden, bis die 3000 Gulden abbezahlt wären; „solte mich aber der Tod überraschen", schrieb er in seiner Eingabe, „ehe daß Werk vollentet ist und keiner meiner Schüler so weit gekommen sein solte, daß er daß gedachtes Werk for meine hinterlassene Famil so gutt als ich selbsten zu verfertigen nicht im stande sein solte, so solte mein ganzes hinterlassenes Vermögen Sr. Durchlaucht zufallen und davon die 3000 Gulden zu ersetzen."

Aus diesem dringlichen Vorschlage, mit dem sich Mettenleiters Frau Katharina durch ihre Unterschrift einverstanden erklärte, geht hervor, in welch bedrängter Lage sich Mettenleiter befunden haben mußte, und wie sehr ihm darum zu tun war, seine Gläubiger zu befriedigen. Ob er den so dringend erbetenen Vorschuß erhalten hat oder nicht, habe ich aus keinem Akt ersehen, und ob das Schleißheimer Werk überhaupt begonnen oder gar zu Ende geführt worden ist, habe ich ebensowenig gefunden. Weder in öffentlichen noch privaten Sammlungen ist mir bis jetzt ein von Mettenleiter gestochenes Beichbild untergekommen und nirgends habe ich eines erfragen können, so daß ich anzunehmen gezwungen bin, daß aus dem Schleißheimer Werke nichts geworden ist, was jedenfalls sehr be-

[11]) Landschafts- und Schlachtenmaler **Joachim Franz Beich**, geb. 1665 zu Ravensburg, gest. als Kurbayerischer Hofmaler zu München 1748. S. auch **K. Trautmann**, Kulturbilder aus Altmünchen, S. 72.

[12]) **George de Marées**, Porträtmaler, geb. 1697 zu Stockholm, kam 1725 erstmals nach München, wo er 1776 als Hofmaler starb.

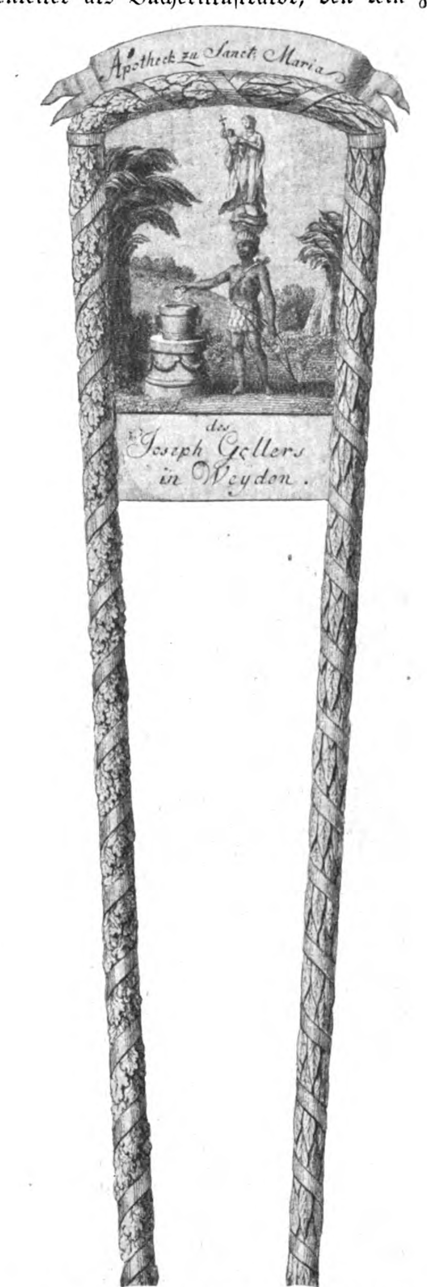


dauerlich genannt werden darf. Wie aber dem Künstler in dieser traurigen Lage geholfen wurde, wie er seine drängenden Gläubiger beruhigen konnte, diese Fragen bleiben vorerst unbeantwortet.

Bewundernswert ist es aber, daß trotz dieser und noch späterer, aus verschiedenen Bittschriften und Eingaben ersichtlichen Schwierigkeiten Mettenleiter nicht verzagte und erlahmte und seine Arbeitsfreude und Schaffenskraft unvermindert blieben. Seine Künstlernatur überwand alles Mißliche, und auch in seiner Familie, die sich um seinen am 31. August 1791 geborenen Sohn Franz Xaver vergrößert hatte, wie in seinem Hauswesen scheint sich die üble Lage nicht sonderlich ausgeprägt zu haben. Wie letzteres bestellt war, geht aus einer Aufstellung von 1793 hervor, worin er es als aus zwölf Personen bestehend anführt: „als ich selbsten, meiner Frau, vier Kinder, drey Skolaren, einem Hauslehrer meiner Kinder, einer Kinds- und Hausmagd". Zur Bestreitung dieses Haushaltes bedurfte er nach der gleichen Aufstellung nicht unter 1800 Gulden, wozu noch die Ausgaben für seine künstlerische Tätigkeit, wie Kupferplatten, Papier, Farbe, Werkzeuge und andere Dinge kamen.

Es war das immerhin eine nicht unbeträchtliche Summe, die bei seiner nur 700 Gulden betragenden Besoldung restlich durch seine künstlerische Tätigkeit beschafft werden mußte. Aber Mettenleiters Fleiß kannte keine Grenzen. Außer größeren Arbeiten hat er noch eine Menge kleiner geschaffen, denn für seinen Stift und Stichel war nichts zu klein und unbedeutend, um es nicht künstlerisch zu gestalten: Einladungen, Programme, Geschäftskarten, Etiketten und ähnliche, heute „Gebrauchsgraphik" benannte Dinge hat er kunstvoll in Kupfer gestochen und damit Zeugen des guten Geschmacks seiner Tage geschaffen. Als solche sind vor allem die von ihm gestochenen Visitenkarten anzusprechen, die in Erfindung und Ausführung von köstlicher Eigenart und großem Reiz sind und die Behauptung rechtfertigen, daß ihm die altbayerische Visitenkarte in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts ihre Blütezeit verdankt.[13])

Groß und bedeutend war Joh. Michael Mettenleiter als Bücherillustrator, den kein zwei-

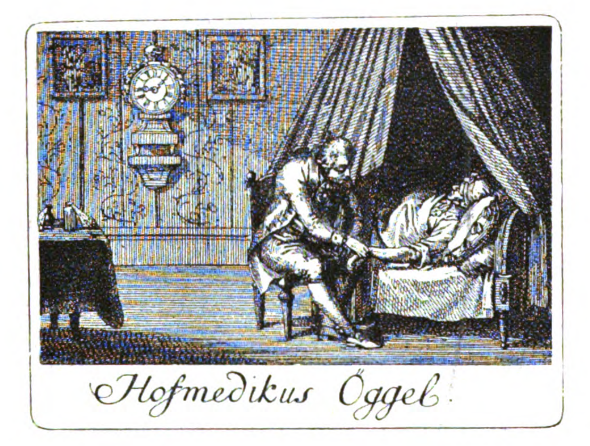


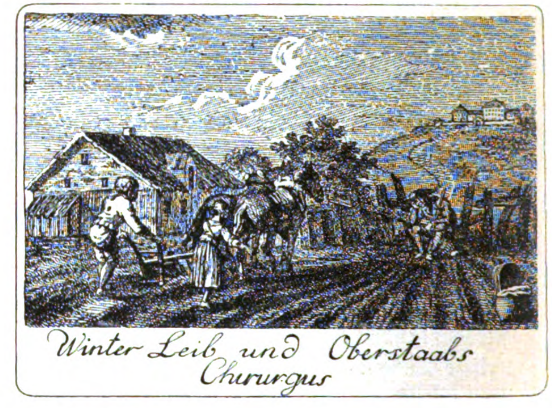
Apotheker-Etikett für die Marienapotheke in Weiden, gestochen von J. M. Mettenleiter.

ter an Zahl und Vielseitigkeit seiner Arbeiten zu übertreffen vermochte; hat er doch nach

[13]) Dr. Karl Trautmann, „Altbayerische Visitenkarten" in der Monatsschrift des Historischen Vereins von Oberbayern 1898, worin Mettenleiters Schaffen gebührende Würdigung und warme Anerkennung findet.



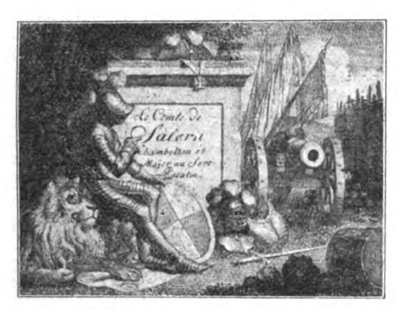






Visitenkarten, gestochen von J. M. Mettenleiter.

seinen eigenen Aufzeichnungen[14]) „gegen 1800 Gegenstände, wovon über zwei Dritteile aus der deutschen Geschichte, für den Buchhandel geliefert". Es ist deshalb wohl begreiflich, daß man Mettenleiters Arbeiten denen seines berühmten Zeitgenossen Chodowiecki nicht nur gleich erachtete, sondern ihnen sogar noch größere Vollkommenheit nachrühmte. Wenn wir



Visitenkarte d. Kammerherrn Grafen v. Salern. Gestochen von J. M. Mettenleiter.
(Etwas verkleinert.)

heute diesem Urteil auch nicht ganz beistimmen, wenn wir sie verschiedentlich beeinflußt erkennen und ihnen bei ihrer großen Zahl eine gewisse Einförmigkeit zusprechen wollen, so können wir ihn doch unbedenklich mit seinen



Visitenkarte d. Oberstabsmedikus R. E. v. Winter. Gestochen von J. M. Mettenleiter.
(Etwas verkleinert.)

Zeitgenossen den „bayerischen Chodowiecki" nennen; unbestritten aber bleibt er als Bücherillustrator von der größten Bedeutung und kann als der typische Vertreter der Münchener Bücherillustration des 18. Jahrhunderts bezeichnet werden.[15])

Einige Jahre verstrichen in emsiger Arbeit und in anscheinend weniger bedrängten Umständen. Mittlerweile stellte sich aber bei Mettenleiter und seiner Familie der Wunsch nach einem eigenen Hause ein, das ihm in Rücksicht auf ein ungestörtes Schaffen und hauptsächlich zur bequemen Unterbringung seiner Kupferdruckpresse als ein Bedürfnis erschien. Ein freundliches Häuschen vor der Stadt auf dem Festungswalle zwischen dem Sendlinger- und Karlstor, wo sich heute die Sonnenstraße hinzieht, erschien ihm „sowohl wegen der innerhalb der Stadt nur zu oft gestörten Ruhe, dann Geräumigkeit und des erforderlichen Lichts wie vorwurfs reiner Luft für den Künstler seiner Klasse geeignet" und bildete das Ziel seiner Wünsche. Zwar fehlten ihm die Mittel zur Erwerbung einer solchen „eigentümlichen Logie", weil er ein Künstler war, „der nur selten ein Kapitalist werde", wie er in seiner Eingabe hierwegen schrieb. Wiederholt wandte er sich nämlich 1797 an den ihm wohlgesinnten Kurfürsten um ein unverzinsliches Darlehen erst von 4000, dann von 2000 Gulden aus der kurfürstlichen Land-Ökonomiekasse, das er in Jahresraten von 500 Gulden von seiner Besoldung abzuzahlen versprach. Man muß den Optimismus des Künstlers bewundern, mit dem er immer wieder, trotz der erfahrenen Bedrängnisse, neue Schulden einzugehen gewillt war, aber auch die Stärke seines Künstlerbewußtseins, das seinen Fleiß dagegen einsetzte. Seine wiederholten Bitten bestimmten schließlich den Kurfürsten zur Gewährung und verschafften Mettenleiter den erstrebten Besitz eines eigenen Heims.

Das hatte er nun wohl erreicht. Aber seine Verhältnisse besserten sich dadurch nicht, da es ihn wieder mehr verschuldete; das war um so mißlicher, als ihm in der Folgezeit größere und lohnende Arbeiten mangelten. Die Aufträge, mit denen ihn das Buchgewerbe und die Gelegenheiten bedachten, konnten ihn allein bei allem Fleiße nicht vorwärts bringen.

Im Jahre 1799 starb Kurfürst Karl Theodor und Max Joseph folgte ihm in der Regierung. Auch dieser war Mettenleiter wohl-

[14]) Selbstbiographie in: A. v. Schaden, Artistisches München im Jahre 1835. München 1836. In Kommission der A. Weberschen Buchhandlung.

[15]) Dr. K. Trautmann a. a. O.

gesinnt, aber er konnte ihm keine nachhaltige Förderung zuteil werden lassen der einsetzenden kriegerischen Zeitläufte wegen. Diese schädigten den Künstler direkt und indirekt auf das schwerste. In den unruhigen Zeiten des französisch-österreichischen Krieges war die Nachfrage nach Kupferstichen wie nach andern Kunsterzeugnissen eine so unbedeutende, daß nach Mettenleiters eigenen Worten eine längere Dauer des Krieges, der bis in sein stilles Gartenhaus drang, ihn gänzlich zugrunde gerichtet haben würde. In einer Eingabe vom 17. Juli 1801 bat er um die Überlassung eines an sein Grundstück angrenzenden Stückchens sumpfigen Landes, um es zu kultivieren und für sich und seine Familie nutzbar zu machen, unter Hinweis auf die schweren Schädigungen, welche ihm der Krieg zufügte. „Dreymal", schreibt er, „traf mich das Kriegsunglück; fürs erste mußte ich gleich allen andern Mitinwohnern sammentliche Kriegslasten an Quartieren, Contributionen, sowie die Theuerung der Victualien mitempfinden; fürs zweyte wurde mir mein Garten wegen Aufführung des schweren Geschützes in selben und anderer gegen die feindliche Armee getroffenen Vertheidigungsanstalten äußerst ruiniert. Fürs dritte kam nicht nur dißes Jahr sondern schon mehrerer vorgehender Kriegsjahre mein Kunstfach ins Stocken; ich stand also von dem Handwerker, der zu Kriegszeiten doch noch genug zu arbeiten, und mit seinem Arbeitslohn nach Verhältniß der Theuerung zu steigern Gelegenheit hat, unendlich weit zurück."

Mettenleiters Lage muß um diese Zeit eine sehr ungünstige gewesen sein, aber er verzagte nicht. Fleißig schaffte er mit seinen Kindern in Haus und Garten, um diesem einige Erträgnisse abzugewinnen, und hantierte mit Spaten und Harke statt des Stichels und der Radiernadel. Um aber doch die Kunst nicht ganz hintanzusetzen und einesteils, um seine Lage zu verbessern, anderenteils, um zur Beseitigung verschiedener in der Kupferdruckerei eingerissener Übelstände beizutragen, arbeitete er den Plan der Errichtung einer staatlichen Kunst-Kupferdruckerei aus, die in einem neu herzustellenden Anbau an seinem Hause untergebracht und unter seine Leitung gestellt werden sollte. Sie wäre zum Druck aller für die Behörden notwendigen Formblätter und Kopfbogen, sowie zur Aufbewahrung, Instandhaltung oder Neuanfertigung der hierzu benötigten Kupferplatten bestimmt gewesen und hätte für Künstler und Kunstliebhaber gute Kunstdrucke liefern sollen. In einer ausführlichen Eingabe vom 30. Oktober 1802 an Kurfürst Max Joseph entwickelte und begründete Mettenleiter seinen Plan und berechnete die hierfür aufzuwendenden Kosten auf 4500 Gulden. Diese erbot er sich als erste Hypothek auf seinem Anwesen mit 3 Prozent zu verzinsen und ferner keine weitere Besoldung zu beanspruchen.

Allein Max Joseph versagte diesem Plane seine Zustimmung, und so unterblieb, sicher zum Vorteile Mettenleiters, die Errichtung einer staatlichen Kunst-Kupferdruckerei. Gar bald hätte sie eine sehr gewichtige Konkurrenz zu erfahren gehabt in der Lithographie, mit deren Erfindung Alois Senefelder bereits 1796 erstmals an die Öffentlichkeit getreten und wofür dem Erfinder 1799 ein ausschließliches Privilegium für Bayern erteilt worden war.

Merkwürdigerweise bekundeten die Künstler bei dem ersten Erscheinen der neuen graphischen Kunst wenig Interesse dafür und beachteten sie kaum. Auch Mettenleiter, der zu den allerersten gehörte, denen Senefelder von seiner Erfindung Kenntnis gab und Druckproben vorlegte, verhielt sich zurückhaltend dagegen. Als aber die weitere Entwicklung der Lithographie erst unter Senefelder selbst, dann aber, nach dessen Wegzug von München, unter der zielbewußten Förderung durch Professor Hermann Mitterer[16]) an der 1803 bei der Münchener Handwerker- und Feiertagsschule errichteten lithographischen Anstalt, ihre große Bedeutung auch in künstlerischer Hinsicht offenbarte, da konnten ihr auch die Künstler ihre Aufmerksamkeit nicht mehr vorenthalten und mußten sie als mit dem Kupferstich in Wettbewerb tretend anerkennen.

Dieser Erkenntnis konnte sich natürlich auch Mettenleiter nicht verschließen und war deshalb

[16]) Hermann Joseph Mitterer, geb. 1764 zu Osterhofen, Professor der Zeichnungslehre an der Polytechnischen Zentral-Feiertags- und Baugewerkschule, ein hochverdienter Schulmann und Fachschriftsteller, brachte die Erfindung seines Freundes Senefelder zu ihrer künstlerischen Vollendung.



ernstlich darauf bedacht, die lithographische Technik kennen zu lernen, die anfänglich geheim gehalten worden war. Wie sehr bedauerte er jetzt, die Lithographie anfänglich so wenig beachtet zu haben, aber mit dem ihm eigenen Eifer ging er daran, die neue Technik durch Selbstversuche zu ergründen. Als Kupferstecher behandelte er den Stein ähnlich wie die Kupferplatte und benützte ihn zum Tiefdruck, was ihm natürlich nicht ohne weiteres gelang. Seine Versuche, die er hauptsächlich gemeinsam mit einem seiner Schüler, Dall' Armi, machte, waren mühsam und zeitraubend, ließen ihm aber endlich doch die Präparierung des Steines erreichen und darauf sein eigenes Druckverfahren begründen, wozu er noch eine besondere Presse ausdachte. Sie war von der Senefelderschen merklich verschieden, da Mettenleiters vertieft in Stein gravierte Zeichnungen einen andern, stärkeren Druck erforderten als Senefelders Lithographien, die flach auf dem Stein liegen.

Auf diese Weise hat Mettenleiter die Lithographie, wenn auch in etwas von der ursprünglichen Erfindung abweichender Weise gewissermaßen nacherfunden und hierfür später die Genugtuung erfahren, daß ihn Senefelder selbst in seinem Lehrbuche unter den Steinzeichnern, die sich eine Presse zulegten, als den vorzüglichsten bezeichnete.

Diese Beschäftigung Mettenleiters mit der Lithographie sollte für ihn von der größten Bedeutung werden.

Mittlerweile hatten sich große politische Veränderungen vollzogen. Bayern war zum Königreiche geworden, und Max Joseph hatte als erster König den Thron bestiegen. Die Beendigung des französisch-österreichischen Krieges brachte dem jungen Königreich eine Anzahl neuer Provinzen, die mit den alten nach Regierungsform und Gesetzgebung zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen waren. Dazu gehörte auch eine möglichst gerechte und zweckmäßige Steuerverteilung, zu welchem Behufe eine allgemeine Landesvermessung angeordnet und eine besondere Steuervermessungskommission eingesetzt worden war. An die Spitze dieser Kommission, die anfangs 1808 ernannt wurde, trat der Geheime Finanzreferendär Joseph v. Utzschneider[17]), der sogleich mit gewohnter Energie und Umsicht ans Werk ging und im Frühjahr 1808 eine „Instruktion für die bei der Steuervermessung im Königreich Bayern arbeitenden Geometer und Geodäten" erscheinen ließ. Die Herstellung der hierzu gehörigen Beilagentafeln, als Zeichnungs- und Planvorschriften, Tabellen usw., sollte mittelst der Lithographie erfolgen und wurde Mettenleiter übertragen, von dessen lithographischen Versuchen Utzschneider erfahren hatte. Er führte diesen Auftrag zur größten Zufriedenheit aus und zeigte damit, wie sehr sich die Lithographie für derartige Arbeiten eignete, so daß sie recht wohl bei der Herstellung von Karten und Plänen an die Stelle des Kupferstiches treten könnte.

Daraufhin bestand für Utzschneider, der mit der Steuervermessungs-Kommission die Herstellung und Vervielfältigung zuverlässiger Pläne als selbstverständlich vorgesehen hatte, kein Zweifel, daß der Steindruck sowohl aus technischen wie aus Gründen der Sparsamkeit hierfür das geeignetste Verfahren sei, um so mehr, als das Steinmaterial, die Solnhofer Platten, in der besten, sonst nirgends erreichbaren Qualität in Bayern selbst gebrochen werden konnten. Um von äußeren Einflüssen und etwaigen gewinnsüchtigen Bestrebungen völlig unabhängig zu sein, gründete er ebenfalls noch im Jahre 1808 in den Geschäftsräumen der Steuervermessungs-Kommission eine Steindruckerei, zu deren Errichtung und Leitung er Johann Michael Mettenleiter bestellte.[18])

Mettenleiter, dessen Tätigkeit mit dieser Berufung eine neue Richtung erhielt, erfüllte die auf ihn gesetzten Hoffnungen in Bälde. Es oblag ihm nicht nur die gesamte Organisation der neuen Anstalt, die er bei dem Mangel an Vorbildern nach eigener Einsicht und den

[17]) **Joseph Utzschneider, geb. 1763 zu Rieden am Staffelsee, studierte in München, wurde infolge seiner ingeniösen Veranlagung und seines rastlosen Strebens eine der bedeutendsten Persönlichkeiten nicht nur Münchens, sondern ganz Bayerns, die für die bayerische Industrie und das Volkswohl Großes geleistet hat. Er starb 1840. Vgl. Leher, „Bayerland" 1890, S. 233.**

[18]) **Jos. Amann, Die bayerische Landesvermessung in ihrer geschichtl. Entwicklung. München 1908.**



Bedürfnissen der Landesvermessung entsprechend auszuführen hatte, sondern auch die Auswahl und Anlernung der Graveure, die Beaufsichtigung der Druckerei und die Revision des Plangravierungsdienstes. Er wurde allem gerecht. Schon im ersten Jahr ihres Bestehens konnte die Anstalt bemerkenswerte Proben ihrer Leistungsfähigkeit erbringen und steigerte diese von Jahr zu Jahr.

Vor allem richtete Mettenleiter sein Augenmerk auf die Auswahl und Anlernung tüchtiger und zuverlässiger Graveure, was ihm in überraschend kurzer Zeit gelang und wodurch er die Planlithographie auf einen hohen Stand der Vollkommenheit brachte, auf der sie viele Jahre erhalten werden konnte.

Das führte dazu, daß ihm schon im darauffolgenden Jahr 1809 die Errichtung einer weiteren lithographischen Anstalt bei dem Kgl. Staatsrat übertragen wurde, die dazu bestimmt war, die amtlichen Vorträge, Reskripte, sowie die sonst anfallenden Schriftstücke sowohl wie die notwendigen Formularien lithographisch zu vervielfältigen. Diese Anstalt entsprach so sehr allen Anforderungen und arbeitete so zufriedenstellend, daß sie in der Folge von allen Ministerien benutzt wurde. Als Lithograph wurde Mettenleiters ältester Stiefsohn Raphael Winter bestellt und später zum Inspektor der Anstalt befördert, während dessen jüngerer Bruder Heinrich als zweiter Lithograph Anstellung fand.

Um diese Zeit kehrte Alois Senefelder nach mehrjähriger Abwesenheit nach München zurück und mußte seine Erfindung, trotz ihres privilegierten Schutzes, allenthalben in Verwendung und sich selbst dadurch um ihre Früchte gebracht sehen. Betrieb doch der Staat selbst, der ihm sein Privilegium erteilt, dessenungeachtet drei lithographische Anstalten, nämlich die an der Handwerker-Feiertagsschule, die des Katasterbüros, wie das Kgl. Landesvermessungsamt bis in die jüngste Zeit genannt war, und die des Kgl. Staatsrates, und unterstützte mehrere private Steindruckereien mit Aufträgen. Das führte zu einer Klage des enttäuschten Erfinders gegen den Fiskus, die durch die persönliche Intervention des Königs eine für Senefelder günstige Erledigung fand und ihm Genugtuung verschaffte.

„Was treibt Ihr denn mit mir?" rief König Max I., als ihm durch Utzschneider über den merkwürdigen Prozeß Vortrag erstattet wurde; „ich gebe dem Senefelder ein Privilegium mit der Androhung von 100 Dukaten Strafe gegen jeden Eingriff in dasselbe, und nun habt Ihr mir selbst drei solche Anstalten errichten lassen! Du gehst mir nicht mehr unter die Augen, bis Senefelder um jeden Preis zufriedengestellt ist!" Damit war Utzschneider ungnädig entlassen.

Utzschneider wäre nicht der praktische Mann gewesen, wenn er nicht den Weg aus diesem absonderlichen Zustand gefunden hätte. Er veranlaßte Senefelder zur Zurückziehung seiner Klage und zur Eingabe um Anstellung als Inspektor bei der Druckerei des Katasterbüros, welch letztere im Oktober 1809 auf Utzschneiders Befürwortung hin erfolgte; in gleicher Weise wurde sein Freund und Teilhaber Gleißner als Inspektor angestellt. Dadurch war der unleidliche Prozeß aus der Welt geschafft und Senefelder, aller Sorgen enthoben, in die Lage versetzt, seine Erfindung nach allen Seiten zu vervollkommnen.

Für Mettenleiter mußten diese Anstellungen eine gewisse Kränkung bedeuten, wenn auch nichts darauf schließen läßt, daß er dagegen etwas unternommen; da Senefelder mit dem gleichen Auftrage wie Mettenleiter bedacht war, nämlich mit der Organisation und Leitung der lithographischen Anstalt, die letzterer bereits bestens eingerichtet, und obendrein sofort ebenso wie Gleißner, an die junge Anstalt mit dem Titel „Inspektor" kam, den Mettenleiter merkwürdigerweise erst ein Jahr später, 1810, erhielt, so läßt sich vermuten, daß damit manche Reibungsflächen gegeben waren, wenn man auch die Tätigkeit Mettenleiters mehr nach der „artistischen", jene Senefelders mehr nach der „technischen" Seite verlegt wähnte.

Immerhin erfreute sich die Katasterdruckerei der Wirksamkeit zweier bedeutender Männer, die ihr sowohl wie der Lithographie überhaupt sehr zustatten kam. Selbst mit Erfindertalent begabt, führte Mettenleiter mehrere Verbesserungen ein, erfand eine Plankopier- oder Pausmaschine, die er in der Folgezeit wiederholt verbesserte, und war mit Senefelder ständig und mit Erfolg bestrebt, die Lithographie, im



besonderen die Kartographie, zu den bestmöglichen Leistungen zu befähigen.

Als 1811 Mettenleiter von Utzschneider, der auch Vorstand der bayerischen Staatsschuldentilgungs-Kommission war, mit der Herstellung der Platten zu den Losen des bayerischen Lotterieanlehens betraut wurde, unternahm er es, sie in Stahl zu ätzen und erreichte auch nach vielfachen Versuchen sein Ziel; außerdem konstruierte er zum Druck dieser Lose eine eigene Presse mit einem Druckzahl-Kontrollapparat und hat auf diese Weise in einer Zeit, wo das Maschinenwesen noch in seinen Anfängen steckte, auch auf diesem Gebiete mit Erfolg gearbeitet.

In Anbetracht dieser vielseitigen Tätigkeit Mettenleiters ist es bedauerlich, daß es ihm nicht gelingen konnte, seine Vermögensverhältnisse zu bessern. Trotz seiner verbesserten und gesicherten Stellung quälten ihn manchmal schwere Sorgen. Noch hatte er sich nicht von den Kriegsnöten erholt, als ihm ein neuer Schaden drohte dadurch, daß ein Teil seines Gartens zur Durchführung einer neuen Straße, der heutigen Sonnenstraße, benötigt wurde,



„Allegorie", in Gegenwart der Kaiser von Oesterreich und Rußland sowie des Königs Max von Bayern von J. M. Mettenleiter mit Kreide auf Stein gezeichnet und von Senefelder gedruckt.
(Verkleinert.)

was ungeachtet der ihm gewordenen Entschädigung sein Anwesen entwertete. Er reichte darum 1812 ein Gesuch ein um Übernahme des ganzen Anwesens durch den Staat gegen eine entsprechende Abfindung, um seine drückende Schuldenlast von nahezu 15 000 Gulden abwälzen zu können. Fast zwei Jahre währten die Verhandlungen hierwegen, viel zu lange für den geplagten Schuldner, der darob „um Ansehen und Kredit" zu kommen klagte. Am 26. März 1814 wurde dann Mettenleiters Haus nach dem Ankauf durch den Staat an den Meistbietenden versteigert.

Mettenleiter bezog nun wieder eine Wohnung in der Stadt und mag, nachdem er seine drückenden Gläubiger befriedigt, wieder freier aufgeatmet haben, wenn er auch seines früher so heiß ersehnten Besitzes verlustig geworden.

Die lithographische Anstalt des Katasterbüros nahm unter Mettenleiter und Senefelder einen hohen Aufschwung, und ihr Ruf drang weit über Bayerns Grenzen hinaus. Unter den vielen Besuchern, die ihre Einrichtung und ihre Arbeiten zu besichtigen kamen, befanden sich auch die beiden Kaiser von Österreich und Rußland. Am 30. Mai 1815 kamen die beiden genannten Kaiser, die bei König Max I. am Hofe zu München als Gäste weilten, mit König Max ins Katasterbüro und besichtigten eingehend die Anstalt. In die Druckerei geführt, erfuhren sie eine eigenartige Huldigung, die gleichzeitig die künstlerische und technische Leistungsfähigkeit der Anstalt ins beste Licht rückte. In Gegenwart der drei Majestäten und ihres Gefolges zeichnete Joh. Michael Mettenleiter mit Kreide ein allegorisches Bild auf Stein, den Senefelder sogleich in die Presse nahm und druckte, so daß den hohen Besuchern das wohlgelungene Kunstblatt, das heute eine seltene Inkunabel bildet, als Erinnerungsblatt überreicht werden konnte. Diese waren von dem Gesehenen so überrascht und befriedigt, daß auf ihre Veranlassung hin am nächsten Tage ihre Gemahlinnen, die Kaiserinnen von Österreich und Rußland, wieder



Katharina Mettenleiter, verwitwete Winter.
Nach einer Kreidezeichnung auf Stein, etwa 1820.

unter der Führung von König Max ins Katasterbüro kamen, wo sich der gleiche Vorgang wiederholte, indem Mettenleiter ein zweites allegorisches Bild auf Stein zeichnete und Senefelder es druckte.[19])

Dieser kaiserliche Besuch in Verbindung mit dem Ruf der von Mettenleiter organisierten Anstalt hatte zur Folge, daß Joh. Michael Mettenleiter im Jahre 1818 nach Warschau berufen wurde, um dort für das polnische Oberkommando eine Feldlithographie ein-

Letzterer war erst unter seinem Vater als Graveur der Lithographischen Anstalt der Steuervermessungskommission beschäftigt und dann 1815/16 nach Darmstadt als Großherzoglich hessischer Hoflithograph gegangen. Zum Stellvertreter seines Vaters während dessen Tätigkeit in Warschau berufen, kehrte er nach München zurück. Mit seinen beiden Stiefbrüdern Raphael und Heinrich Winter, den Lithographen der Staatsratsdruckerei, hatte er frühzeitig des Vaters meisterliche Lehre



Johann Michael Mettenleiter.
Nach einer Kreidezeichnung auf Stein, etwa 1820.

zurichten. Sie war bestimmt zur raschen Vervielfältigung aller an die Korpskommandeure und Truppenführer hinauszugebenden Befehle und Erlasse usw., sowie zur Herstellung von militärischen und topographischen Plänen. Zur Ausführung dieses ehrenvollen Auftrages erbat sich Mettenleiter längeren Urlaub, der ihm denn auch am 28. August 1818 bewilligt wurde mit dem Auftrage, für die einstweilige Übernahme seiner Dienstgeschäfte durch einen Stellvertreter zu sorgen, bis sein zu diesem Zwecke einberufener Sohn eingetroffen sein werde.

als Lithograph genossen, die sie zu besonderen Leistungen befähigte und ihnen späterhin auch in der Münchener Kunstgeschichte eine ehrende Nennung sicherte.

Die Ausbildung und Selbständigmachung seiner Kinder legten dem Künstler auch viele Opfer auf, so daß er im Frühjahre 1818 in einem Gratifikationsgesuche unter anderm schreiben konnte, daß ihn neben dem Drucke der jetzigen Zeiten „die Ausgaben für Ausstattung von dreyen seiner Kinder in seinen häuslichen Verhältnissen mächtig erschüttert

[19]) Jos. Amann, a. a. O.

und erschöpft" hätten. In Rücksicht „auf die Kriegs- und Teuerungsjahre und die Unkösten für das Etablissement seiner Kinder, dann in der Erwägung seiner um die Lithographie im allgemeinen und in Beziehung auf seine Stelle sich erworbenen Verdienste" wurde ihm hierauf aus dem Unterstützungsfonds des Obersthofmeisterstabes einer Unterstützung von hundert Gulden gewährt.

Nach erhaltener Erlaubnis und Regelung seiner Stellvertretung, mit der, wie erwähnt, sein Sohn Franz Xaver betraut wurde, der dieserhalb von Hessen nach München zurückkehrte, reiste Joh. Michael Mettenleiter nach Warschau und machte sich dort ungesäumt an die ihm übertragene Aufgabe. Die Einrichtung der Druckerei ging rasch vor sich; ihrer Bestimmung als Feldlithographie entsprechend, war sie möglichst einfach, so daß sie samt der nach Mettenleiters Angaben gefertigten zerlegbaren Handpresse in einer Kiste unterzubringen und durch zwei Mann auf einem Wagen zu verladen war. Diese Einrichtung erwies sich als sehr zweckmäßig und fand den vollen Beifall des Gouverneurs, Großfürsten Konstantin, sowie seiner Generäle und Offiziere. Noch oblag ihm die Ausbildung einer Anzahl Drucker, dann kehrte er, als der ordnungsmäßige Betrieb der Felddruckerei gesichert war, wieder nach München zurück. Als Kaiser Alexander einige Zeit später nach Warschau kam und Mettenleiters Leistung zu sehen Gelegenheit hatte, befriedigte ihn die Einrichtung derart, daß er die Errichtung mehrerer solcher Felddruckereien anordnete und die Abstellung geeigneter Leute aus allen russischen Armeekorps nach Warschau befahl, um daselbst deren Inbetriebsetzung sowie das Drucken zu lernen. Mettenleiter aber zeichnete er mit der Verleihung des polnischen Stanislausordens aus.

Mettenleiter war kränklich nach München zurückgekehrt. In Warschau hatte ihn ein Magen- und Darmleiden befallen, das ihn in der Folge nicht mehr ganz verließ und ihn zu wiederholten Malen zwang, das Wildbad Kreuth zu besuchen. Seine Kränklichkeit hinderte ihn jedoch nicht, den Anforderungen seiner Stellung nachzukommen, wozu er noch, alsbald nach seiner Rückkehr, auch für die Königliche Forstbehörde eine kleine lithographische Druckerei einzurichten beauftragt war.

Um das Jahr 1820 ward Mettenleiters Lage wieder bedrängter. Sein eigenes Befinden wollte sich nicht bessern, dazu hatte auch seine Frau zu kränkeln begonnen. So entschloß er sich zu einem neuen Gesuche, das er am 15. November 1820 einreichte und worin er unter Hinweis auf die von ihm erfundene und verbesserte Paus-Kopiermaschine, die er der Katasterdruckerei überlassen, um eine Gratifikation nachsuchte, die ihm auch im Betrage von 75 Gulden aus dem Unterstützungsfonds des Obersthofmeisterstabes bewilligt wurde. Und abermals war er gezwungen, eine Unterstützung nachzusuchen, als im November 1822 seine Frau Katharina, seine „treue Gefährtin in allen guten und widrigen Schicksalen," wie er sie selbst bezeichnet, „nach mehrmonatlicher Krankheit und vieljährigem Kränkeln" nach 32jähriger Ehe das Zeitliche segnete. Die Stunden, die ihm sein Beruf frei ließ, hatte er am Bett der Kranken zugebracht und damit viele Arbeiten ruhen lassen müssen, was für ihn große Einbuße bedeutete. Auch dieses Gesuch fand Erhörung und hatte eine abermalige Unterstützung von 150 Gulden zur Folge.

Dessenungeachtet blieb Joh. Michael Mettenleiter jederzeit der schaffensfrohe Künstler, den weder die Obliegenheiten seines Amtes noch seine ungünstigen Geld- und Gesundheitsverhältnisse an fleißiger künstlerischer Produktion zu hindern vermochten. Seine Lithographien zeigen ihn ebenso als Meister der Lithographie, wie seine Stiche und Radierungen ihn als Meister des Kupferstichs erscheinen lassen. Selbst während seines Aufenthaltes in Warschau hatte er seine künstlerische Betätigung nicht unterlassen; in der Kgl. Graphischen Sammlung hier befindet sich ein lithographischer Versuch, der von seiner Hand mit dem Vermerk „Warschau, 15. Februar 1819" bezeichnet ist. Die „Sammlung von Original-Handzeichnungen der vorzüglichsten lebenden bayerischen Künstler in dem hierzu einzig geeigneten Steindruck", die in den Jahren 1817 und 1818 in der „Zellerschen Kommissions-Niederlage für inländischen Kunst- und Gewerbefleiß" erschienen ist, enthält zwei seiner bedeutendsten lithographischen Blätter: „Otto III. in der Fürstenversammlung zu Besancon 1157" und „Herzog Ludwig und

Ludmilla i. J. 1204". Eine Sammlung von zwölf lithographierten Blättern „Charakterscenen aus der deutschen Geschichte" in Umschlag erschien 1825, während ein anderes größeres Geschichtsbild „Teutobachs Gefangennehmung nach der Schlacht mit Marius" schon 1806 herauskam und heute eine seltene Lithographie-Inkunabel bildet. Ein prächtiges lithographisches Blatt ist auch seine „Schlacht bei Wimpfen", das neben vielen andern Stichen und Zeichnungen von Kriegsszenen seine Befähigung zum „Bataillemaler" erkennen läßt. Zwei bemerkenswerte Kunstblätter bilden die Titel zweier Bände der Detailpläne der beiden Amtsgerichte Dachau und München nach den Aufnahmen für das Grundsteuerkataster von 1809 und 1810 im Besitze des Kgl. Landesvermessungsamtes hier, die Mettenleiter mit Feder und Kreide auf Stein gezeichnet und nach dem Druck koloriert hat, zwei charakteristische Landschafts- und Volkstrachtentypen der beiden genannten Landgerichtsbezirke.[20])

In der Kgl. Graphischen Sammlung sowohl wie in der Maillingersammlung des Stadtmuseums befinden sich viele Zeichnungen, Aquarelle, Stiche und Lithographien Mettenleiters, die von seinem außerordentlichen Fleiß wie von seinem Können zeugen.

Im Herbst 1823 wurde der Münchener Kunstverein gegründet. Es waren die Mitglieder der Mettenleiter-Winterschen Familie, die bei dieser Gründung hervorragend mitwirkten: J. M. Mettenleiter, sein Sohn Franz Xaver, sein Neffe Johann Evangelist M., beide Graveure beim Katasterbüro, dann seine Stiefsöhne Raphael Winter und Heinrich Eduard Winter, letztere Lithographen der Staatsratsdruckerei. In der Wohnung Raphael Winters wurde die Gründung vollzogen und fanden auch, bis ein geeignetes Lokal beschafft war, die ersten Versammlungen, Abendbesichtigungen von Kunstwerken und die kleinen Ausstellungen des jungen Vereins statt.[21]) Mettenleiter der Ältere, dem zu seiner großen Freude am 16. Februar 1824 die Ehre der Ernennung zum Mitgliede der K. B. Akademie der bildenden Künste widerfuhr, sowie Raphael Winter wurden in den Ausschuß gewählt und wirkten jahrelang sehr verdienstlich für den günstig sich entwickelnden Verein.

Fast zwei Jahrzehnte hatte der Aufschwung der Katasterdruckerei gewährt, bis allmählich ein Stillstand einsetzte, der Mettenleiter zwar sehr bekümmerte, den er aber nicht aufzuhalten vermochte, da er in der Organisation oder richtiger in Zuständigkeitsfragen des Personals zu den Inspektoren und Beamten mit begründet lag. Das stetige Wachstum der Anstalt, die unzureichenden Räume und dazu die wenig günstige Lage der Staatsfinanzen schufen neben verschiedenen, im Laufe der Zeit eingerissenen Mißständen und dem Bürokratismus viele Schwierigkeiten, die den Fortschritt der Anstalt hemmten. Nachdem Gleißner schon früher mit Tod abgegangen war, trat Senefelder 1832 in den Ruhestand, wodurch Mettenleiter wieder die alleinige Leitung der Katasterdruckerei erhielt. Eine neue Dienstinstruktion übertrug ihm förmlich die technische Direktion der gesamten lithographischen Anstalt mit der Befugnis, den Übelständen zu steuern und den Erzeugnissen der Anstalt wieder die hohen künstlerischen und mathematischen Eigenschaften zurückzugewinnen.

Aber diese längst nötig gewesene und vermißte Selbständigkeit kam nun für Mettenleiter zu spät. Er hatte bereits das 68. Lebensjahr überschritten und fühlte sich bei seinem Gesundheitszustande den großen Anforderungen und Anstrengungen seines Amtes nicht mehr gewachsen. Deshalb suchte er am 23. Februar 1833 um seine Versetzung in den Ruhestand nach, die ihm nach einem vierwöchentlichen Urlaub am 19. August desselben Jahres bewilligt wurde.

Ein Vierteljahrhundert hatte er mit großem

---

[20]) Das eine der beiden Titelblätter, die unkoloriert auch in der K. Graphischen Sammlung vorhanden sind, das reizende Blatt des Dachauer Landgerichts mit einem Dachauer Bauernpaare, finde ich auch deshalb interessant, weil der auf dem Bilde neben Bauer und Bäuerin einherspringende Hund am Halsband einen Prügel, ein „Wagscheitl", hängen hat, womit die seit dem 16. Jahrhundert bestehende altbayerische Verordnung illustriert ist, daß die Hunde „geprügelt", d. h. mit einem Prügel behängt sein mußten, um an dem Überspringen von Zäunen, am Jagen usw. verhindert zu sein.

[21]) S. Erster Halbjahresbericht über die Entstehung, den Bestand, die Verfassung und das Wirken des in München errichteten Kunstvereins. München 1824 u. ff.



Erfolg alle seine Kräfte in den Dienst des Katasterbüros gestellt und zu dessen Ruhm erheblich beigetragen. So mag ihn die Bekundung der Allerhöchsten Anerkennung mit der Fortgewährung seines ganzen Gehaltes bei seinem Abgange wohl mit Befriedigung erfüllt haben, wenn ihm auch das Scheiden von der Stätte seines vieljährigen Wirkens schwer angekommen ist.

Die Zeit seines Ruhestandes brachte endlich dem Unermüdlichen geruhigere, sorgenfreiere Tage, die die Beschäftigung mit seiner Kunst und der Verkehr mit seinen Angehörigen und Freunden ausfüllten. Was seine Kinder geworden, konnte Mettenleiter wohl mit Stolz erfüllen, wenn sie auch nicht die Stufe hoher Kunst erreichten. Sein Stiefsohn Heinrich Eduard Winter, zweiter Staatsrats-Lithograph und Zeichenlehrer, war schon 1829 gestorben[22]). Dessen Bruder Raphael Winter war ein trefflicher Radierer und Lithograph, hatte wiederholt Italien besucht und genoß Ansehen als Tiermaler; zu bedeutenderen Leistungen sich aufzuschwingen, verhinderten ihn die Pflichten seines Amtes erst als Lithograph, dann als Inspektor der Druckerei des Staatsrates. Mit seinem Stiefvater, der ihm von jeher besonderes väterliches Wohlwollen entgegenbrachte, verband ihn tiefe Freundschaft. Mettenleiters rechter Sohn Franz Xaver war ebenfalls ein ausgezeichneter Lithograph und geschätzter Graveur der lithographischen Anstalt der Steuervermessungskommission. Seit 1819 verheiratet mit Kreszenz Gayer, Lebzelterstochter aus Landau, besaß er zwei Söhne, deren einer des Großvaters, der andere des Vaters Namen trug. Großen Ansehens als Lithograph und förmlicher Berühmtheit als Kalligraph erfreute sich Mettenleiters Neffe Johann Evangelist, der gleichfalls von ihm ausgebildet worden war und erst als Graveur an der Katasteranstalt und später als Lithograph der Staatsrats-Druckerei Anstellung gefunden hatte.

Mit ihnen allen und seinem liebsten Freunde, dem Landschaftsmaler Dorner[23]), verkehrte Johann Michael Mettenleiter fleißig und nahm, ungeachtet seiner Jahre, regen Anteil an dem sich entfaltenden Kunstleben Münchens und vor allem am Vereinsleben des von ihm mitbegründeten Kunstvereins. Aber noch harrten seiner einige harte Schicksalsschläge. In seinem 79. Jahre begegnete ihm 1844 das Unglück, auf der Straße von einem Wagen überfahren zu werden, wobei er außer einer Kopfverletzung auch einen Beinbruch erlitt. Und kaum geheilt, widerfuhr ihm auf der Reise ins Bad Kreuth ein neues Mißgeschick durch das Umwerfen seines Wagens bei Ebersberg, wobei er sich eine abermalige Verletzung zuzog. Er wurde wieder hergestellt, vermochte sich aber bei seinem hohen Alter von diesen Schädigungen doch nicht mehr ganz zu erholen. Er zog deshalb 1846 von dem größer und unruhiger werdenden München mit seiner Nichte Rosalie Will, die ihm seit dem Tode seiner Frau das Hauswesen führte und ihn pflegte, nach Passau, von dessen milderem Klima er Besserung hoffte.

Aber selbst in der Ferne frug er nach den Vorgängen im Kunstleben der Hauptstadt und im Kunstverein, dessen Gedeihen ihm eine Herzenssache war. Noch hatte er die Freude, die Geburt zweier Urenkel zu erleben, der Söhne seines Enkels Franz Xaver: Max, geb. 1850, und Adolph, geb. 1851. Aber das Jahr 1852 traf ihn besonders hart: starb doch sein Freund Dorner und bald darauf Raphael Winter[24]), zwei Schicksalsschläge, die den Künstlergreis tief berührten.

Endlich schloß auch Michael Mettenleiter seine müd gewordenen Augen für immer: am 19. März 1853 schlief er ein, nachdem er sich noch in den letzten Tagen mit seinen gesammelten Stichen beschäftigt hatte. Wehmütig hatte er Blatt um Blatt zur Hand genommen und sagte, indem er sie wie liebkosend betastete: „Ach Gott, in welchen Käsladen wirst du nach meinem Ableben wandern müssen? Hab dich mit so viel Müh' gesammelt und hast mir viel Freuden gemacht!“[25])

[22]) S. Jahresbericht über den Bestand und das Wirken des Kunstvereins in München während des Jahres 1829. München, gedruckt in der Michael Lindauerschen Hofbuchdruckerei, S. 3.

[23]) Joh. Jakob Dorner, der Sohn, Landschaftsmaler und Radierer, geb. zu München den 7. Juli 1775, 1808 Central-Gemäldegalerie-Conservator, gest. 14. Dezember 1852.

[24]) S. Rechenschaftsbericht des Verwaltungsausschusses des Kunstvereins München f. d. Jahr 1853.

[25]) Brief seiner Nichte Rosalie Will an Joh. Ev. Mettenleiter.



Diese Sorge um seine Kunstblätter ist bezeichnend für den Künstler, dessen Güte zeitlebens so groß gewesen wie seine Bescheidenheit, welche Eigenschaften wohl mit beigetragen haben, „daß er kein Kapitalist geworden“ und fast vergessen worden ist. Sein außergewöhnlicher Fleiß aber, sowie sein ganzes künstlerisches Schaffen, besonders im Dienst des Buchgewerbes, sind wohl geeignet, ihn unvergessen zu machen und fortleben zu lassen als den „bayerischen Chodowiecki“ [26]), mit welchem Namen ihn seine Zeitgenossen bedachten.

* * *

Es mag einigermaßen verwunderlich erscheinen, daß nach dem Abgang Johann Michael Mettenleiters in Pension nicht sein Sohn Franz Xaver an seine Stelle als Inspektor der lithographischen Anstalt der Steuerkommission rückte. Hiefür findet sich keine Erklärung, wenn man nicht mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen will, daß es die damals schon mißlichen Gesundheitsverhältnisse Franz Xaver Mettenleiters waren, die ihm die Übernahme des immerhin anstrengenden und verantwortungsreichen Postens eines Inspektors nicht gestatteten, obwohl er noch weiter in fast drei Jahrzehnte dauernder Tätigkeit als fleißiger Graveur seinen Beruf erfüllte.

Als sein Vater im Jahre 1808 zur Einrichtung und zum Betrieb der genannten Anstalt durch Utzschneider berufen und mit der Ausbildung tüchtiger Graveure betraut worden war, hatte er auch seinen 17jährigen Sohn, der bereits unter seinen damaligen Schülern seinen Unterricht im Zeichnen und Lithographieren erhalten hatte, mit unter die Plangraveure aufgenommen. Franz Xaver Mettenleiter, dem ein großes zeichnerisches und technisches Talent innewohnte, enttäuschte seines Vaters Hoffnungen nicht und entwickelte sich zu einem der tüchtigsten Plangraveure, so daß sein Name in der Planlithographie mit an erster Stelle zu nennen ist. In den Jahren 1813 bis 1815 wurde er auch unmittelbar bei der Landesvermessung als „Geodät“ verwendet, als welcher er im Gang der allgemeinen Landesvermessung eigentliche und unmittelbare Grundstücksaufnahmen zu machen hatte, die er dann auch auf den Stein übertragen hat.

Um die Wende von 1815 zu 16 trat Xaver Mettenleiter aus der Katasteranstalt aus, verließ München und ging nach Darmstadt, wo er als Großherzoglich Hessischer Hof-Lithograph Anstellung fand. Als solcher gab er im Juli 1818 ein lithographisches Handbuch [27]) heraus, in dem er in gedrängter Kürze die Hauptgrundzüge der Lithographie als Leitfaden zum Unterricht in derselben festlegte. Seit dreizehn Jahren habe er sich, wie er in der Einleitung ausführt, beinahe ausschließlich mit der Lithographie beschäftigt und vermöge seiner Verhältnisse in seiner Vaterstadt München alle Gelegenheit gehabt, darin Erfahrungen jeder Art zu machen.

Das Büchlein, das auch den Zweck verfolgte, Künstler für die Lithographie zu gewinnen, war noch nicht lange aus der Presse, da führten die Verhältnisse den Verfasser wieder nach München zurück. Die Berufung seines Vaters nach Warschau zur Errichtung einer Felddruckerei und die diesem gegebene Auflage, für einen Stellvertreter während seiner Abwesenheit zu sorgen, veranlaßten ihn, im Einverständnis mit der K. Steuervermessungskommission seinen Sohn hiefür zu bestimmen. Mit Königlichem Dekret vom 4. September 1818 wurde Xaver Mettenleiter ab 1. September desselben Jahres mit 700 Gulden jährlichem Gehalte und einer Reisebeihilfe von 100 Gulden „auf sein alleruntertänigstes Erbitten“ aus den Großherzoglich Hessisch-Darmstädtischen Diensten wieder nach München berufen und ihm zwei Monate später „in Rücksicht der ihm übertragenen Inspektion über die Graveurs“ das Gehalt auf 800 Gulden erhöht. Ein von der Steuerkatasterkommission ausgestelltes Zeugnis vom 13. Februar 1818 besagt, „daß Franz Xaver Mettenleiter seit 1808 als Geodät und Graveur sich der vollkommensten Zufriedenheit würdig gemacht habe und als Lithograph unter die Künstler zu zählen sei . . .“

[26]) Dr. G. Nagler, Neues Allgemeines Künstlerlexikon, 9. Band, München 1840.

[27]) „Grundzüge der Lithographie, entworfen von X. Mettenleiter, Großherzogl. Hessischem Hof-Lithographen. Mainz in der Großherzoglich Hessischen Hofbuchdruckerei Theodors v. Zabern, am Bischofsplatze. — 1818.“



Davon zeugen denn auch verschiedene seiner lithographischen Arbeiten, deren Zahl freilich lange nicht an die seines Vaters heranreicht. Eine hübsche Arbeit aus dieser Zeit ist eine „Übersicht über die Münchener Schranne, April bis September 1817", welche in der K. Graphischen Sammlung mit einer weiteren Arbeit sich befindet. Als Meister der Plangravur und der Lithographie zeigen ihn aber zwei kleine Blätter, die noch erhalten und wohl als Unika zu bezeichnen sind. Es sind die im Maßstab von 1 auf 20 000 gehaltenen Planlithographien zweier Meßblätter, die sich als vierfache Verkleinerungen der im Maßstab 1:5000 aufgenommenen Meßblätter von K. L. Donauwörth und K. L. Neuburg aus den Jahren 1813 und 1814 darstellen. Die lithographische Reinheit dieser Blätter ist nach sachverständigem Urteile unübertroffen, und die geometrische Genauigkeit schwankt nur bei Gräben, Wegen und Straßen, welche, wohl um das topographische Bild mehr zu sichern, in ihrem Ausmaßen zum Teil überhalten sind.[28]) Mit diesem Versuch, denn als solcher sind die beiden mit Kunst und Fleiß gefertigten Blätter anzusprechen, sollte wohl die Möglichkeit dargetan werden, durch Verkleinerung der Pläne das teuere Steinmaterial zu sparen. Dazu wären aber nur Graveure von der gleichen Tüchtigkeit und Befähigung Xaver Mettenleiters nötig gewesen, und aus diesem und anderen in der Sache selbst liegenden Gründen ist diese seine Arbeit Versuch geblieben.

Zu Beginn des Jahres 1819 verheiratete sich Xaver Mettenleiter, wie bereits gesagt, mit Kreszenz Gayer aus Landau, und noch im gleichen Jahre, am 30. November, wurde ihm sein erster Sohn, Joh. Michael, geboren, dem im Jahr darauf, am 10. Dezember 1820, sein zweiter, Franz Xaver, folgte.

Vom Jahre 1823 ab begann er zu kränkeln und war zu wiederholten Badekuren genötigt, wozu ihm auf sein Gesuch hin Zuschüsse bewilligt wurden. So dürfte in seinen Gesundheitsverhältnissen, wie vermutet, mit ein Grund liegen, daß er zehn Jahre später, 1833, bei der Pensionierung seines Vaters nicht an dessen Stelle rückte. Seine Kränklichkeit vermochte indes nicht seinen Fleiß zu hemmen und seine Leistungen als Plangraveur zu beeinträchtigen, wie er denn auch noch außerhalb seines Amtes lithographische und kartographische Arbeiten fertigte.

Seine Söhne wuchsen heran und traten in seine und des Großvaters Fußtapfen: sie wurden Maler und Lithographen. Dafür, daß die Mettenleiter die künstlerische Pflege der Lithographie stets im Auge hatten, mag unter vielen anderen der noch vorhandene Probedruck eines Titels in reicher kalligraphischer Ausstattung sprechen, der für ein Werk bestimmt gewesen zu sein scheint, dessen Erscheinen aus uns unbekannten Gründen leider unterblieben ist: „Bilder-Gallerie zur Belehrung und zum Vergnügen der kunstliebenden Jugend, nach der Natur, nach Handzeichnungen, Gemälden, Kupferstichen und lithographierten Blättern, bearbeitet, gedruckt und herausgegeben von Franz Xaver Mettenleiter und seinen Söhnen in München."[29]) Ein hübsches Blatt von 1855 zeigt die Mariensäule in München, umgeben von 16 bayerischen Wallfahrtsorten, lithographiert von Franz Xaver Mettenleiter jr.[30])

Es ist — was hier eingeschaltet werden kann — wirklich auffallend, wie bei allen Mettenleitern große Begabung bei großem Fleiße sowie künstlerische und technische Talente sich äußern; sie zeigen sich vom Vater Joh. Michael ab bei seinen Söhnen: Jakob, dem Maler und Radierer, bei Georg, dem Uhrmacher und Geometer, und bei Joh. Michael, dem Kupferstecher, wie sie sich auch bei den folgenden Generationen zeigen. In der Mehrzahl haben sie sich als Geometer und als graphische Künstler, aber auch als Musiker und Komponisten betätigt. Von den drei Söhnen Jakobs war der älteste musikalisch und wurde Klaviermacher, der jüngste folgte seinem Vater in der Stelle als kaiserlicher Hofmaler in Petersburg. Von Georgs sieben Söhnen wurden drei: Dominikus, Johann Michael II und Philipp tüchtige Lehrer, Chorregenten und Musiker; ersterer wirkte dazu noch als Geometer und Buchbinder, Johann

[28]) Freundliche Mitteilung des Herrn k. Regierungs- und Steuerrates bei dem K. Landesmessungsamte Jos. Amann, in dessen Sammlung sich auch die beiden seltenen Blätter befinden.

[29]) Querformat 38×27 cm (Zeichnung), im Besitze des Herrn k. Regierungsrates Jos. Amann in München.

[30]) In der Sammlung des Historischen Vereins von Oberbayern.



Michael II als Lithograph; er wurde Lithograph und Hofmusiker des Fürsten Ludwig von Wallerstein, Chorregent und Direktor der Hofkapelle in Wallerstein.[31]) Als Lithograph und Kalligraph übertraf ihn aber noch sein Bruder Johann Evangelist, von dem im Nachfolgenden noch die Rede sein wird; auch die Brüder Joseph und Peter wurden Lithographen, von ihrem Bruder Johann Ev. ausgebildet. Des Dominikus Söhne wurden ebenfalls wieder anerkannte Musiker, von denen besonders Johann Georg III hervorragt, der als Komponist und Chorregent an der alten Kapelle in Regensburg wirkte, aber auch als Zeichner, Maler, Lithograph, Kalligraph und sogar als Bildhauer arbeitete, und Dominikus II in Regensburg, der in Jena zum Doktor der Philosophie, in Gießen zum Doktor der Theologie promovierte und dessen musikgeschichtliche Werke erst jetzt anfangen in ihrem großen Werte geschätzt zu werden.[32])

So kann es nicht wundernehmen, daß auch die Nachkommen Johann Michaels, des „bayerischen Chodowiecki", die künstlerische Ader besaßen und als tüchtige Graphiker sich erzeigten. Daß sie es nicht allenthalben zu größerer Bedeutung und Anerkennung brachten, ist eine Schicksalsfügung, die merkwürdigerweise auch gerade die Mettenleiter mehrfach betroffen hat.

Im Jahre 1858 hatte Xaver Mettenleiters Kränklichkeit erheblich zugenommen, so daß er um einen dreimonatlichen Urlaub einkommen mußte. Noch wirkte er drei Jahre in seiner amtlichen Stellung, dann trat er nach 52jähriger Dienstzeit „unter Anerkennung seiner langjährigen und eifrigen Dienstleistungen" in den Ruhestand, den er noch 12 Jahre bis zu seinem am 22. April 1873 erfolgten Tode genießen konnte. Sein Sohn Michael wandte sich der Photographie zu und starb 1888 zu Frontenhausen, während Franz Xaver, Lithograph, 1898 gestorben ist. Die beiden Söhne des letzteren, Maximilian, geboren 1850, und Adolph, geboren 1851, deren Geburt noch die letzte Freude des Urgroßvaters Johann Michael gewesen, widmeten sich ebenfalls wieder der Kunst; Maximilian ist Glasmaler in Newyork und Adolph Mettenleiter ward Theatermaler, aus dessen Atelier viele prächtige Bühnenbilder hervorgegangen sind und wohl noch weiter hervorgehen werden. Der furchtbare Weltkrieg hat auch ihn hart getroffen, indem sein Sohn Angelo, geboren 1880, der, kaum von schwerer Krankheit genesen, als Kriegsfreiwilliger ins Heer eintrat, am 18. April 1916 zu Nogent l'Abess auf dem Felde der Ehre gefallen ist und ein Söhnchen als Waise hinterließ.

* * *

Am 16. Juni 1809 war im Hause Joh. Michael Mettenleiters einer seiner Neffen, seines Bruders Johann Georg ältester Sohn Johann Evangelist aus der schwäbischen Heimat eingetroffen. Da gab es ein Fragen nach dem und jenem, nach Bekannten und Freunden, denn wenn auch Joh. Michael Mettenleiter längst zum Münchner geworden und seine zweite Heimat wie seine erste liebte, so nahm er doch regsten Anteil an allem, was sich in Großkuchen, im Vaterhaus und bei seinen Geschwistern, Verwandten und Bekannten begab, und der junge Neffe ward nicht müde, davon zu erzählen.

Herzlich aufgenommen von dem berühmten Onkel wie von den Vettern, den Brüdern Winter und Xaver Mettenleiter, hatte sich der Ankömmling bald im Familienkreis seines Onkels zurechtgefunden und eingelebt. Geboren am 5. Juni 1792, war Johann Ev. Mettenleiter zum Beruf seines Vaters, der Uhrmacherei, bestimmt, hatte aber mehr Freude am Zeichnen und Gravieren, wozu ihm das Petschaftstechen seines Vaters Veranlassung gab, und wünschte das Münzmedaillieren zu erlernen, konnte jedoch keine Gelegenheit dazu erhalten. Seines großen Zeichentalents wegen hielt es sein Vater doch für geraten, ihn der Obhut und Lehre seines Bruders Michael anzuvertrauen, womit dieser einverstanden war, und so kam Johann Ev. Mettenleiter, 17 jährig

[31]) Es wäre m. E. eine dankbare Aufgabe, der Tätigkeit dieses Johann Michael Mettenleiter als Lithograph und Hofmusiker des Fürsten L. v. Wallerstein und damit der Geschichte der Kunstpflege an einem kleinen süddeutschen Fürstenhofe nachzugehen.

[32]) S. hierüber „Bayerland", Illustr. Wochenschrift f. bayer. Geschichte und Landeskunde. 2. Jahrgang 1891, S. 140 („Ein vergessener Forscher").



wie einst sein Onkel, nach München und ward seines Onkels eifrigster Schüler.

In späteren Jahren, als er schon ein angesehener Lithograph war, erinnerte er sich gerne seiner ländlichen Herkunft und nahm es auch nicht übel, wenn ihn sein Freundeskreis darob neckte. In dieser Zeit entstanden die launig-holprigen Verse, die einer seiner Freunde auf ihn dichtete:

Der Hansel kam aus Schwabenland
Mit einem Stecken in der Hand,
So wie dem großen Christoph seiner,
Doch er, der Hansel selbst, war kleiner.

Ein kleines Hütlein auf dem Kopf,
Rund g'schnitt'ne Haare ohne Zopf,
Am Leib 'nen blauen langen Rock,
So lang als wie sein Bauernstock . . .

Mit blauen Strümpfen an den Füßen
Hat dieser Kleine reisen müssen,
Schuhe mit großen Messingschnallen,
Kurz er hat jedermann gefallen.

Wenn auch klein und anfänglich unbeholfen, hatte sich Johann Ev. Mettenleiter doch rasch im Getriebe der großen Stadt München zurechtgefunden und gab sich mit einem Eifer dem Lernen hin, der rasche Fortschritte zeitigte, die seinem Onkel Vergnügen machten und seinem Schülerkreis Achtung vor dem jungen Schwaben abnötigten. Er erlernte das Kupferstechen und Radieren, sowie das Lithographieren, welch letzteres er jedoch bevorzugte, da ihn ein besonderes Geschick dazu befähigte. Bald schon konnte er unter die Plangraveure des Katasterbüros, wenn auch vorerst nicht in definitiver Anstellung, aufgenommen werden.

Es begann die Zeit, da sich um die beiden Meister und Erfinder, Mettenleiter und Senefelder, in der Druckerei des Katasterbüros ein Stamm von Künstlern scharte, die bereits als Kupferstecher bestens bekannt waren und die nun unter Mettenleiters Führung der jungen Lithographie, insonderheit der Kartographie mit zur Entwicklung und damit der Anstalt zu ihrem weit über Bayerns, ja Deutschlands Grenzen hinaus reichenden Ansehen verhalfen.

Da ist es wohl erklärlich, daß der junge Johann Ev. Mettenleiter in solcher Umgebung und in der Schule seines Onkels zu den bestmöglichen Leistungen angespornt wurde und, unterstützt von seiner Begabung, schließlich in der Lithographie zu hervorragender Bedeutung gelangte. Im August 1815 aus dem württembergischen Staatsverband ausgeschieden und bayerischer Staatsbürger geworden, erhielt er am 10. Mai 1816 seine definitive Anstellung als Lithograph bei der Steuer-Kataster-Kommission mit einem ständigen Gehalt von 400 Gulden nebst einem Diurnium von 1 Gulden für die Arbeitstage im Büro. Er hatte sich mit einem anderen Lithographen, dem gleich-



Johann Evangelist Mettenleiter.

falls sehr tüchtigen Jos. Päringer, in die Arbeiten des zum Topographischen Büro versetzten Kupferstechers und Lithographen M. J. Schramm, einem der vorhin erwähnten Künstler, zu teilen. Ihre Hauptaufgabe bestand nach einem vom 3. Dezember 1819 datierten Gesuche in der Verfertigung der Stadtpläne, die ohne Beihilfe der Lupe nicht zustande gebracht werden könnten und die sie als sehr schwierige und augenverderbliche Arbeit bezeichneten. Daraus geht hervor, welches Ansehen sich Johann Ev. Mettenleiter bereits als Plangraveur erworben, denn die

Herstellung der Stadtpläne war nur den besten Kräften anvertraut.

Zu seinen hervorragenden Arbeiten zählen die im Jahre 1818 gemeinsam mit den Graveuren Tevini und Falger für den russischen General Jomini angefertigten Schlachtenpläne und die vier in Gemeinschaft mit Tevini, Falger, Fleischmann und Päringer entworfenen Generalkarten der europäischen Türkei für General Guillaume Chevalier de Vaudoncourt. Die vorgenannten Schlachtenpläne hatten russische Beschriftung, und diese zeigt Mettenleiter auf der Höhe seines Könnens. Genoß er doch auch als einer der „Schriftlithographen", welche ebenfalls eine bevorzugte Klasse im Katasterbureau bildeten, ein nicht geringes Ansehen. Und gerade auf diesem Gebiet hat er sein Bedeutendstes und Hervorragendes geleistet.

Die Berufung seines Onkels nach Warschau und dessen erfolgreiche Tätigkeit dortselbst in Verbindung mit dem Rufe der Katasteranstalt und sein eigenes Ansehen als Lithograph waren Veranlassung, daß Johann Ev., der im September 1818 durch einen Wagensturz das Schlüsselbein gebrochen hatte, im Oktober 1819 einen sehr vorteilhaften Antrag erhielt, in russische Dienste zu treten, allein er zog es vor, in München zu bleiben und auf die ehrenvolle Berufung zu verzichten. Nicht wenig mag dazu die Wertschätzung beigetragen haben, die er bereits als Kalligraph genoß, neben der Hoffnung, damit doch auch in München vorwärts zu kommen. Sein besonderes Talent, seine mit größtem Fleiß betriebenen Studien und Übungen ließen ihn in der Kalligraphie eine außerordentliche Kunstfertigkeit erreichen.

Gerade zu dieser Zeit regte sich die deutsche Schreibkunst besonders und begann aus längerer Vernachlässigung emporzusteigen. „Niemals war ein solcher Wetteifer unter den deutschen Schreibkünstlern, als jetzt in den Erzeugnissen der Schreibkunst sichtbar ist", schrieb damals der Kalligraph Hennig in Berlin, der mehrere Jahre zuvor Kalligraphielehrer an einer angesehenen Berliner Lehr- und Erziehungsanstalt gewesen war, dann eine Schreib-Akademie zur Förderung des Schönschreibens begründete und den Versuch der Herausgabe einer Zeitschrift zu dem gleichen Zweck unternahm, das „Magazin für Schreibkunst".[33])

Mettenleiters Schriftkunst war daher sehr zeitgemäß und fand unter diesen Umständen die gebührende Aufmerksamkeit. Als im Spätherbst 1820 die oben genannte Hennigsche Schreib-Akademie in Berlin einen Wettbewerb unter den Kalligraphen Deutschlands und des Auslandes veranstaltete, beteiligte sich auch Johann Ev. Mettenleiter daran und sandte hierzu fünf seiner besten damaligen Blätter ein, drei Titelblätter großer Münchener Verlagswerke,[34]) ein Blatt mit vollendeter Wiedergabe der Mainzer Psaltertypen, ebenfalls aus einem großen Münchener Werke, das die beiden Prachtpsalter der Fust-Schöfferschen Druckerei in Mainz faksimiliert den Bücherfreunden von damals durch Prof. Schlichtegroll[35])

[33]) **Magazin der Schreibkunst oder Bemerkungen, Ideen, Vorschläge, Materialien und Beurtheilungen zur Beförderung und Verbreitung alles Nützlichen aus dem Gebiete der Calligraphie, des Schreib-Unterrichts, der Lithographie und der Schriftstechkunst. Vom Calligraphen Hennig, Vorsteher einer Schreib-Akademie in Berlin. — Erster Jahrgang. — Berlin, bei T. Trautwein. 1821. — (Ein weiterer Jahrgang ist leider nicht erschienen.)**

[34]) **1. „Ansichten der am meisten erhaltenen griechischen Monumente Siziliens nach der Natur und auf Stein gezeichnet von Friedrich Gärtner, Architekt. München, gedruckt und verlegt in J. G. Zellers Kunst- und Commissions-Magazin MDCCCXIX"; der französische Titel des Werkes lautet: 2. „VUES des principaux monuments grecs de la Sicile dessinées d'après nature, et lithographiées par Frédéric Gaertner, architecte. 10 Vues et 6 Dimensions. Imprimé et édité par J. G. Zeller au Magazin des arts à Munich 1819. (gravée sur pierre par Jean E. Mettenleiter.)"**

3. „Lithographirte Nachbildungen vorzüglicher in großen öffentlichen und privaten Sammlungen aufbewahrter Original-Gemählde, gezeichnet von Auer, Muxel, Quaglio u. A. I. Band. München 1820, gedruckt und herausgegeben im Zellerischen Kunst- und Commissions-Magazin."

[35]) **Ad. Heinrich Friedrich Schlichtegroll, Gelehrter und Schriftsteller, geb. 1765 zu Waltershausen bei Gotha, kam 1807 als Direktor und Generalsekretär der Akademie der Wissenschaften nach München und wurde ein eifriger Förderer Senefelders und seiner Erfindung; gestorben 1822.**

als Herausgeber und Johann Ev. Mettenleiter als Lithograph zugängig machen wollte, leider aber nicht herauskam, weil Schlichtegroll vor Vollendung der Arbeit gestorben ist[36]); und ein großes Schriftblatt mit mancherlei Lebensregeln, graviert in verschiedenen Schriftcharakteren, gotischer, deutscher, englischer und italienischer Art, ein kalligraphisches Kunstblatt von großer Schönheit, das Mettenleiters lithographische Technik in größter Vollendung zeigt. Es übertraf denn auch alle eingeschickten Arbeiten und trug dem Künstler den ausgesetzten Preis von 50 Thalern ein.

In einer an diesen Wettbewerb vom 20. Dezember 1820 bis zum 1. Januar 1821 sich anschließenden Schriften-Ausstellung in den Räumen der Hennigschen Schreib-Akademie zugunsten eines wohltätigen Zwecks fanden die Arbeiten Mettenleiters allseitige Bewunderung und trugen dem Künstler den Ruhm des bedeutendsten Schriftkünstlers Deutschlands ein. In dem Verzeichnis der ausgestellten Kunstschriften schreibt der Veranstalter des Unternehmens: „Mit dieser Ausstellung habe ich eine Prämienausstellung verbunden. Hinsichtlich derselben ist von dem Herrn Johann Evangelist Mettenleiter in München ein lithographisches Schriftblatt eingesendet worden, welchem der von mir bestimmte Preis von 50 Thalern Gold zuerkannt worden. Es kann hier nicht von der großen Geschicklichkeit dieses Mannes im Steinschreiben und Radieren, welche hinlänglich bekannt ist, die Rede sein; allein die von demselben in dem eingesandten Blatte dargelegte Calligraphie verdient eine nähere Würdigung. Wenn es nicht möglich ist, auf dem Stein die Feinheit und Zartheit, welche das Kupfer gestattet, hervorzubringen, so ist es schwer, ein schönes Schriftzeichen zu lithographieren, weil die Gelungenheit des Blattes nur durch die gut aufgefaßte Gestalt und durch eine sehr berechnete Zusammenstellung der Schriftarten erreicht werden kann. Es gehört also eine sehr große Fertigkeit im Schönschreiben dazu, man muß ein sehr geschickter Calligraph sein, um als Lithograph etwas Vorzügliches leisten zu können. Die Gewandtheit im Schreiben und die richtige Kenntnis von den Buchstabenformen besitzt auch Herr Mettenleiter in einem so hohen Grade, daß seine Blätter sich nicht allein vor allen anderen lithographischen Schriften auszeichnen, sondern auch sogar manche in Kupfer gestochene, sogenannte Meister- oder Kunstblätter übertreffen. So selten als die Kunst, gute Schriftcompositionen zu machen, unter den Deutschen ist, so sehr verdienen die Mettenleiterschen Arbeiten Bewunderung. Wollte Herr Mettenleiter doch sein Talent noch mehr ausdehnen und den Freunden der Schönschrift recht bald ein calligraphisches Werk überliefern! Es würde gewiß kein kleiner Gewinn für die Schreibkunst der Deutschen sein, wenn ein solcher Meister sich um dieselbe bemühte!"

Die Anerkennung, die Johann Ev. Mettenleiter als Meister der Schriftkunst hier gefunden, wiederholte sich bald darauf in einer weiteren Berliner Veröffentlichung, im „Magazin der Schreibkunst", in dem Hennig gelegentlich einer Aufzählung der vorzüglichsten Schriftkünstler der alten und neuen Zeit erklärt: „Die Schreibkunst, so einfach sie auch ist, ist keine gewöhnliche Geschicklichkeit, die jeder erlernen kann, wer da will, sie erfordert Anlagen und besondere Talente, und belohnt nur den, der mit langem Fleiße und vielem Studium um dieselbe sich bemüht. Zwischen dem, der die Kunst als Kunst, und dem, der sie als Handwerk treibt, ist ein großer Unterschied: in ihrer Beschäftigung wohl gleich, aber in ihrem Zwecke gewiß sehr verschieden. Ehre daher, wem Ehre gebührt, und jedem das Seine . . . Mettenleiter (Johann Evangelist), Professor der Kupferstecherkunst (!)[37]) in München, hat sich in der neueren Zeit besonders als Lithograph berühmt gemacht und dabei eine so große Kenntnis der Schriftkunst entwickelt, daß er zu den besten Calligraphen gerechnet werden

[36]) „Duorum psalteriorum Moguntinorum inter primitias artis typographicae annis MCCCCLVII et MCCCCLIX impressorum Specimina accurata arte lithographica diligentissime depicta. Ob summam raritatem illorum librorum et ne innumeri bibliophili eorum autopsia plane carerent edidit et illustravit Fridericus Schlichtegroll Eq. Monachii in Bavaria MDCCCXXII. Joh. Evangelist Mettenleiter Sculpsit Lapide 1820. Impr. F. Weishaupt)." — Das 1820 lithographierte Blatt ist mit 1822 vordatiert, weil in diesem Jahre Prof. Schlichtegroll das Werk herauszubringen hoffte, was aber durch seinen Tod unterblieben ist.

[37]) Verwechslung Johann Evangelist Mettenleiters mit seinem Onkel Johann Michael Mettenleiter.



kann. Schade, daß der Stein die Zartheit, welche das Kupfer gewährt, nicht gestattet; deshalb sollte Herr Mettenleiter einmal einige kalligraphische Blätter in Kupfer stechen lassen. Gewiß würde das kein kleiner Gewinn für die Schreibkunst sein!"

Diesen Wunsch hat Mettenleiter allerdings nicht erfüllt. Er verblieb bei der Lithographie,

Drey sind die sieht man nur zu seiner Zeit: Muth in Gefahr; im Unmuth die Vernunft, die Freundschaft in der Noth.

Die erste Stufe auf der Leiter des Glückes ist Bescheidenheit; die zweyte Unverdrossenheit; die dritte Hoffnung; diese führt dann weiter.

Lebe der Ewigkeit in Hinsicht der Arbeit: lebe dem Augenblick in Hinsicht der Freude des Genusses.

Leichtsinniger. ich soll für meinen Herzensfreund dich achten: — Sey erst nicht dein eigner Feind!

Ein Narr als Freund ist schlimmer als ein kluger Feind.

Preisblatt von 1820.
Lithographiert von Johann Evang. Mettenleiter.

hat aus dem spröderen Material des Solenhofer Steins herausgebracht, was nur herauszubringen war und in der Folge Schriftwerke im Steindruck geliefert, die viele Kupferwerke übertreffen und für immer Musterschriften bleiben werden.

Wie sehr das auch seine engeren Landsleute anerkannten, geht aus einer Besprechung des von ihm lithographierten Titelblattes zum sogenannten Galeriewerke: „Königlich baierischer Gemälde-Saal zu München und Schleißheim“[38]) unter den Münchener Kunstnachrichten in der Nr. 189 der „Flora“ vom 29. November 1821 hervor, in der es heißt: „Schon das Titelblatt zum zweiten Bande des Gallerie-Werkes von dem als Schriftzeichner bekannten und in Berlin unter den Preisbewerbern gekrönten Johann Evangelist Mettenleiter beurkundet den hohen Standpunkt der Lithographie in dieser Gattung, eine schöne Auswahl von Fraktur-, altgotischer und Lapidarschrift mit der höchsten Reinheit, gleich den schönsten Kupferstichen abgedruckt, aber natürlicher, markiger, sammetartiger, wie sie, gewähren uns aufs neue die Überzeugung, daß die Steinzeichnung von einem gewandten Künstler ausgeführt, mit einem geschickten Drucker zur Seite, für die Vervielfachung der Handschrift-Formen das leichteste und gefälligste Mittel sei.“

Auf den erwähnten Titelblättern wie auf dem Preisblatte tritt uns die von den Kalligraphen so beliebte und durch sie besonders damals sehr in Mode gekommene Verzierung der sogenannten „Federzüge“ augenfällig entgegen; in reicher und oft verschlungener Anordnung umgeben sie die Schriftzeilen, trennen und verbinden sie und verleihen so in ihren bewegten Formen den im damaligen Zeitgeschmack in den verschiedensten Schriftcharakteren gezeichneten Titeln einen merkwürdigen und eigenartigen Reiz. Bei ihrer Betrachtung gewinnen wir den Eindruck der Leichtigkeit und Eleganz, mit der Mettenleiter sie auszuführen verstand.

Diese Federzüge werden denn auch zum förmlichen Charakteristikum der Mettenleiter-Arbeiten, denn er hat sie fast immer und überall angebracht in einer Vollendung und in einem Schwunge, die von keinem anderen erreicht worden sind. Waren es Überschriften von Plänen oder Formblättern, Büchertitel oder lithographische Arbeiten sonstiger Art, immer wußte sie der Künstler mit seinen Federzügen auszustatten und ihnen dabei mit leichtbeschwingter Feder ihren besonderen Schmuck zu geben.

Unterdessen war J. E. Mettenleiter dreißig Jahre alt geworden und dachte daran, sich einen Hausstand zu gründen. Verlobt mit der um einige Monate jüngeren Tochter Anna des Kgl. Steuerrates Badhauser[39]), gab er am 26. August 1822 um die Heiratsbewilligung ein, welches Gesuch von der Kgl. unmittelbaren Steuerkataster-Kommission befürwortet wurde. Das unterm 2. September 1822 an König Max gerichtete Gesuch, in dem Mettenleiter ebenfalls als berühmter Schriftgraveur bezeichnet wird, hat folgenden Wortlaut:

„Der bei uns seit dem 10. März 1816 mit „einem förmlichen Gehalte von 400 fl. an„gestellte, seit dem Monat Jänner d. J. aber „mit einer Besoldungszulage von 400 fl. aller„höchst begnadigte auch im Auslande als „Schriftgraveur rühmlichst bekannte Graveur „Johann Mettenleiter hat nach der im Dupli„kat alleruntertänigst beigefügten Vorstellung „vom 26. v. Mts. um Erwirkung der aller„höchsten Bewilligung, sich mit Anna Bad„hauser, Tochter unseres Mitrates Badhauser, „verehelichen zu dürfen, nachgesucht.

„Wir wüßten nichts, was diesem Gesuche „im Wege stünde, zumal Mettenleiter außer „seinem fixen Gehalte von 800 fl. als ge„schickter und fleißiger Graveur sich in Neben„stunden auch noch einen nicht unbedeutenden „Verdienst verschaffen, mithin auch ohne Rück„sicht auf eigenes oder ihm von seiner Braut „zuzubringendes Vermögen als verheirateter „Mann subsistieren kann.

„Wir hoffen deshalb auf allergnädigste Ge„nehmigung dieses Gesuches in tiefster Unter„würfigkeit, womit wir ersterben

Eurer Königlichen Majestät
alleruntertänigst treugehorsamste
Steuer-Kataster-Kommission
gez. Luz.“

[38]) In Steinabdrücken herausgegeben von Piloty, Selb & Comp. Erster Band München 1817. Zweiter Band München 1821.

[39]) Über Badhauser s. Amann a. a. O. S. 39 u. f.



Bereits am 5. September erfolgte darauf die Königliche Einwilligung, und so konnte Mettenleiter am 19. September 1822 mit seiner Braut Hochzeit halten. Ein kleiner Kreis von Freunden und Verwandten nahm an der bescheidenen Feier teil, mit dem Altmeister Johann Michael zumeist Glieder der Familie Mettenleiter-Winter.



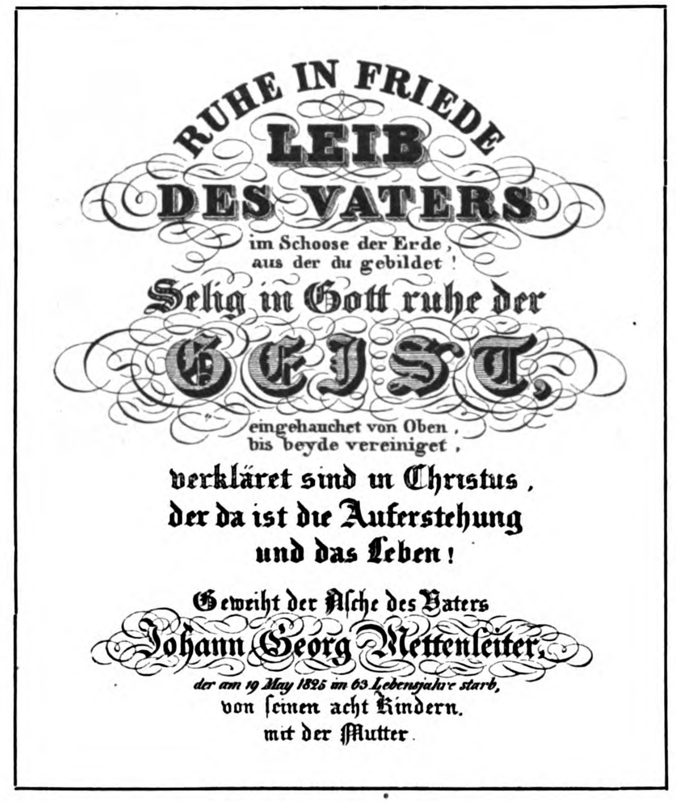
Russischer Reisepaß. Lithographiert von Joh. Ev Mettenleiter.
(Vierfach verkleinert.)



Musikalientitel. Lithographiert von Joh. Ev. Mettenleiter.
(Verkleinert.)

Diese hatte sich im Jahr zuvor um einen weiteren jungen Mettenleiter vermehrt, um Johann Evangelists jüngsten Bruder Peter. Geboren am 21. April 1809 in Großkuchen, war er 1821 nach München gekommen, um bei seinem Bruder das Lithographieren zu erlernen, wie wenige Jahre vorher sein Bruder Joseph. Von Johann Ev. ausgebildet und vom Onkel Joh. Michael wohl beraten, war letzterer zufolge einer Anregung von befreundeter Seite hin nach Schaffhausen in die Schweiz gegangen, um hier eine lithographische Anstalt zu errichten, ertrank jedoch dreiundzwanzigjährig im Oktober 1820 dortselbst im Rhein. — —

Wäre es möglich gewesen, so würde Johann Ev. nach seiner Verheiratung noch fleißiger geworden sein. Gleich seinem Onkel und Lehrmeister Johann Michael nutzte er jede verfügbare Zeit und arbeitete so rastlos, daß uns die große Zahl seiner lithographischen Arbeiten staunen läßt. Denn neben seiner beruflichen Tätigkeit hat er eine Menge von allen religiöse und erbauliche Merksprüche und Dichtungen Dr. Haids, die Mettenleiter mit seinem charakteristischen Schmuck ausstattete. Über ein halbes Jahrhundert lang ließ sie Dr. Herenäus Haid regelmäßig um Neujahr erscheinen und Mettenleiter hat sie viele Jahrgänge hindurch, von 1821 bis 1847, lithographiert und gleichwie sein Freund Dr. Haid selbst zahl-



Gedenkblatt an seinen Vater.
Lithogr. von J. Ev. Mettenleiter.

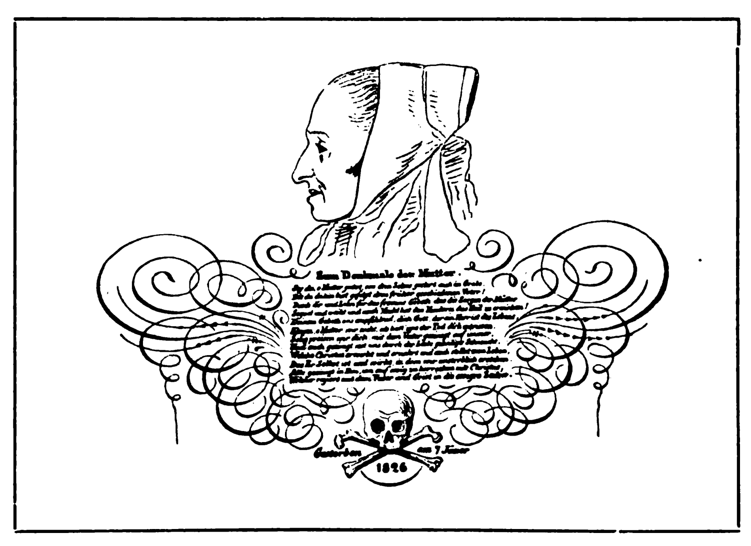
möglichen Formularen und Drucksachen gezeichnet und lithographiert.

Eine besondere Gruppe seiner Arbeiten bilden die vom Jahre 1821 ab von dem damaligen Domprediger, hernach Benefiziat an der Frauenkirche und Stifter der sonntäglichen Christenlehre, Erzbischöfl. Geistlichen Rat Dr. Herenäus Haid[40]) herausgegebenen, auch als Xenien bezeichneten Neujahrsblätter, reich an seine Verwandten und Freunde verschenkt. Sie waren sehr beliebt und wurden gerne aufbewahrt, so daß sie sich noch heute in manchen Familien unter älteren Familienpapieren finden.

Unter andern lithographischen Arbeiten Johann Ev. Mettenleiters befindet sich auch der Titel des „Programms über das Pferderennen, Vogel-, Scheiben-, Pistolen-, Balester- und

[40]) Dr. Herenäus Haid, geb. 1784 in Geisenfeld, gelangte als armer Hirtenknabe nach Überwindung großer Schwierigkeiten zum Studium, war 1818—1824 Prediger an der Frauenkirche in München und von 1827 ab als Benefiziat daselbst in der Seelsorge, als Katechet, Lektor, Prediger, auch als Schriftsteller und Dichter wirkend; gestorben am 7. Januar 1873, nachdem er die letzten Lebensjahre erblindet gewesen.

Bolzschießen bei dem Oktoberfeste 1823". Im selben Jahre erschien im Verlag von Johann Velten in Karlsruhe ein illustriertes Geschichtswerk: „Teutschland und die Teutschen" von dem großherzogl. badischen Hofrat und Historiographen Alois Schreiber in vier Heften



Gedenkblatt an seine Mutter.
Lithogr. von J. Ev. Mettenleiter.

mit je 6 Kupfern, das ein Denkmal der beiden Mettenleiter bildet; denn die 24 Kupfer, welche das Werk schmücken, stammen von Johann Michael, während die Titelblätter der vier Hefte von Johann Evangelist in seiner reichen kalligraphischen Art lithographiert sind. Dieses Zusammenarbeiten von Onkel und Neffen wiederholte sich einige Male und beweist das gegenseitige Einvernehmen und Übereinstimmen der beiden Künstler. Für den genannten Verlag Velten in Karlsruhe hat Johann Evangelist Mettenleiter weiterhin noch verschiedene Titelblätter lithographiert, unter denen ein großes Widmungsblatt: „Dem durchlauchtigsten Fürsten und Herren Herrn Carl Egon, regierenden Fürsten zu Fürstenberg" durch eine geradezu überreiche Federzugausstattung sich hervorhebt, die in der Verkleinerung unserer Abbildung fast verwirrend wirkt, in der Größe des Originals jedoch starken Eindruck macht.

Acht Jahre verblieb Johann Ev. Mettenleiter in seiner Stellung als Plangraveur beim Katasterbüro und arbeitete mit an dem Ruf der Anstalt. Die Pflege der Schönschrift bildete nicht zuletzt eine ihrer Aufgaben, und um sie besser betätigen zu können, fand an der 1828 errichteten Kataster-Lehr-Anstalt auch ein Schreiblehrer namens J. Schuller Anstellung. Dessen Musterschriften für die Zwecke der Anstalt wurden von Johann Ev. Mettenleiter in Stein graviert, in der Anstalt gedruckt und befinden sich teilweise samt den Steinen noch beim K. B. Landesvermessungsamt, wie das Katasterbüro seit wenigen Jahren umbenannt ist.

Alle auf ihn als Schriftkünstler gesetzten Erwartungen hat Johann Ev. Mettenleiter erfüllt und war zum anerkannten Meister der Schreibkunst geworden. Als solcher gravierte er von 1826 bis 1841 die Urkunden für die Grundsteine der meisten von König Ludwig I. aufgeführten Bauten und wurde fast regelmäßig zur Fertigung von Diplomen, Zeugnissen und vielen anderen kalligraphisch auszuführenden Urkunden und Formularen, auch als gerichtlicher Schriftexperte herangezogen. Wenn es in der Befürwortung seiner Eheerlaubnis seitens der Steuer-Kataster-Kommission geheißen hat: „daß er als geschickter und fleißiger Graveur sich in Nebenstunden auch noch einen nicht unbedeutenden Verdienst verschaffen könne", so ist das nur bedingt zutreffend gewesen. Geschickt und fleißig war er wohl, und

das in sehr hohem Grade, aber die Entlohnung entsprach bei weitem nicht seinem Können wie seinem Fleiße. Johann Evangelist Mettenleiter gelang es so wenig wie seinem Onkel Johann Michael vermöglich zu werden, und wenn ihn auch nicht die Geldsorgen in dem Maße quälten wie diesen, so hatte er doch Ehrlichkeit waren und nur aus Haß zum Eigennutz und Feindschaft zur Habsucht und Geiz entstehen konnten. Ich schreibe diese Worte bloß darum, um mich nicht als den liederlichen Bruder erscheinen zu lassen, wofür ich vielleicht aus dieser Ursache beurteilt werde, weil ich kein Kapitalist bin, aber es ohne besondere Gewissenhaftigkeit leicht seyn könnte. Ich



Widmungsblatt.
Lithographiert von Joh. Ev. Mettenleiter.
(Verkleinert.)

auch seine Geldnöten. In einem Briefe an seinem Bruder Philipp von Ostern 1827 schreibt er:

„Der Bruder Michael hat mir am 13. März heur. Jahres 120 fl. geliehen, um meine Rückstände, die nur eine Frucht meiner besonderen glaubte nach Landshut versetzt zu werden, und habe auch dort schon eine Wohnung gemiethet, allein durch ein außerordentliches kgl. Reskript vom 14. März h. J. bleibe ich wieder in München. Dieß war die Ursache, warum ich den Bruder Michael um Hilfe angesprochen habe.“

Die Übersiedlung nach Landshut, von der Joh. Ev. Mettenleiter in diesem Briefe spricht, hängt mit der von der bayerischen Staatsregierung damals beabsichtigten Verlegung der Katasterkommission nach Landshut zusammen. Der äußerst ungünstigen Orts- und Raumverhältnisse wegen, unter denen die in verschiedenen auseinanderliegenden Häusern untergebrachte Anstalt zu leiden hatte, besonders des geradezu unwürdigen und baufälligen Zustandes des alten Münzgebäudes wegen, in dem ein Teil des technischen Büros, das Planarchiv und die gesamte lithographische Anstalt sich befand, sollte die Katasterkommission in das frei gewordene Universitätsgebäude nach Landshut überführt werden; schließlich aber unterblieb diese Maßnahme und das zum Teil bereits in Landshut eingemietete Personal wurde wieder nach München zurückgerufen.[41]) Auf diese Weise blieb Johann Ev. Mettenleiter die im Brief erwähnte Übersiedlung nach Landshut erspart.

Aber bald darauf trat eine andere Veränderung ein. Am 1. Februar 1830 wurde der Künstler nach Eduard Winters Tod als zweiter Lithograph mit seinem seitherigen Gehalt von 800 Gulden an die Steindruckerei des Staatsrates versetzt, der sein Vetter Raphael Winter als erster Lithograph und Inspektor vorstand. Die Einberufung zur lithographischen Anstalt des K. Staatsrates wurde als eine Auszeichnung betrachtet, die nur „hervorragender Pflichterfüllung und Geschicklichkeit, verbunden mit Fleiß, ruhiger Haltung und Geschäftsleitung" zuteil wurde. Der Dienst bei der Anstalt war anstrengend und erforderte neben gründlicher Kenntnis der lithographischen Technik robuste Gesundheit bei voller, oft in die Nachtzeit währender Hingabe, dazu strengste Verschwiegenheit.

So konnte diese Versetzung Mettenleiter wohl mit einer gewissen Befriedigung erfüllen, wenn sie ihm auch keine Verbesserung seiner finanziellen Lage brachte, die gleicherweise gedrückt blieb.

Im Staatswesen hatte die größte Sparsamkeit platzgreifen müssen. Die Kriege zu Ende des 18. und zum Beginn des 19. Jahrhunderts, die politischen Veränderungen im Königreich, die Neuerwerbung von Gebietsteilen und die damit verbundenen inneren Organisationen hatten die erhebliche Steigerung der bayerischen Staatsschulden auf über 100 Millionen Gulden zur Folge; deren Minderung sowohl wie die Befriedigung neuer Bedürfnisse zwangen zur äußersten Einsparung im Staatshaushalt, manchmal sogar zum Schaden des Staates selbst, und kamen natürlich auch in der Besoldung der kleinen Beamten und Angestellten, und bei diesen wohl am schwersten, zum Ausdruck, worunter diese und darum auch Mettenleiter nicht wenig zu leiden hatten. So war es wieder die Geldnöte, die ihn am 12. August 1830 an seinen Bruder Johann Michael nach Großkuchen schreiben ließ:

„Woher kömmt es, daß ich so lange Zeit von Dir vergebens auf Antwort und Zuschrift warthe? Wie steht es mit meiner Uhr, die Dir die Josepha Betz[42]) schon vor ungefähr einem Jahr zur Reparatur gebracht hat? Hast Du sie fertig, oder etwa gar nicht erhalten? Wenn Du mir nur diese Frage beantworten möchtest, daß ich wüßte, ob Du sie erhalten oder nicht erhalten hättest; denn kein Bedürfnis ist mir fühlbarer als eine Uhr im Sacke, an waß ich schon so viele Jahre gewöhnt war, und was meinen gegenwärtigen Geschäften so nothwendig ist, denn was ich den ganzen Tag von unseren Ministerien empfange und nach geschehener Behandlung wieder an Sie abgebe, wird genau im Geschäfts-Manuale die Zeit der Ankunft, der betreff der Sache, die Stelle, die Zahl der Steine und Abdrucke und genau die Zeit des Abganges eingetragen, und habe hiezu keine Uhr, von meinem Geschäftszimmer sehe ich von daraus auf keine Thurmuhr; sehe, wie unangenehm mir eine solche Entbehrung seye. Längst hätte ich mir hier eine Uhr gekauft, wenn ich soviel Vorrath an Geld gehabt hätte. Sey also so gut und antworte mir doch wenigstens, daß ich erfahre, ob Du die Uhr erhalten oder nicht erhalten hast. — Eine zweite Bitte wäre, wenn Du mit H. Vetter Hegele in Neresheim reden würdest, ob es nicht möglich wäre, mir von meinem dortigen Guthaben ohngefähr 100 fl. oder wenn es unmöglich sey, etwas Wenigers noch vor Michaeli hierher zu schicken. Da ich bei der Übernahme meines gegenwärtigen Geschäfts einige unvorhergesehene Leistungen zu bestreiten hatte, die mir

41) S. J. Amann a. a. O. S. 348.

42) Eine Verwandte Mettenleiters.



einen gänzlichen Geldmangel zugezogen haben, umso mehr ist es auch nothwendig, als ich wegen zu weiter Entfernung meiner Wohnung gezwungen war, in der Stadt näher bey meinem Geschäftslokale eine Wohnung zu miethen, die ich dann beziehen werde.

Sey also so gut, sage dem Herrn Vetter Hegele in Neresheim das bey ihm liegende Kapital nach den üblichen Gesetzen auf, jedoch in der Art, daß ihm dabey nicht wehe geschieht, und schicke es mir in denselben Fristen zu.

Die ehrenvolle Ernennung zu meinem jetzigen Amte, und das unbedingte Vertrauen der Staatsgeheimnisse, die meinen Händen anvertraut sind, und die unumschränkte Macht, die mir in meinem kleinen Gebieth gegeben ist, machen mir, soweit es auf natürlichem Wege möglich ist, meine Geschäftsverhältnisse, gegen zuvor, zum wahren Paradiese. Nur das Einzige, woran ich am Meisten Mangel leide, ist das Geld, weil alle Bedürfnisse statt wohlfeiler theurer werden, und kaum vom Bette aufgestanden, so ist das Treffende der Besoldung für die täglichen Bedürfnisse schon wieder vertragen. — Die Erspahrung, die im Staate so sehr bey dem neuen König beobachtet wird, weil es notwendig war, fühlt man durch alle Stände, und die große zunehmende Bevölkerung vertheuern alle Lebensmittel, und die Einnahme wird kleiner.

Meine Anna, die kurze Zeit zur Herstellung ihrer Gesundheit auf dem Lande war, befindet sich etwas besser. Was machst Du und Deine liebe Magdalena, die Walburga Laurentia und die Ihrigen? Ist die Erndte schon vorbey und wie ist sie ausgefallen? Schreibe mir auch von Deinen Verhältnissen, und die dortigen Neuigkeiten und antworte mir bald. Sey Du, Deine Magdalena und alle gegrüßt von mir und meiner Anna.

Dein aufrichtiger Bruder
Johannes Mettenleiter
in der Blumenstraße Nr. 682."



Dr. Herenäus Haid.

Dieser Brief mit den darin zum Ausdruck gebrachten Alltagssorgen spricht mehr denn alles andere für die bescheidene Lebensführung Mettenleiters wie auch für die Güte seines Wesens, die trotz der zwingenden Notwendigkeit dem Verwandten Schonung bei der Kündigung des kleinen Kapitals angedeihen lassen will. Wenn seine Einnahmen dem Fleiß und der Kunst entsprochen hätten, mit denen Johann Ev. Mettenleiter gearbeitet, so hätte er sich wohl recht gut gestanden; so waren aber seine Bescheidenheit und seine Rechtlichkeit erheblich größer als seine Einnahmen aus seinen zahlreichen Aufträgen. Es bedurfte sparsamster

Einteilung, um keinen eigentlichen Mangel aufkommen zu lassen. Nicht wenig trug dazu, wie auch aus dem angeführten Brief hervorgeht, die durch das allmähliche Wachstum Münchens und seiner Bevölkerung veranlaßte Verteuerung der Lebenshaltung bei, die von vielen schwer empfunden wurde. Sie kommt, wenn auch nicht direkt, in einem weiteren Briefe Mettenleiters an seinen Bruder Georg zum Ausdruck, dem er am 21. Dezember 1841 als Antwort auf dessen Neujahrswünsche schreibt:

„Herzlich danke ich Dir und den Deinigen für die gutmeinenden Glückwünsche ... Die Visitenkarten habe ich besorgt und nach Dillingen geschickt. Wenn Du Papier brauchst, schreibe es nur, es ist hier zu haben, wie Du es brauchst. Der Peter schickt Dir hier Tusch und Farbe, kostet nichts ... Hier folgt auch das Mettenleitersche Wappen mit Dank wieder zurück. Ich hatte früher im Sinne, die Stammtafel und das Wappen als ein kleines Gedenktäfelchen für uns zu machen, allein es wurde wieder zu Wasser. Meine Zeit mangelt etwas, das Alter mehrt sich, meine Sehkräfte haben erstaunlich nachgelassen, so daß ich ohne Brille gar nichts mehr lesen kann, viel weniger ohne Lupe etwas arbeiten. Daß ich stärker geworden sey, sagen mir andere Leute, selbst fühle ich es aber nicht, weil ich immer bey mir bin. Auf der Eisenbahn bin ich auch schon spazieren gefahren, das geht lustig und sehr schnell. Es reut Dich gewiß nicht, wenn Du zu mir kömmst und auch fährst.

Zum neuen Jahr erhältst Du Arbeiten von mir. Die Neujahrsgedenken kannst Du verteilen an unsere Bekannten ... Wenn ich mir nur einmal so viel Geld ersparen könnte, um mit meiner Alten nach Hause zu reisen, meine Heimat liegt mir noch so tief im Herzen, daß dieser Wunsch in mir immer reger wird, meine jugendlichen Gauen wieder zu durchwandern, die mein Geist so lebendig schaut, und meine Kameraden, die mit mir alt geworden sind, wieder zu sehen. So viel für heute ...“

Wie bescheiden dünkt uns heute bei unseren hochentwickelten Verkehrsverhältnissen, und bei der Billigkeit des Reisens die Freude Mettenleiters an einer Eisenbahnfahrt und sein Wunsch, einmal wieder seine Heimat zu besuchen, der freilich keine Erfüllung gefunden hat. Daneben erfahren wir auch von seinen Arbeiten; es sind außer den nicht besonders genannten die Neujahrsblätter Dr. Haids und Visitenkarten.

Letztere hat Johann Ev. Mettenleiter in großer Zahl lithographiert. Hatte seinerzeit sein Onkel Johann Michael die künstlerische Visitenkarte in Altbayern zur Blüte gebracht, so widmete ihr nun auch Johann Ev. Mettenleiter sein Können. Ihre Ausstattung war aber inzwischen eine andere geworden. An Stelle der früher beliebten bildlichen Darstellungen oder des klassizistischen, allegorischen Schmuckes, der eine Folge des durch Winckelmanns Schriften veranlaßten Klassizismus gewesen, war Einfachheit und Nüchternheit getreten; die Visitenkarte war recht unansehnlich geworden und zeigte sich in nüchternster Form. Johann Ev. Mettenleiter wußte ihr einen neuen Schmuck zu geben in seinen Federzügen, und mit solchen hat er ungemein viele Visitenkarten lithographiert für Adel und Bürger, Geistliche, Beamte, namentlich für die Mitglieder des Ständehauses. Sie zeigen alle mehr oder weniger reich den Schmuck der Federzüge und bilden in dieser ihrer Ausstattung eine förmliche Gruppe für sich..

Noch mehr aber als seine Visitenkarten und seine schon früher genannten Neujahrsblätter Dr. Herenäus Haids waren Mettenleiters Kreuze bekannt, eine eigenartige Kunstbetätigung, wie sie kaum jemals vorher oder nachher zu finden ist und die von ihm mit großer Virtuosität — diese Bezeichnung ist hier wohl angebracht — ausgebildet wurde. Es ist die Darstellung des Kreuzes, das er in hunderterlei Arten, keine der anderen gleich, und in verschiedenen Größen gezeichnet und lithographiert hat. Man staunt darüber, wie es möglich war, die einfache Grundform des Kreuzes immer wieder und immer anders in Linien und Kreisen, in Schnörkeln und Zügen, in Bändern und Schlingen zu zeichnen, wie es Mettenleiter getan hat. Die Mehrzahl dieser seiner Kreuzeszeichnungen trägt auch Texte aus den heiligen Schriften oder Gebete, die sein Freund Dr. Herenäus Haid ausgewählt oder teilweise selbst gedichtet hat.

Wenn wir diese Kunstart heute eher als Künstelei anzusprechen gewillt sind, ebenso wie die Ausbildung seiner Federzüge, die er wie andere Kalligraphen, aber diese noch übertreffend beliebte, zu den verschiedensten Figuren, zu Blumen und Vögeln, zu Engelsköpfchen, ja selbst zu Porträten, so müssen wir trotzdem die außerordentliche Technik und das formen-

erfinderische Talent bestaunen, mit denen diese Dinge wie spielend gezeichnet sind, und den Fleiß, der sie neben vielen anderen Arbeiten noch zu zeichnen die Zeit fand. Es ist, als ob seine Feder und die Fülle seiner zeichnerischen Ideen ihn zu solchen Kunstäußerungen geradezu drängten.

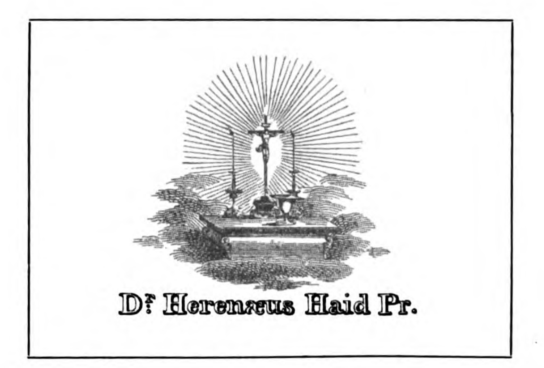
Mettenleiters Bedeutung und sein eigentlicher Ruhm liegen aber in seiner Schriftkunst begründet. Als Kalligraph hat er seine ersten Erfolge errungen und als solcher ist er in ganz Deutschland und wohl darüber hinaus bekannt geworden durch seine vielen Schriftwerke, die er gezeichnet und lithographiert hat. Unter der Zahl der zu seiner Zeit häufig erschienenen kalligraphischen Werke und Schriftenvorlagen, „Vorschriften" genannt, ragen Mettenleiters Veröffentlichungen, die von Münchener und auswärtigen Verlegern herausgegeben wurden, bedeutend hervor und fanden weiteste Verbreitung und größte Anerkennung. „‚Es gibt nur einen Johann Ev. Mettenleiter!' sagt van Hove in seiner Schrift über Lithographie[43]), und dies ist alles, was ich als Empfehlung beifüge" — so heißt es begeistert in der Ankündigung seines Schriftwerkes: „Schriftzeichen aus älterer und neuerer Zeit", das im Verlag von G. M. Beyer in Eichstätt in acht Quartalsheften erschienen ist. In der Einladung zur Subskription auf sein Schriftwerk: „Kalligraphische Handsammlung", die Bergmann u. Roller in München 1839 herausgaben, heißt es: „Bei aller Vielseitigkeit der schönen Künste und ihrer großen Fruchtbarkeit in allen Zweigen derselben, fehlt es noch immer an einem erschöpfenden, die ganze Kalligraphie älterer und neuerer Zeit umfassenden Werke, welches durch Gediegenheit und Reichhaltigkeit den vielseitigen Bedürfnissen unserer Zeit entspricht, zugleich aber auch durch billigen Preis allen, die solches bedürfen, zugänglich gemacht werden kann. Ein solches Werk glauben die Herausgeber in vorliegendem, der Frucht beinahe zehnjährigen Fleißes des durch ausgezeichnete Leistungen im Gebiete der Kalligraphie berühmten Johann Ev. Mettenleiter der Öffentlichkeit zu übergeben."

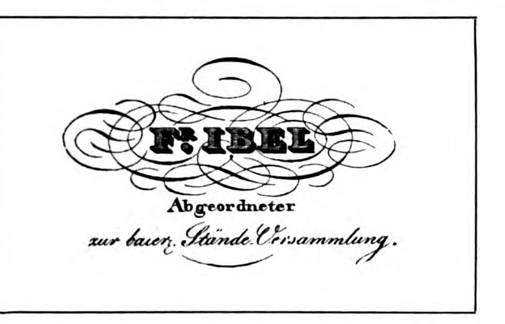
In der Nummer 98 vom 7. April 1840 schrieb das „Münchener Tagblatt": „... Wer weiß nicht von dem berühmten deutschen Schönschreiber in München, dessen Vorschriften und Tableaux eher Malerkünste als Schreibkünste genannt werden dürfen, von Mettenleiter, dem bescheidenen, schlichten Mann, im In- und Auslande anerkannt, der sein München trotz der splendidesten Anträge nie verließ? Es gereicht dem Kunstverlage Bergmann u. Roller zur ausnehmenden Ehre ihres Strebens und ihrer edlen Haltung der Kunst, jenes Werk (gemeint ist die „Kalligraphische Handsammlung") an sich gebracht zu haben; der Kalligraph findet darin kostbare Muster, der Lernbegierige die wertvollsten Vorlagen, der Bücherforscher Beute zum Studium der Schriften aller Jahrhunderte, der Gelehrte die Typen und Schriftzeichen aller Völker, der Kaufmann eine Auswahl merkantilischer Figuren, und der Künstler höchst befriedigende Randzeichnungen und Arabesken. Wer das berühmte Werk von Midolle mit diesem Mettenleiterschen vergleicht, dem zeigt sich freilich nicht die französische Leichtigkeit, die moderne Karikatursucht, selbst in Schriftarten, das künstelnde Effekthaschen, wohl aber eine weit übertreffende Gediegenheit, jene Kraft mit Schmelz gepaart, die sich in deutscher Kunst überall und so gerne betätigt . . . ."

Diese fast überschwenglich klingenden Stimmen der zeitgenössischen Presse zeigen, wie hoch Mettenleiters Schriftkunst geschätzt wurde; aber ihrer von Übertreibungen befreiten Beurteilung können wir auch heute noch beistimmen. Was Mettenleiter an deutschen und an allen möglichen Alphabeten früherer Zeiten, die eingehendes Studium und verständige Auffassung bekunden, an fremdländischen, wie griechischen, hebräischen, russischen Alphabeten, ganz besonders aber an sogenannten römischen, italienischen, französischen, englischen Schriften, Kurrent- und Kanzleischriften und zahlreichen Varianten derselben, an Zierschriften und verzierten Anfangsbuchstaben zu den vorgenannten gezeichnet hat, ist vielfach von großer Schönheit und vollendeter Form. Dazu gehören auch zahlreiche Warenzeichen, die heute noch vorbildlich sein können, sowie seine Verzierungen, die wiederholt erwähnten Federzüge, die schon ihrer Zahl nach Mettenleiter nicht

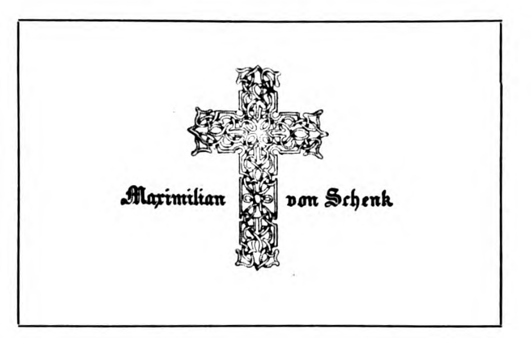
[43]) „Der vervollkommnete Steindruck von B. van Hove, ehemal. Obrist-Lieutenant. Hamburg 1828. Gedruckt bei A. C. F. Wolf."

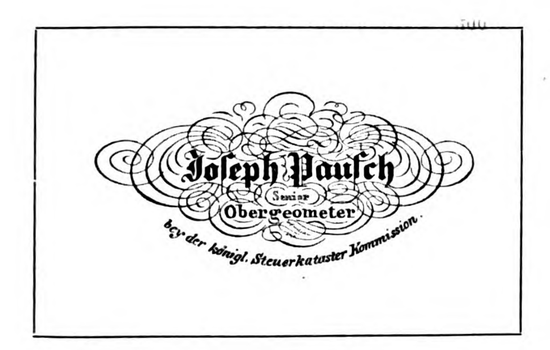


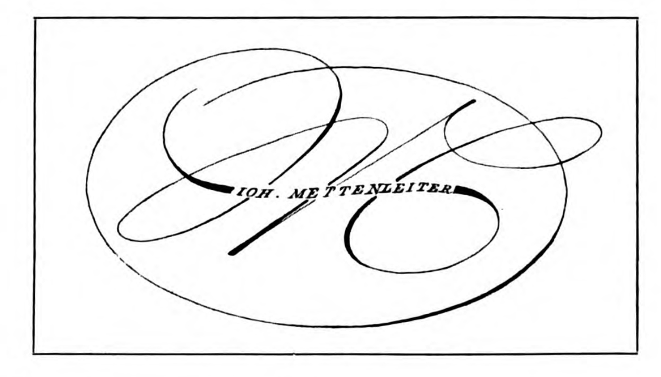














Visitenkarten, lithographiert von Joh. Ev. Mettenleiter.



unzutreffend als den „Meister der Federzüge" bezeichnen lassen, wenn wir heute davon auch manches als Spielereien oder Künsteleien ansehen müssen, für die wir jetzt keine — Zeit mehr haben. Ebensowenig können wir alle Schriftformen von dazumal schön finden, da wir ganz anderen Auffassungen vom Wesen der Schrift huldigen und unsere Zeit andere Gesetze für den Charakter der Schrift kennt. Aber die hervorragende Technik und die scheinbar spielende Leichtigkeit, die Mettenleiters Schrift- und Zierformen bekunden, lassen auch diese Arbeiten hervorragen, wodurch wir das Gesamturteil, das Anerkennung und Bewunderung seiner Zeitgenossen war, ebenfalls bestätigen.

In das Gebiet der Schriftkunst gehören auch einige weitere Mettenleitersche Kunstblätter, die Joh. Evangelist schon früher, und zwar in den Jahren 1827 mit 1829 gemeinsam mit seinem Onkel Johann Michael und seinem Vetter Heinrich Ed. Winter gezeichnet und graviert hat: sein „Vaterunser", das in zwei Ausgaben, einer katholischen und einer protestantischen, erschienen ist, sein „Ave Maria" und sein Blatt für Israeliten „Höre, Israel!", welche Kunstblätter weite Verbreitung fanden und sich vielfach heute noch gerahmt in alten Familien, in Anstalten und Klöstern finden.

Während Joh. Ev. Mettenleiter auf diesen großen Blättern die Schrift, selbstverständlich mit seinen Zügen und Verzierungen, zeichnete und gravierte, hat Winter die bildlichen Darstellungen nach Joh. Michael Mettenleiters Zeichnungen mit Kreide auf den Stein gezeichnet: beim katholischen „Vaterunser" ist es der in einer Sonnengloriole mit der Weltkugel thronende Gott Vater, von anbetenden, musizierenden und beweihräuchernden Engeln umgeben, beim protestantischen der auf dem Ölberge betende und vom Engel mit dem Kelch gestärkte Heiland, überstrahlt von dem Auge Gottes mit Harfe schlagenden Engeln, beim „Ave Maria" die Verkündigung und beim israelitischen Blatt, das auch schöne hebräische Schriften, einfach und verziert, hat, die vom Jehovanamen überstrahlte Bundeslade mit zwei anbetenden Engeln. Es sind schöne, ausgezeichnete Lithographien, die außerdem auch in etwas kleinerer Ausgabe erschienen sind, bei denen dieselben bildlichen Darstellungen von Joh. Ev. Mettenleiters Kollegen und Freund, dem Lithographen und Katastergraveur Jos. Päringer in Stein graviert sind. Auch eine französische Ausgabe hat Mettenleiter lithographiert. Eine andere bemerkenswerte Leistung Mettenleiters bildete „Des ehrwürdigen Petri Canisii der Gesellschaft Jesu und heiligen Schrift Doktors Kleiner Katechismus in kurzen Fragen und Antworten enthaltend die gesamte katholische Lehre", ein Heft mit 7 Blättern Folio in einseitigem Druck, „zum Denkmale der Gründung der Christenlehre an der Metropolitankirche unserer lieb. Frau in München am 17. Juli 1836 durch den erzbischöfl. geistl. Rat Dr. Herenäus Haid, aus Dankbarkeit in Stein graviert von Johann Evangelist Mettenleiter", in welchem er sich ebenfalls wieder als gewandter Schriftkünstler zeigt.

Über zwei Jahrzehnte hatte der Künstler verdienstvoll, wenn auch in bescheidener Zurückhaltung und mit bescheidener Besoldung in seiner Stellung geschafft, bis er am 15. Dezember 1852 nach dem Tode seines Vetters Raphael Winter zum ersten Lithographen des Staatsrates mit einer etatsmäßigen Besoldung von jährlich 1000 Gulden vorrückte. Die Gehaltsmehrung von 300 Gulden, die er durch diese Beförderung erfuhr, begrüßten Mettenleiter und seine Frau Anna als willkommene Besserstellung. Allein nicht lange sollten sie sich dieser zusammen erfreuen. Die 1854 in München ausgebrochene Choleraepidemie raffte in wenigen Tagen Mettenleiters Frau hinweg und tags darauf fiel seine Dienstmagd der Seuche zum Opfer. Mit großer Aufopferung und Sorge hatte er beide gepflegt, und trug nun sein Leid ergeben mit den vielen, die in diesen traurigen Tagen der Epidemie in München vom gleichen Schicksal getroffen wurden.

Sein Fleiß mußte ihm darüber hinweghelfen und er tat es auch; schon seit Jahren hatte er auf seinem Arbeitstische zu Hause ständig einen Lithographiestein liegen und arbeitete darauf jede freie Minute. In früher Morgenstunde, des Abends, auch unmittelbar wenn er von seinen Berufsgeschäften nach Hause kam, selbst des Mittags, wenn er einige Minuten vor dem Auftragen des Essens Zeit hatte, war er flugs an seinem Arbeitstische und lithographierte und war befriedigt, wenn er auch nur etliche Striche machen konnte. Nur so war es

möglich, daß seine Arbeiten die große Zahl erreichen konnten. Sie verschafften ihm auch, trotz seiner bescheidenen Zurückhaltung großes Bekanntsein und ein gewisses Ansehen, das sich auch auf der Straße bekundete. „Wenn man mit dir geht“, sagte einmal ein Bekannter zum Künstler, der ständig dunkel gekleidet erschien, „muß man fortwährend den Hut lüpfen; du wirst ja gegrüßt als wenn ein Prinz daherkäme.“

Einmal aber mußte auch dieser Fleiß erlahmen. Zu Ausgang des Sommers 1861 traf den Künstler ein Schlaganfall, der seine rechte Seite lähmte und ihn wider Willen zur Ruhe zwang. Hart genug war es ihm, und wir vermögen es ihm ordentlich nachzufühlen, was er am 6. September 1862 seinem Bruder Philipp in Neresheim schrieb: „. . . . Die Wohltat der Langsamkeit fühle ich täglich mehr durch Langeweile. Jede Stunde scheint mir ein halbes Jahr zu seyn. Jetzt knocke ich schon ein Jahr lang von einem Ort zum andern, wohin ich mich mühsam schleppen lasse. Langeweil und Krämpfe wechseln mir zur Unterhaltung ab. 8760 Stunden sind bis jetzt meine Glieder in Unthätigkeit versetzt, die mir so lange und emsig gedient haben . . . . .“

Widmung Joh. Ev. Mettenleiters an seinen Freund Finsterwalder.
(Mit der linken Hand in Spiegelschrift geschrieben.)

Am 15. Juni 1859 erhielt Mettenleiter in Anerkennung seiner mit Treue und Fleiß zurückgelegten 50 jährigen Dienstzeit die Ehrenmünze des Ludwigsordens verliehen. In dem Vorschlage seiner Behörde zu dieser Auszeichnung wird wiederum gerühmt, daß Mettenleiters Name unter den ersten Lithographen Deutschlands glänze, ferner daß Mettenleiter aus Vaterlandsliebe einen an ihn ergangenen Ruf ins Ausland abgelehnt habe, und seinem unermüdlichen Fleiß wird die höchste Anerkennung gespendet.

Dieser Brief ist wie eine Reihe weiterer mit der linken Hand in sogenannter Spiegelschrift, d. h. verkehrt geschrieben, wie es Mettenleiter vom Lithographieren her gewohnt war. Ein anderer Brief an seinen Bruder vom

16. Januar 1863 berichtet: „... Ich bin noch immer lahm, obwohl ich in allen Heilarten behandelt (d. h. mißhandelt) worden bin: Allopathisch, homoeopathisch, hydraulisch, magnetisch, baurschaitisch etc. und gegenwärtig unterliege ich einer andern Be- oder Mißhandlung, nähmlich Elektrizität und Galvanismus mit Magnetismus verbunden, deren Wirkung ich noch abwarten und Dir mitteilen werde..."

Seine Wünsche und Hoffnungen erfüllten sich trotz aller Kuren und Behandlungen nicht, und seine Rechte blieb zu seinem großen Schmerze gelähmt. Aber selbst in den Tagen des Lahmseins konnte er der liebgewordenen Arbeit nicht entbehren, und sowie es nur einigermaßen ging, versuchte er das Lithographieren mit der linken Hand, aber sie war nicht so willfährig wie die ehedem so fleißige rechte. In jüngeren Jahren hätte er es wahrscheinlich auch links zu einer gewissen Fertigkeit gebracht, aber in seinem vorgerückten Alter versagten Wille und Fleiß. In der K. Hof- und Staatsbibliothek hier befindet sich ein Band von Zierschriften aus seiner letzten Zeit, den er seinem Freunde, Ministerialsekretär Finsterwalder, im Jahre 1868 geschenkt hat und in dem er mit der linken Hand mit Spiegelschrift die Widmung eingeschrieben: „Letztes Produkt der jetzt gelähmten Hand des Verfertigers, seinem Freunde Finsterwalter, am 30. Juli 1868."

Jahre vergingen, bis sich Johann Ev. Mettenleiter mit dem Gedanken abgefunden, daß er zur Arbeit nicht mehr fähig, daß seine Kunsttätigkeit zu Ende sei, bis der Künstler, der so viel Kreuze gezeichnet, sein Kreuz tragen lernte. In dieser Zeit bildeten der Verkehr mit Freunden und Verwandten, die Beschäftigung mit den Kunstblättern, die seine Hand geschaffen oder die von seinen Verwandten und andern Künstlern stammten, ihm liebgewordene Feierstunden, und wenn auch die Augen des Greises von seinem Fenster im Aschenbrennerschen Hause an der Thalkirchnerstraße hinüber zum Gräbergarten von St. Stephan schweiften, Sehnsucht nach dort schien er immer noch nicht zu kennen.

Da ihm aber die Last des Alters bei seinem körperlichen Zustande doch ärger zusetzte und der Haushalt mit einer Haushälterin dadurch schwieriger wurde, kaufte sich Mettenleiter in das Heiliggeist-Spital an der Mathildenstraße ein, wo er am 7. April 1870 still gestorben ist.

Ein an Arbeit und Sorgen, aber auch an Anerkennung, wenn auch nicht an klingendem Erfolg reiches Leben, ein Leben voll Gemüt und Güte war mit Joh. Ev. Mettenleiters Tod beendet. Wenn der bescheidene Künstler auch nicht zu den Großen der Münchener Kunst zählt, so hat er sich doch um die Lithographie, vor allem um die Planlithographie so verdient gemacht und hat so viel Schönes an graphischer Kleinkunst, so viel Bedeutendes in der Schriftkunst geschaffen, daß sein Name im Kunstleben Münchens ehrend genannt werden darf als der des „Meisters der Schriftkunst und der Federzüge".

* * *

Gerade elf Monate später, am 7. März 1871, folgte **Peter Mettenleiter** seinem Bruder Johann Ev. im Tode nach. Im Jahr 1821, wie schon erwähnt, nach München gekommen, erlernte er bei seinem Bruder das Lithographieren und blieb fünf Jahre bei ihm. Dann ging er 1826 nach Würzburg, arbeitete hier in einer Privat-Lithographieanstalt und kam nach weiteren drei Jahren, 1829, in die K. Lithographische Anstalt nach Stuttgart. Obwohl in der Heimat, zog es ihn 1832 doch wieder nach München, wo er Anstellung als Lithograph in der Druckerei des K. Ministerial-Forsteinrichtungsbüros und später beim Topographischen Büro fand und im Jahre 1836 heiratete.

Auch Peter Mettenleiter war ein hervorragender Lithograph und Schriftkünstler, wenn er auch als solcher nicht die Bedeutung seines Bruders erreichte. Gemeinsam mit seinem Bruder und mit dem Lithographen Ferdinand v. Harscher lithographierte er verschiedene Urkunden, Pläne und Tafeln und hat damit seinen Namen weiteren Kreisen bekannt gemacht. Von ihm stammen verschiedene Diplome, darunter ein Aufnahmsdiplom des Landwirtschaftlichen Vereins, und ein Stammbaum des Königshauses Bayern von 1836, den er mit Ferdinand v. Harscher lithographierte. Diese und weitere Arbeiten bekunden, daß auch ihm der Mettenleiterische Fleiß neben der Mettenleiterischen



Geschicklichkeit zu eigen gewesen ist, der ihn außer seiner beruflichen Tätigkeit noch zahlreiche andere lithographische Arbeiten schaffen ließ, weshalb sein Name in dem Bilde von dem Leben und Schaffen der Mettenleiter in München nicht fehlen darf.



Allegorie. Gestochen von J. M. Mettenleiter.

Schriftleitung: Dr. Georg Leidinger, Oberbibliothekar der k. Hof- u. Staatsbibliothek, München, Ludwigstr. 23.
Kastner & Callwey, K. Hofbuchdruckerei.

geb. in Grosskuchen 22. IV. 1765. Hof-
Vermählt mit Witwe K

pp
99 i. Gross-
rer u. Chor-
nt.
entingen
II. 1870.

Peter
geb. 21. IV. 1809 i. Grosskuchen. Kam 1821 zu seinem Bruder Joh Ev. n. München. Lithograph Vermählt 25. VIII. 1836 mit Theresia Dasy zu München,
† 7. III. 1871.

Peter
geb. zu Grosskuchen
IV. 1837. Uhrmacher
n Roth. † 1. III. 1893.

Johann Evangelist
geb. 1. XI. 1844 in München, Dr. theol. 1870 Coadjutor in Prien.
†

Mic
geb. zu Mün
1819. Roule
Photograph
ohneKinder
in Fronte

n
0

Franz Anton
geb. 2. X. 1914

Robert Georg
geb. 3. IV. 1916

Dı

Altbayerische Monatsschrift

herausgegeben vom Historischen Verein von Oberbayern



and 14

Heft 3

Altbayerische Monatsschrift.

Die Altbayerische Monatsschrift erscheint in Bänden von je 3 Heften, welche an die Mitglieder des historischen Vereines von Oberbayern ohne weiteres Entgelt abgegeben werden.

Preis für **Nichtmitglieder**: 7 **Mk.** für den Jahrgang.

Der buchhändlerische Vertrieb ist vom Historischen Verein der **J. J. Lentner'schen Buchhandlung** (Ernst Stahl jun.) in München übertragen worden. Bestellungen **übernimmt diese, sowie jede andere Buchhandlung.**

XIV. Band 1917/18.

Inhalt des 3. Heftes.



Die Burg zu Burghausen.

Ein Beitrag zur Baugeschichte der Burg, mit 12 Zeichnungen nach Sandtners Modell

von Karl Stechele.

Der Straubinger Drechslermeister Jakob Sandtner hat 1573 für die herzogliche Kunstkammer Albrechts V. ein Modell der Stadt Burghausen gefertigt. Wer die Geschichte Burghausens kennt, wird von dem Modell Sandtners, das sich jetzt im Münchener Nationalmuseum befindet, mächtig angezogen.

Reichlich drei Jahrhunderte sind seit der Anfertigung dieses Modells vergangen; aber fast um ebensoviele Jahrtausende rückt die erste Ansiedlung hinauf, wenn die Steinhämmer und Bronzegeräte, die in den Erdrutschen des Burghanges gefunden wurden, als Zeugen für sie auftreten. Als Einleitung möge ein Weniges aus der Ortsgeschichte gestattet sein.

Um 1025 vertauschte die Kaiserinwitwe Kunigunde den kgl. Hof „Borchusen“ an den Erzbischof Günther von Salzburg. Die Lage am schiffbaren Flusse förderte Verkehr und Handel und hob den Ort alsbald zum Range einer kleinen Metropole. 1307 erließ der Magistrat bereits ein Polizeistrafgesetzbuch. Der kilometerlange Burgrücken mit seinen Steilhängen, geschützt durch Salzachfluß und Wöhrsee, bot eine seltene Gelegenheit, die natürliche Wehr auszubauen, und so war am Ausgang des 15. Jahrhunderts ein Bollwerk errichtet, das mit individueller Bauart stolze Trutzhaftigkeit verband und allenthalben Bewunderung und Staunen einflößte.

Als das Sandtnersche Modell entstand, hatte Burghausen schon 70 Jahre seiner Blütezeit hinter sich. Ruprecht von der Pfalz, der Schwiegersohn Georgs des Reichen, ließ 1504 nach der Einnahme von Burg und Stadt den „Schatz“ auf 70 sechsspännigen Wagen nach Neuburg an der Donau bringen. Burghausen ward von da ab Haupt- und Residenzstadt und blieb es bis zum Teschner Frieden 1779. Wohl wurde das Schloß ab 1504 noch für kurze Zeit als Residenz der oberbayerischen Herzöge benützt, doch wird schon 1514 vom Schloßhauptmann Kuno von Wallbrun auf Neuegloffsheim berichtet, daß er das „Innere Schloß“ bewohnte. Der letzte Schloßhauptmann Rudolf von Donnersberg führte die Aufsicht über die Haft des Feldmarschalls Gustav Horn. Die Reihe der Vizedome beginnt 1641; mit Ferdinand von Wartenberg beziehen noch ihrer zwölf des „Herzogs Stuben“ in der Hauptmannschaft. Graf Adam von Taufkirchen jedoch verlegte seinen Wohnsitz in das von ihm erbaute Palais in der Stadt. Dieses für die Baugeschichte der Burg wichtige Ereignis fällt in das Jahr 1736. Nun folgt die Zeit einschneidender baulicher Veränderungen. Die Burg wird Garnisonszwecken dienstbar gemacht und der Haupttrakt in eine Kaserne umgewandelt. Um Turn- und Exerzierplätze zu erhalten, wurden der hohe Turm bei der Roßschwemm und die Marställe im 2. Hofe niedergelegt sowie der „Lange Kasten“ im 4. Hof auf Abbruch versteigert; dagegen im Vizedomgarten an den gedeckten Gang zwischen Folter- und Hexenturm um 1752 in wenig schöner Form das „Zuchthaus“ gebaut. Anfangs des 19. Jahrhunderts wurde die „Schütt“ samt dem unter ihr liegenden Zwinger, sowie der zugehörige Rentmeister- und Pestnitzerturm abgetragen; schließlich fielen 1836 auch noch die Turmmauern des Teufels- und Sauzwingers, welche das Material für den Bau der Ludwigsstraße hergaben. Schon während des Dreißigjährigen Krieges hatte man angefangen, den mittelalterlichen Befestigungen gegen Nord, West und Süd Erdwerke nach dem System Vauban vorzulegen. Kaiser Franz II. war im September 1800 nach Burghausen gekommen, um die „weiter ausgebauten“ Verschanzungen vor dem Öttinger- und dem Johannis-

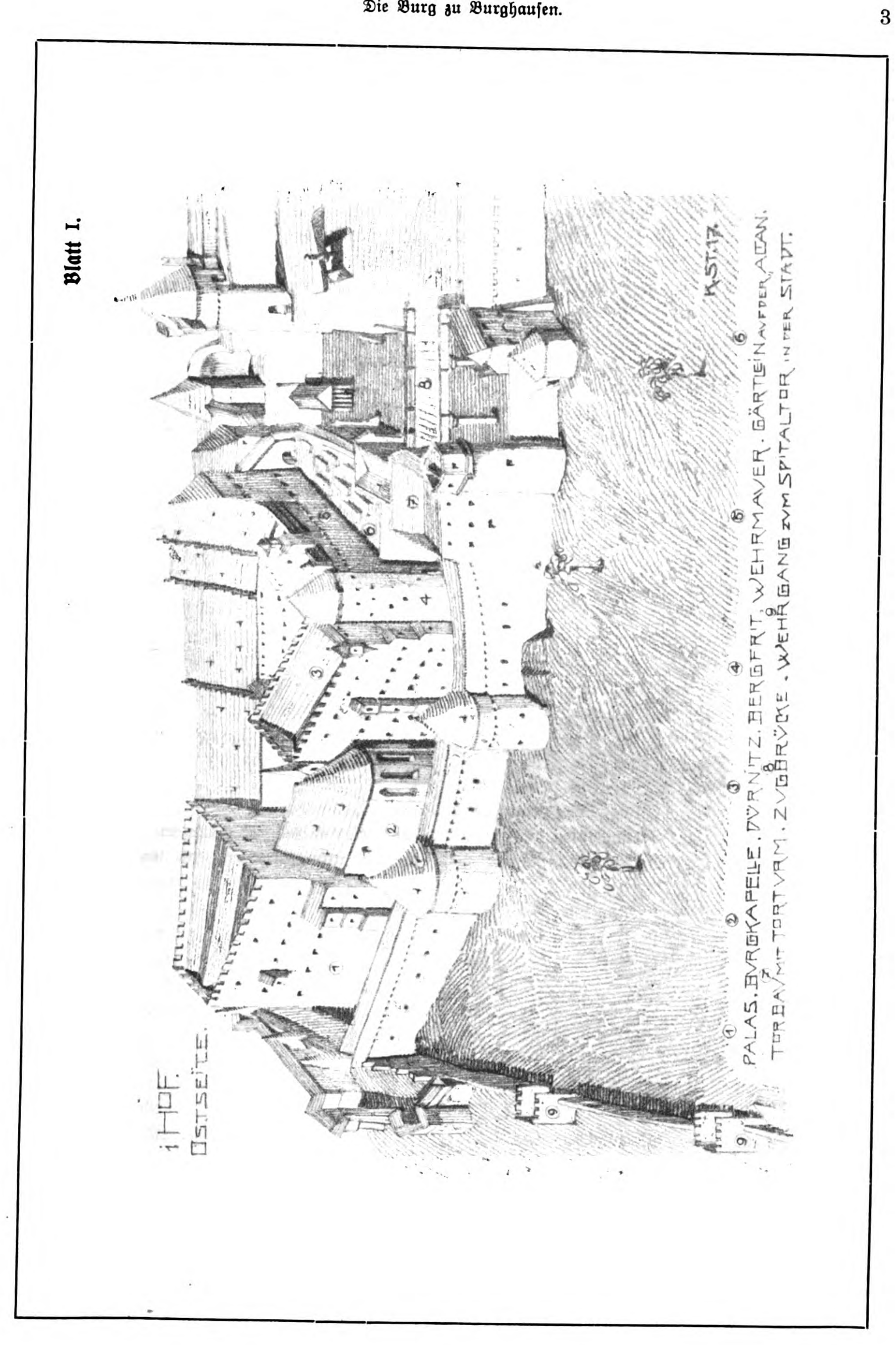


tor zu besichtigen. Im Dezember desselben Jahres aber wurden diese Befestigungen von den Franzosen unter General Ney, der nach der Schlacht bei Hohenlinden in Burghausen sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, bereits wieder abgetragen. Es gingen auch verschiedene Teile der Burg an Private über, in deren Besitz sie zum Teil noch heute sind; willkürliche Veränderungen und Anpassungen an Zwecke, die der ursprünglichen Bestimmung gänzlich entgegengesetzt waren, fanden fortwährend statt; selten erhob sich eine warnende Stimme. Und doch, trotz des Um- und Einbauens, des Abtragens und Erweiterns deckt sich für den flüchtigen ersten Blick das heutige Bild, wie es die Burg vom österreichischen Ufer, noch mehr aber vom Eggenberg im Westen aus bietet, im großen und ganzen mit dem Sandtnerschen Modell, und ein Versuch, der Entwicklungsgeschichte der Burg, soweit sie die letzten Jahrhunderte betrifft, näher zu treten, scheint immerhin einigen Erfolg zu versprechen. Dr. Hubers Geschichte der Stadt Burghausen und die Kunstdenkmale Bayerns, Bez.-Amt Altötting, weisen hiebei in ihren Quellenangaben den Weg. Aus dem überreichen Material der Archive wurden zur Untersuchung herangezogen ein Inventar der Munition im Schlosse Burghausen, aufgenommen vom Hauptmann Sigmund von Pfeffenhausen anno 1533, zwei Inventare der Munition und Fahrnis des Schlosses Burghausen aus den Jahren 1542 und 1563, eine Mautrechnung aus dem Jahre 1571, ein im Jahre 1648 nach dem Sandtnerschen Modell aufgenommener Plan des Tobias Volckhmer des Jüngeren, „Ihrer Churf. Durchl. Mathematicus u. Feldmesser" und ein spezifizierter Plan der Haupt- und Regierungsstadt Burghausen samt des churf. Schlosses, den der Hofmaurermeister Glonner 1777 ausgearbeitet hat. Der Volckhmersche Plan ist in natürlicher Größe vom Sandtnerschen Modell (Maßstab 1:600) abgenommen; der Glonnersche Plan ist im Maßstab etwa 1:1380 gezeichnet. Dem Volckhmerschen Plane fehlte aber die Legende; nur einzelne Bezeichnungen und meist solche, die auch die Tradition festgehalten hat, finden sich eingeschrieben. Zur beabsichtigten Ortsbestimmung herangezogen wurden ferner die Hofhaltungsordnung Ludwigs des Reichen und Albrechts IV. Bei ersterer mußte dem Umstande Rechnung getragen werden, daß sie aus dem Jahre 1463 stammt, Georg der Reiche aber 1488 die „Veste" erweitern und verstärken ließ. Das Munitionsinventar des Hauptmanns und Büchsenmeisters Sigmund von Pfeffenhausen jedoch gewährt mit der Benennung der Geschützstände, die vom Fürstenbau in der Richtung nach dem Rentmeisterstock erfolgt, die meisten Anhaltspunkte. In den Türmen, auf welchen das „Hacken- und andere Gescheutz" allenthalben verordnet ist, wohnt fast immer ein adeliger Hofbeamter, und es bleibt mit wenig Ausnahmen bis zum Ende der Regierungszeit der jeweilige Turm dem ursprünglich zugedachten Amtssitze verbunden.

Die dieser Abhandlung beigegebenen zwölf Zeichnungen (I—XII) nach dem Sandtnerschen Modelle folgen von Süden nach Norden in der vom Munitionsinventar eingehaltenen Richtung den sechs Abschnitten der Burgbefestigung, die durch Torbauten voneinander getrennt sind. Das letzte Blatt bringt den Geschützturm auf dem Eggenberg, ein Bollwerk für sich, das mit dem Haupttrakte durch einen gedeckten Wehrgang in Verbindung steht. Wo es die Häufung der Gebäudeteile erforderte, wurden, wie beim 1. und 6. Hofe, Ost- und Westansicht gezeichnet; bei Hof 2 und 3, 4 und 5 veranschaulichen aber beigegebene Ansichten die „gegenüberliegende" Architektur; bei Hof 3 sind außerdem verschiedene Formen von Mauerzinnen abgebildet, wie sie beim Fürstenbau vom oberen auf den unteren Zwinger laufen oder von den Wohntürmen auf die anschließenden Wehrmauern überleiten. Ihrer mutmaßlichen Bedeutung soll an zugehöriger Stelle gedacht werden.

1. Hof, Ostseite (Blatt I).

Den ersten Hof beherrscht der zinnengekrönte Palas (Fürstenbau) (1) im trapezförmigen Grundriß; die innere Schloßkapelle (2) schiebt sich über die mit einem luftigen Erkertürmchen geschmückte Dürnitz (3) vor; die Dürnitz überragt der Bergfrit (4), von dem eine Wehrmauer zur Kemenate hinüberführt; vor der Wehrmauer (5) liegt das „Gärtlein auf der Alton" (6) und der Torbau (7) mit der Zugbrücke. Der Rundturm des Torbaues flankiert den Halsgraben und die Zwingermauer, deren


Blatt I.
i HOF.
OSTSEITE.
K.ST.17.
① PALAS. ② BURGKAPELLE. ③ DÜRNITZ. ④ BERGFRIT. ⑤ WEHRMAUER. ⑥ GÄRTLEIN AUF DER ALTAN.
7 TORBAU MIT TORTURM. 8 ZUGBRÜCKE. 9 WEHRGANG ZUM SPITALTOR IN DER STADT.

stumpfe Winkel von 2 runden Schalentürmen betont werden. Die von dem Mauttor der Stadt heraufkommende Wehrmauer (9) schließt den vorgelagerten unteren Zwinger ab und ist mit der Zinnenform B geschmückt. (Siehe Nebenzeichnung auf Blatt IV!) An den Zwingermauern und Türmen fehlen heute die Wehrgänge und Balkenschirme; die jetzt mit Zinnen geschmückten Mauerkronen der Zwinger am 1. Hofe geben daher ein unrichtiges Bild von der ursprünglichen Form; an Stelle der ehemaligen Grabendächer und Zinnen auf Palas und Dürnitz ragen nun Steildächer, und auf der Plattform des Palas genießt man einen schönen Überblick über Burg, Stadt und Landschaft.

Der Palas beherbergt jetzt eine Gemäldegalerie. Ehedem war im ersten Stocke „des Herzogs Stube"; der gotische Unterzug der Balkendecke ist noch vorhanden. Auf dem Fletz vor des gnäd. Herrn großer Stube standen nach dem Hausinventar von 1542 73 Hellebarten, 98 Hacken, 26 Doppelhacken und eine lange Truhe. Wer seinen Blick zur Decke richtet, gewahrt eine gotische Mauerlatte, auf 5 Eichenkonsolen ruhend, die die Jahrzahl 1483 trägt. Um den Fletz gruppieren sich: des gnäd. Herrn Kammer, das kleine Stüblein und des Türhüters Kammer. Doch das war schon in jenen Zeiten, wo die Münchner Herzöge von dem Schlosse Besitz ergriffen hatten. Das genannte Inventar berührt mit keinem Worte die Einrichtung des 2. und 3. Stockes mit ihren zahlreichen Gemächern. Was für einen wertvollen Einblick müßte man erst aus einem solchen Verzeichnis aus den Tagen Ludwigs des Reichen erhalten? Von ihm heißt es, daß ihm der Adel „desto lieber" zugeritten sei, weil der Herzog so kostfrei gewesen; Rennen, Stechen, Turnieren und alles Ritterspiel ward täglich viel gepflogen an seinem Hofe; man drängte sich zum Dienste des Herzogs, dessen Freigebigkeit mit seiner Prachtliebe wetteiferte. Während also die Obergeschosse des Fürstenbaues für die adeligen Gäste bereitgehalten wurden, diente das Erdgeschoß zur Beherbergung des Gefolges. Man erinnert sich heute noch des mächtigen Kachelofens und der kleinen vergitterten Fenster, die einst den dreischiffigen untersten Raum des Palas auszeichneten.

An der Hochtreppe zum Palas steht noch der alte Pfosten mit der Jahrzahl 1533. Die Wand zierte früher ein hohes Kirchenfenster, das jetzt zugemauert ist. Unter dem Treppenpodest liegt der Kerker mit der gotischen Inschrift: „Dir mein trew wolfgang von pienzenaw, ritt".

Der letzte Gefangene von Rang aus der Zeit herzoglicher Hofhaltung war der Kanzler Georgs des Reichen, Graf Wolfgang zu Neukolberg, der wegen des Verdachtes, das Testament des Herzogs an die Münchener Herzöge verraten zu haben, in das finstere Gewölbe gesetzt wurde, und der mit dem Herzog zu Anfang der Haft noch aus „einem Hafen" essen durfte.

Ein späterer Gefangener, der schwedische General Horn, berichtet, daß er 12 Fenster in seiner Wohnung habe und gegen die Stadt heruntersehe; auf dem Sandtnerschen Modell sind die 12 Fenster im 2. Obergeschoß des Palas unschwer zu zählen.

Die innere Schloßkapelle (2) ist in ihrer alten Bauweise, die den Übergangsstil des 13. Jahrhunderts zeigt, restauriert; hiebei wurden die alten Fresken des Chores aufgedeckt. 1342 war Kaiser Ludwig der Bayer öfter in Burghausen und begabte am 9. Juli „die cappele auf unnserm burge zu burckhausen, die inn Sannd Elspeten ehren, zevoderst Sannt Georgen u. Rueppvechten gebauen, gestifft u. geweihet ist", mit vielen Stiften und Gilten in Geld und Naturalien. Der Name „zu Sankt Elspeten u. den aindlef-tausend Maid" (11000 Jungfrauen) wird in Urkunden öfter genannt. Die Einrichtung der Kapelle war zu jener Zeit reicher als jetzt: in der Abseite zu S. Elspethen war ein S. Katharinen-Altar, um 1417 wird ein Wenzeslaus-Altar und auf der „Porkirchen" ein Heilig Geist-Altar genannt. Angestellt waren 4 Kapläne, und es mußten jeden Tag ein feierliches Amt und drei hl. Messen gelesen werden.

Der Kapellenschatz enthält einen vergoldeten Kelch aus dem frühen 17. Jahrhundert und ein Rauchfaß mit der Jahrzahl 1583, die Arbeit eines Burghausener Gürtlers. Am weitesten zurück datiert die Turmglocke mit einer Inschrift, die sich auf den Sieg Herzog Ludwigs des Reichen über das Reichsheer bei Giengen am 19. Juli 1462 bezieht. Auch der gotische Türring ist noch erhalten.



Über den Zweck der Dürnitz (3) ist man sich häufig im unklaren. Wozu sollte der zweischiffige und fünfjochige Raum gedient haben, wenn nicht zur Abhaltung der Hoffeste? — Die Phantasie hat diesen Raum deswegen auch mit Gemälden geschmückt und seine Wände mit kostbaren Teppichen und Waffen behangen. Die Inventare aber besagen anders: Der sog. Rittersaal war der Wirtschaftsraum der Burg, in dem die täglichen Mahlzeiten an 38 Tischen eingenommen wurden; nach der Haus- und Hofhaltungsordnung aus der Zeit Albrechts IV. speisten am ersten Tisch des Hauptmanns drei Knecht, des Kuchenmeisters Knecht und der Hofgerichtsunterschreiber; am andern Tisch zwei Bäcker, zwei Müller, zwei Bräuer und ein Hoffischer; am dritten und vierten Tisch vierzehn Stuhlknappen; am fünften und sechsten Tisch zwanzig Wächter; darnach folgten die Amtleut und Hofgerichtsschreiber, Hauspfleger, Köche, Kellner, Büchsenmeister, Kuchelschreiber, der Hofmetzger, die Aufträger, Einkäufer, Küchenbuben, Torwärtel usw. Wie zahlreich mag das Tischpersonal erst im 15. Jahrhundert gewesen sein?

Da die Dürnitz der einzige heizbare Raum für das Hofgesinde war, schmückte sie zweifellos ein mächtiger Ofen oder Kamin. In Wandkörben standen die Eßgeräte und -geschirre, und in Truhen lagen die Tischlaken; da die Stuhlknappen und Wächter stets ihre Wehr bei sich hatten und zur kalten und stürmischen Jahreszeit in Mäntel gehüllt waren, befanden sich zum Ablegen solcher Gegenstände wohl auch Waffenbretter und Kleidergestelle an den Wänden. In den hohen Fenstersitzen war ein passender Platz zu gelegentlicher Kleinarbeit; Schiebefenster gestatteten ein Hinrücken zum Licht. In der Dürnitz wurden dann und wann Versammlungen abgehalten, Verträge abgeschlossen und Urkunden unterzeichnet; da war der geeignetste Raum für Geschäftsabschlüsse mit Lieferanten. Die Chorknaben erhielten in der Dürnitz ihren Singunterricht. Zu gewissen Zeiten durfte man wohl Besuche zu kurzem Aufenthalte einladen; hier gab es auch Gelegenheit zu Spiel und Tanz; blieb man aber zu lange beim Trunke sitzen, so fuhr des Herzogs strenger Befehl dazwischen.

Die Dürnitz stand mit einer Küche in Verbindung, so daß wahrscheinlich ein Schenkraum mit Kredenzen den Übergang bildete. Sandtners Modell zeigt an der Außenseite der Südmauer zwischen Sakristei- und Schatzkammerdach ein spitzbogiges Fenster. Als man später die Sakristei vergrößerte und ihr Pultdach an die Dürnitzwand zu liegen kam, wurde diese Lichtzufuhr vermauert; gelegentlich der Restauration kam dann ein Heiligenbild in die Nische.

Unter der Dürnitz befindet sich in gleicher Ausdehnung der zweischiffige, gewölbte Zehrgaden, welcher die reichen Speisevorräte enthielt. Über der Dürnitz lag das Tanzhaus, ein weiter Festsaal mit flacher Decke. Das Inventar der Munition und Fahrnis nennt 1542 in den mittleren Gemachen des Frauenzimmers eine Kammer „gegen das Tanzhaus", in welche vom Tanzhause herüber zwei Truhen geschafft wurden. Eine Reihe von Fenstern über dem Tanzsaal (Blatt II, 5) läßt unterm Grabendach der Dürnitz Unterkunftsräume für die männliche Dienerschaft vermuten.

Südlich an die Dürnitz stößt die Schatzkammer, über deren Eingang noch in gotischen Ziffern 1484 steht. Als der Schatz im Mai 1504 in die Hände des Pfalzgrafen Ruprecht von Neuburg kam, war auch der „Godsberat" der hl. Kapelle in Altötting im Werte von 80000 Gulden und 7 Zentner 11 Pfund ungemünztes Gold dabei; „der Schatz wurde 1503 im November von Herzog Georg wegen ‚besorglicher Läufe' nach Burghausen in das sichere Gewölbe gebracht", klagt Propst Johann von Altötting.

Im Norden der Dürnitz lagen außer der Küche noch die obere Kellnerkammer, die Kammer und Stube des Pflegers und die Gemache des Hauptmanns. Dieser ganze, durch sämtliche Stockwerke gehende Raum war teils von der Dürnitz, teils von der steinernen Stiege im Bergfrit (4) aus zu erreichen. An der steinernen Stiege, einer Spindeltreppe, die unter das Dach des Turmes führt, lagen 1542 die Harnaschkammer und die Kammer des Küchenmeisters, während 1533 der von den Gerichten eingeforderte Harnasch in der hinteren Kammer im mittleren Gemach des Frauenzimmers aufbewahrt wurde. — In Garnisonszeit wurde zwischen Dürnitz und Bergfrit ein großes Treppenhaus eingelegt, so daß nur mehr



die Küche und der östliche Teil der genannten Gemache erhalten blieb.

Der Bergfrit flankiert das Tor am innern Burghof. Der Name Bergfrit kommt in den Inventaren nicht vor. Um den Bergfrit lief der rotgetünchte Balkenschirm des Mantels oder der Wehrmauer (5) herum. Auf dem Modelle ist dies nicht angedeutet, aber man kann das in Wirklichkeit an den zugemauerten Scharten und Kragbalkenschlitzen erkennen. Der Turm (4) überragt den Mantel um zwei Stockwerke; sämtliche Geschosse des Turmes sind durch eine steinerne Treppe und einen inneren Aufzugsschacht miteinander verbunden. Das Erdgeschoß hat zwei Schießluken, das erste und zweite Obergeschoß vergitterte Lichtscharten, das dritte Obergeschoß enthielt die auf sechs Rundbogennischen verteilte Wehreinrichtung und das vierte und fünfte Obergeschoß Wächterstuben; vom obersten Stockwerk führt eine Verbindung zum Erkertürmchen an der Ostseite der Dürnitz hinüber; das erste und zweite Obergeschoß dienten als Magazine.

Sankt Elspethentor ist das Tor mit dem Fallgitter im Burghof, das durch den drei Meter dicken Wehrmantel (Blatt II, 3) führt und auf der Hofseite durch ein Fresko geschmückt ist. Auf Sankt Elspethentor „bei dem Kalbermoser in Jörgen Kalbermosers Turm“ stehen sechs Hackenbüchsen, ein Truhel mit Pulver darin, 600 Kugeln, Zintbuxel, Ladung, Ladstecken und Zintrueten. Demnach wäre der Kalbermoserturm mit dem Bergfrit identisch. Es läßt sich vorerst nicht sagen, wer der Kalbermoser war, ob oberster Stuhlknapp, ob Küchenmeister oder Torwart.

Eine gleichstarke Position ist das innere Tor bei der Gesellenstube (Blatt I, 7 oder Blatt II, 2); damit ist der Torbau am Halsgraben (Blatt II, 1) gemeint. Der erste und zweite Hof bildet durch den Zwinger, der die beiden Höfe umgibt, gewissermaßen etwas Zusammengehöriges; in späteren Urkunden werden die beiden Höfe stets die „Hauptmannschaft“ und das diese nach Norden abschließende Georgstor als „äußeres“ Tor genannt. Auf dem inneren Tor stehen sieben Hackenbüchsen; die vordere Wehrmauer auf dem Gärtlein (Blatt I, 6) trug ebenfalls den Balkenschirm; ihre Geschützstände gehörten vermutlich zum inneren Tor. Von der Gesellenstube gelangt man über das Gärtlein zu einem Turm, der zum ersten Stock der Kemenate emporführt und dieser einen wirksamen Abschluß nach Norden verleiht.

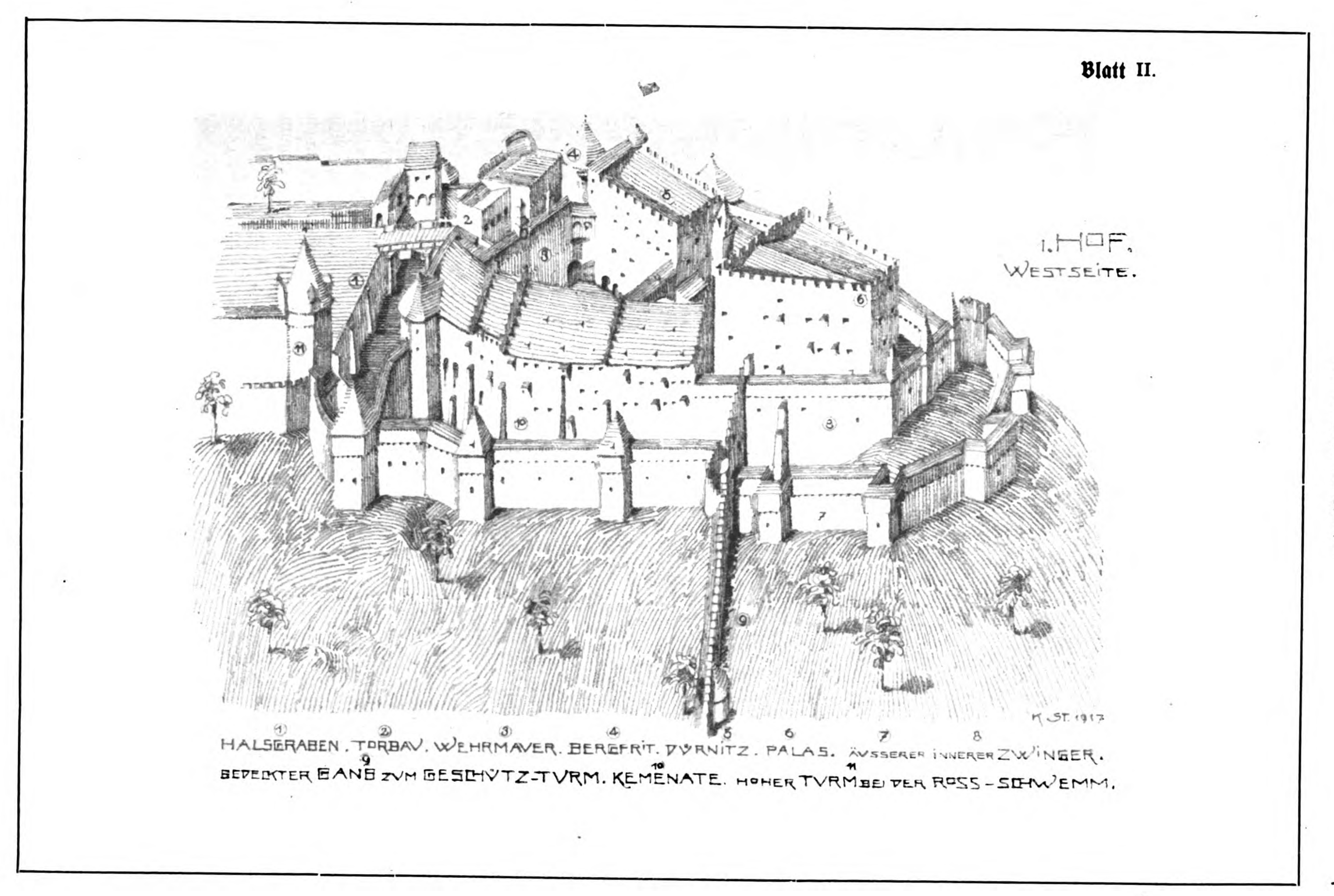
Das Munitionsinventar beginnt mit der Aufzählung der „groß und klein puxen“ hinterm Frauenzimmer unter der Schießlucken; es folgen dann vier Türme mit je zwei Hacken, wie Hochhofers-, Atalers-, Laglmaiers- und Reichhornsturm; wohl jene Türme, die die Zwingmauern flankieren; zwischen dem inneren Tor und Sankt Elspethentor nennt das Inventar das Mültor und Lienhart Kochs Turm. Es fehlen die Anhaltspunkte für die Ortsbestimmung dieser Türme mit Ausnahme des Mühltors (Blatt XII, 2), womit der Turmdurchlaß bei der Hofmühle an der Wöhr gemeint ist. Aus einer Stelle des Munitionsinventars ist zu entnehmen, daß die Wohntürme zu Inhabern meist adelige Herren hatten, daß aber auch in anderen Türmen Hacken- und anderes „gescheutz“ stand: „So sein im Spanierdurchzug 1533 von dem buxenmeister, hievor gemelt, ausgeteilt in aller herrn u. andern turm des Schlusses zu dem Geschütz in der eil zu gepranchen 4 claine fassl mit pulfer . . .“

Erster Hof, Westseite (Blatt II).

Der ganze Flügel, der sich vom Fürstenbau gegen Norden zum tiefen Halsgraben hin erstreckt, heißt im Inventar des Hauptmanns von Pfeffenhausen schlechthin das „Frauenzimmer“ (Kemenate) (10). Am Modelle Sandtners sind deutlich vier Teile zu unterscheiden. Diese Trakte sind durch eine Art zinnengekrönte Feuermauer voneinander getrennt; die Fußböden und Decken der inneren Gelasse sind verschieden hoch gelegt; dem vorderen und mittleren Bau wurde in der Garnisonszeit ein Stockwerk aufgesetzt, vom nördlichsten Teil das Steildach erniedrigt. Die Hoffassade der Kemenate zierte eine zweite Freitreppe gegenüber jener zu des Herzogs Stube, sowie ein dahinter vorspringender zweifenstriger Erker; der Balkon über dem Hofeingang zur Hauskapelle sowie das darunter weit vorspringende Schutzdach wurden abgetragen.

Die Kemenate war ehedem ein schmaler Flügel, der später nach Westen hin eine Angliederung erfuhr, so daß jetzt die ehemalige




Blatt II.
I. HOF.
WESTSEITE.
K. ST. 1917
① HALSGRABEN. ② TORBAV. ③ WEHRMAVER. ④ BERGFRIT. 5 DVRNITZ. 6 PALAS. 7 ÄVSSERER 8 INNERER ZWINGER.
9 BEDECKTER GANG ZVM GESCHVTZ-TVRM. 10 KEMENATE. 11 HOHER TVRM BEI DER ROSS-SCHWEMM.

Außenmauer wie eine Scheidewand zwischen Fletz und Gemachen liegt. Unter der Kemenate befinden sich Bad und Weinkeller, und zwischen beiden führt ein Treppenbau zum Zwinger und Mühltor hinunter. Folgende Stelle der Hausordnung bezeugt die Badeanlagen: Aus bevelch meiner genedigen frawn und in beisein Irer camerfrauen der alten Winckhlerin zerschneiden lassen 6 Stuckhl Leinbat lautt des Registers daraus sein gemacht 2 große Pannctuecher ins Pad über die 3 Pennkh und den Poden herab. Mer zwen Pad Menntel, zwai Padtuecher und 4 Haubtuecher, auch einen Padsagkh.

Die Lage der Hauskapelle ist an dem Modelle aus den hohen Bogenfenstern neben dem Turm der Kemenate ersichtlich; daneben lag wohl des Klausners Gemach. Der schöne gotische Fletz, zu dem die erste Freitreppe vom Hof heraufführte, stand mit dem Obergeschoß des Palas durch eine Türe in Verbindung. Zwischen diesen beiden Freitreppen liegt im Hof vor dem Eingang zum Erdgeschoß des Fürstenbaues eine aus Tuff gemauerte Zisterne, jetzt mit Schutt überdeckt und überpflastert. Sie war das Sammelbecken für Nutzwasser aus dem Grabendache des Fürstenbaues.

Das Inventar zählt zu den Gemachen des Frauenzimmers: Stuben und Zimmer der gn. Frau, eine zweite Stube, sodann der Jungfrauen Kammer und Stuben mit einem Vorplatz für zwei Tisch, Kasten und Leibstuhl; ferner eine Zinn- und Leinwandkammer im mittleren Teile des Frauenzimmers gegenüber dem Tanzhaus, eine lange Stube und Kammer mit 9 Betten, 1 zwifachen und 2 gemeinen Tischen, 1 Schenktisch und 2 zweischläfrigen Betten; sodann die Kapellenstube mit Vorplatz, die Kammer der Hofmeisterin, die Silberkammer und des Klosners Gemach, eine vordere Stube und Kammer, „so jetzt zur Kantzlei verordnet ist". Zurzeit der Hofhaltung vor 1504 ist auch dieser Teil der Burg bis in die Mansarde hinauf bewohnt.

Die Hinterlassenschaftsinventare der Herzogin Hedwig gewähren einen Einblick in die Ausstattung dieser Räume. Als man die Herzogin in der Wittelsbacher Gruft des nahen Stiftes Raitenhaslach zur letzten Ruhe gebettet hatte, ließ ihr hoher Gemahl die Kleider aus den Kästen der Frauengemächer, das Bettzeug und Pelzwerk aus den Truhen im Gewölbe bei der Kapellenstube herüber in den Palas tragen. Leider war all den kostbaren Sachen auch hier nur ein kurzer Aufenthalt gegönnt. Wer sich noch mehr in den Geist jener Zeiten zurückversetzen will, der lese im 36. Bande des „Oberbayerischen Archivs" Herzog Ludwigs Ordnung für die „Eysenhoferin", die Hofmeisterin seiner Gemahlin, was sie im Frauenzimmer ausrichten und wie sie sich mit den Jungfrauen und anderen halten soll. Über die Kleiderordnung der Herzogin Hedwig berichtet Dr. Widmann in „Walhalla", 5. Buch.

Von dem Turm am Nordende der Kemenate führt eine Mauer zum hohen Turm bei der Roßschwemm (Blatt II, 11), den tiefen Halsgraben sperrend, und eine zweite zu einem Flankenturm des Zwingers herüber. An beiden Stirnseiten des Halsgrabens stehen Hütten; die Hütte an der Ostseite überdeckt einen tiefen Brunnen, der im Munitionsinventar bei Gelegenheit der Rechenschaft über verbrauchte Bleibarren Erwähnung findet: „Auch so hat Meister Linnhart Zimmermann vergossen zum dieffen Pronnen im Graben" usw. Der Halsgraben (Blatt II, 1) ist durch eine steinerne Wendeltreppe vom zweiten Hof aus, deren unterer Ausgang überdacht ist, erreichbar. Da wo die Stirnmauer des Halsgrabens an den Zwinger des zweiten Hofes stößt, gestattet ein schmales Häuschen einen umfassenden Überblick über Torbau, Schlagbrücke, Wehrmauer und Halsgraben. An der Außenseite des Grabens sieht man einen niedrigen Rundturm (Blatt I), auf dessen Zweck eine noch sichtbare Schießscharte deutet.

In der Gesellenstube auf dem Torbau verrichteten Schneider, Schuhmacher, Sattler, Drechsler, Schreiner usw. ihre Arbeit, für sie gab es jahraus und -ein zu machen und zu bessern; in der Hofhaltungsordnung des Herzogs Ludwig des Reichen heißt es: „Sind unter den Stuhlknappen solche Leute, die besondere Arbeiten verstehen, des Schreinerhandwerks oder Spindeldrehens oder anderer Dinge kundig sind und wollen an den Tagen, an welchen sie auf die Tore und an andere Ende beschieden sind, nicht der Wache obliegen, sondern ihren Arbeiten auswarten, so soll man solches keinem gestatten." Im Erdgeschoß des Torbaues liegt die Torstube, die auch zu Gar-



nisonszeit noch denselben Zwecken dienstbar war; in der „Indern Torstuben" standen sieben Tische, vor der Stube eine Messingspritzen, fünfundzwanzig lederne Eimer zum Löschen und sechzehn Hellebarten. Weiter benennt das Inventar von 1563, daran anschließend, auf dem „Neuen pau" in der Kammer je 1 Spannbett, Federbett und Polster, ferner 2 Strohsäcke und 1 „Wachtschel". Die Ordnung des Torwärtls auf dem innersten Schlag- und Brückentor befiehlt 6—8 Torschützen. Die Torstube war geheizt. Der Torwärtl Hollerweger muß sich beim Aveläuten morgen mit den Torschützen auf und unter das Tor stellen, damit der Pfleger ihn, wenn er durch das „Inner tor" sieht, auch frei erkennen und sehen möge.

Zweiter Hof, Ostseite.
(Blatt III.)

Diese Abteilung der Burg wurde in der Regierungszeit, wie schon gesagt, zur „Hauptmannschaft" gerechnet; ihr ist nach Westen und Osten ein Zwinger vorgelagert. In den östlichen Zwinger mündet der Aufgang von der Stadt (1) mit verschiedenen Annäherungshindernissen, als da sind: Torbogen, Gittertor und ein Torturm (2) und noch zwei weitere Treppentore am Ausgang des Zwingers auf den Hof.

Im zweiten Hofe standen die Stallungen für die „raisigen" Pferde (5): „Mein gn. Herr Herzog soll haben zu seiner Gnaden Sattel 24 Pferdt, für den Herrn Kanzler 4 Pferd 3 Knecht, für die Grafen und Edelleut 73 Pferde, 40 Knecht". Der vor den Ställen liegende Röhrenbrunnen mit der Roßschwemm, der dahinterstehende hohe Turm (4), der den Eingang zum Zwinger an der Kemenate sperrt, und die Pfisterei (3) sind nicht mehr zu sehen; letztere wird in der Baurechnung genannt: „An der Pfister in der Hauptmannschaft ein Schloß abgebrochen, dazu gemacht 1 Schlüssel, das Jngericht gebessert und mit neuen Nägeln angeschlagen 1 ßh." (1571.) Noch steht der Ziehbrunnen vor der Pfisterei; auch die äußere Zwingermauer auf dieser Seite wurde abgetragen. Erhalten ist in ursprünglicher Gestalt das Georgstor und teilweise die Zwinger gegen die Stadtseite, die aber tief unter dem Zinnenkranz abgebrochen wurden. Eine Veränderung erlitt auch die Marstaller- und Fuhrknechtwohnung, die den Marställen gegenüberlag. Anno 1563 war in der „Marstaller Stubn aufm Hoff" nur mehr ein Tisch und zwei Bettstadten, im langen Stall und unterm Turm zwei Bettstadten und im großen Stall „gegen der Wuer" eine Bettstatt.

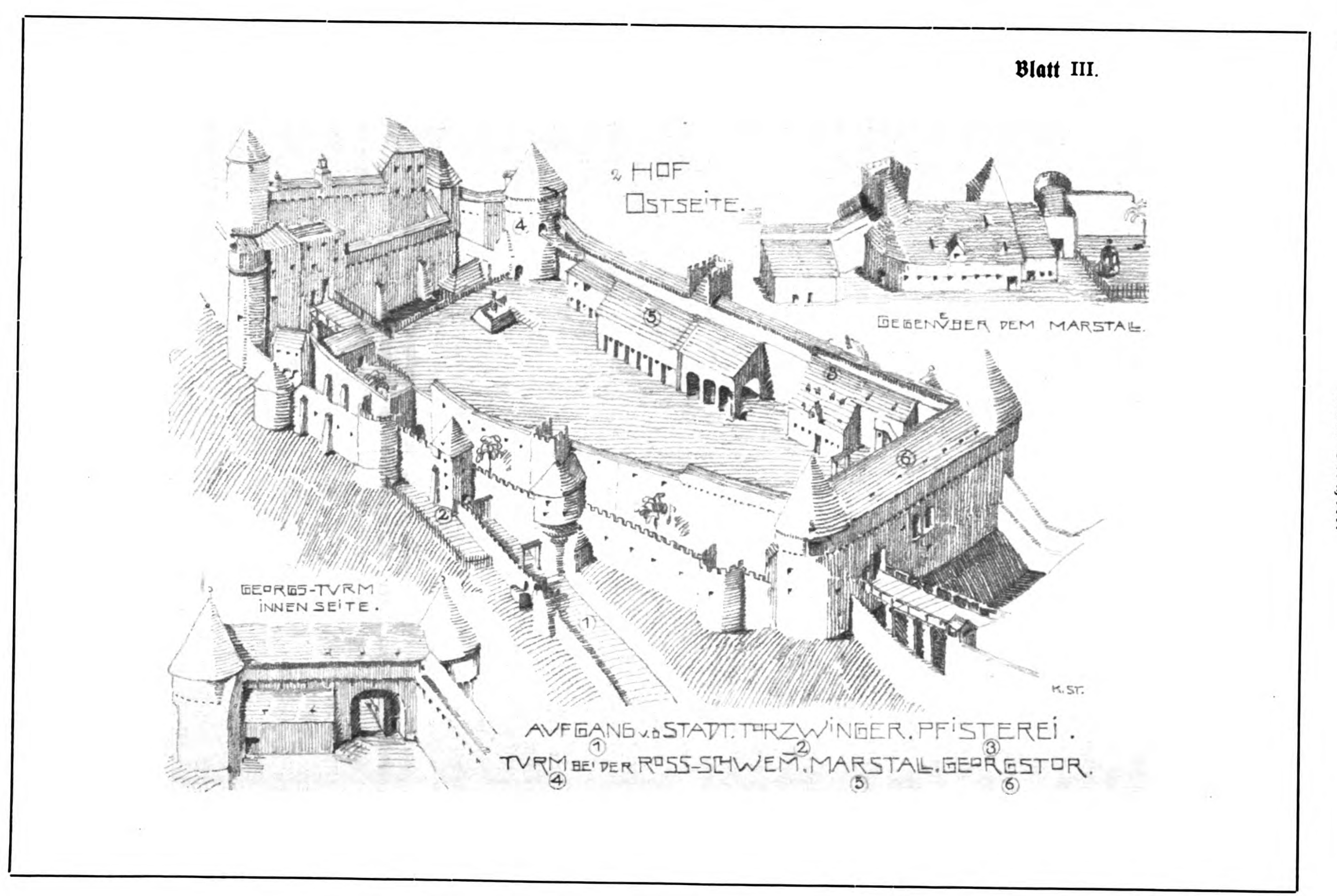
Die beiden Türme des Georgtores (6) sind durch einen mit Wehrschild versehenen Querbau verbunden. Statt des Balkenschirmes sieht man jetzt nur noch die zugemauerten Schlitze der Kragbalken und Schießscharten. An der Außenseite dieser fünf Meter dicken Wehrplatte prangt in gotischer Kartusche das bayerische und polnische Wappen. Der nach Norden anschließende Halsgraben ist im oberen Teil gemauert. Am 5. Februar 1494 gab Hofmeister Hans Ebran zu Wildenberg den beiden Wächtern am Sankt Georgstor auf Befehl des Herzogs eine genaue Ordnung, wie sie die Torwacht zu halten hatten. Die beiden Wächter Thomas Maynberger und Hanns Vogler mußten durch Handschlag an Eidesstatt dem Herzog geloben, des obgenannten Tores getreulich und mit Fleiß bei Tag und Nacht zu warten. Des Nachts mußten sie beide miteinander um des Ave Maria Zeit zusperren und des Morgens beide aufsperren, wenn jemand aus- und einfahren wollte. Sie mußten mit Armbrust und Büchsen gerichtet sein, auch sollte jedem geliehen werden eine Hackenbüchse vom Hof, womit sie sich zu Zeiten üben sollten im Schießen. Ohne Wissen und Erlaubnis durften sie Burghausen nicht verlassen, auch nur immer einer in die Stadt gehen usw.

Das Munitionsinventar nennt in dieser Abteilung den Hillbrandtsturm, den Turm, darauf das Pulver liegt, mit je 4 Hacken, den Talbergsturm mit 2 und den hohen Turm bei der Roßschwemm mit 4 Hacken. Will man auch im zweiten Hofe der eingeschlagenen Reihenfolge des Inventars gerecht werden, so muß man, fern vom Bereich der Stallungen, den östlichen Turm des Georgstors als Pulverturm nehmen; sein hohes Obergeschoß hat gepflasterten Bodenbelag.

Der Zwingerturm am untern Torgitter beim Aufgang von der Stadt hat eine Auskehlung für eine hinter ihm liegende abgetreppte Schießscharte, um den Eingang des Torturms (Hillbrandtsturm?) bestreichen zu können. Eine Stelle in der Hofhaltungsordnung Ludwigs des



Blatt III.


HOF OSTSEITE.
GEGENÜBER DEM MARSTALL.
GEORGS-TURM INNEN SEITE.
K. ST.
AUFGANG v.d. STADT. TORZWINGER. PFISTEREI.
TURM BEI DER ROSS-SCHWEM. MARSTALL. GEORGSTOR.

Reichen möchte man gerne auf diesen Turm mit der Auskehlung beziehen: „Es soll ein oberster Stuhlknapp auf dem Schlosse zu Burghausen sein und in dem großen Turm liegen, an dem man durch das erste Türlein abwärts in die Stadt geht.“ Mit Umgehung des Haupttores und der Schlagbrücken führte für Eingeweihte sehr wahrscheinlich ein geheimer Zugang vom untern Torturm (2) durch die beiden hintereinander liegenden Zwinger in das niedere Türmchen an der Außenseite des Halsgrabens und durch dessen Stirnmauer zum unterkellerten Erdgeschosse des Torbaues. (Blatt I, 7.)

Dritter Hof, Ostseite.

(Blatt IV).

Auf dem dritten Hof steht der „khurze Kasten“ oder das Zeughaus (1) und hinter ihm die Schmiedehütte; den Abschluß nach Norden bildet die Wohnung des Zeugwartes oder Büchsenmeisters (2). Aus der Wehrmauer vor dem Zeughaus springen drei Rundtürmchen vor. Von einigen kleinen Veränderungen abgesehen (das Steildach des Zeughauses wurde niedriger gemacht und die Schmiedehütte abgebrochen), ist hier der alte Bestand fast erhalten geblieben; der Blick vermißt kaum die offenen Häuschen auf der Mauer an der Brücke und im Garten des Büchsenmeisters.

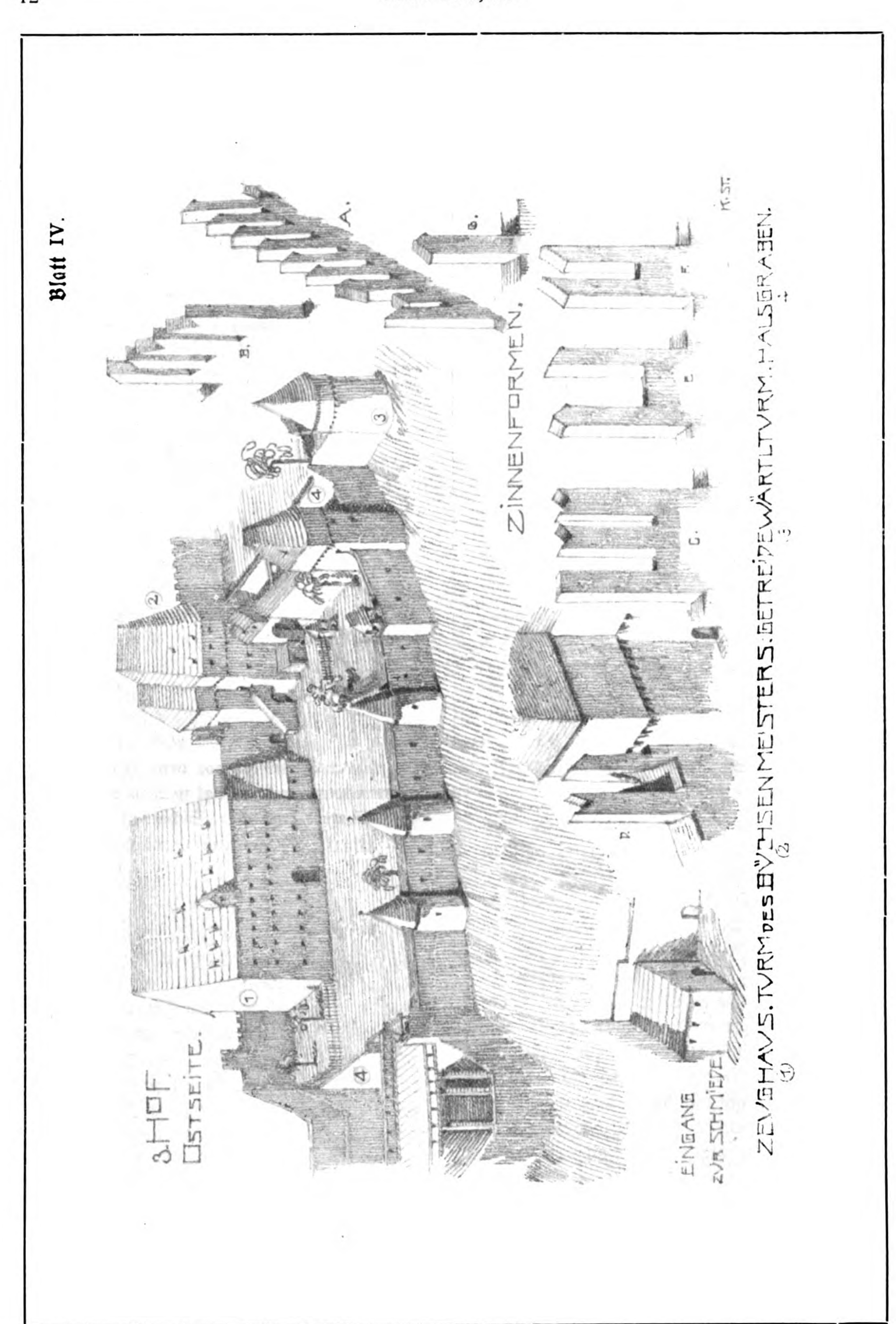
Das Inventar des Hauptmanns von Pfeffenhausen erledigte zuerst die Hauptmannschaft und ging dann hinüber auf den Eggenberg zum Geschützturm. Die Fortsetzung geschieht mit der Wehr auf dem Platz bei dem kurzen Kasten, bezw. mit jener in Hansen Nestlers Turm. Meister Nestler ist eingangs des Inventars als Büchsenmeister erwähnt. Der zur Wohnung des Büchsenmeisters gehörige kleinere Turm auf der Stadtseite enthält im Erdgeschoß eine Waschküche und ist mit dem Hauptturm durch eine Tormauer mit gedecktem Gang verbunden. Vor dem Tore ist Halsgraben und Schlagbrücke, zu deren Bedienung ein Torwärtl gehört.

Das oberste Stockwerk des Zeughauses war Getreidespeicher; noch ist an einem der sieben Pfeiler die Umschrift zu lesen: „Vierzechenhundert zwainczig Siben / Jm diennen dies Getraidts geschribm / Khein Haut noch Harr an Jenen Mehr / die disss Getraidt gedient hieher / Sellig ist der Ackhersmann / Vill seliger ders behalten kann / damit disss nit vergessen wird / hat man es wieder renouiert anno 1692 anno 1885“ . . . wie eben auch die Wappen am gegenüberliegenden Georgstor. In den untern zwei Stockwerken lagen 185 Geschütze, darunter der „Esl“, eine Steinbüchse, 116 Bleibarren, 517 Eisenkugeln, 452 Kartaunenkugeln, 400 Puschel Spieße, 202 Holzhacken, 186 Hauen, 198 Pickel, 344 Schaufeln, 124 Moltern, 20 Handtragen, 3 Sturmleitern, 250 Salzfaßl oder Pulverkübel, 24 Pechpfannen und ein großer Puschen Zündstricke; oben unterm Dach lagen noch 84 Faßl Pulver.

Gleich wie die Tradition an dem Turm des Büchsenmeisters als Zeugwärtlturm festhielt, so spricht sie die drei „Pfefferbüchsen“ vor dem Zeughaus als Wächterwohnungen an; doch ist nicht einzusehen, wie die zwanzig Wächter hier beständigen Aufenthalt nehmen konnten. Dagegen nennt das Inventar zwei messingene und ein eisernes Bockbüchsl, welche von anderen Türmen herabgetan wurden, um sie bei dem kurzen Kasten zu gebrauchen. Der kurze Kasten, der keine Schießlucken hat, war noch im österreichischen Erbfolgekrieg ein Hauptziel für Artillerie, was die vielen Geschosse beweisen, die bis jetzt im Berghange vor dem Zeughause gefunden wurden, und so hat wohl vor 500 Jahren die Sorge um die Sicherheit des wichtigen Punktes die Position verstärken helfen.

Auf diesem Blatte ist auch der verschiedenen Zierzinnen, die auf der Burg von den Wohntürmen zu den Wehrmauern überleiten, gedacht. Sie treten am deutlichsten beim Zeugwärtlturm als Schwalbenschwanzzinnen in Erscheinung. Das Volk hat dem scheinbar dekorativen Zweck dieser Zinnen eine symbolische Bedeutung unterschoben und sie als Schwurfinger bezeichnet. Die höhere wie die niedere Gerichtsbarkeit übte im Schlosse jedoch nicht der Zeugwart, sondern der Rentmeister aus. Erst 1732 ging die niedere Gerichtsbarkeit in der inneren Hauptmannschaft an den Vizedom Baron Freyberg über, den letzten jener zwölf Vizedome, die die Wohnung im Fürstenbau inne hatten; infolgedessen scheidet für die Zeugwärtlwohnung der sachliche Grund zur angezogenen Symbolik aus.




Blatt IV.
3. HOF
OSTSEITE.
ZINNENFORMEN,
A.
B.
EINGANG
ZVR SCHMIEDE
ZEVGHAVS. TVRM DES BVCHSENMEISTERS. GETREIDEWÄRTLTVRM. HALSGRABEN.
K. ST.

Vierter Hof, Ostseite.
(Blatt V.)

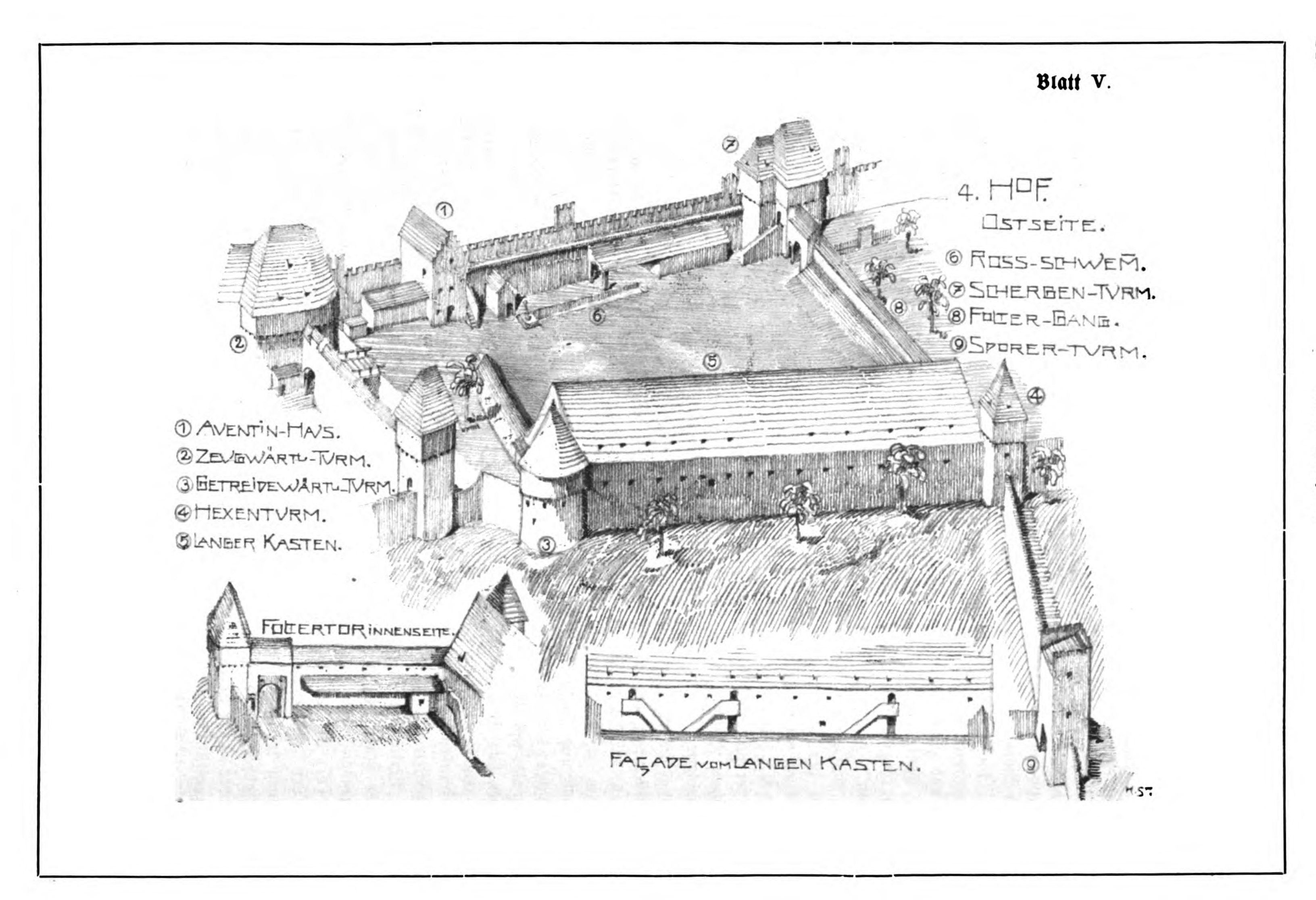
Der „lange Kasten“ (5) beherrscht die ganze Ostseite des Hofes; er wurde 1886 abgebrochen, um Raum zu gewinnen für einen Militärturnplatz. Die beiden flankierenden Türme, Getreidewärtl- (3) und Hexenturm (4) sind erhalten. Vom Hexenturm führt ein gedeckter Gang zum Sporerturm (9) auf die Hofbergstraße herab und ein ebensolcher Gang (8) zum Turm des Amtmanns, Folterturm (7) genannt, hinüber. Im Keller des Folterturms lagen die Gefängniszellen, im Erdgeschoß die Folterkammer, und zwar in der Torstube, da sich in dieser die Folterwerkzeuge befanden. Gegenüber dem langen Kasten, auch „Traidt- oder Haberkasten“ genannt, steht das Aventinhaus (1), das ehemals als Wohnung für den Geistlichen der inneren Schloßkapelle diente. Die Tradition verlegt in dieses Haus den Aufenthalt des bayerischen Geschichtsschreibers Aventin, der von 1509 bis 1510 als Erzieher der Prinzen Ludwig und Ernst auf dem Schlosse wohnte.

Der lange Kasten war ein zweistöckiger, massiver Tuffsteinbau, der in seinem Erdgeschosse Stallungen für ungefähr 100 Pferde, die Standbreite zu 1,80 Meter, enthielt. Im Obergeschoß und Dachraum lagen die Futtermittel, daher der Name. Die Stallungen waren gewölbt und die Obergeschosse durch drei Freitreppen von außen zugänglich. Der weite Hof war von dem langen Kasten durch einen schmalen Graben getrennt, der, wie es scheint, in die gedeckten Seitengänge mündete; so war durch die Vertiefung eine Art Rampe geschaffen, welche einen bequemen Einstieg in den Sattel ermöglichte. Auf dem Glonnerschen Plane (1777) ist der Graben zweimal überbrückt. Den Stallungen gegenüber lag ein Laufbrunnen mit Roßschwemme (6), die vor einigen Jahren den Tuff zum Neubau eines Zollgebäudes in der Stadt hergeben mußte und alsdann zugefüllt wurde. Am Aventinhaus (1) ist die spätgotische Fassade und die Freitreppe noch erhalten.

Die Südseite des Folterturms (7) ist durch Anbauten wesentlich verändert worden. Die Wehrmauer an der Wöhrseite hat auf dem Modell keinen gedeckten Wehrgang, sondern unterhalb der Zinnen einen offenen Laufsims. Der Turm des Amtmanns (7) wird im Munitionsinventar nicht erwähnt; nach des Büchsenmeisters Restlers Turm folgt „pruellers Kornmesserturm“ (3) und hernach der Turm des Kastners im fünften Hof. Des Amtmanns jedoch geschieht Erwähnung in der Mautrechnung: „Dem Ambtmann wird ein fuerschlagets Schloß gebessert; darzue gemacht ein Rigl und ain Feder samt dem Poden 12 Kr.; dem ambtmann 4 Scheiben eingebessrt 12 Kr.; in der Woche nach Letare am Gang so vom Ambtmann auf den langen Kasten in des Hauptmanns Garten führt eingedeckht 6 Pfd. 2 sh. 13½ pf; an Philippi et Jacobi Boschen gemaissen und dieselben an der Wuerleiten zwischen den Ambtmann und Pfleger eingelegt.“

Der Amtmann damaliger Zeit war Scherge, dem die Schergenknechte und -buben unterstanden. Diese Schergen waren durch die unangenehmen Aufgaben, die sie zu erfüllen hatten, allgemein verhaßt: Geben des Friedbotes an Kirchtagen, auf Jahrmärkten, bei Rauf- und Rumorhändeln, Eintreiben der Steuern und Strafgelder, Handhabung der peinlichen Frag, Einschlagung in Stock und Eisen, Abtreiben des Viehes in den Pfandställen usw. In den Umrittsprotokollen der Rentmeister des Rentamtes Burghausen (Dr. Hornung, Beiträge zur inneren Geschichte Bayerns) liest man: Es wurden gar seltsame böse Leute und Übeltäter, sogar Diebe als Schergen aufgenommen. Der Amtmann von Griental, Gericht Kling, sauft sich voll, schändet die Leute in voller Weise, schmäht sie und traktiert sie auch mit Streichen, er wurde wegen Fluchens an die Schandsaul geschlagen (1648). Ein anderer Amtmann, der von Prutting, büßte seinen Unfleiß im Eisen; der von Uttendorf ist so frech und mutwillig und ein Roßtauscher, daß er mit Anlegung der Schellen gestraft wurde . .

Der gedeckte Gang (8), der Folter- und Hexenturm verbindet, scheint im Erdgeschoß für den Verkehr zwischen Burg und Stadt bestimmt gewesen zu sein. Im Obergeschoß ist der schmale Gang durch vergitterte Fensterlücken erhellt. Eigentümlicherweise ist am Sandtnerschen Modell hinterm Foltertor kein Halsgraben, obwohl heute noch in dem Torbogen die Schlitze für die Ketten der Schlagbrücke,


Blatt V.
4. HOF.
OSTSEITE.
⑥ ROSS-SCHWEM.
⑦ SCHERGEN-TVRM.
⑧ FUTTER-GANG.
⑨ SPORER-TVRM.
① AVENTIN-HAVS.
② ZEVGWÄRTL-TVRM.
③ GETREIDEWÄRTL-TVRM.
④ HEXENTVRM.
⑤ LANGER KASTEN.
FUTTERTOR INNENSEITE.
FAÇADE VOM LANGEN KASTEN.

die allerdings später auf der Südseite des Tores zugemauert wurden, zu sehen sind. Die drei Stockwerke des Folterturms verbindet eine steinerne Spindeltreppe. Die Zelle des obersten Geschosses hat einen Vorraum; die Zelle selbst ist 1,80 Meter hoch, 1,75 Meter breit und 3,6 Meter lang. Die Keuche des zweiten Stockes hat 2,55 Meter Höhe, 2,80 Meter Breite und Länge und nach Osten eine Bogennische, die den Raum um 50 Zentimeter, bei 85 Zentimeter Breite und 97 Zentimeter Höhe, vertieft; die beiden Pritschen sind 10 Zentimeter starke Eichenbohlen mit Löchern zum Anbinden des Gefangenen bei Strafverschärfung. Der untere Stock ist zur Verteidigung eingerichtet: die stadtwärts gerichtete Schießlucke von 60 Zentimeter Höhe reicht aufs Pflaster herab, die seitlichen Schießlucken dagegen stehen höher und bestreichen die Wehrmauern. Anno 1690 saßen zwei Zauberbuben, 1692 gleich zwölf Zauberbuben auf einmal im Gefängnis. Ein Jahrhundert später wird eine Cäcilia Mauerin „in puncto infanticidii et sortilegii" enthauptet; selbst der Stuhl, auf dem sie gesessen, wurde auf kurfüstlichen Befehl verbrannt. In jener Zeit schmachteten übrigens die Menschen nicht gar zu lange in den Keuchen der Gefängnisse; die Strafgerichtsprozesse erledigten sich rasch, hauptsächlich infolge der peinlichen Frage. In Burghausen gab es sehr häufig Hinrichtungen; von 1748 bis 1776 starben im Regierungsbezirk Burghausen 1100 Menschen durch Henkershand. Die beiden Gefängnistürme reichten nicht mehr aus, und so wurde 1751 ein Zuchthaus gebaut, und zwar zwischen die beiden Gefängnistürme an die Nordseite des Folterganges — ein ungeschlachter Querbau, heute fast dem Verfalle nahe. Der Altertumsfreund würde es begrüßen, wenn statt des baufälligen Zuchthauses der alte Haberkasten, und zwar am alten Platze erstünde und dabei die Glonnerschen Pläne — im Besitze des Herrn Baumeisters Reiser in Burghausen — Verwendung fänden.

Fünfter Hof, Ostseite.
(Blatt VI.)

Am Nordende des fünften Hofes steht der Kastnerturm und mit ihm, durch Torbogen verbunden, der Kastengegenschreiberturm (2); ferner die Hedwigskapelle, der Gärtnerturm und das Spinnhäusl, sowie der große Vizedomgarten. Der Schlagbrücke über dem Halsgraben ist ein einfacher Torbogen vorgesetzt. Das Spinnhäusl, kenntlich an dem vorspringenden Halbturm an der Wehrmauer, war Arbeits- und Krankenhaus; hier wurden tagsüber die weiblichen Gefangenen beschäftigt und erkrankte Sträflinge in Behandlung genommen; letzteres erhellt aus einer Rechnung über 2 fl. 15 kr., welche der Scharfrichter 1770 für 3 Tiegel voll Salben verrechnete, um die Wunden zu heilen, die er geschlagen hatte .... Unter den gebräuchlichsten Torquierungsarten, wie leeres Aufziehen, verschärftes mit angehängten Steinen, Daumenstock und Spitzruten, war letztere Art besonders grausam (Dr. Hornung).

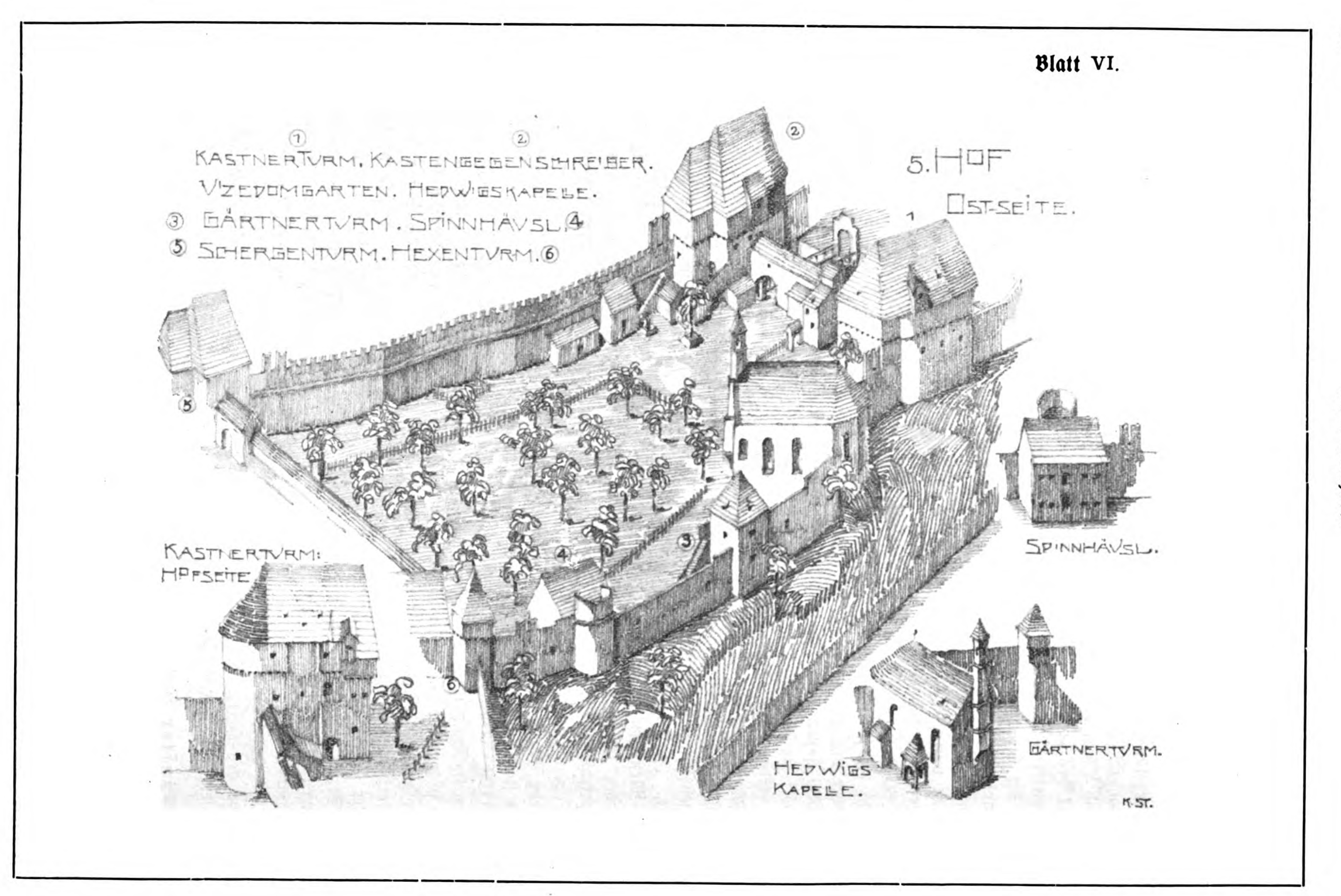
Der Vizedomgarten, jetzt um den Platz des Zuchthauses verschmälert, war Baumgarten und enthielt nur vor dem Gärtnerturm einige Gemüsebeete.

Die Hedwigskapelle weist wie die innere Schloßkapelle ein Restchen Türbeschläge aus der Spätgotik auf; um so mehr erfreut das sinnige und innige Ideal, das aus den Patronen der Votivkapelle zu dem Beschauer spricht; diese gut erhaltenen Figuren und das Erbärmdebild in der Emporbrüstung, sowie die Verkündigung unter den Baldachinen des Vorzeichens lassen alles andere vergessen, was vom zierlichen Baudenkmale dem Zahn der Zeit geopfert wurde.

Die Wehrmauern in diesem Hofe sind auf dem Modelle ohne Wehrschild und jetzt zum Teil abgebrochen. Der Kastnerturm (1) dient seit Jahren als Amtswohnung für das Forstamt; der Turm des Kastengegenschreibers ist in Privatbesitz und in seiner äußeren Gestalt völlig umgeändert, das Tor abgebrochen und der Halsgraben zur Hälfte eingefüllt. An der Wehrmauer neben dem Brunnenkar lag noch des Torwärtls Wohnung. Im Glonnerschen Plane steht diese als Kastenwächterswohnung mit der Nummer 55 eingezeichnet. Im Jahre 1571 bekam der Torwärtl am Freisingtor eine neue Schaufel und eine Haue um 3 sh 2 pf.

In Kastners Turm standen 4 Hacken mit aller Zugehörung. Die Hofkastner von Burghausen waren hohe Beamte; sie hatten Titel und Rang eines Regierungs- oder Regimentsrates und waren von 1657 an auch Haupt-




Blatt VI.
① KASTNERTURM. KASTENGEGENSCHREIBER. ②
VIZEDOMGARTEN. HEDWIGSKAPELLE.
③ GÄRTNERTURM. SPINNHÄUSL ④
⑤ SCHERGENTURM. HEXENTURM ⑥
5. HOF
OST-SEITE.
KASTNERTURM:
HOFSEITE
SPINNHÄUSL.
GÄRTNERTURM.
HEDWIGS
KAPELLE.
K-ST.

leute des Landfahnens. Das Kastenamt hatte alle herzoglichen Gefälle in Naturalien, Zehent, Gült usw. einzunehmen und zu verrechnen.

Zum Rentamt Burghausen gehörten 1504 die Gerichte Braunau, Fridburg, Julbach, Kling, Kraiburg, Marktl, Mattighofen, Mauerkirchen, Mermosen, Neuötting, Ried, Schärding, Trostberg, Uttendorf, Wildshut, die Herrschaft Wald und die Herrschaft Hohenaschau. — Der Kasten Kling hatte 1554 beispielsweise an Küchendienst getragen:

An Schweinen 25 u. 6 Frischling, je eines höher angeschlagen als das andere laut des Salpuechs zu 2, 3, 4 u. 5 sh. pf.	= 11 Pfd. 4 sh. u. 4 pf.
An Lämmern $186\frac{1}{2}$, je eins für 24 pf.	= 18 „ 2 „ „ 12 „
An Gänsen 46, eine zu 7 pf.	= 1 „ 2 „ „ 22 „
An Hennen 960, eine zu 4 pf.	= 16 „
An Eiern 2570, das Hundert zu 12 pf.	= 1 „ 2 „ „ 8 „
An Weißfischen 28 u. 100 Renken, dafür angeschlagen	= 3 „ 1 „ „ 16 „
An Rauchheu $136\frac{1}{2}$ u. $\frac{2}{3}$ eines Fueders, das Fueder angeschlag. zu 24 pf.	= 13 „ 5 „ „ 22 „
5 Eimer Wälschwein, 1 Eimer zu 10 sh. pf.	= 6 „ 2 „
An Flachs u. Haar, 19 Kloben, für einen Kloben 5 pf.	= — „ 3 „ „ 5 „
Fünfthalben Metzen Oel zu 40 pf. u. 4 Metzen Pan u. Arbiß zu 20 pf.	= — „ 12 „ „ 20 „
Eine Mutt Rüben zu 4 pf., je eine angeschlagen laut des Salbuechs zu	1 „ 3 „ „ 23 „
Summa des Küchendienstes	= 74 Pfd. 5 sh. u. 23 pf. = 1344 fl.

Das vorhin erwähnte Freisingtor ist mit dem Tor am Kastnerturm identisch; „der von Freising" wird in der Baurechnung häufig genannt und immer vor dem Kastengegenschreiber aufgeführt. Vom Jahre 1576 bis 1586 ist ein Christoph von Freising zu Aichach, Marzoll und Schwarzbach Hofkastner.

Sechster Hof, Wöhrseite.
(Südlicher Abschnitt. Blatt VII.)

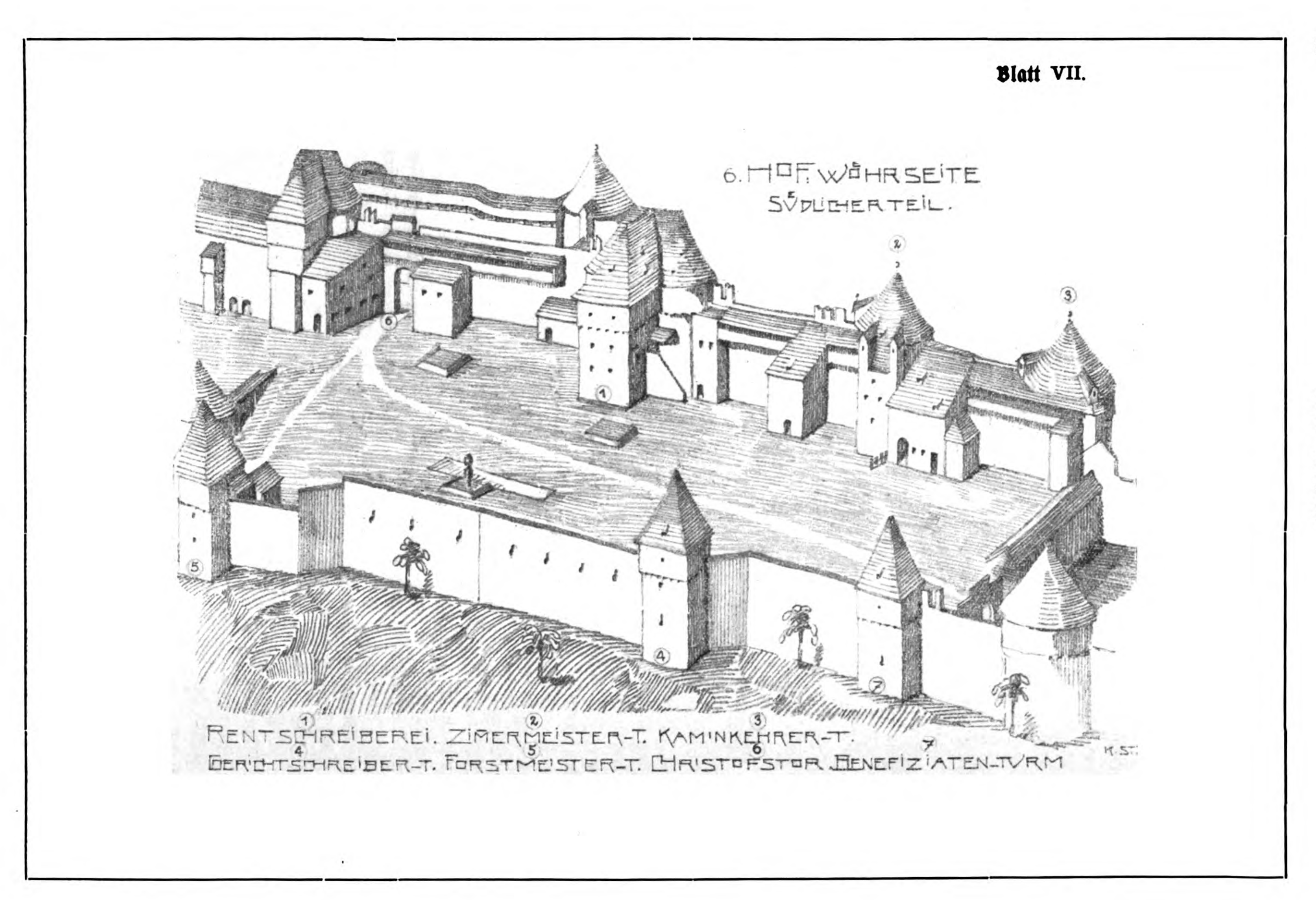
Der sechste Hof weist die größten Veränderungen auf; denn die Wehrbauten, die den nördlichen Abschluß bildeten (siehe Blatt XI) sind niedergelegt. Die turmreichen äußeren Zwinger, die Wehrmauer der Bastei, dann jene zwischen Zimmermeisterturm und Rentschreiberei sind abgebrochen; aus dem Material des Teufelszwingers wurde 1836 die Ludwigstraße gebaut. Der Privatbesitz der vielen Wohntürme dieses Hofes kennzeichnet sich durch besonders willkürliche Veränderungen der Hoffassaden. Die große Ausdehnung dieses Hofes bedingte fünf verschiedene Aufnahmen.

Der Einblick von der Wöhrseite in den sechsten Hof zeigt reizvolle Einzelheiten der Architektur: An den Halsgraben des Kastnerturms stößt der Turm der „Rerenköhrer" (3); dann folgt der Zimmermeisterturm (2), unter dessen nördlicher Mansarde heute noch die alten kleinen Schiebefensterformen mit dem zurückgesetzten Sturz erhalten sind; hernach die Rentschreiberei (1) und zwischen ihr und dem Christophstor das Mörtelhaus (6) und des Torwärtls Wohnung. Über die Rentschreiberei ragt der untere Torturm der Bastei, der mit seinem hohen Torbogen den Eingang von der Stadt herauf sperrt. Auf der Wöhrseite liegen in gleicher Reihenfolge Benefiziaten-, (7) Gerichtsschreiber- (4) und Forstmeisterturm (5), auch Überreiterturm, später noch Schinnerlturm genannt.

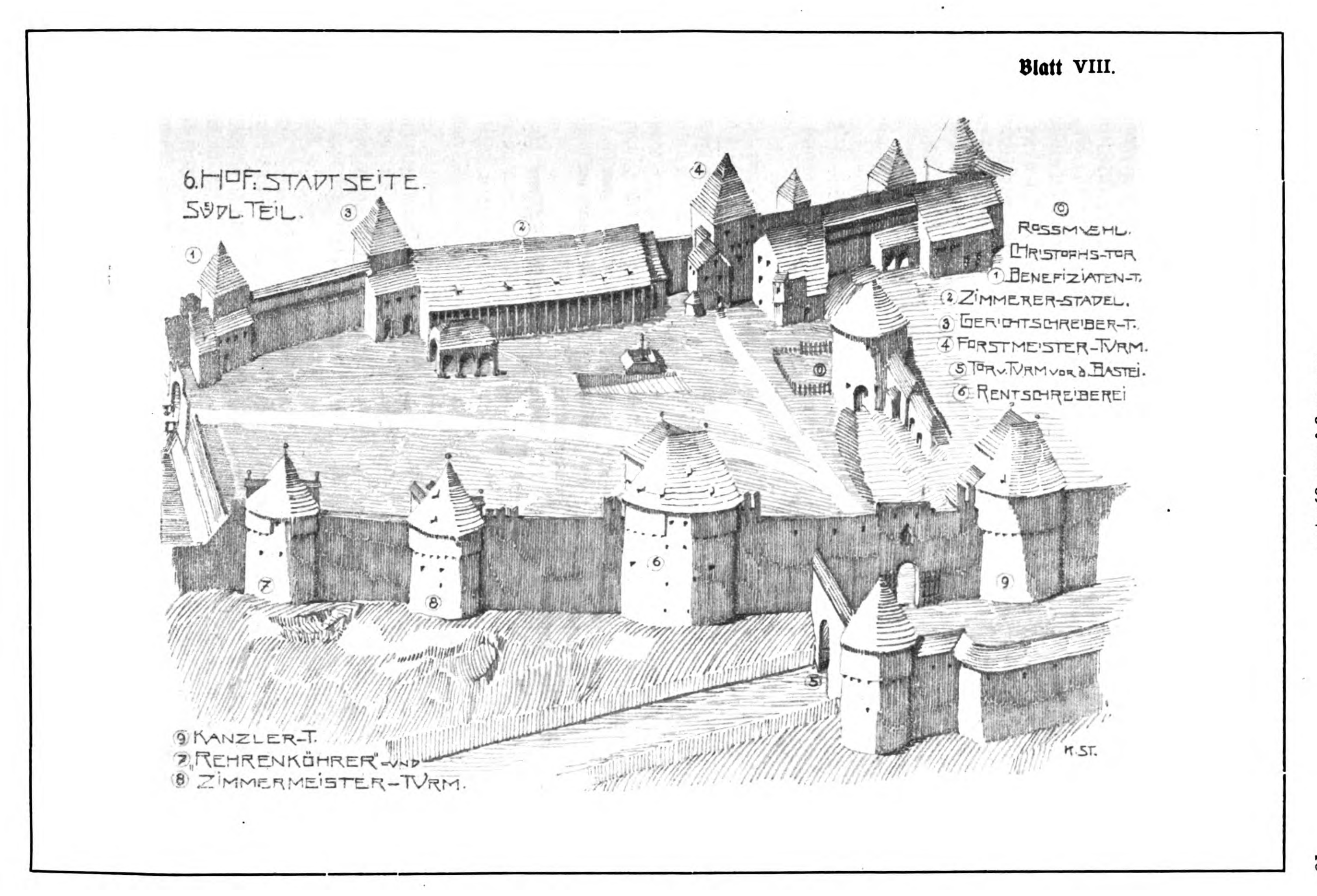
Sechster Hof, Stadtseite.
(Südlicher Abschnitt. Blatt VIII.)

Blatt VIII zeigt die Ansicht dieses Burgteiles von der Stadtseite aus. Vom Christophstor führt der Weg geradeaus an die Roßmühl (0) und an den eben genannten Forstmeisterturm (4), der im Jahre 1551 neu gebaut wurde; der Schlußstein im Kellergewölbe trägt diese Jahrzahl. Links der Roßmühl liegt die 3. Roßschwemm der Burg und ein Röhrenbrunnen. Jetzt steht neben der Roßmühl ein

Blatt VII.


6. HOF: WÖHRSEITE
SÜDLICHER TEIL.
1 RENTSCHREIBEREI. 2 ZIMERMEISTER-T. 3 KAMINKEHRER-T.
4 GERICHTSCHREIBER-T. 5 FORSTMEISTER-T. 6 CHRISTOFSTOR. 7 BENEFIZIATEN-TVRM
K.ST.

Blatt VIII.


6. HOF: STADTSEITE.
SÜDL. TEIL.
ROSSMVEHL.
CHRISTOPHS-TOR
1 BENEFIZIATEN-T.
2 ZIMMERER-STADEL.
3 GERICHTSCHREIBER-T.
4 FORSTMEISTER-TVRM.
5 TOR v. TVRM VOR d. BASTEI.
6 RENTSCHREIBEREI
9 KANZLER-T.
7 „REHRENKÖHRER“ UND
8 ZIMMERMEISTER-TVRM.
K. ST.

Uhrturm; der tiefe Ziehbrunnen daneben, sowie ein Schöpfbrunnen in der Zufahrt zur Roßmühl sind im Sandtnerschen Modell noch nicht angegeben. Die Röhrenbrunnen der Burg wurden schon im Mittelalter von den Quellen des nahen Kümmernisberges gespeist; in der Baurechnung wird in der Woche Galli vorgetragen: Etliche Tür gericht zum Vorrat, gleichfalls etliche Wasserschübn, so man an den Berg hinaus braucht, gemacht . . ., in der Woche Amandi am Hechenberger Brunnwerk gearbeitet . . ., in der Allerheiligenwoche Wasserstubn am Hechenberg gesetzt u. Fliß zugekehrt . . ., Leonhardi am Mitterholz Rinnenholz gehackt, so man zum Brunnwerk am Hechenberg braucht . . ., nach Martini am Hechenberg Fliß zukehrt u. Wasserstubn gesetzt.

Vielleicht waren auch damals schon die Quellen am Hechenberg in trockenen Jahren nicht so ergiebig, wie es der Bedarf erfordert hätte, weshalb man die Ziehbrunnen vermehrte. In der Baurechnung ist 1571 von einem neuen Turm bei der Schwemm die Rede, in dem der Hauspfleger wohnte. Es könnte der Gerichtsschreiber-Turm (3) in Betracht kommen, da der Uhrturm keinen Raum für ständigen Wohnaufenthalt bietet. Andererseits wird an Laurentii auch in einem Turm, darin der Pfleger in der Hauptmannschaft wohnt, geweißt. Pfleger im Sinne „Hauspfleger", „Kastellan", „Burgseß" gab es mehrere auf der Burg; so saß auch ein Pfleger auf dem Eggenberg, und man kann annehmen, daß in dem weitläufigen äußeren Schloßhof, 6. Burghof, ebenfalls ein Pfleger angestellt war und daß dieser in Turm (3) gewohnt hat, womit die früher gebrachte Notiz über die eingelegten Boschen an der Wuerleiten übereinstimmt.

Der Benefiziatenturm (1) ist der einstigen Bestimmung treu geblieben; für die Ortsgeschichte ist er insoferne von weiterer Bedeutung, als der berühmte Stadtheld Cura 1744, von dem später noch die Rede sein wird, neben diesem Benefiziatenturm seinen Einstieg in das Schloß bewerkstelligte und von hier aus den Angriff zum drittmaligen Entsatze der Stadt, der unter General Feldwachtmeister Grafen S. Germain durchgeführt wurde, einleitete.

Sechster Hof, Wöhrseite.

(Nördlicher Abschnitt., Blatt IX.)

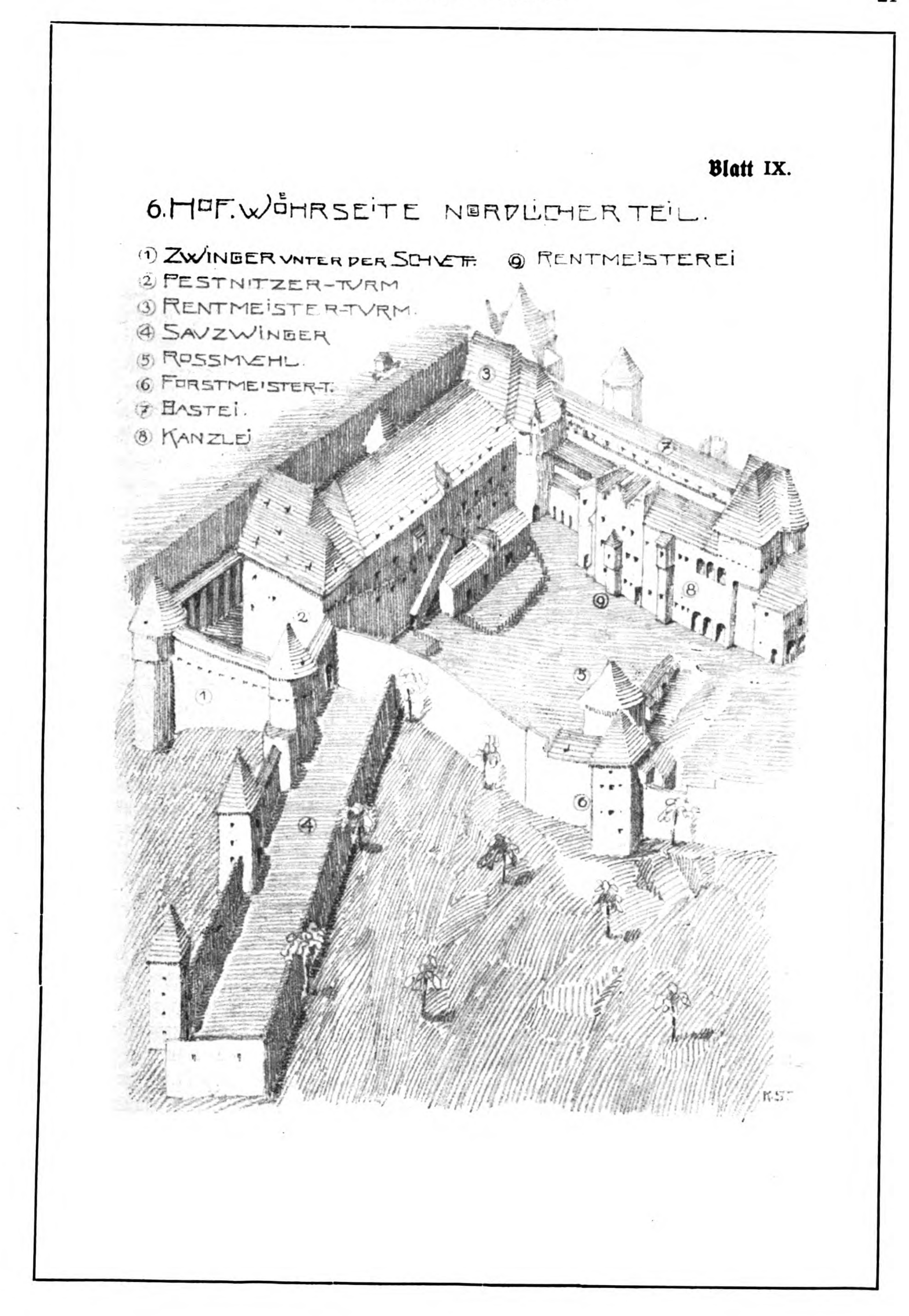
Blatt IX zeigt an der Wöhrseite nochmals den Forstmeisterturm (6), davor die Roßmühl (5) und dann den zur Wöhr herabführenden Sauzwinger (4). An dem großen Querbau, im Glonnerschen Plane „Plocierturm samt Kasten" genannt, steht westlich der Pestnitzerturm (2) und östlich der Rentmeisterturm (3); im Munitionsinventar heißt dieser Trakt die „Schütt". Ursprünglich war hier Palisadenwall und Graben, und letzterer lieferte das Material für den ersteren; über den aufgeschütteten Massen türmten sich später die mittelalterlichen Mauern zum wehrhaften Block. An diesen Ausdruck „Plocierturm" gemahnt auch das im österreichischen Erbfolgekrieg in der Mitte der Hofbergstraße hinterm Sporerturm errichtete Blockhaus, das Glonner in seinen Plan eingezeichnet hat.

Auf der Schütt standen „ain alte messigen schlangin in einer alten mueter mit aller zugehör; item mer ain messigen bockpux, so ins pestnitzerturm gestanden in ainen alten reigister liegend; item mer 2 messigen bockpux, die in rentmeisters Turm gestanden, auch in alten reigister liegend mit allen zugehör . . ." (siehe die vier halbkreisförmigen Schießlucken der Schütt auf Blatt XI).

Die Südfassade der Schütt (Blatt X, 2) sagt deutlich, daß die Schütt im Innern bewohnt war. Bei dem vorerwähnten Überfall Curas stürmten die ihm folgenden Grenadiere gegen den Rentmeisterstock und nahmen die aus 327 Mann bestehende Besatzung gefangen. Auch ohne diese Notiz würde im 15. und 16. Jahrhundert die Frage nach einem solchen Raume entstehen. In der Stadt selbst war damals bei dem ausgedehnten Handel und Verkehr, den zahlreichen Gewerben, den vielen Beamten der Regierung Wohnungsnot. Aus den Urkunden wissen wir aber auch, daß zu Herzogs Zeit im 15. und 16. Jahrhundert sich in Burghausen viel Kriegsvolk versammelte. Nach ältesten Angaben betrug die bewaffnete Mannschaft der Stadt 264 Mann, von denen 120 Mann auf den ersten Befehl des Herzogs ins Feld rücken mußten. Diese Wehrkraft wurde durch die den Adeligen gehörigen Grundholden und Hintersassen bedeutend verstärkt; die Mautner stell-



Blatt IX.


6. HOF. WÖHRSEITE NÖRDLICHER TEIL.
1 ZWINGER UNTER DER SCHWEFF.
2 PESTNITZER-TURM
3 RENTMEISTER-TURM.
4 SAUZWINGER
5 ROSSMUEHL.
6 FORSTMEISTER-T.
7 BASTEI.
8 KANZLEI
9 RENTMEISTEREI

ten in ihrer besten Zeit allein 100 Helme ins Feld. Das Munitionsinventar teilt den Bestand der Harnaschkammer im mittleren Gemach des Frauenzimmers nach den zu Burghausen gehörigen Gerichten ab; z. B. „aus dem Klinger Gericht ist alher überantwortet auf 59 man vorder tail u. 63 hinterteil, 48 panzerkragen, 35 hiernhäupl, 25 lange Messer u. 58 armschien . . ., ferner so sein noch vorhanden, das die pawrn selbst aus otinger u. mermoser gericht alhie gelassen haben alls sie abzogen sein aus dem schloß u. derohalb kain schreiben von ihren pflegern vorhanden, benantlich an rukh u. krebß 32, mer ledig krebß 3 . .“

In stürmischen Zeiten wurde also aus den zugehörigen Gerichten Verstärkung der Besatzung herbeigezogen. Für solche Zeiten mußte eine Kaserne vorhanden sein; den Unterkunftsräumen für aktive und Reservemannschaften in der Schütt entsprechen auch die ausgedehnten Stallungen für die Pferde der Reitersleute im langen Kasten. Daß Volckhmer in seinem Plane die Schütt ebenso, als wie den langen Kasten „Traidkasten“ nennt, kommt wohl von der großen Menge von Getreide her, welche auf den Dachböden genannter Gebäude am geeignetsten untergebracht und erhalten werden konnte.

Zwischen Christophstor und Rentmeisterturm liegt nach dem Glonnerschen Plan die Rentmeisterei (9), kenntlich an Grabendach und Zinnen, ferner Rentstube und Kasse (8). Ehedem dürfte hier eine andere Einteilung der Amtsräume vorgeherrscht haben. Es fehlt bis jetzt in der Reihe der Türme der des Herrn Kanzlers: „In des Herrn Kanzlers Turm werden 3 neue Kreuzfenster in einer oberen Kammer und 2 solche in die hintere große Stube gemacht . . . .“ „Herr Kanzler erhält einen Schlüssel zum Brieftrücherl . . .“, „in Kanzlers Stubenkammer wird an einem Mauerkastl ein Schloß aufgetan . . .“, „dem Herrn Kanzler wird das Schloß vor dem Kloak gebessert . . .“, „in Herrn Kanzlers Kuchl wird ein Klöbn vergossen in dem Hert und dazu 1½ Pfd. Bley und mer oben auf dem Kasten gegen die Salzach in das Zimmer ein Schiftnagel verschlagen, mer in der Kanzlei zu einer Schubladen ein Schießhacken gemacht, item zwo Linieren gebessert in der Kanzlei . . .“, „Herrn Secretarien in die Kanzlei ein Briefdrichl beschlagen . . .“ Der Glaser bringt unter Ziffer 1 in seiner Jahresrechnung die Posten der Hauptmannschaft zuerst, dann die beim Rentmeister, Kanzler, Rentschreiber, Zahler; sub 2 wiederum erst die Hauptmannschaft, dann Rentmeister, dann Kanzler, Zahler, Pfleger; sub 3 Hauptmannschaft, Kanzler, Kastner; sub 4 Hauptmannschaft, Rentmeister, Kanzlei, Kastner . . . also gewissermaßen unter Rücksicht auf die Rangordnung der Beamten, und setzt dabei den Kanzlerposten hinter die Hauptmannschaft, weshalb der Kanzler nur in einem Turme des 6. Hofes gewohnt haben kann; die Stelle „oben auf dem Kasten gegen die Salzach“ verlegt diesen Turm auf die Stadtseite, und hier stehen zur Auswahl nur der Zimmermeisterturm, die Rentschreiberei und der Turm an der Kanzlei, wenn man vom kleineren „Rerenköhrerturm“ absehen will. Betrachtet man auf dem Modell die dem Christophstor zunächst liegende Turmpartie an der Kanzlei (8), so mutet die Loggienfassade im Obergeschoß als Herrenwohnung an, und ebenso bringt dies die Seite des Turmes nach der Bastei hin zum Ausdruck (Blatt VIII, 9). Im Munitionsinventar ist der Turm, weil innerhalb der Bastei liegend, ohne Bestückung.

Im zweiten Hof der Rentmeisterei (9) ist heute der protestantische Betsaal eingerichtet; der Erker ist noch erhalten; dagegen sind der Erker der Rentstube sowie die Loggien und das Turmdach des Kanzlerturms verschwunden.

Im Turm des Rentmeisters (3) standen 10 einfache Hackenbüchsen, ebenso im Turm des Schloßbaumeisters Pestnitzer (2). An der Wehrmauer vor dem Pestnitzerturm steht im Glonnerschen Plane das Offenhaimergebäude und die Wohnstube des Rentboten (Blatt VIII, rechts oberhalb der Roßmühl). Die Offenhaimer waren Kastner und Pfleger im Burghauser Rentamte. 1618 erhielt ein Hans Offenhaimer wegen langer Dienstzeit (er war 21 Jahre Regimentsrat in Burghausen und vorher 4 Jahre lang solcher in Straubing) Erlaubnis, die Burgsessen-Wohnung in Burghausen zu beziehen und berichtete schon 1607, daß sein „Anherr“ und sein Vater, beide selig, das Kastenamt Burghausen lange Zeit verwaltet haben. Das Jahr 1387 nennt das Schloßeck an der Nordseite der Wöhr, also den Turm Pestnitzers, den Weißen Turm.



Unter dem Rentmeister (siehe Dr. Hornung: Rentmeisterumritte) stand die Gesamtverwaltung der äußeren Ämter und Gerichte. Als oberstes Polizeiorgan überwachte er Ruhe und Sicherheit, Handel und Gewerbe, Münzen und Gerichte, auch Sanität, Sittlichkeit, Religion, Unterricht und Erziehung. Er nahm Rechnungsprüfung und Kassasturz vor; Kastner, Mautner, Zollner und Ungelter hatten die von ihnen vereinnahmten Renten, Gülten und Zölle quartaliter an ihn abzuliefern. Auf seinen Umritten erscheint er wie der Karolingische Sendbote, der Recht spricht, Klagen anhört und Mißstände abschafft. „Der Rentmeister kommt!" Dieser Ruf brachte alles in Bewegung. Der Gestrenge amtierte im Schlosse des Pflegers oder im Rathause der Städte und Märkte. Über die bei den Umritten gemachten Erfahrungen erstattete der Rentmeister dem Herzog mündlichen Bericht. Der Rentmeister war an seine Instruktionen gebunden; auch die Diätenfrage war geregelt: Die Dienstvorschrift von 1580 setzte als tägliches Deputat für den Rentmeister und seine zwei Diener 3 fl., für den Rentschreiber 1 fl., für dessen Schreiber 30 kr. fest; da die Kommission beritten war, mußte die Pferdehaltung auch aus den Diäten bestritten werden. Nach der Landschreiberrechnung von 1527 machte die jährliche „Zöhrung" bei den Umritten 88 Pfd. 23 pf. (1 Pfd. = 8 sh.; 1 sh = 30 pf., = also 704 sh = 21 143 pf., der pf. zu $4^1/_2$ kr. gibt ca. 1585 fl.). Die Höhe dieser Zehrung wird erst klar, wenn man bedenkt, daß ein Pfund Kalbfleisch (1543) 3 pf. kostete oder daß man in den bayerischen Landstädten für ein Haus nebst Garten 40 fl. bezahlte.

In jener Zeit flossen im Rentamte Burghausen in manchen Jahren an die 2000 fl. Strafgelder aus Gerichtswandeln. Der erste Rentmeister von Burghausen wird 1425 genannt; der letzte Rentmeister war Max Graf von Berchem. Er wurde 1799 Vizedom, und in Burghausen verblieb nur mehr eine Rentkasse mit einem Regierungsrat als Kassier. 1802 wurde bekanntlich auch die Regierung aufgelöst.

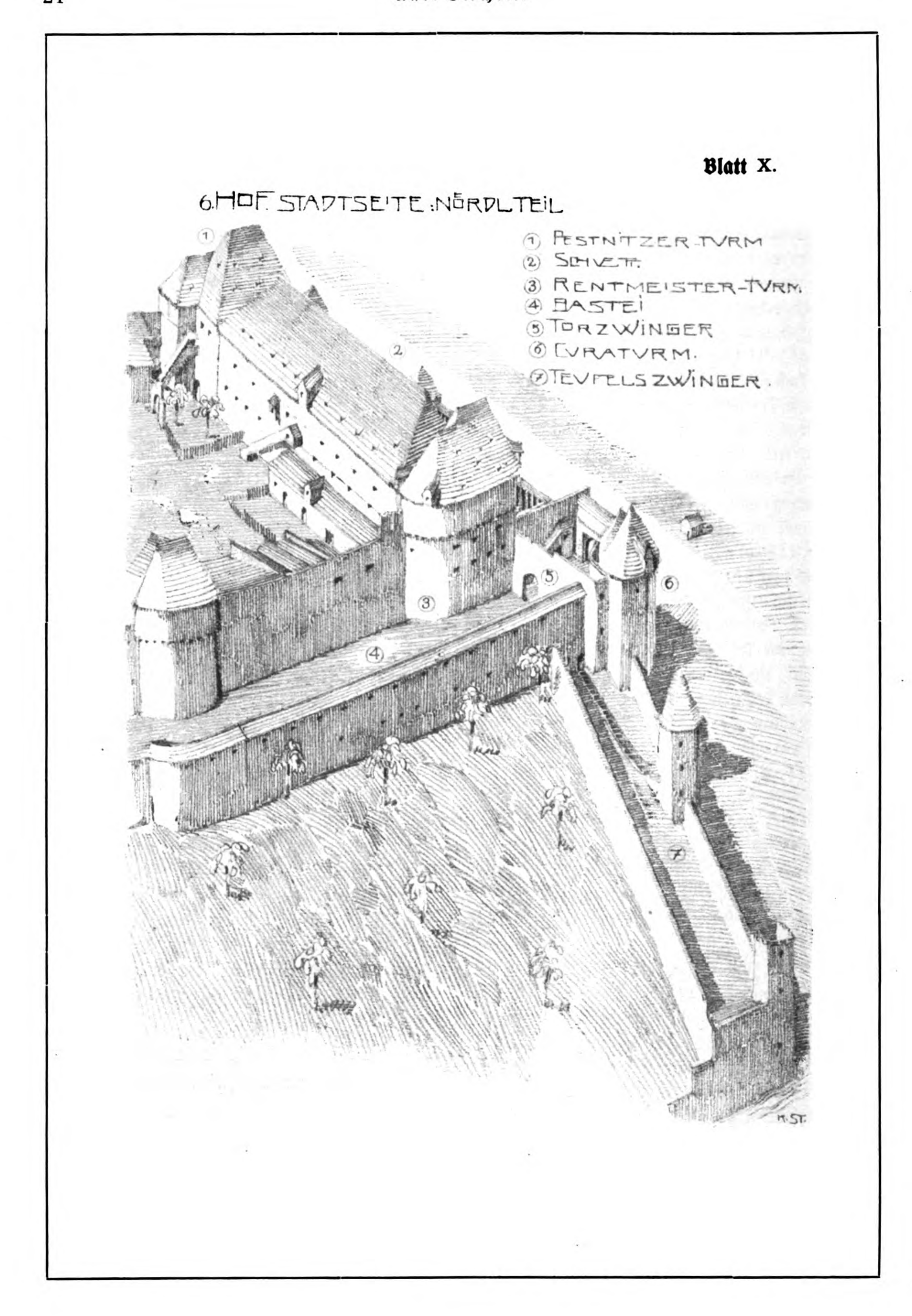
Der Chronist schreibt: 1803 bis 1807 fing man an, die Bögen vor dem Johannis- und Öttingertor abzutragen. Sie waren mit Erde überdeckt und hatten oben Löcher; auch begann die Demolierung des Blockhauses (Blatt XI, 1 u. X, 2) vor letzterem. Die Franzosen hatten, wie schon erwähnt, die Erdwerke geschleift (1800); nun fiel auch der mittelalterliche Teil an dieser Stelle. Aus einem Berichte des Hofkammerrates Utzschneider, d. d. 2. April 1793, „die traurige Lage der Stadt Burghausen" ist unter Ziffer 43 zu entnehmen: „Wir besichtigten auch die hiesigen Schloßgebäude und fanden, daß viele unnütze Mauern, die dermal anfangen baufällig zu werden, vorhanden sind. Wir glauben, selbe dürften abgetragen und das kostbare Baumaterial zu anderen Gebäuden in trockenen Orten aufbewahrt werden. Dabei gewänne man an unnötiger Reparation und an Ziegelsteinen und Tuff zu anderem Gebrauche. Wo das Abtragen jetzt gleich auf der Stelle zu viele Kösten machte, könnten die Mauern stehen bleiben, bis ein Bau auskäme, wo das Material gleich angewendet werden könnte. Die Ziegelmauern müßten aber sobald möglich unter Dach gebracht werden. E. Churf. Durchl. geruhen gnädigst der Rentdeputation und hiesigen Bauverwaltung den Auftrag zu machen, diese unnützen Mauern und Gebäude zu spezifizieren und die Abtragungskosten zu erheben." (Schloßarchiv des Freiherrn Anton v. Ow-Felldorf auf Piesing.)

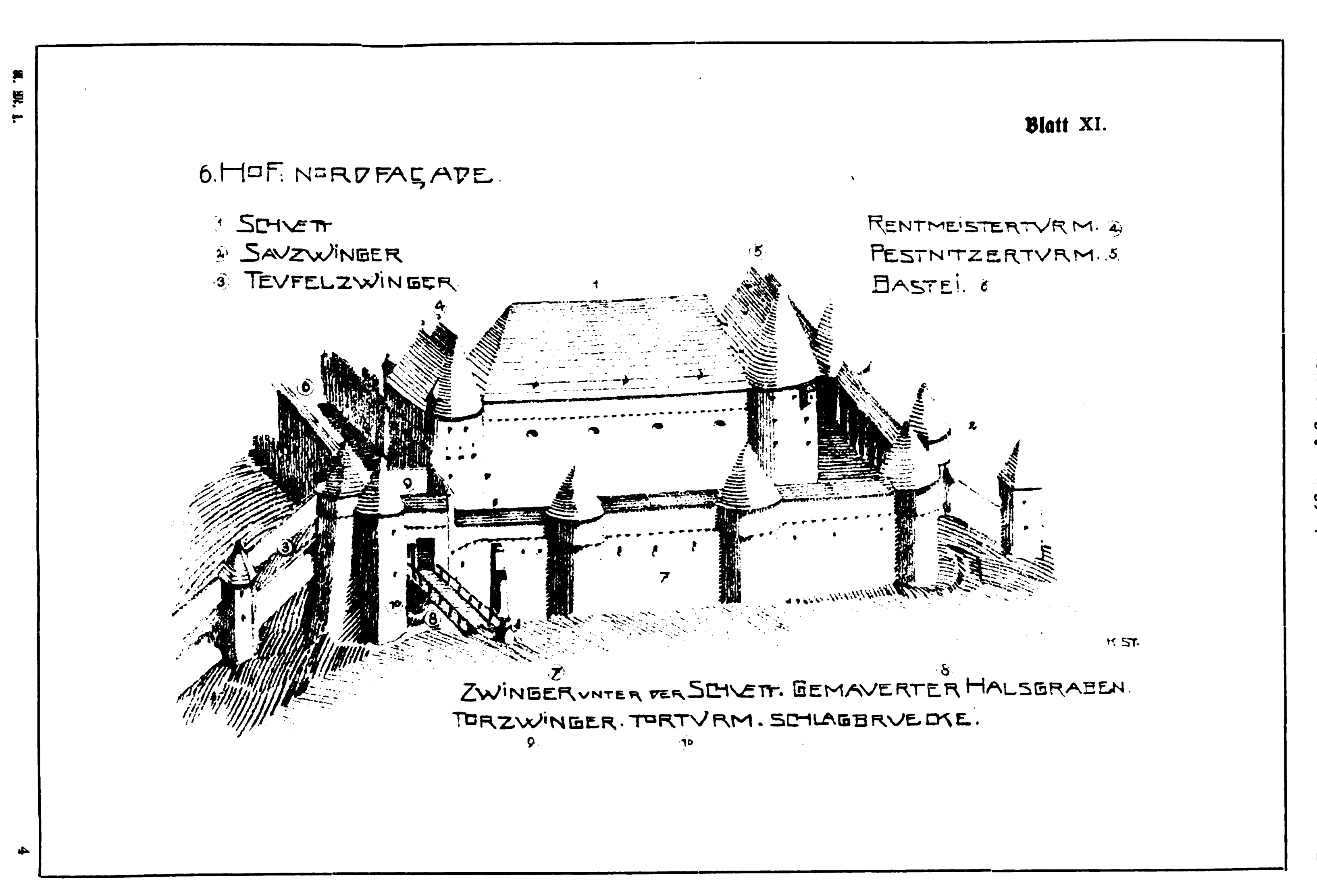
Vor dem untersten Turm des Sauzwingers (4) (Blatt IX) sieht man jetzt noch ein Erdwerk, das sog. Wehrschanzl; zu ihm führte ein Zugang von der inneren Wöhrleite her; der Durchbruch an der inneren Zwingermauer ist in halber Hanghöhe noch vorhanden. Über der Maueröffnung kragen seitwärts in vier Reihen Mauerschmatzen nach Süden; ihr Zweck ist nicht ersichtlich, auf dem Sandtnerschen Modell sind sie nicht angebracht, ebenso nicht der Durchgang.

Sechster Hof, Stadtseite.
(Nördlicher Abschnitt. Blatt X.)

Der sechste Hof, nördlicher Teil, Stadtseite gewährt den Einblick in die Bastei (4) und den Torzwinger des Öttinger Tores (5). Das Munitionsinventar verzeichnet in „Jörgen Scheichers außern Torwartsturm" (6), (siehe auch Blatt XI, 10), 2 Hacken, 1 Truhe darin Pulver, 180 eiserne Kugeln, 2 Ladun-




Blatt X.
6. HOF. STADTSEITE: NÖRDL. TEIL
1 PESTNITZER-TVRM
2 SCHVETT.
3 RENTMEISTER-TVRM.
4 BASTEI
5 TORZWINGER
6 CVRATVRM.
7 TEVFELSZWINGER.
K. ST.


Blatt XI.
6. HOF: NORDFAÇADE.
1 SCHVTT
2 SAVZWINGER
3 TEVFELZWINGER
RENTMEISTERTVRM. 4
PESTNITZERTVRM. 5
BASTEI. 6
K. ST.
ZWINGER VNTER DER SCHVTT. GEMAVERTER HALSGRABEN.
TORZWINGER. TORTVRM. SCHLAGBRVECKE.

gen, 1 Zündbüchse, 2 Ladstöcke, 1 Zündrute und ist versperrt. Der Turm diente im 18. Jahrhundert dem Kaminkehrermeister Cura als Wohnung. Sein in gewandtem Stil und schöner Schrift geführtes Tagebuch über seine Heldentaten im österreichischen Erbfolgekrieg verwahrt die Bücherei des Historischen Vereins für Oberbayern; sein Palasch trägt in tauschierter Antiqua die Inschrift: „Pro Deo et Caesare“ und bildet eine kostbare Reliquie des städtischen Museums in der Burg. Gegen Ende des Feldzuges versah Cura noch sechs Wochen lang die Stelle zweier Feldkuriere und bestritt alle Auslagen aus seinem Beutel. Er setzte in dem Kriege „nebst Leib und Leben noch 1700 fl. von seinem Vermögen daran, welches er alles aus pur angeborner Lieb und Treue zu seinem allergnädigsten Kaiser und Landesfürsten (Karl VII.) freiwillig unternommen und aufgeopfert hatte“. Der Ruf von Curas Taten war auch bis zum Kurfürsten Max III. gedrungen, der es Cura überließ, sich eine Gnade auszubitten. Die Bescheidenheit Curas verstieg sich zu dem Wunsche des Besitzes einer Gerechtsame für eine Weißbierschenke, da im ganzen Schlosse keine öffentliche Wirtschaft war, und eines kleinen Bezuges an Getreide und Holz. Er bekam auf Lebzeiten 3 Scheffel Korn, 4 Klafter Scheiter pro Jahr und die Wohnung im äußeren Torturm zugewiesen, wo ihm eine Gedenktafel errichtet wurde.

Auf dem Eggenberge.
Der Geschützturm, Blatt XII.

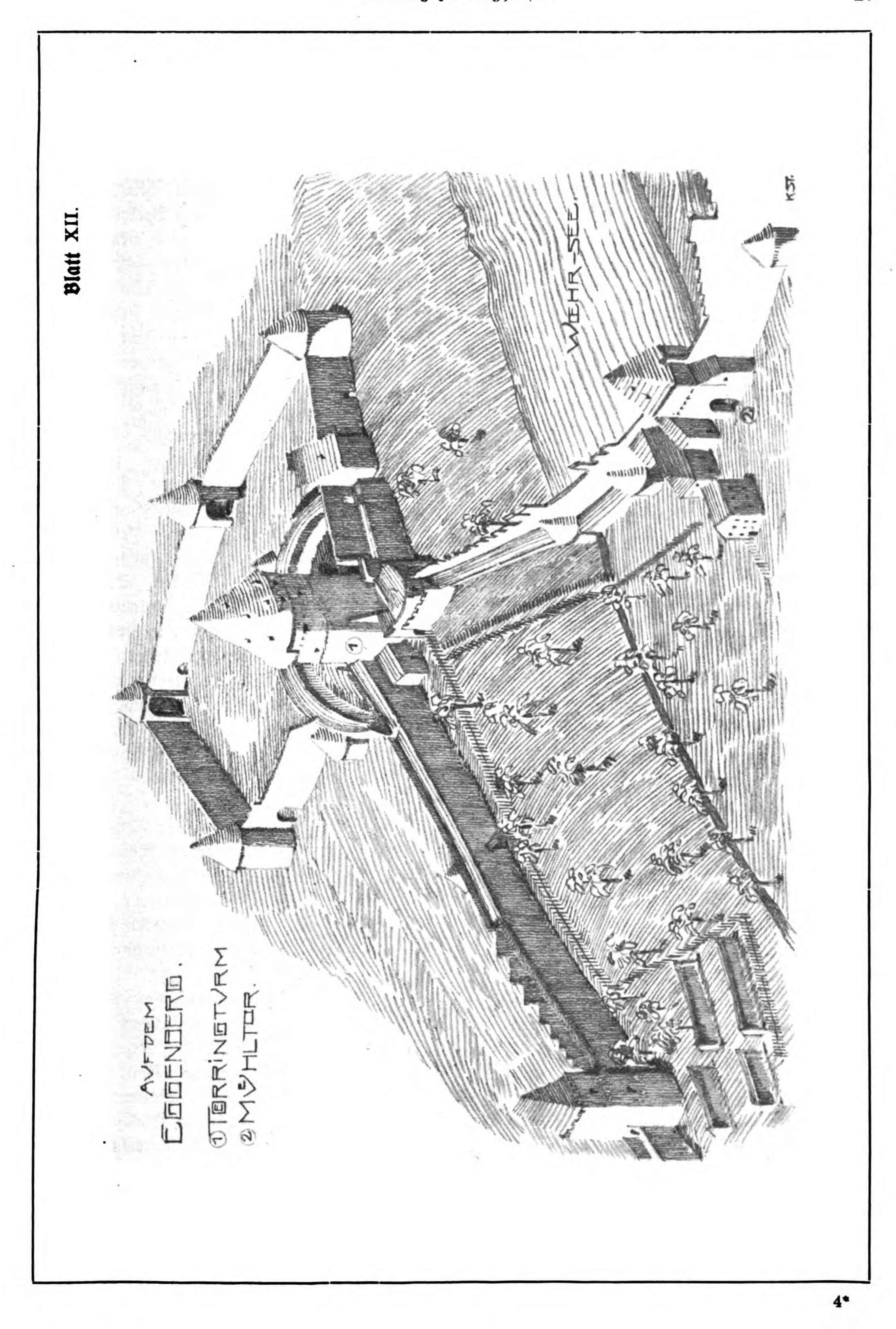
Das letzte Blatt bringt die Wehranlage jenseits des Wöhrsees auf dem Eggenberge, einer eiszeitlichen Schotterbank des Salzachflusses, den hier der Nagelfluh des Bergrückens in die gerade Stromrichtung zurückdrängte. Das ganze Vorwerk (1) steht mit der Bergbefestigung durch einen gedeckten Wehrgang in Verbindung, in den der Mühlturm (2) und ein sog. Changierturm eingesetzt ist. Die Tradition nennt den Geschützturm „Törringturm“ und bringt ihn, besonders aber das Relief, das über der Türe zum Erdgeschoß angebracht ist, mit der Eroberung der Burg des Grafen von Törring (1422) in Verbindung. Jagdstreit war die Ursache; die Burg wurde geschleift und das Material zur Erweiterung der Wehrbauten auf dem Eggenberge herbeigeschafft. Herzog Heinrich ließ bei dieser Gelegenheit auch die Hunde seines Feindes erschlagen; das Fragment des Reliefs deutet auf eine Kampfszene zwischen solchen Tieren.

Der Törringturm heißt auch Pulverturm, weil er in Garnisonszeit der Aufbewahrung von Munitionsvorräten diente.

Der Geschützturm hat ein Erd- und vier Obergeschosse; es umgibt ihn eine halbmondförmige Eskarpe und eine gemauerte Kontreeskarpe mit vorspringenden Streichwehren, ferner ein im Viereck vorgelagerter Zwinger mit Schalentürmen. Im Erdgeschoß ist eine Zisterne; hier und im ersten Obergeschoß waren Magazine, das zweite und dritte Obergeschoß hat Stückscharten, und das vierte Obergeschoß ist für Standschützen eingerichtet. Sämtliche Stockwerke stehen durch eine steinerne Wendeltreppe und durch einen Aufzug, der durch die Deckmitten der Geschosse geführt ist, in Verbindung. 1533 standen auf dem Eggenberg 4 eiserne Falkonette, 16 Hackenbüchsen und 10 messingene Handröhren in Position, dazu ein ganzes Faßl mit „guetem“ Pulver unaufgetan unterm Dach . . . Vom ersten Obergeschoß des Geschützturmes führte außenseits ein Zugang zur südlichen Wehrmauer, auf der man zum Johannistor der Vorstadt gelangen konnte; von dieser Wehrmauer springt nochmal eine Streichwehr und ein mit Zinnen gedeckter Turm gegen Westen.

Auf dem Eggenberge war ein Pfleger stationiert. Die Bauordnung nennt unter Ziffer 4 der Schmiedrechnung die Zisterne im Geschützturm: „Item 2 neue Pron Eimer auf dem Eckenberg mit neuem Eisen beschlagen und mit alltem Eisen gebessert; in der Pronnketn 195 Glieder, jedes zweimal geschwaissen u. darzue 25 neue Glider gemacht, thut alles 3 Pfd. 4 sh. 26 pf.“ . . . Der Pfleger auf dem Eggenberg hat auch einen Kuhstall, der Hofmaurer hat in der Woche nach Exaltationis Crucis auf dem Gang, so vom Schloß auf den Eggenberg geht, gedeckt und dem Pfleger daselbst ein „Kuehställel“ gemauert; in der Woche Augustini wird auf einen Kuhstall ein überzimmerl gesetzt und gedeckt; an Michaelis hat der Maurer im Zwinger auf dem Eggenberg gedeckt; in der Woche Galli auf dem Eggenberg in der Wachterstuben eine „Schidt-




Blatt XII.
AVF DEM EGGENBERG.
① TÖRRINGTVRM
② MVHLTOR.
WEHR-SEE.
K.St.

mauer" aufgeführt; in der Woche Amanti in dem Zwinger am Eggenberg auf dem Türmlein, gleichfalls auf des Pflegers Zimmer, gedeckt und in der Woche Allerheiligen am Eggenberg auf der Mauer in des Pflegers Wiesen „ennhalb der Mauer gegen der Schieshütt", gleichfalls in der Hofmühl gedeckt.

Aus der Baurechnung erfahren wir auch, daß am Eggenberg um jene Zeit Wein gebaut wurde; dem Hofschlosser werden unter Ziffer 6 2 sh. pf. für ein „fürschlagets" Schloß bezahlt, das er an eine Kette für den Weingarten gemacht hat. In der Woche Lätare werden die „Weingländter u. Zäun" gebessert; für die Pflege der Weingärten wird ein eigener Wärter bestellt: dem Weinzierl „von wegen Wartung und Arbeitung der Weinhogkhen" im äußern Schloß 2 Pfd. und wegen Setzens von 8 Weinstöcken in des Hauptmanns Garten 2 sh. 24 pf. bezahlt . . .

Am Sandtnerschen Modell sehen wir auch Tuchrampen im Hofmühlgarten; desgleichen solche am Südhang des Burgberges. Sie bringen in Erinnerung, daß Burghausen im Mittelalter ein blühendes Tuchmachergewerbe besaß, dessen Erzeugnisse besonders in Italien reichen Absatz fanden. Die Tuchwalk am Wöhrgäßchen ist noch erhalten.

Nicht unerwähnt sollen der Vollständigkeit halber viele kleinere Bauobjekte bleiben, die sich an die Wehrmauern, Türme und Kasten anschmiegten oder auch die Halsgräben entlang liefen, wie Bretter-, Sand-, Kalk- und Scheiterhütten, Kuhställe, Hennen- und Taubenkobel, Vogeltennen, Backöfen, Deichelkränken, Fischbehälter usw. Die Brunnenkare sind alle verschwunden und an ihre Stelle die Hydranten einer Rohrleitung getreten. Die mächtigen Torflügel der Roßpforten, die Bohlentürchen der Schlupfpforten fehlen an allen Torbauten vom zweiten Hofe an; die Halsgraben sind nur mehr im ersten und zweiten Hof überbrückt, sonst mehr als zur Hälfte mit Bauschutt ausgefüllt. Diese Lücken würde man indes gerne verschmerzen, wenn man nur dafür den wirksamen Abschluß vom sechsten Hofe (Blatt XI) ersetzen könnte und mancher wird sich fragen, warum gerade der Rentmeisterstock mit dem Torbau und den mächtigen Zwingern fallen mußte.

Der Bericht des Hofkammerrates Utzschneider wurde schon erwähnt; die Verhältnisse waren damals zu Ungunsten Burghausens mächtiger als je: Burghausen wurde mit dem Teschner Frieden Grenzstadt, die Zollschranken unterbanden Handel und Verkehr, die Regierung wurde aufgehoben, viele Beamte zogen weg; die Herrentürme standen leer, der Unterhalt der Burg verschlang jährlich große Summen. Die Stadt wandte sich in ihrer Trostlosigkeit um Hilfe an die Regierung; die Hilfe wurde beansprucht gerade zur Zeit „Deutschlands tiefster Erniedrigung", in einer Periode politischer Wirren und allgemeiner Finanznöte, und der „Abbruch", das Schicksal so vieler deutscher Burgen, schien auch bei Burghausens Kleinod zur Tatsache zu werden — das Unglück wurde abgewendet. Am 11. Juli 1810 zog das „leichte Inf.-Baon. von Gedon" in Burghausen ein. Die Burg wurde Garnisonszwecken dienstbar gemacht, und wenn auch in der Folgezeit manche bauliche Umänderung notwendig wurde, so behielt doch das Prinzip der Erhaltung fortan kräftig die Oberhand. Noch waren aber Burghausens Unglückstage nicht zu Ende; denn die Garnison wurde ein zweites Mal verlegt (1891). Die Burg stand wieder leer; doch diesesmal währte das Verhängnis nur kurze Zeit.

Seine Exzellenz Dr. Ritter v. Landmann, der damalige Kultusminister, führte die verlassenen Räume einer idealen Bestimmung zu; sie wurden stilgemäß restauriert; Gemäldesammlung und Museum schmücken jetzt die in neuer Pracht erstandenen Innenräume des herzoglichen Schlosses.

Wenn je bei Betrachtung von Architekturdenkmalen der Wunsch entstanden sein mag, Zeugen früherer Kunst und Sitte in schaffenden Gestalten auftauchen zu sehen, so ist dies gewiß der Fall bei einer Wanderung durch Burghausens türmereiche, in idyllischer Waldlandschaft gelegene Burg. Eine reiche Literatur und Sandtners Modell, ein köstliches Werk altbayerischer Kunstemsigkeit, verhelfen dem genußreichen Zauber zur Entfaltung.

München im XVIII. Jahrhundert.

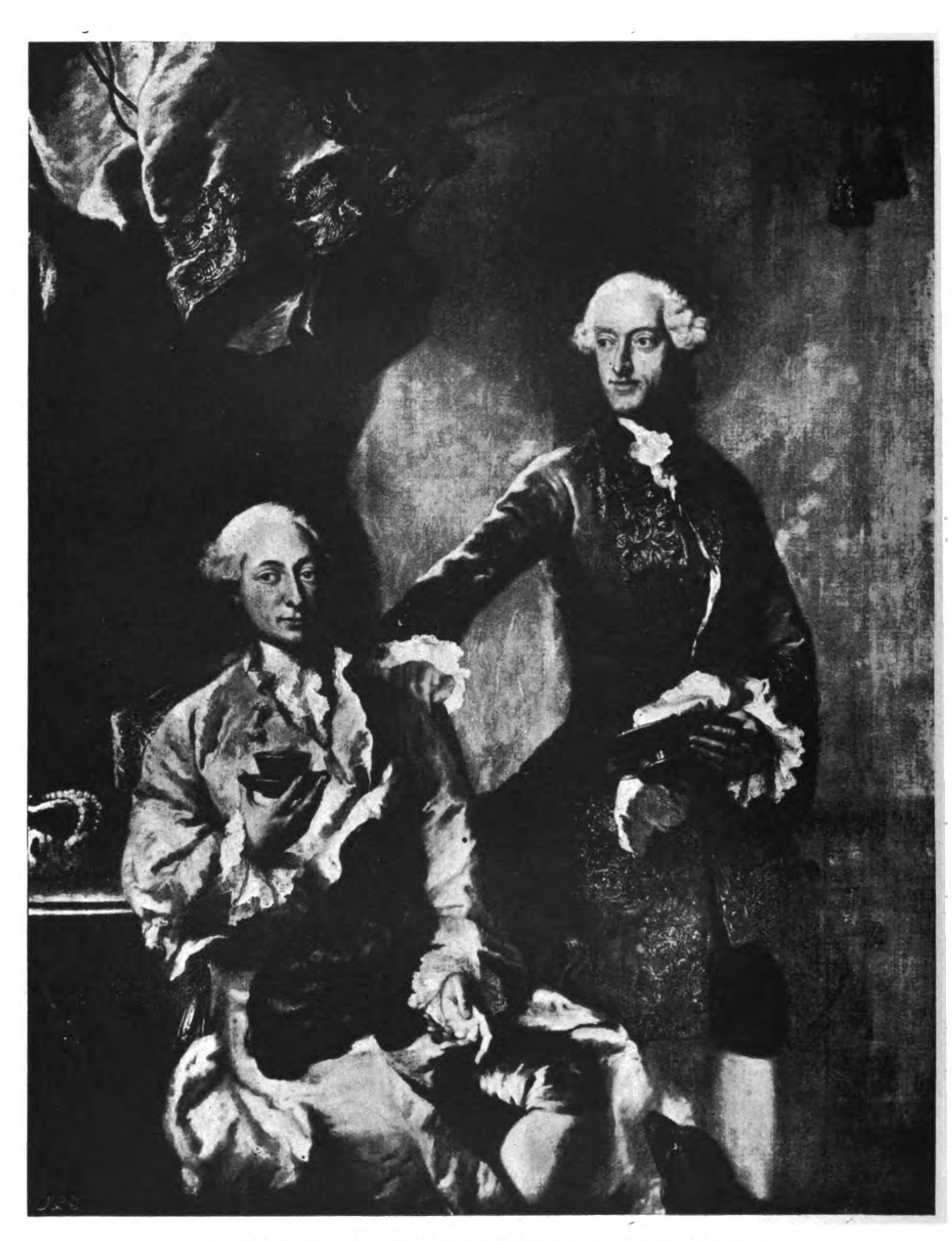
Am 14. April 1901 wurde unter diesem Titel in dem Studiengebäude unseres Nationalmuseums jene entzückende kunst- und kulturgeschichtliche Ausstellung eröffnet, welche gewiß bei allen ihren einstigen Besuchern noch in lebhaftem Gedächtnis steht. Unter dem günstigen Eindrucke der Ausstellung entstand der Gedanke, „auf streng wissenschaftlicher Grundlage und mit reicher Illustrierung ein Werk zu verfassen, welches das Gesamtbild der Ausstellung für künftige Zeiten festhalten" sollte. Aus diesem schönen Plan ist nichts geworden. Nur Klischees, die auf Kosten des Historischen Vereines von Oberbayern angefertigt wurden, warteten auf den — nie erscheinenden — Text. Wir glauben unseren Lesern einen Gefallen zu erweisen, wenn wir die Bilder, nachdem in Band X, S. 115 und 116, sowie Band XII, S. 58 und 59 vier Klischees der gleichen Herkunft abgedruckt worden sind, jetzt in diesem und den folgenden Heften unserer Zeitschrift veröffentlichen.

I.



Kurfürst Maximilian III. Joseph.
Große Medaille auf die Stiftung der Akademie der Wissenschaften.
1759.
Von F. A. Schega.



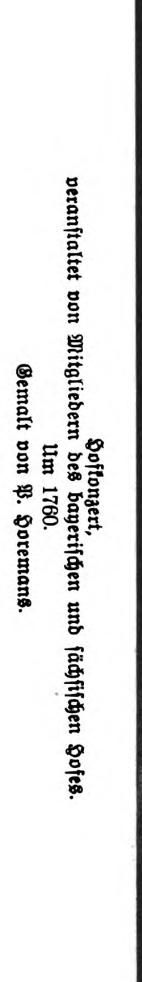


Kurfürst Maximilian III. Joseph und Hoftheater-Intendant Graf Seeau.
Gemalt von Georg Desmarées (1697—1776).

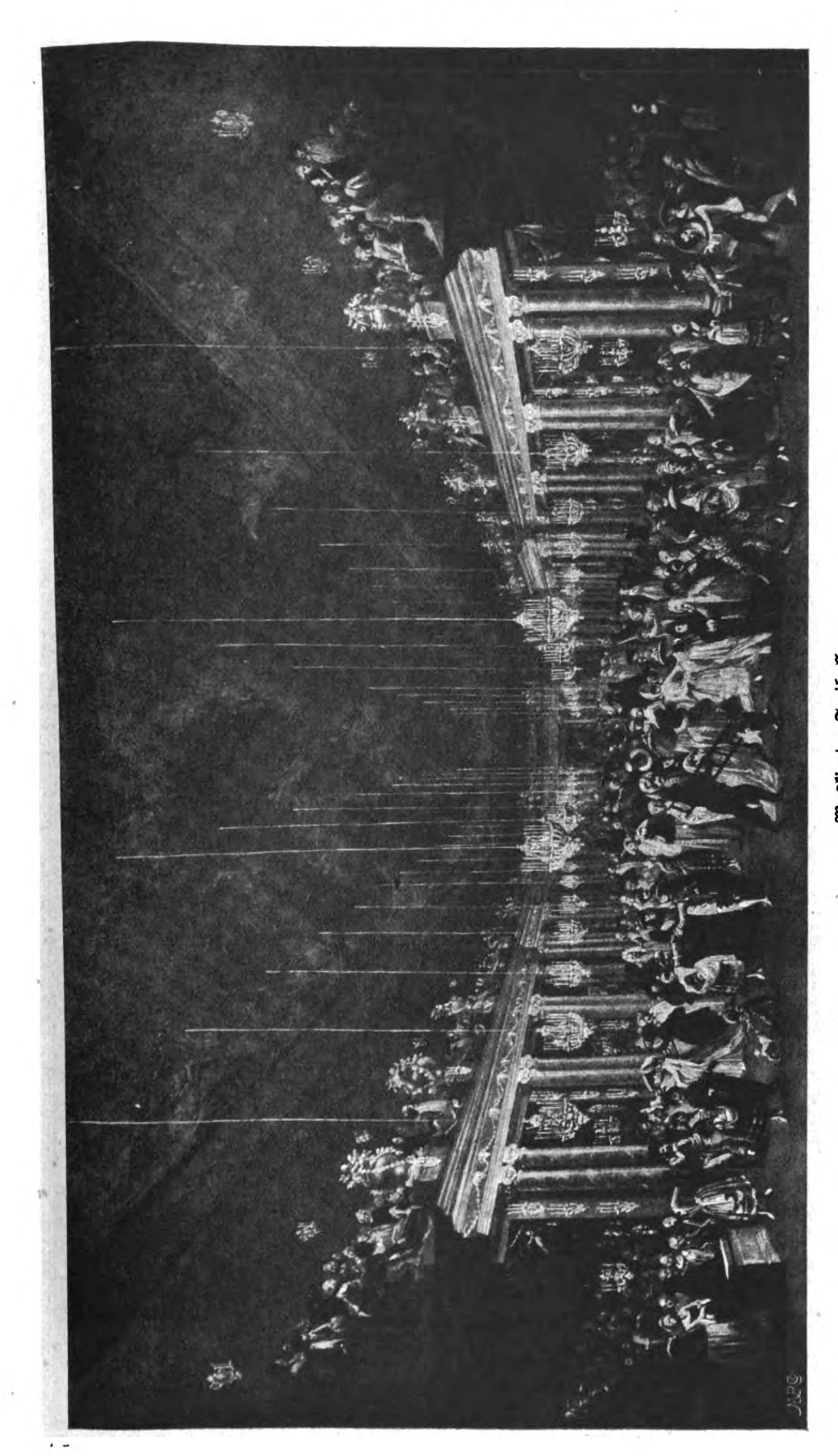


Familienbild und Selbstporträt,
gemalt von Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen, geborener Prinzessin von Bayern.

Von links nach rechts: 1. Herzogin Maria Anna von Bayern († 1790); 2. Kurfürstin Maria Anna von Bayern († 1797), Gemahlin Maximilians III. Joseph; 3. Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen († 1780); 4. ihr Bruder Kurfürst Maximilian III. Joseph († 1777); 5. Maria Josepha, Schwester Maximilians III. Joseph, Markgräfin von Baden († 1776).



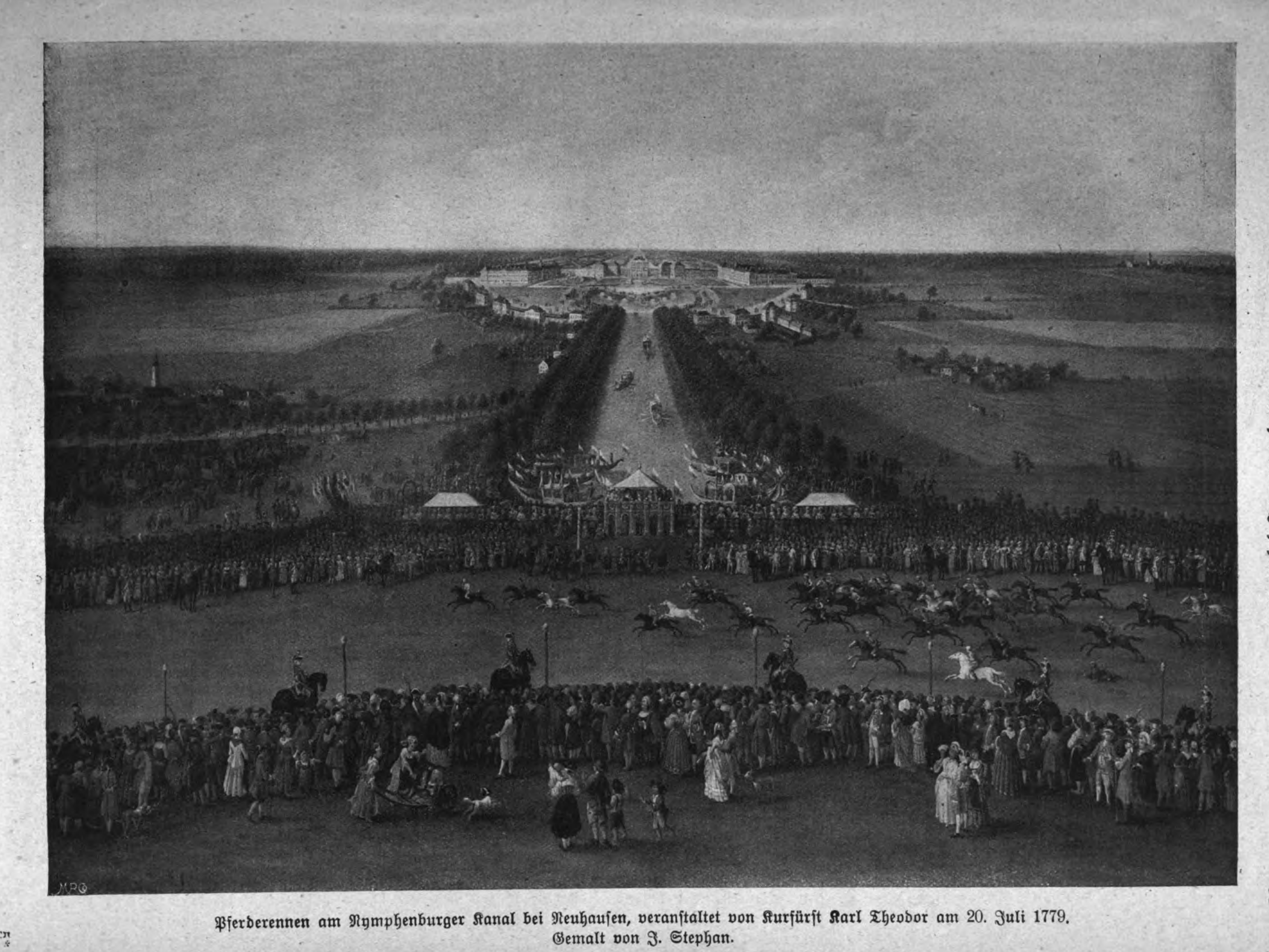
Hofkonzert,
veranstaltet von Mitgliedern des bayerischen und sächsischen Hofes.
Um 1760.
Gemalt von P. Horemans.



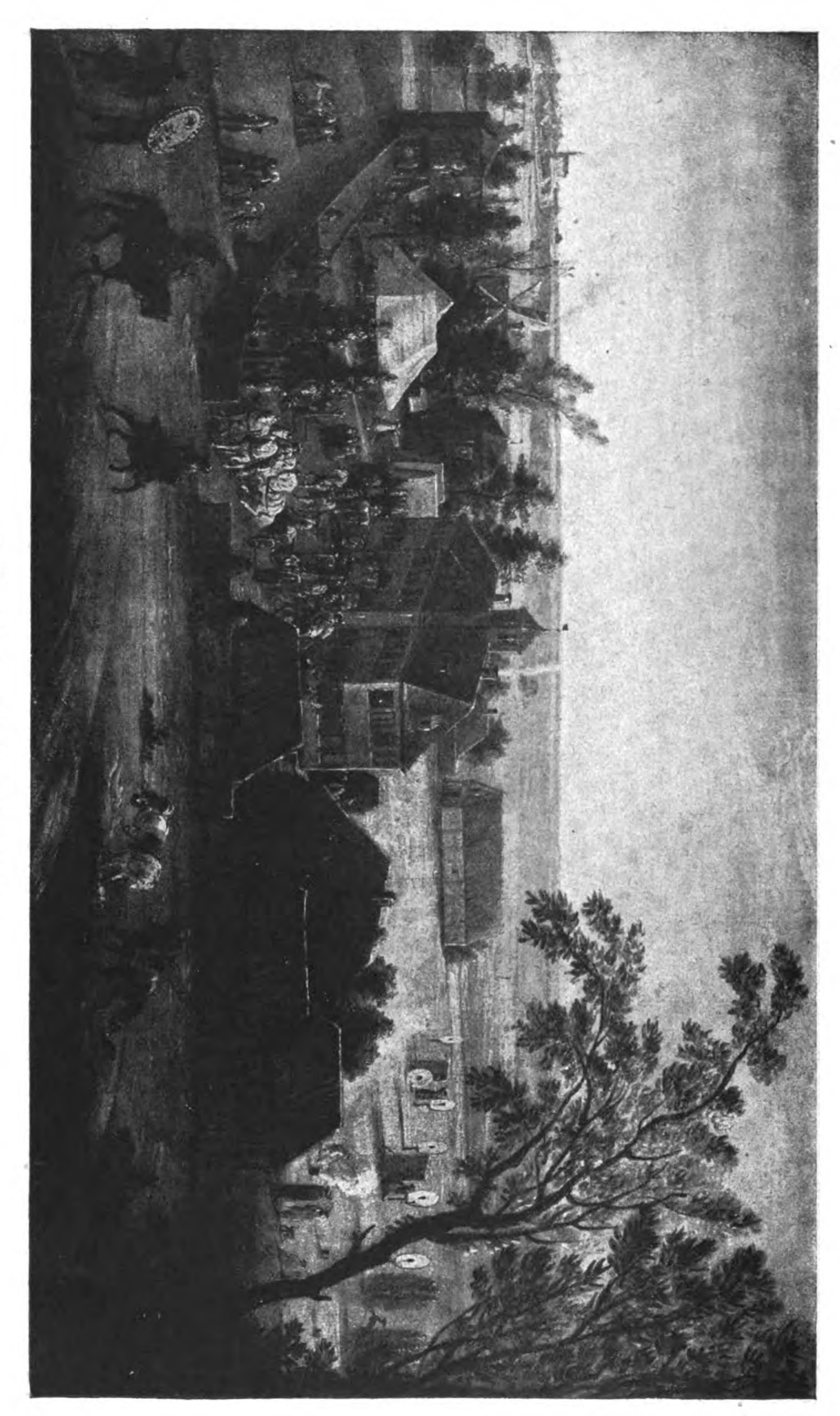
Maskierter Freiball,
veranstaltet im Turnierhaus am Hofgarten am 8. Januar 1765
zur Feier der Vermählung der Prinzessin Maria Josepha, Schwester des Kurfürsten Maximilian III. Joseph, mit dem nachmaligen Kaiser Joseph II.
Gemalt von J. Stephan († 1786).



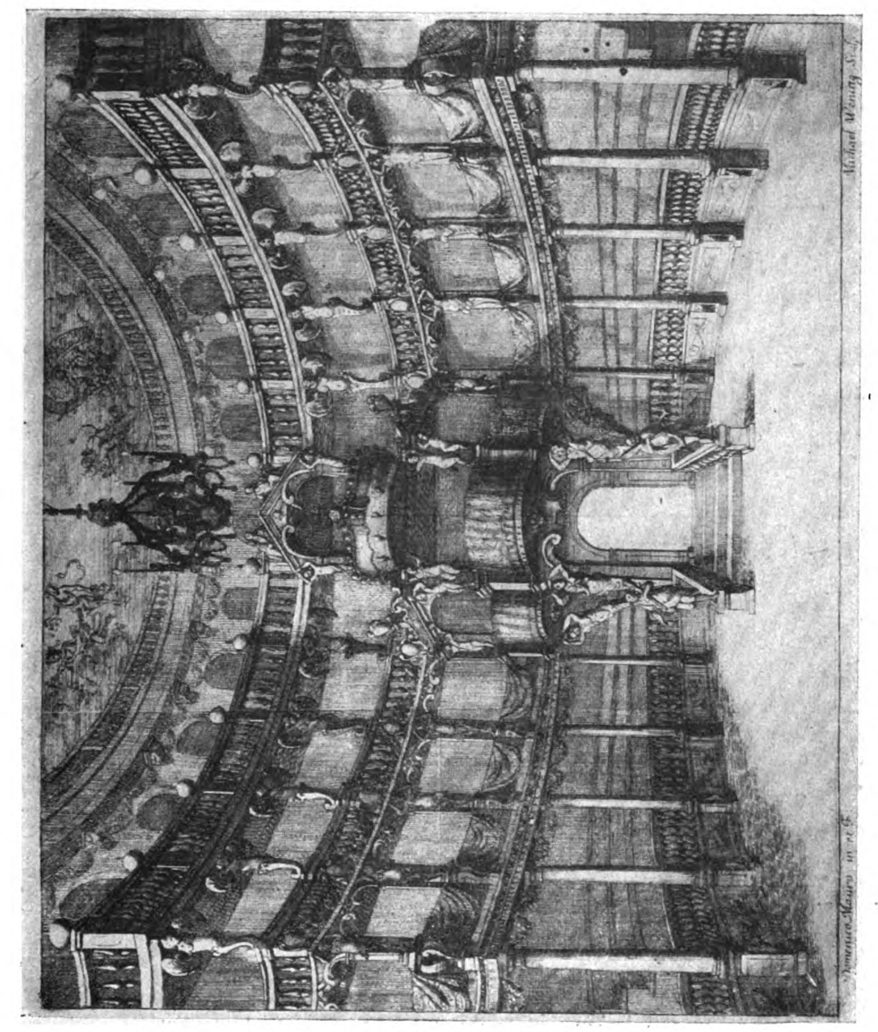
Der erste Besuch des Kurfürsten Karl Theodor auf dem Kirchweihfest in Großhesselohe 1779.
Gemalt von J. Zächenberger.



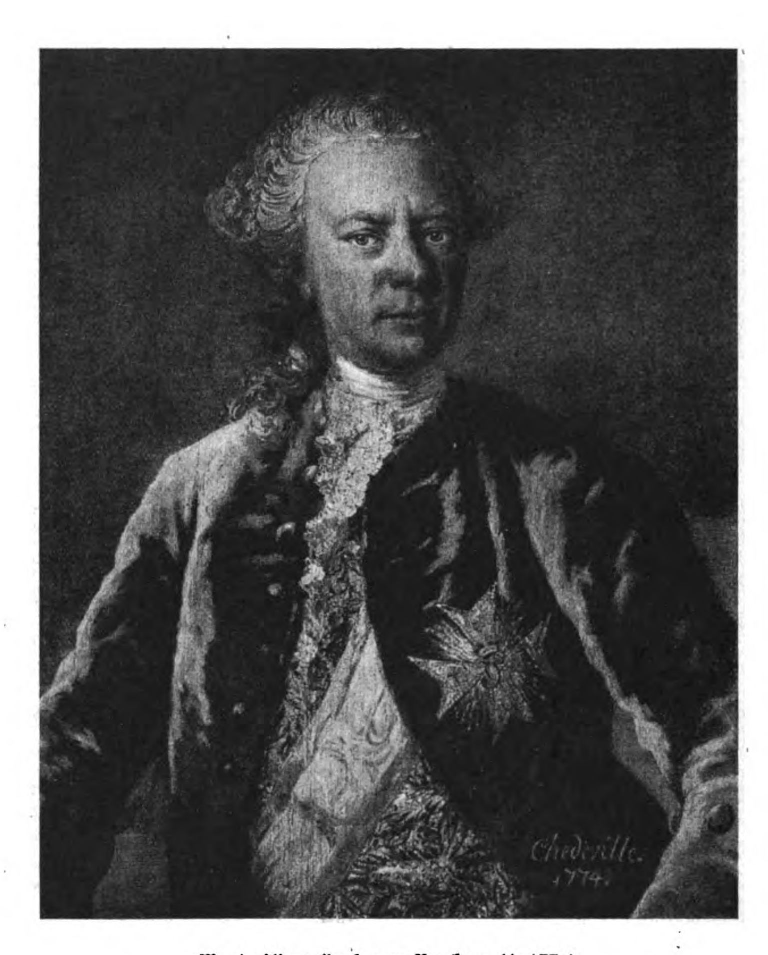
Pferderennen am Nymphenburger Kanal bei Neuhausen, veranstaltet von Kurfürst Karl Theodor am 20. Juli 1779.
Gemalt von J. Stephan.



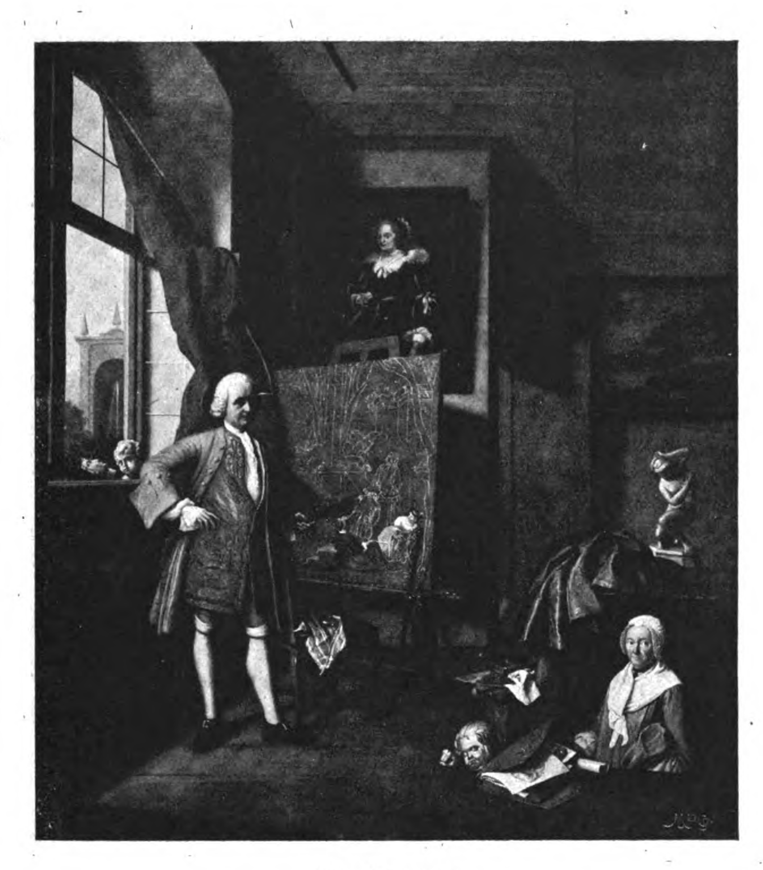
Ansicht der alten Münchener Schießstätte
(auf dem Boden des jetzigen Hauptbahnhof-Platzes).



Das Innere des ehemaligen kurfürstlichen Opernhauses nächst der Salvatorkirche (auf dem Platze zwischen dem jetzigen Schulhaus und dem Kaffee Luitpold).
Kupferstich von Michael Wening.



Maximilian Graf von Berchem († 1776),
Konferenzminister des Kurfürsten Maximilian III. Joseph.
Hautelisse-Arbeit, angefertigt in der Münchener Gobelinmanufaktur von Joseph Chedeville 1774 nach einem Ölgemälde von G. Desmarées.



Peter Horemans.
Selbstbildnis des Künstlers, gemalt 1766.



Bild einer Münchener Hofbediensteten.
Gemalt von Peter Horemans.

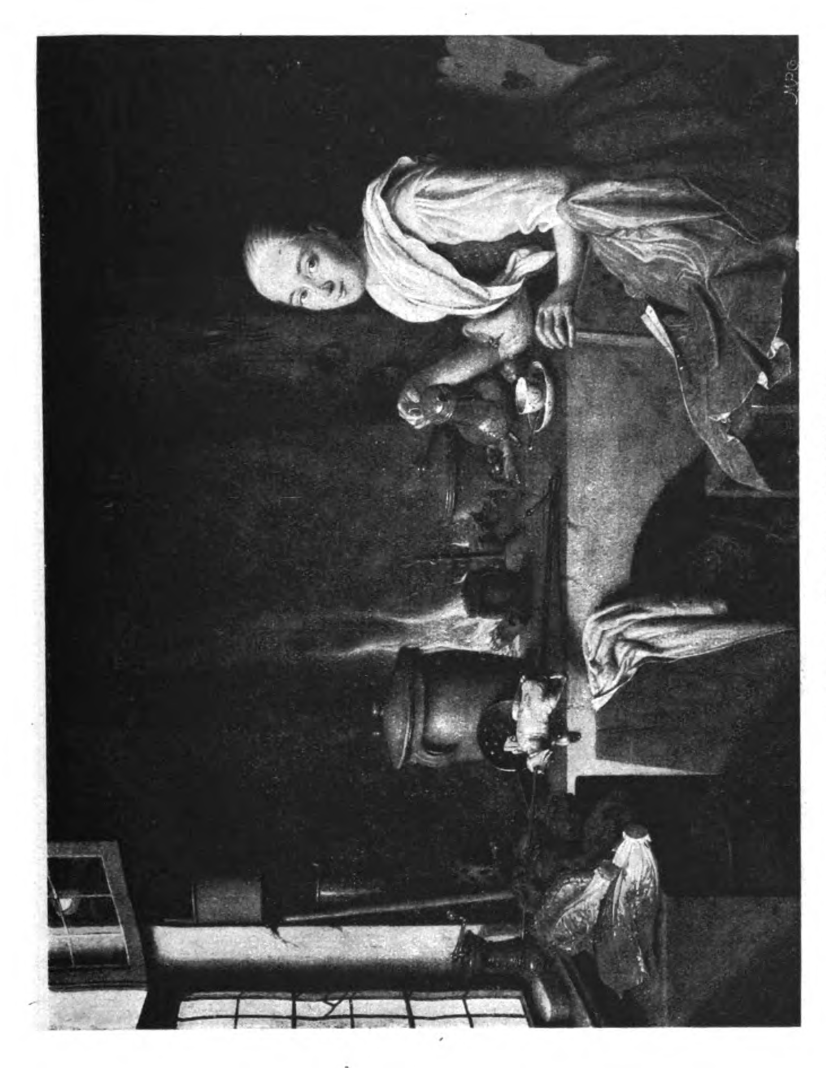


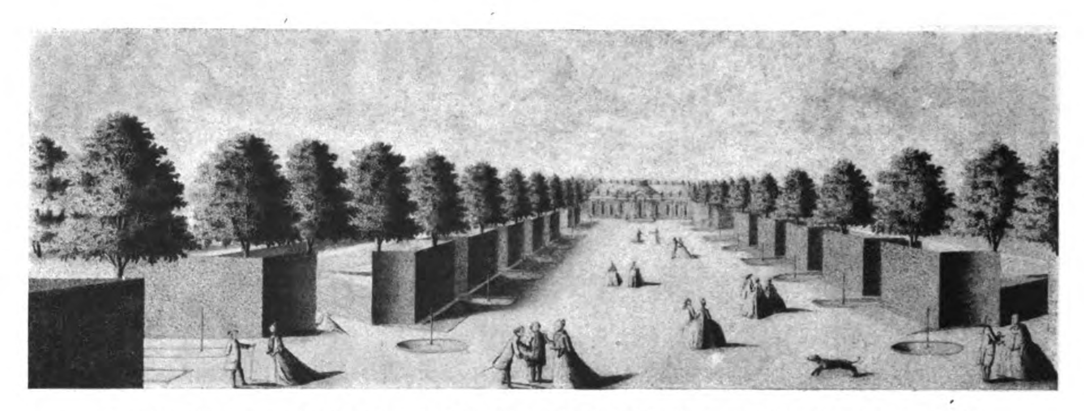
Bild einer Münchener Hofbediensteten.
Gemalt von Peter Horemans.



Bild eines Münchener Hofbediensteten.
Gemalt von Peter Horemans.



Militärische Gruppe aus der Ausstellung.



Die ehemaligen französischen Gartenanlagen vor der Amalienburg mit der Springbrunnenallee im Parke von Nymphenburg.
Federzeichnung des kurfürstlichen Hofgärtners F. X. Mayr.



Wappen Kaiser Karls VII.

Schriftleitung: Dr. Georg Leidinger, Oberbibliothekar der k. Hof- u. Staatsbibliothek, München, Ludwigstr. 23.
Kastner & Callwey, K. Hofbuchdruckerei.

An unsere Leser!

Der Historische Verein von Oberbayern bietet gegen einen Jahresbeitrag von 7 Mark für die Münchener, 6 Mark für die auswärtigen Mitglieder seinen Mitgliedern folgende Vorteile:

Kostenlosen Bezug der Vereinszeitschriften — Altbayerische Monatsschrift, Oberbayerisches Archiv;

Freien Besuch der verschiedenen Sammlungen des Vereins;

Benützung der Bibliotheksbestände;

Teilnahme an den regelmäßigen Monats- und Abendversammlungen.

Die Bibliothek und die Sammlungen des Historischen Vereins befinden sich Zweibrückenstraße 12 (alte Schwere Reiter-Kaserne), II. Stock, Eingang Morassistraße.

Alle Einsendungen für die Veröffentlichungen des Historischen Vereins (Oberbayerisches Archiv und Altbayerische Monatsschrift): Manuskripte, Rezensionsexemplare, Nachrichten etc. sind zu richten an Dr. Leidinger, Oberbibliothekar der k. Hof- und Staatsbibliothek, München, Ludwigstraße 23.

Altbayerische Monatsschrift

herausgegeben vom Historischen Verein von Oberbayern



Band 15 Heft 1

Altbayerische Monatsschrift.

Die Altbayerische Monatsschrift erscheint in Bänden von je 3 Heften, **welche an die Mitglieder des historischen Vereines von Oberbayern ohne weiteres Entgelt abgegeben werden.**

Preis für **Nichtmitglieder**: 7 Mk. für den Jahrgang.

Der **buchhändlerische Vertrieb** ist vom Historischen Verein der **J. J. Lentner'schen Buchhandlung** (Ernst Stahl jun.) in München übertragen worden. Bestellungen übernimmt diese, sowie jede andere Buchhandlung.

XV. Band 1919/20.

Inhalt des 1. Heftes.



Friedrich Ohlenschlager.

Von Dr. Ernst Böhmländer.

Am 14. Dezember 1916 verlor unser Verein einen seiner Treuesten, seiner Besten, K. Oberstudienrat Dr. Friedrich Ohlenschlager, den Erschließer des römischen Bayern.

Einer in Frankfurt a. M. alteingesessenen Familie entstammend, wurde er am 2. August 1840 zu Niedernberg bei Aschaffenburg geboren. Nach dem Besuche des Gymnasiums in Frankfurt bezog er die Universität Würzburg, um sich dem Studium der klassischen Philologie zu widmen. 1865 wurde er als Assistent dem Gymnasium Eichstätt zugewiesen, woselbst er 1869 zum Studienlehrer befördert wurde. Von 1871 bis 1887 wirkte er, abgesehen von kurzer Tätigkeit am Landshuter Gymnasium, am Maximiliansgymnasium in München. 1878 erhielt er die Ernennung zum Gymnasialprofessor. 1887 übernahm er das Rektorat des Gymnasiums Speyer, 1898 des Ludwigsgymnasiums zu München. 1909 trat er wegen eines körperlichen Leidens in den Ruhestand.

Wenn Ohlenschlager neben seinem Beruf, in dem er eine so ehrenvolle Laufbahn zurücklegte, zugleich eine bahnbrechende Tätigkeit auf dem Gebiete der bayerischen Frühgeschichte entfaltet hat, so war dies nur möglich bei meisterhafter Ausnützung der Zeit und wahrer Begeisterung für die Wissenschaft. Im Jahre 1865 fand er zu Pfünz bei Eichstätt drei römische Inschriften, die er ohne jedes literarische Hilfsmittel entzifferte. Die Veröffentlichung dieser Schriftdenkmäler machte solchen Eindruck, daß er mit der Bearbeitung aller römischen Inschriften in Bayern betraut wurde. Diese Aufgabe entsprach der Richtung seines Strebens und Könnens, die ihn darauf hinwiesen, die Gegenstände aus der Fülle der Erscheinungen heraus zu erfassen und darzustellen. Wohl mußte er bei dem Mangel an Vorarbeiten zur Geschichte des gesamten bayerischen Gebiets unter der Römerherrschaft sich erst einen Pfad bahnen durch wegloses Land, aber die gründlichste methodische Schulung in allen einschlägigen Wissenszweigen ließ ihn jede Schwierigkeit überwinden. Der nämliche Zug zum Ganzen führte ihn auch zu schöpferischer Vertiefung des Problems. Da er nämlich erkannte, daß die Inschriften allein keineswegs hinreichten, um von dem römischen Bayern eine klare Vorstellung zu geben, rief er alle Zeugen jener Tage wach: Die Befestigungen, Gebäude, Straßen, Münzen, Gräber, selbst die unscheinbarsten Überreste wurden in den Kreis seiner Untersuchungen gezogen, und so ward in unermüdlicher mosaikartiger Arbeit ein treues Bild jener längst entschwundenen Epoche geschaffen. Das ganze Leben



der Römerzeit in ganz Bayern hat seine Forschung umfaßt, und unter seiner Feder gewinnt diese Vergangenheit volles Leben vor unseren Augen.

Aus der großen Zahl seiner geschichtlichen Schriften, die am Schlusse dieser Zeilen angeführt sind, sei als besonders bezeichnendes Beispiel seines weiten Blicks und seines reichen Wissens der Vortrag: Das römische Bayern hervorgehoben. Grundlegend und trotz Erschließung neuer Quellen noch heute unentbehrlich sind seine Studien über das römische



Heerwesen in Bayern. Einen Ehrenplatz in seinem Schaffen nimmt die prähistorische Karte von Bayern ein; sie beruht auf überlegener Beherrschung des gesamten Stoffs und gründlichster Durcharbeitung des mit außergewöhnlichem Fleiß beigebrachten, teilweise bisher unbekannten Materials. Seine Abhandlung über die Inschrift des Wittislinger Fundes wurde von dem bekannten Historiker Wattenbach als verheißungsvoller Anfang einer mittelalterlichen Epigraphik begrüßt (Neues Archiv Bd. X S. 212).

Bevor sich das allgemeine Interesse der Volkskunde zuwandte, hat Ohlenschlager auf die Bedeutung der Volkssagen hingewiesen und in mustergültiger Weise gezeigt, wie althergebrachte Überlieferungen für die Geschichtswissenschaft verwertet werden können.

Es ist klar, daß ein Geist von so vielseitiger historischer Bildung in Wort und Schrift für die Verbreitung unserer Ideale eintrat. Ohlenschlager war uns mehr: Trotz stärkster Inanspruchnahme durch Dienst und Wissenschaft fand er sich bereit, in schwerer Zeit die Leitung des Vereins zu übernehmen. Als I. Vorstand in den Jahren 1900—1903 war er mit Erfolg bemüht, durch Aufruf zu gemeinsamer Arbeit die gemeinsamen Bestrebungen zu fördern. Während seiner Vorstandschaft gab er Anregungen zum Denkmalschutz und zur Erhaltung der Flurnamen; unter seiner Führung entstanden Arbeiten, die das Ansehen des Vereins, besonders auf dem Gebiete der Vorgeschichte, erhöhten. Der Dank für Ohlenschlagers reiche Verdienste um den Verein fand Ausdruck in seiner einstimmigen Wahl zum Ehrenmitglied. Auch die übrigen bedeutenderen Geschichtsvereine Bayerns bezeugten ihm durch die Ernennung zum Ehrenmitglied ihre Hochschätzung.

Ebenso erkannten der Staat und wissenschaftliche Körperschaften die Tätigkeit Ohlenschlagers, der an der Organisation der Vorgeschichtsforschung in Bayern hervorragenden Anteil nahm, durch Auszeichnungen und Ehrungen an. So wurde er schon im Jahre 1883 außerordentliches Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1892 Mitglied der Reichslimeskommission, 1894 ordentliches Mitglied des Kaiserlichen Archäologischen Instituts, 1901 Mitglied der Kommission für Urgeschichte Bayerns. Die philosophische Fakultät der Universität Heidelberg erteilte ihm 1897 die Würde des Ehrendoktors. 1900 wurde ihm das Ritterkreuz des bayerischen Michaelsordens 4. Klasse, 1907 der Titel eines K. bayerischen Oberstudienrats verliehen.

„Labor ipse voluptas." Dies Wort darf als das Lebensmotiv Ohlenschlagers bezeichnet werden. In der Arbeit fand er die reinste Befriedigung. Seine echt deutsche, treue und gründliche Gelehrtenarbeit, sein freudiges Schaffen nur für die Sache und nur um der Sache willen, sein Wirken als Bahnbrecher der Archäologie des römischen Bayern, sie lassen sein Andenken fortleben in der bayerischen Wissenschaft.

Verzeichnis der Schriften Friedrich Ohlenschlagers.

Drei römische Inschriften aus Pfünz in Mittelfranken. Bonner Jahrbücher Heft 43 S. 147 ff.

Über die neuen Funde römischer Antiquitäten in Regensburg. Sitzungsberichte der philos.-philol. Klasse der Kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften 1872 Bd. II H. 3 S. 305—346.

Ein Besuch im Helmetsmoos. Oberbayer. Archiv, Bd. 32 (1873) S. 321—325.

Besprechung von Dr. P. C. Planta, Das alte Rätien in Jahns Jahrbüchern 1873 S. 273—280.

Das römische Militärdiplom von Regensburg. Sitzungsberichte 1874 I S. 193—230. Mit 3 Tafeln.

Verzeichnis der Fundorte zur prähistorischen Karte Bayerns. München 1875. 130 S.

Die prähistorische Karte von Bayern. Vortrag, gedruckt im Bericht über die 6. allgem. Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie usw. 1875 S. 37—40.

Anhaltspunkte zur Erforschung und Aufnahme urgeschichtlicher und geschichtlicher Altertümer. München 1876.

Über das Alter der Hochäcker. Vortrag, im Bericht über die 50. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte zu München, 1877, S. 251.

Die Begräbnisarten aus urgeschichtlicher Zeit auf bayerischem Boden. Gekrönte Preisschrift. Beiträge zur Anthropologie u. Urgeschichte Bayerns, Bd. II S. 81—110. Mit 3 Tafeln. München 1878.

Prähistorische Karte von Bayern. 15 Blätter mit Text. Maßstab 1:250 000. 1879—91. Vgl. hiezu Bd. 4, 5, 7, 9 der Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns.

Über den römischen Grenzwall in Bayern. Vortrag, abgedruckt im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 1880, Nr. 2 u. 3 S. 14—17.

Das römische Bayern. Vortrag, abgedruckt im Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1881, 12. Jahrgang, Nr. 9 u. 10 S. 109—121.

Eine wiedergefundene Römerstätte. Ausland Nr. 19. München 1883. Mit Karte und Plan. 15 S.

Bedaium und die Bedaius-Inschriften aus Chieming. Sitzungsberichte 1883, Heft 2, S. 204—220.

Das bayerische Nationalmuseum und seine Zukunft. Allgemeine Zeitung 1883 Nr. 186 u. 187, 2. Beil.

Zerstreute epigraphische Notizen und Nachträge im Corpus inscriptionum latinarum Bd. III, S. 1050 bis 1054, und Ephemeris epigraphica Bd. II, sowie einzelne archäologische Mitteilungen in verschiedenen Zeitschriften.

Die Inschrift des Wittislinger Fundes. Mit 2 Tafeln. Sitzungsberichte 1884, Heft 1, S. 61—79.

Über Alter, Herkunft und Verbreitung der Hochäcker in Bayern. München 1883. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. Bd. 5.

Schriften über Urgeschichte von Bayern und die Zeit der Römerherrschaft daselbst. Zusammengestellt im Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft in München für 1882 und 1883, Heft 8, 84 S. München 1884. Besprochen im Ausland 1884, S. 38.

Die Sammlungen provinzialer Altertümer im Königreich Bayern. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst 1884 S. 192—196, 1885 S. 225.

Die römischen Truppen im rechtsrheinischen Bayern. Programm des K. Maximilians-Gymnasiums in München für das Schuljahr 1883/84. München 1884. 96 S. Besprochen von Keller in der Wochenschrift für klassische Philologie 1886, Nr. 45.

Die römischen Grenzlager zu Passau, Künzing, Wischelburg und Straubing. Mit 1 Tafel. Abhandlungen der Kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften I. Kl., 17. Bd. I. Abt. S. 213—264. München 1884.

Sage und Forschung. Festrede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften zu München zur Feier ihres 126. Stiftungstages am 28. März 1885. München 1885. 40 S.

Die Prähistorische Sammlung des Kgl. Nationalmuseums zu München. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1885 Nr. 148.

Zur Kenntnis alter Straßen. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1885 Nr. 158.

Die Porta praetoria in Regensburg. Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst, IV (1885) S. 122 ff.

Erklärung des Ortsnamens Biburg. Sitzungsber. 1885, Heft 3, S. 377—391.

Das römische Lager in Cambodunum (Kempten). Allgemeine Zeitung 1885 Nr. 353 und Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1885 Nr. 354.

Neues aus Abusina (Eining). Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1886 Nr. 98.

Das römische Forum zu Kempten. Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg, XII. Jahrgang (1885) S. 96—116.

Die Kommission für Urgeschichte Bayerns. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1887 Nr. 108.

Die römische Grenzmark in Bayern. Abhandlungen der Kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften, I. Kl., 18. Bd. 1. Abt., S. 60—144. Mit 4 Tafeln. München 1887.

Römische Inschriften aus Bayern. Sitzungsberichte 1887, Bd. I, S. 171—214.

Das germanische Gräberfeld bei Thalmässing. 2. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1887 Nr. 187 u. 188.

Die Ergebnisse der römisch-archäologischen Forschungen der letzten 25 Jahre in Bayern. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, Jahrg. XI (1892), S. 1—17.

Alta ripa. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, Jahrg. XI (1892), S. 18—25.

Eine Münzsammlung aus dem Altertum (Fund von Kisselhof). Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1892 Nr. 298 (354).

Die Flurnamen der Pfalz und ihre geschichtliche Bedeutung. Speyer 1893. 95 S. Eingehend besprochen von Schmidkontz im Korrespondenzblatt für Anthropologie 1895, S. 49—55.

Der Name „Pfahl" als Bezeichnung der römischen Grenzlinie. Heidelberger Jahrbücher 1895, S. 61 bis 67.

Der Burgfriede von Dürkheim. Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz. 19. Jahrg. (1895), S. 113—128.

Die Pfalz in prähistorischer Zeit. Vortrag, gehalten bei der 27. allgemeinen Versammlung der deutschen Anthropologen in Speyer. Abgedruckt im Korrespondenzblatt für Anthropologie 1896, S. 86—90.

Besprechung von Karl Köstler, Handbuch für Gebiets- und Ortskunde des Königreichs Bayern in den Blättern für das bayerische Gymnasialschulwesen, 32. Jahrg. 1896, S. 776—782.

Archäologische Aufgaben in Bayern. Sitzungsberichte 1900, Heft 2, S. 281—294.

Römische Überreste in Bayern, Heft I 1902, II 1903, III 1910.

Purk. Sammler 1904 Nr. 32.

Das römische Augsburg. Sammler 1904 Nr. 66.

Besprechung von Dr. Franz Franziß, Bayern zur Römerzeit in den Forschungen zur Geschichte Bayerns XV (1907) S. 126—133.

Römische Inschrift von Günzburg. Jahrbuch des Historischen Vereins Dillingen 1910, S. 151—154. Mit 1 Tafel.

Das Alter der Hochäcker. Sammler 1911 Nr. 13.

Die Hochäckerfrage. Altbayerische Monatsschrift, X. Jahrg. (1911), Heft 5 u. 6, S. 117—142.

Die Erbauer der Viereckschanzen. Altbayerische Monatsschrift, XII. Jahrgang (1914), Heft 3 u. 4, S. 45—57. Mit 2 Tafeln.



Franz Weber.

Von Hermann Wild.

Im Alter von fast 73 Jahren ist Dr. Franz Weber, K. Oberamtsrichter a. D., am 11. Januar 1918 in München an Lungenentzündung gestorben. Die bayerische Vorgeschichtsforschung verliert in ihm einen hervorragenden Mitarbeiter, der Historische Verein von Oberbayern ein reges und tätiges Mitglied seines Ausschusses und den Konservator seiner vorgeschichtlichen Sammlungen.

Mit ihm ist ein Mann heimgegangen, der sich um die Erhaltung und Förderung dieser bedeutenden Vereinssammlung außerordentlich verdient gemacht hat.



Weber war erst in reifen Mannesjahren durch Erweckung und Vertiefung seines Forschungsdranges, angeregt durch das Beispiel von Freunden der Altertumskunde, zu vorgeschichtlichen Studien gekommen und hatte sich dann im Laufe eines Menschenalters zu einem anerkannten Forscher auf dem Gebiete bayerischer Urgeschichte emporgearbeitet.

Geboren zu Augsburg am 7. März 1845, hatte Weber nach Beendigung der Universitätsstudien seine erste pragmatische Anstellung als K. Amtsrichter in Neuburg a. D. im Jahre 1877 angetreten und war zwei Jahre später nach Friedberg bei Augsburg versetzt worden. Hier nahm er bald mit dem kleinen Kreis von Männern Fühlung, die sich die Erforschung der heimischen Vorgeschichte zur Aufgabe gemacht hatten, und beteiligte sich mit wachsendem Eifer an den Ausgrabungen der Grabhügelfelder der Umgebung. Namentlich Trinkl, der Kustos der Friedberger Sammlungen, war es, der in Weber archäologische Neigungen und das Verständnis für Prähistorie weckte. Das Studium der großen Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer im Museum der Nachbarstadt Augsburg hielt Webers Interesse wach, und die eigene Ausgrabungstätigkeit sowie die Ordnung der Funde im kleinen städt. Museum zu Friedberg schärften seinen Sinn für typologische Beobachtungen und ließen ihn so zu selbständiger Arbeit heranreifen. Die Ergebnisse seiner damaligen Forschungen hat er 1895 in einem längeren Aufsatz „Zur Vor- und Frühgeschichte des Lechrains" niedergelegt.

Ende 1883 wurde Weber an das K. Amtsgericht Miesbach versetzt. In dieser Zeit beginnt seine Tätigkeit für die Schaffung einer prähistorischen Staatssammlung im Verein mit Professor Johannes Ranke und Naue. Ranke hatte Weber als Mitglied des Museumsvereines und Schriftführer der seit April 1885 erscheinenden „Mitteilungen des Museumsvereins" gewonnen. In 16 Nummern (bis März 1888) veröffentlichte Weber hier die Ausgrabungs- und Forschungsergebnisse der Vereinsmitglieder mit Fundberichten und kleinen Mitteilungen. Inzwischen (Herbst 1886) war Weber zum K. Oberamtsrichter in Reichenhall befördert worden, woselbst er bis zu



seiner Pensionierung (Herbst 1892) verblieb. Dann zog er nach München und widmete sich völlig der Erforschung bayerischer Urgeschichte. Seit Dezember 1898 war er Mitglied des Historischen Vereins für Oberbayern geworden.

Nunmehr erschienen in kurzer Folge Abhandlungen über die Besiedlung des bayerischen Alpengebietes und Berichte über vorgeschichtliche Funde und Ausgrabungen in Bayern, größere Aufsätze über Hügelgräber auf dem Lechfelde, den Ringwall und das La Tène-zeitliche Gräberfeld bei Manching, sowie die Beiträge I mit III zur Vorgeschichte von Oberbayern in den „Beiträgen zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte Bayerns" Bd. VI mit XVI. Einen letzten Beitrag IV veröffentlichte Weber in den „Forschungen zur Geschichte Bayerns" 1908.

Im „Korrespondenzblatt der deutschen anthropol. Gesellschaft" erschienen in der Zeit von 1898 bis 1907 Referate über Vorträge, die Weber in der Gesellschaft in München gehalten hatte. In der „Altbayerischen Monatsschrift" des Histor. Vereins von Oberbayern veröffentlichte Weber seit 1900 wertvolle Mitteilungen aus dem Vereinsarchiv und der vorgeschichtlichen Vereinssammlung, sowie die Fortsetzung seiner Ausgrabungs- und Fundstatistik und Mitteilungen aus den lokalhistorischen Vereinen und Museen. Als Konservator der Vereinssammlung hatte er 1901 die durchgreifende Neuordnung und übersichtliche Aufstellung der Sammlungsstücke übernommen; hauptsächlich seinen Bemühungen verdankt der Verein die heutige Bedeutung der Sammlung. Sein großes Verdienst ist, daß er als Leiter und Verwalter der Sammlung zu einer Zeit schon keramisches Material gesammelt und gesichtet hat, als sich die Altertumsforschung nur um römische und nur schöne Schaustücke kümmerte.

Im Auftrag der Kommission für Erforschung der Urgeschichte Bayerns bei der K. Akademie der Wissenschaften beteiligte sich Weber auch seit Herbst 1896 bis 1907 als Leiter zahlreicher Ausgrabungen auf dem Lechfelde, bei Reichenhall usw. Am 31. Oktober 1902 ward Weber zum technischen Beirat dieser Kommission ernannt und mit der Bearbeitung des Materials für eine archäologische Karte Bayerns betraut. Weber übernahm nun mit bemerkenswertem Geschick die Organisation dieser Arbeit zunächst für die 28 Bezirksämter Oberbayerns, stellte Mandatare auf, unterhielt eine lebhafte, umfangreiche Korrespondenz und erledigte persönlich die Bestandsaufnahmen in den auswärtigen Lokalmuseen. Der erste Band des großzügig gedachten und umfassend angelegten Inventarisationswerkes „Die vorgeschichtlichen Denkmale Bayerns" erschien im Januar 1909. Die Münchner Universität hatte am 9. Mai 1906 Webers erfolgreiche Tätigkeit auf dem Gebiete der bayerischen Vorgeschichtsforschung durch Verleihung des Titels eines Doktor phil. h. c. anerkennend gewürdigt.

In seinen Abhandlungen legte Weber das Hauptgewicht auf beschreibende Darstellung der Funde und Fundumstände und auf ordnende Zusammenstellung von Stilgruppen und Typen. Von grundlegender Bedeutung sind seine über die enge Grenze einer Provinz hinausgreifenden „Beiträge zur Vorgeschichte von Oberbayern", welche das ganze vorgeschichtliche Gebiet von der Steinzeit bis zum Ausgang der römischen Kaiserzeit umfassen; geradezu unentbehrlich erweisen sich seine über 20 Jahre sich erstreckenden, übersichtlich geordneten „Ausgrabungs- und Fundchroniken". Seine Bemühungen, durch öffentliche Vorträge die Urgeschichte seiner bayerischen Heimat und die Liebe zu ihr zu fördern, veranlaßten Weber 1906 auch eine populäre Darstellung von Bayerns vorgeschichtlicher Zeit zu verfassen, die im Lesebuch von Kronseder erschienen ist.

Weniger glücklich war die Stellungnahme Webers im Verein mit Ohlenschlager in der Streitfrage über die Feststellung der Hochäcker gewesen. Es darf nicht verschwiegen werden, daß die Mehrzahl der Archäologen und Fachleute heute den Anschauungen der beiden ablehnend gegenüber steht. Weber aber bleibt doch das Verdienst, vielfache Anregung zur Lösung der schwebenden Frage gegeben zu haben.

So kann man sagen, daß der Heimgegangene im geistigen Leben Münchens und besonders des Historischen Vereins von Oberbayern eine führende Stellung einnahm und daß sein Tod eine Lücke hinterläßt, die nicht so leicht ausgefüllt wird. Die Erinnerung an die erfolgreiche und fruchtbringende Tätigkeit Dr. Franz Webers aber wird fortleben in den Herzen seiner Mitarbeiter und Freunde.



Aus der Fülle wissenschaftlicher Mitteilungen und Abhandlungen Dr. Webers mögen nachfolgende in chronologischer Ordnung aufgeführt sein:

1. Mitteilungen des Museums-Vereins für vorgeschichtliche Altertümer Bayerns:

„Berichte über Ausgrabungen und neue vorgeschichtliche Funde" in Nr. 1, 3 u. 4 (1885), 7 mit 10 (1886), 13 u. 16 (1887).

Weitere Berichte in den Beiträgen zur Anthropologie u. Urgeschichte Bayerns, Bd. VI u. VII u. Bd. IX—XVI (1888—1905) mit Fundortsverzeichnissen, sowie in der Altbayer. Monatsschrift Jahrg. 6, 8, 9, 13 u. 14 (1906 bis 1912).

2. Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben u. Neuburg:

Jahrg. 22 u. 23 (1895—96): „Zur Vor- und Frühgeschichte des Lechrains" I mit III (mit Kartenskizze).

3. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns.

Bd. VIII: „Die Besiedlung des Alpengebietes zwischen Inn und Lech in vorgeschichtlicher Zeit" (1888).

Bd. IX: „Vorgeschichtliches aus dem Alpengebiet zwischen Inn und Salzach" (1890).
„Eine Wohnstätte aus der jüngeren Steinzeit in Südost-Bayern" (1891).

Bd. XII: „Die Hügelgräber auf dem bayerischen Lechfeld" (1897).

Bd. XIII: „Beschreibung der bronzezeitlichen Gußstätte auf Münchener Boden" (1899).

Bd. XIII u. XIV: „Beiträge zur Vorgeschichte von Oberbayern" I mit III (1900—02) mit Karte der ing-Orte. — Als Fortsetzung:
„Neue Beiträge zur Vorgeschichte von Oberbayern" IV (1908) in „Forschungen zur Gesch. Bayerns" Bd. XVI und
„Neue Beiträge zur Vorgeschichte von Oberbayern" V (1912) in „Altbayr. Monatsschr." Jahrg. 11, Heft 5 u. 6.

Bd. XVI: „Der Ringwall und das La Tène-zeitliche Gräberfeld am Steinbichl bei Manching" (1905).
Siehe auch: „Korrespondenzbl. d. deutschen Gesellschaft für Anthrop., Ethnol. u. Urgesch." 1903 u. 1904, und „Altbayer. Monatsschrift" Jahrg. 5, Heft 3.

4. Altbayerische Monatsschrift:

Jahrg. I, Heft 6: „Prähistorische Funde im Isartal".

Jahrg. II, Heft 1, 4 und 5: „Mitteilungen aus dem Vereinsarchiv" I. Oberbayerische Gießstätten und Depotfunde; II. Funde aus den vorrömischen Metallperioden (1900).

Jahrg. III, Heft 1: III. Funde aus der germanischen Periode (1901).
Heft 3 u. 4: IV. Funde aus der römischen Periode (1902).
Heft 6: „Römische Funde aus Oberammergau" (1902).

Jahrg. IV, Heft 4 u. 5: „Aus unserer Vereinssammlung" I. Bronzebeile, Meißel, Hämmer (1903); II. Dolche und Schwerter.
„Vorgeschichtliche Besiedlung des Burgberges in Burghausen."
„Die Alpenpässe in der Bronzezeit." Siehe auch „Korrespondenzblatt d. deutsch. Gesellsch. f. Anthropol., Ethnol. u. Urgesch." 1905.

Jahrg. V, Heft 3: „Ein hervorragender Fund aus der Reihengräber-Zeit in Oberbayern" (Ischl a. d. Alz 1905).
Heft 6: „Vorgeschichtliche Wohnstätten in Karlstein b. Reichenhall" (1905).

Jahrg. VI, Heft 5: „Aus unserer Vereinssammlung." III. Bronzemesser, Schmucknadeln und Armreife (1906).

Jahrg. VII, Heft 3 u. 4: „Ein merkwürdiges Grab eines neuen bajuwarischen Reihengräberfeldes" (Feldkirchen a. d. Saalach 1907).

Jahrg. IX, Heft 1 u. 2: „Münchener Stadt- und Landgebiet in vorrömischer Zeit" (1909).
Heft 5 u. 6: „Erdwerke zu Befestigungs- und Schutzzwecken in Oberbayern aus mittelalterlicher, römischer und vorrömischer Zeit", mit Zusammenstellung (1910).

Jahrg. X, Heft 5 u. 6: „Können die südbayerischen Hochäcker von Alemannen und Bajuwaren herrühren?" (1911).[1])
Siehe auch: „Das Verhalten der Hochäcker und Hügelgräber zueinander im südl. Bayern" und „Neue Beobachtungen zur Altersfrage der Hochäcker" im „Korrespondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthrop., Ethnol. u. Urgesch." 1906 Nr. 3 u. 5 und 1908 Nr. 3.[1])

Jahrg. XI, Heft 3 u. 4: „Beitrag zur Namenkunde von Oberbayern" (1912).

Jahrg. XIII u. XIV, Heft 1: „Boden- und Namenaltertümer aus Oberbayern" (1915).

5. Die vorgeschichtlichen Denkmale des Königreichs Bayern:

Bd. I (Oberbayern) 1909, mit 5 Übersichtskarten.

6. Lesebuch zur Geschichte Bayerns von Kronseder, Verlag Oldenbourg (1906). Abhandlung: „Vorgeschichte d. bayerischen Landes".

[1]) Die Abhandlung gibt eine Übersicht über die Entwicklung der Hochäckerfrage mit Literaturangaben; einschlägig sind noch Ohlenschlager „Das Alter der Hochäcker", Korrespondenzbl. d. d. Ges. f. Anthr., Eth. u. Urg. 09 und „Die Hochäcker", Altb. Monatsschr. X Heft 5 (1911).

Während Weber den Hochäckerbau in die La Tène-, Ohlenschlager in die keltisch-römische Zeit hinaufsetzen, hat Chr. Frank in der Monographie „Die Hochäcker", Bibliothek f. Volks- u. Heimatskunde Nr. 87 (1912) überzeugend nachgewiesen, daß Germanen die Erbauer waren und daß die Hochackerkultur noch tief ins Mittel- und Nachmittelalter hinein in Süddeutschland betrieben wurde.



Kurfürst Joseph Clemens von Bayern-Köln in Lille.

Von Dr. Adolf Feulner.



Abb. 1. Kurfürst Joseph Clemens von Bayern-Köln.
Gemälde von J. Vivien in der Galerie in Valenciennes. (Im alten Rahmen.)

Der Spanische Erbfolgekrieg war 1701 ausgebrochen. Die Seemächte, England und Holland, hatten sich mit dem Kaiser zur großen Allianz verbündet. Auf Seiten Ludwigs XIV. standen der bayerische Kurfürst Max Emanuel, der durch den Anschluß an Frankreich wenigstens die spanische Niederlande für sich zu retten hoffte, und sein Bruder Joseph Cle-

mens, der Kurfürst von Köln. Das Kriegsglück war in Deutschland den Franzosen und ihren Verbündeten anfangs günstig. Ulm, Memmingen, Augsburg und Passau fielen in ihre Hände. Marlborough errang am Niederrhein nur unbedeutende Erfolge. Da erhielt im Jahre 1704 Prinz Eugen den Oberbefehl. Er vereinigte sein Heer mit dem Marlboroughs und errang bei Höchstädt einen vollständigen Sieg über die Franzosen und Bayern.

Die beiden Wittelsbacher Kurfürsten mußten aus Deutschland fliehen. Max Emanuel ging zurück in die Niederlande und residierte als Statthalter in Brüssel. Joseph Clemens wählte Lille zum Wohnsitz.

Die ruhige altflandrische Stadt Lille, die erst 1668 im Frieden von Aachen vom Deutschen Reich getrennt worden war und die jetzt von den Kriegswirren aufzuatmen begann, die verträumte Provinzstadt, die seit den Zeiten der Herzöge von Burgund nie mehr für längere Zeit eine fürstliche Hofhaltung in ihren Mauern gesehen hatte, sollte wieder Residenz werden, die Residenz eines deutschen Kurfürsten, der als Standesherr des deutschen Kaiserreiches die Erinnerung an die frühere Reichsherrlichkeit wachrief, der durch seine Stellungnahme die Stadt in unmittelbare Verbindung brachte mit den Ereignissen, die Europa erschütterten. Man begreift, daß der Aufenthalt des Kurfürsten in der Geschichte der Stadt nicht spurlos verschwinden konnte. Er war ein Zwischenspiel, das von den Lokalhistorikern[1]) mit Vorliebe breit erzählt wird, schon deshalb, weil die persönlichen Eigenschaften des Prinzen alle bezauberten. Der junge Fürst wird beschrieben als eine glückliche, sonnige Natur, beseelt von Leutseligkeit und Wohlwollen, als ein vornehmer, feiner Herr, der schon durch seine Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit alle Herzen für sich gewann. Spuren seines Aufenthalts sind bis in unsere Tage geblieben. Wie in Brüssel an Max Emanuel, so erinnern in Lille an Joseph Clemens noch manche Bauten, Kunstwerke, persönliche Reliquien und Aufzeichnungen, die wert sind, der Vergessenheit entrissen zu werden. Es sind zwar keine Haupt- und Staatsaktionen, von denen im folgenden erzählt wird, die Berichte von Festlichkeiten und kirchlichen Feiern nehmen den breitesten Raum ein.

Am 26. Juli 1704 kam Joseph Clemens in Lille an, begleitet von einem großen Gefolge. Er wurde als Verwandter des französischen Königshauses, als deutscher Reichsfürst mit hohen Ehren empfangen. Das Palais du Gouvernement wurde ihm vom König als Wohnung zur Verfügung gestellt. Dieses lag in der Rue de l'Abbiette, der jetzigen Rue de Tournai. Heute ist es eine Buchdruckerei Lefebvre-Ducrocq. Die Gebäude sind stark verändert; aber die Wohnräume haben noch Reste des 18. Jahrhunderts behalten. Gegenüber lag das Kloster de l'Abbiette, das vornehmste Frauenkloster der Stadt; die Schwestern, Dames de l'Abbiette genannt, waren meist Abkömmlinge der besten Familien. Das Kloster ist später, zur Zeit der Revolution, zerstört worden. Nur geringe Reste sind in den anliegenden Gebäuden erhalten geblieben. Wenige Tage nach seiner Ankunft hörte der Kurfürst in der Kirche der Abbiette die hl. Messe, und von der Zeit an blieb er dem Kloster besonders gewogen. Bei festlichem Gottesdienst ließ er da seinen Chor singen. Sein Hofstaat umfaßte nämlich außer den Hofchargen, den Dienern auch einen eigenen Theatertrupp und einen Sängerchor. Das alles gehörte in der Zeit des Absolutismus zur unumgänglichen Begleitung eines Fürsten.

Die ersten Jahre des Aufenthalts in Lille verliefen ruhig. Der Kurfürst lebte zurückgezogen für sich. Er nahm häufig an den religiösen Feiern teil, als frommer Christ, wie die andern, nicht als Kirchenfürst. Er war zwar Erzbischof und mehrfacher Bischof, aber er war noch nicht zum Priester geweiht. Man muß die Verhältnisse des 18. Jahrhunderts berücksichtigen, die Verquickung von Kirche und Politik in den geistlichen Staaten, von Reichspolitik und fürstlichem Hausinteresse. Seit Generationen war die Würde eines Kurfürsten von Köln im Hause Wittelsbach

[1]) Quellen: E. Hautcœur, histoire de l'église collégiale et du chapitre de Saint Pierre de Lille. Lille 1889 (III). — Richard, histoire de l'abbiette. Lille o. J. — Ign. Delfosse, description de Loos. Lille o. J. — Pierre Hougé, livre de famille, Stadtbibliothek Lille Nr. 710. — Souvenirs religieux de Lille et de la Région du Nord. 1888, S. 26. — Corréspondance de Fénélon. Paris 1827.



gleichsam erblich. Ein bayerischer Prinz hat den andern abgelöst. Auch Joseph Clemens wurde als der jüngere Bruder des Kronprinzen zum geistlichen Berufe bestimmt. Als er Lille betrat, — er war damals 33 Jahre alt — war er schon seit Jahren Erzbischof von Köln, Fürstbischof von Lüttich, Hildesheim und Regensburg, aber er hatte die kirchlichen Weihen noch nicht empfangen.

Nun heißt es, daß Joseph Clemens 1706 der Einkleidung einer jungen Nonne beiwohnte und daß ihn die kirchliche Feier derart rührte, daß er beschloß, von nun an sich ganz dem geistlichen Berufe zu widmen. In diesem Vorsatz bestärkte ihn auch Fénélon, der Erzbischof von Cambrai, der berühmte Prinzenerzieher, der Lehrer des Herzogs von Burgund, des Neffen von Joseph Clemens, der geistreiche, weltgewandte Abbé aus altadeliger Familie. Seit er beim Hofe in Ungnade gefallen war, lebte Fénélon vereinsamt. Der briefliche Verkehr mit Joseph Clemens, der gleich nach der Ankunft des Fürsten in seinem Erzbistum einsetzte, brachte ihn wieder in Berührung mit der großen Welt. Die Briefe sind von Dezember 1704 ab gesammelt und in Fénélons Werken zum Teil abgedruckt. Das pädagogische Talent des hochbegabten Erziehers, die seelenwerbende Gewandtheit des Bekehrers der Hugenotten kommt auch in diesen Briefen zum Vorschein, aber wie verschleiert durch den Ton einer gewissen Vertrautheit, die gegeben war durch die gleichen kirchlichen Interessen. Fénélon legte dem Kurfürsten auch die Pflicht nahe sich auf den priesterlichen Beruf vorzubereiten. Er empfahl ihm eifriges Gebet, als erbauende Lektüre die Paulusbriefe, die Schrift des Johannes Chrysostomus über das Priestertum und vor allem als Vorbild die Lebensbeschreibungen frommer Männer, Eiferer im Glauben, des Karl Borromäus und Franz Sales. So nebenher zeichnete er ihm auch einen praktischen Plan, wie er die notwendigen Studien für seinen Beruf nachholen könne. Als er dann die Vorbereitungen für genügend hielt, kam er selbst nach Lille und weihte am 15. August 1706 den Fürsten in der Kapelle Notre Dame de Grâce im nahen Loos zum Subdiakon. An die Weihe sollte sich eine Pilgerfahrt nach Loretto schließen. Sie wurde feierlich begonnen, blieb aber in Paris stecken. Ludwig XIV. ließ seinen Gast, den Schwager seines Sohnes, seinen Verbündeten in diesem Kriege, nicht mehr fort. Bei den Festlichkeiten am Hofe wurden schließlich die frommen Vorsätze vergessen.

Es war Formsache, daß der Fürst nach seiner Rückkehr nach Lille gelegentlich auch die kirchlichen Dienste als Träger der niederen Weihen verrichtete. Er funktionierte an Festtagen als Subdiakon in der Kirche St. Etienne in Lille und in der Kapelle Notre Dame de Grâce in Loos, hernach, am 8. Dezember, als Diakon in der Kirche der Recollets in Lille. Während der Weihnachtsmette des Jahres 1706 wurde er dann vom Bischof von Tournai Louis Marcel de Coëtlogon zum Priester geweiht, und am Neujahrstag 1707 feierte er seine erste hl. Messe mit großer Pracht in St. Etienne, der Liller Jesuitenkirche. Es war die erste größere Feier, die Einleitung zu einer Folge von rauschenden Festlichkeiten.

Max Emanuel war von Brüssel gekommen. Er wohnte der hl. Messe bei und empfing aus der Hand seines Bruders die Kommunion. Die Stadt feierte mit. Für die Bürger war als Vorbereitung zum Feste Fasten vorgeschrieben. Am Tage der Feier war die Stadt festlich geschmückt. Vor der Wohnung des Kurfürsten waren Brunnen mit fließendem Weine aufgestellt. Mit Einbruch der Nacht wurden allenthalben Fackeln angezündet. Eine dreifache Artilleriesalve aus allen Geschützen auf den Wällen eröffnete ein großes Feuerwerk.

Natürlich mußte die Erinnerung an ein solches Ereignis auch der Nachwelt erhalten bleiben. Zum steten Gedächtnis der Feier ließ der Kurfürst einen ausführlichen Bericht in großem Format drucken, der den langatmigen Titel trägt: **Relation de ce qui s'est passé en cette ville le premier jour de cette année 1707 lorsque S. A. E. Monseigneur Joseph Clement Archevêque de Cologne, prince Electeur du S. Empire Romain, Archi-Chancelier pour l'Italie, Legat né du S. Siège Apostolique, Evêque et Prince de Hildesheim, de Ratisbone et de Liège, administrateur de Berchtesgade, duc des deux Bavières, du Palatinat, Westphalie, Angarie et Bouillon, Comte Palatinat du Rhin, Landgrave de Leuchtenberg, Marquis de Fran-**



chimont, Comte de Looz et Horn etc. A dit sa première messe dans l'église des R. R. P. P. Jesuites en présence de son Sérénissime Frère Monseigneur Maximilien Emmanuel Duc de la Haute et Basse Bavière, et du Haut Palatinat, Comte Palatinat du Rhin, grand Echanson du S. Empire et Electeur, Landgrave de Leuchtemberg, vicaire général des Pays-Bas etc. Lille 1707.

auf dem die alten Ornamente wieder angebracht sind. Die Tuniken (Abb. 2, 3.) tragen zwischen Goldstreifen eine laufende Ranke mit Tulpen und Rosen in Stickerei von hohem Relief aus Gold, Silber und Seide. Auf der einen ist im Mittelteil ein Rundbild mit der Darstellung des Pfingstfestes und der Jahreszahl 1706, auf der anderen die Auferstehung und das bayerische Wappen. Auf dem Meßgewand



Abb. 2. Diakongewand des Kurfürsten Joseph Clemens.
Lille, Bischöfl. Palais.

(Erschienen bei Fievet-Dancl in Lille.) Es sind auch noch die kirchlichen Ornate erhalten, die der Fürst bei der Diakonats- und Priesterweihe trug. Sie wurden der Kirche in Loos gestiftet; jetzt werden sie im bischöflichen Palais in Lille aufbewahrt. Es sind zwei Tuniken und ein Meßgewand; alle aus rotem Samt, der erneuert zu sein scheint und

(Abb. 4.) füllen breite Ranken und Blüten die Kreuzesform. In der Kreuzung ist eine große ornamentierte Rosette in Goldstickerei. Die Arbeiten sind zwar etwas derb in der Ausführung, aber gut und geschickt in der technischen Behandlung. Als Beispiele einheimischen Kunstgewerbes verdienen sie besondere Erwähnung. Ein Liller Erzeugnis ist auch wahr-

scheinlich ein Chorrock (Abb. 5.) mit Spitzen von feinster Nadelarbeit, mit Streublumen und verschiedenartigen Randfeldern, die mit den bayerischen Rauten gefüllt sind.

Nun kamen die Vorbereitungen zur Bischofsweihe. An allen Fastensonntagen sang der Kurfürst die Messe; jeden Mittwoch gab er zwölf Armen zu essen: ein Brot, Suppe, gebratenen Karpfen, einen Napf mit Reis, einen Topf Bier, ein Glas Wein und einen Taler. Während der Karwoche feierte er alle Gottesdienste in der Abbiette. Bei den Bons fils ließ er ein hl. Grab aufrichten. Dorthin trug er selbst das Sakrament. Am Karfreitag besuchte er in Begleitung der Mitglieder der Michaelsbruderschaft, die eine Statue der schmerzhaften Muttergottes, die Geißelung und andere Passionsszenen trugen, sieben Kirchen der Stadt. Die Bruderschaft zum hl. Michael wurde 1706 in Lille gegründet; sie existiert jetzt noch. Es war eine Gebetsbruderschaft von Laien, die der Kurfürst zuerst 1693 in Josephsburg in Bayern, dem heutigen Berg am Laim bei München, dann in Freising, Bonn, Köln, Lüttich eingeführt hatte. Eine illustrierte Erklärung der Regeln mit einer Beschreibung aller Abzeichen war in Lille 1706 auf seinen Befehl erschienen, unter dem Titel: Explication de l'Institution des Regles et des Usages de la Confrerie Electorale de St. Michel Archange pour les Agonisans. Erigée premierement à Joseph-Bourg en Bavière, depuis à Freisinghen, Bonne, Cologne, Liège. Imprimé par ordre de son Altesse Serenissime Electorale de Cologne à Lille chez Ig. Fievet et L. Danel Imprimeurs du Roy sur la Grand' Place. 1706. Die Mitglieder der Bruderschaft, aus allen Schichten der Gesellschaft, hatten eigene Ordensabzeichen und Ordenskleider; sie wählten ihre Vorstände aus ihrer Mitte. Ein gewisser demokratischer Zug ging durch alle Bestimmungen. Der Kurfürst machte alle religiösen Übungen mit wie jeder Mitbruder, er ging zu Fuß mit bei den Pilgerfahrten, den Umzügen und trug die gleichen Ordenskleider. Die Stadtchronisten heben dies als besonders denkwürdigen Umstand gebührend hervor.

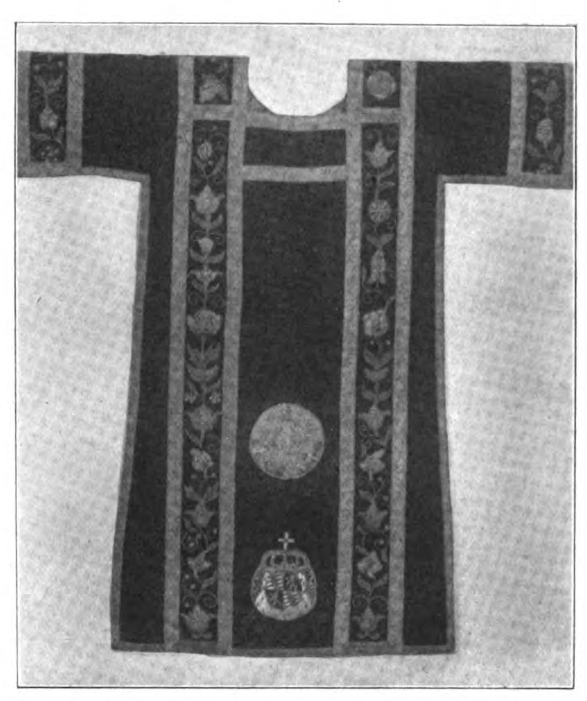


Abb. 3. Diakongewand aus dem Besitz von Joseph Clemens.
Lille, Bischöfl. Palais.

Am 1. Mai 1707 fand die Bischofsweihe statt. Fénélon war schon vorher gekommen und hatte mit seinem Gefolge und den vornehmsten Geistlichen seiner Diözese im Absteigequartier (Refuge) der Abtei Loos, in der heutigen Rue J. J. Rousseau, Wohnung genommen. Als geistlicher Fürst mußte auch er die Tage seiner Anwesenheit durch möglichsten Festesprunk hervorheben. Jeden Tag gab er glänzende Gastmähler, bei denen er persönlich, wie Ignace Delfosse, der Verfasser der Geschichte von Loos, besonders erwähnt, sehr mäßig lebte. Die Weihe sollte in der Hauptkirche Lilles stattfinden, der alten Kathedrale St. Pierre. Seit der Revolutionszeit steht auch diese nicht mehr. Vor der Kirche war ein Triumphbogen aufgestellt, ein Portikus auf Stufen, den zwei Statuen flankierten, der Glaube und die Hoffnung. Darüber waren Ovalreliefs angebracht mit Darstellungen und Inschriften, die sich auf Joseph Clemens und seinen Bruder Max Emanuel bezogen. Auf der einen Seite ein Altar mit brennendem Weihrauch und der Inschrift: Sic

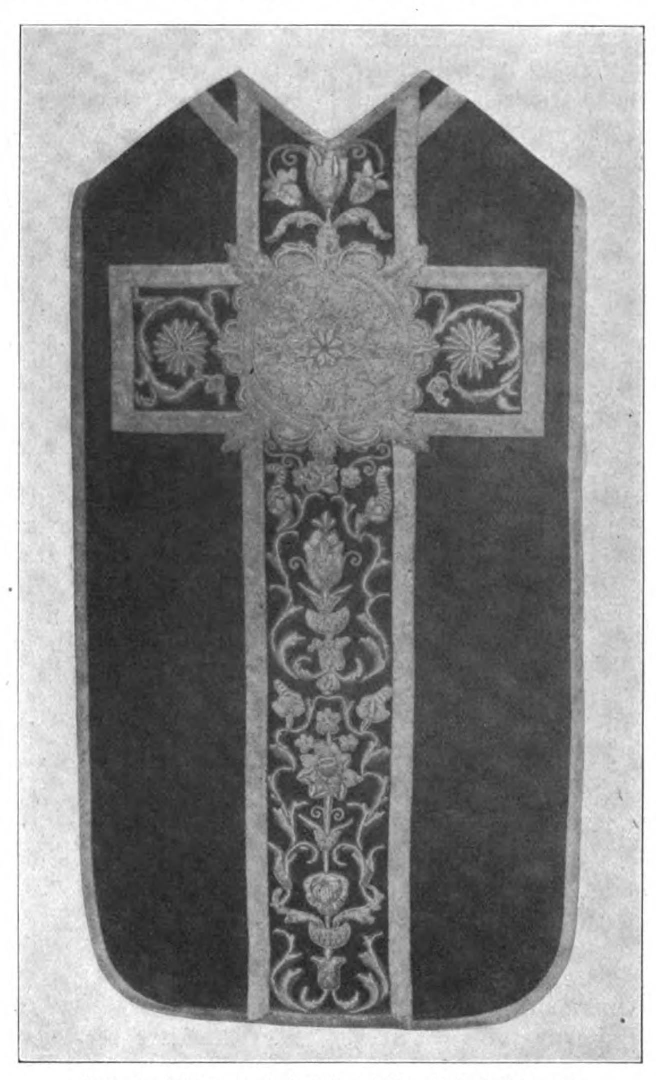


Abb. 4. Meßgewand des Kurfürsten Joseph Clemens.
Lille, Bischöfl. Palais.

Superos placare iuvat. Darüber die Wappen von Bayern und Köln mit der Inschrift: Nec mota furentibus austris. Auf der anderen Seite: die Taube kehrt mit dem Olivenzweig in die Arche Noah zurück, und die Überschrift: Cum pace revertar in arcam. Darüber der Zodiakus mit dem Sternzeichen der Zwillinge und der Inschrift: Geminis eadem constantia perstat. Den Aufbau bekrönten drei Engel mit Kreuz, Mitra, Krummstab mit den Wappen der Bistümer und Herrschaften des Fürsten. Oben in der Höhe schwebte der hl. Geist im Strahlenkranze, der die Inschrift trug: Veni dator munerum. In der Kirche waren Vorhalle, Schiff und Chor aufs reichste mit Bildteppichen und Stoffbehängen geschmückt. Allenthalben waren Tribünen aufgerichtet.

Am 30. April war auch Kurfürst Max Emanuel von Brüssel herübergekommen. Er hatte im Hotel des Herrn von Perenchies in der heutigen Rue Royale Wohnung genommen. Am Morgen des festlichen Tages begleitete er seinen Bruder im Festzug durch die reich gezierten Straßen, die Rue d'Anjou, Rue St. André und Rue St. Pierre. Eine grelle Frühlingssonne beleuchtete das farbenprächtige Schauspiel. Die französische Garnison von Lille stand Spalier. Voran ritt eine Eskadron bayerischer Karabiniere. Dann kam das Gefolge im glänzenden, bunten Zeitkostüm, Musiker, Tamboure, Paukenschläger, Trompeter, Offiziere, Pagen, Fouriere, Herolde mit Wappen, vornehme Herren, Diener zu Fuß, Karabiniere, Trabanten des Kölner Kurfürsten, alle in den reichen Uniformen von Bayern-Köln, mit weißblauen Kokarden, weißblauen Schärpen. Nach dem Gefolge fuhren in Paradekarossen, die von sechs Pferden gezogen waren, die Edelleute, die Minister, Abgesandte des Lütticher Kapitels und die Almoseniere. Die beiden Fürsten saßen in einem besonders prächtigen Wagen, der mit acht Pferden bespannt war. Zu Seiten der Karosse ritten entblößten Hauptes die Offiziere der Garde. Die Schützen des Kölner Kurfürsten und eine weitere Eskadron Karabiniere schlossen den Zug.



Abb. 5. Spitzen vom Chorrock des Kurfürsten Joseph Clemens.
Lille, Bischöfl. Palais.

Bei der Kirche standen Kompagnien der Bürgerwehr, der Kanoniers de Lille, in ihrer eigenartigen Festestracht. Sie begrüßten den herannahenden Zug mit einer Salve; auch während des Gottesdienstes begleiteten sie die heilige Handlung mit Musketenschüssen.

Am Portal der Kirche empfing der Dekan von St. Peter mit seinem Kapitel die beiden

Fürsten. Er reichte ihnen Weihwasser und gab ihnen die Kreuzpartikel zum Kusse. Der Kurfürst trat zuerst in die Sakramentskapelle und verrichtete dort ein kurzes Gebet. Dann begrüßte er Fénélon und die anderen Bischöfe. Der Chor war gefüllt mit Mitgliedern der hohen Geistlichkeit, alle im Festornat. Vorne auf der Epistelseite waren die Kanoniker von St. Peter, die Pfarrer der Stadt. In der Mitte auf einem Thron von weißem Damast der Kurfürst mit dem Bischof von Eleutheropolis, der Suffraganbischof von Köln war, und dem Bischof von Thermopolis, dem Suffraganbischof von Lüttich. Ringsherum Offiziere, die Ehrenabzeichen trugen, und eine Abordnung des Kapitels von Lüttich. Fénélon wurde von den Bischöfen von Ypern und Namur unterstützt, die übrigen Dienstleistungen bei der hl. Feier vollzogen die Äbte der umliegenden Klöster, von St. Aubert, Cysoing, Crespin, St. Sepulcre, St. Jean in Valenciennes und St. Saulre, alle in Mitra und Chormantel. Als Geistliche niederen Grades fungierten junge Kanoniker von St. Peter, die aus den besten Familien der Stadt stammten. Die Rückseite des Chores war angefüllt von den Hofherren und von drei Kompagnien der Bürgergarde. Die Adeligen und die Stadtväter hatten auf eigenen Tribünen Platz genommen. Die ganze Kirche war gedrängt voll von Neugierigen im Festkleid.

Die Feier begann mit einem Hochamt. Nach dem Evangelium hielt Fénélon eine Anrede, ein Musterstück geistlicher Beredsamkeit, das auch in seine Werke aufgenommen ist. Das Thema war Fürst und Kirche. Er ging aus vom Gegenteil und zeigte, wie ein Fürst, der die Kirche mit Gewalt nehme, sich von der Kirche nähren lasse und so seine Herde schlecht hüte, von Schaden sei für die göttliche Einrichtung der Kirche. Hauptteil: Während ein Fürst als Bischof, der seine Pflichten erfülle, unermeßlichen Nutzen stiften könne. Dann als Schluß die Nutzanwendung, die Ermahnung an den Prinzen, seiner Herde ein guter Hirte zu sein bis zu seinem Tode. Das Ganze kunstvoll aufgebaut, schwungvoll entwickelt, emphatisch vorgetragen, umrahmt mit Zitaten, Bildern und Vergleichen wie mit feingeschliffenen Schnörkeln. Ein Meisterstück barocker Redekunst. Dann folgte die Weihe in der vorgeschriebenen Ordnung. Nach den kirchlichen Zeremonien zog sich der Kurfürst in einen Verschlag neben seinem Thron zurück, vertauschte das violette Kleid mit dem roten und begrüßte dann noch alle Bischöfe und Äbte. Zum Schluß wurde er vom Kapitel an die Pforte der Kirche zurückgeleitet.

In der gleichen Ordnung ging dann der Festzug über die Rue d'Angleterre, die Rue Esquermoise, die Grande Place bis zum Rathaus. Auf dem Wege warfen die Schatzmeister kleine Wurfmünzen, jetons, unter das Volk. Für die Teilnehmer an der Feier war eine große Münze geprägt in Bronze[2]), Silber und Gold. Sie zeigte auf der einen Seite das Porträt von Joseph Clemens, auf der Rückseite die Auflegung der Mitra und das Chronostichon: ConseCratVs DeJ noMJne. Unter der Szene das Datum: Insulis Calendis Maii.

Dem Festbankett im Rathaus wohnte Fénélon nicht bei. Das deutsche Hofzeremoniell schrieb vor, daß bei hochfestlichen Gelegenheiten die Souveräne an einem eigenen Tische saßen. Dieser Vorschrift wollte sich Fénélon, der sich als Kirchenfürst, als Herzog von Cambrai zum ganz hohen Adel rechnete, nicht fügen. Er war noch aus einem anderen Grunde verschnupft. Der Abt von Loos erzählt die Geschichte. Kurz vorher hatte er noch in der Kirche von der Eitelkeit menschlicher Größe gepredigt, und jetzt sollte er selbst nicht einmal würdig sein, mit den Inhabern fürstlicher Gewalt an einem Tische zu sitzen. Als nun nach dem Gottesdienst der Graf von St. Maurice, der Kommandeur der Truppen des Kurfürsten, noch eigens in die Sakristei kam und alle Bischöfe und Äbte persönlich zum Festmahl einlud, da lehnte er nicht nur für sich ab, sondern er bestimmte auch die anderen geistlichen Herren die Einladung zurückzuweisen; dann nahm er alle mit sich und gab ihnen im Refuge von Loos ein glänzendes Diner. Zu einer Verstimmung soll es nicht gekommen sein. Fénélon war zufrieden, daß er so seine Würde gerettet hatte. Am nächsten Tage nahm er dann eine Einladung an, und diesmal durfte

²) Abbildung bei Feulner, Lille (Lille 1918) S. 29.



er mit den Fürsten am gleichen Tische sitzen. Die Stadt feierte den hochfestlichen Tag natürlich mit. Überall flossen Brunnen Wein; am Abend war wieder ein großes Feuerwerk.

Als der Papst noch das Pallium schickte, überbrachte es Fénélon selbst, und auch dieser Akt wurde mit hochfestlichem Pomp gefeiert. Es war die letzte große Feier. Von einzelnen Festen, die der Kurfürst durch das glanzvolle Auftreten mit seinem Gefolge verschönerte, berichten noch die Aufzeichnungen. Besonders gerühmt wird noch die Einweihung der Lorettokapelle (1708), die Joseph Clemens hinter dem Hochaltar der Kirche des Klosters de l'Abbiette hatte bauen lassen. Für die Kapelle hatte er auch eine Kaplanei gestiftet und eine ewige Messe für die Seelenruhe der verstorbenen Verwandten aus dem Hause Wittelsbach. Hervorgehoben wird auch die Einweihung des neuen Hochaltars in St. Pierre am 22. Januar 1708.

Inzwischen hatte sich die Lage verschlimmert. Das Drama des Spanischen Erbfolgekrieges näherte sich dem Höhepunkt. Die verbündeten Truppen rückten nach dem Siege bei Oudenarde in Frankreich ein, und August 1708 näherten sich die kaiserlichen Heere unter Führung von Prinz Eugen der Stadt Lille. Nach heldenmütiger Verteidigung mußte sich die Festung ergeben. Sie erhielt eine holländische Besatzung.

Beim Herannahen des Heeres war Joseph Clemens nach Raismes bei Valenciennes geflohen. Dort blieb er die folgenden Jahre. In ruhiger Muße verflossen hier die Tage, während auf dem nahen Kriegsschauplatz die Kämpfe tobten. 1709 wurden die Franzosen bei Malplaquet abermals geschlagen. Das war der Höhepunkt. Nun erfolgte mit der Abberufung Marlboroughs und dem Tode des Kaisers Joseph (1710) der Umschwung. Auch das Kriegsglück war den Franzosen wieder günstig, die endlich 1712 bei Denain einen Sieg errangen.

Den Sieg bei Denain hat Joseph Clemens in Raismes gefeiert. Er gab den Siegern und den vornehmen Gefangenen ein glänzendes Gastmahl, und zum Gedächtnis überreichte er allen Teilnehmern eine Goldmünze, die an einem Band um den Hals getragen werden sollte. Auf der Vorderseite war das Brustbild des Kurfürsten, in der gleichen Ausführung wie auf der Krönungsmünze. Auf der Rückseite eine Fortuna auf der Kugel, die ein Tuch um den Kopf schwingt. Im Hintergrund rechts eine Baumallee, links ein Gartenhäuschen und daneben Tanzende. Darunter die Inschrift: Epvlvm victorib. victisq. Datvm Raimis 1712. An der Straße nach Valenciennes ließ er ein Denkmal aufrichten, ein Denkmal der Hoffnung auf baldige Rückkehr in die Heimat. Drei dorische Säulen trugen einen Aufsatz, der bekrönt war von der Figur der Hoffnung, einer Frauenfigur in reicher Draperie, die sich auf einen Anker stützte. Zwischen den Säulen war eine andere Frauengestalt, die an einen Baum gelehnt war. Das Denkmal trug die Inschrift: Dominae bonae spei Josephus Clemens elector archiepiscopus Coloniensis. Darunter: Praetereundo cave ne sileatur ave. Ein Bildhauer Gilis, wohl ein Antwerpener Verwandter des renommierten Antoïne Gilis, der seit 1723 in Valenciennes ansässig war, soll das Denkmal gefertigt haben. Es steht nicht mehr. Zerstört ist auch die prächtige Kapelle, die Joseph Clemens im letzten Jahre seiner Verbannung 1713 in Raismes bauen ließ.

Endlich brachten 1714 die Friedensschlüsse von Utrecht und Rastatt den Schluß des Völkerringens und damit die Aufhebung der Verbannung. Kurz vor seiner Abreise ging Joseph Clemens nochmals nach Lille und nahm bei allen, die ihm mit Liebe und Freundschaft entgegengekommen waren, Abschied. Im Refektorium der Karmeliter, das jetzt noch hinter der Kirche St. André steht, gab er sein Abschiedsdiner.

Auch nach seiner Rückkehr hat er den Stätten, die ihn als Verbannten beherbergt hatten, ein gutes Andenken bewahrt. Der Stadt Valenciennes schenkte er sein Porträt, das jetzt im Museum hängt (Abb. 1). Der Kurfürst im festlichen Gewand, im Hermelinkragen, rotem Mantel und Chorrock sitzt unter einem Baldachin auf dem Thron. Das schmale, vornehm feine Gesicht mit den charakteristischen Zügen, der Hakennase, dem vorstehenden Kinn der Habsburger, wird von einer Allongeperücke umrahmt. Das Porträt ist nach alter Überlieferung von Vivien, dem Hofmaler von Joseph Clemens und Max Emanuel. In der Quali-



tät der Ausführung reicht es an die Porträts des Künstlers in München und Schleißheim nicht heran. Den geschnitzten Rahmen schmückt das Wappen des Kurfürsten.

Inniger noch war die Verbindung mit Lille. Mit den Damen der Abbiette blieb er bis zu seinem Tode in Briefwechsel; er kümmerte sich stets um die Bauten und Stiftungen. In seinem Testament bestimmte er noch, daß seine Eingeweide nach Lille gebracht und in der Lorettokapelle bestattet werden sollen. Am 8. Dezember 1723 kamen die irdischen Reste in Lille an. Sie wurden feierlich empfangen. Der Gouverneur, die militärischen Behörden, der Magistrat gaben dem Zug das Geleite. Die höheren Grade der Michelsbruderschaft trugen den Schrein bis zum Kloster, und dort wurde er in der Mauer der Lorettokapelle beigesetzt. Eine große Inschrifttafel bezeichnete die Stelle. In der Revolutionszeit ist die Kapelle mit so vielen anderen Bauten, Denkmälern und Kunstwerken dem Wahnsinn der aufgeklärten Bevölkerung zum Opfer gefallen. Nur eine Holzfigur der schwarzen Muttergottes von Loretto, die aber keineswegs ein Kunstwerk genannt werden kann, ist erhalten geblieben. Sie steht jetzt im Oratorium des Hospitals Saint Sauveur.

Über die Abstammung der Grafen von Frontenhausen.

Von Dr. Camillo Trotter.

Über die Abstammung der Grafen von Frontenhausen bestehen bei allen Schriftstellern, die sich damit beschäftigten, nur allgemeine Vermutungen. Und doch beantworten die Monumenta Boica diese Frage durchaus klar. Ganz nahe an der richtigen Lösung, bog Steichele[1]) merkwürdigerweise in einen Irrweg ein.

Um es gleich vorwegzunehmen: Die Grafen von Frontenhausen sind Lechsgmünder und nicht, wie Steichele meint, durch Heirat mit denselben nur verschwägert. Die Urkunde, welche dies zweifelsfrei ausspricht, steht in den Monumenta Boica[2]). Graf Heinrich von Frontenhausen gibt dem Kloster Baumburg 1/2 mansus in Grauingen (eines der Grafing) 1. Zeuge Diepoldus filius fratris eiusdem comitis; dieser Diepold kann niemand anderer als der Sohn des Grafen Volkrat sein. Hieraus ergibt sich dann folgende Geschlechtsaufstellung:

Graf Heinrich von Lechsgmünd
Luitkart
gründen das Kloster Kaisheim.

Graf Volchrat, getötet um 1160. Luitkart (nicht Sofie), Tochter des Markgrafen Diepold II. von Vohburg.	**Heinrich, Graf im Pinzgau = Graf von Frontenhausen. Adelhaid.**	**Konrad, Graf von Sulzau.**
Graf Diepold von Lechsgmünd. Agata, Witwe 20. 1. 1193.	**Graf Heinrich von Mittersill und Windischmatrei.**	**Konrad, gest. 8. 4. 1226, Bischof von Regensburg.**
Graf Bertold.		

Ein einfacher Vergleich der Urkundenstellen über Heinrich von Frontenhausen führt zu demselben Ergebnis.

Um 1150[3]) erscheint quidam homo Egilolfus de Marchilchoven (Marklkofen von. Frontenhausen) als Ministerial des Grafen Heinrich von Lechsgmünd. Um 1150[4]) wird Hartwich von Marklkofen Ministerial des Grafen Volchrad von Lechsgmünd genannt. Beide Marklkofer gaben Gut in Suintpach (Ulrich-Schwimmbach sö. Marklkofen und Frontenhausen), wo auch der Ministerial des Grafen Heinrich von Lechsgmünd Heinrich Longus de Chundelenchoven, Gindelkofen, Frontenhausen, n. bei Marklkofen, Gut vergab.

Später taucht in den Baumburger Traditionen Graf Heinrich von Frontenhausen auf[5]); um 1160 ist Herwicus de Zandi (??) sein Ministerial, und es zeugen hinter Grafen Heinrich: Hartwich de Prucca (der Birchner) (?) sö. Frontenhausen, Rüdeger de Eigelchouen (Aiglkofen zwischen Frontenhausen, Marklkofen und Gündelkofen) usw. In Gegenwart des Grafen Heinrich (ohne nähere Bezeichnung)[6]) übergibt Pfarrer Friedrich von Oberhausen (nö. Frontenhausen) um 1160 durch die Hand seines Bruders Konrad von Loitersdorf (w. b. Frontenhausen) sein Gut in Wettisdorf (Wenzersdorf b. Loitersdorf) an Kloster Baumburg; Zeugen: Konrad de Pruke (Birchner), Konrad von Loitersdorf und sein Sohn Konrad, Adalbert de Gozolthousen[7]).

[1]) Bistum Augsburg II, 622.
[2]) III, S. 63/64.
[3]) Mon. Boic. III, 31, No. 92.
[4]) Mon. Boic. III, 44, No. 128.
[5]) Mon. Boic. III, 52, No. 153.
[6]) Mon. Boic. III, 61, No. 178.
[7]) **Gollershausen am Westufer des Chiemsee; derselbe, der a. a. O. S. 62, No. 181 (um 1165?) als 1. Zeuge steht, als Graf Heinrich von Lechsgmünd dem Kloster Baumburg eine Mühle in Wicelndorf (Witzelsdorf, südw. Frontenhausen) übergibt und a. a. O. S. 78, No. 221, als Graf Heinrich von Frontenhausen einen Hörigen verzinspflichtet.**

Luitold von Aiglkofen ist Ministerial des Grafen Heinrich (ohne nähere Bezeichnung)[8]), Konrad von Loitersdorf ist Ministerial des Grafen Heinrich von Frontenhausen, welcher Ministerial Gut in Marklkofen vergabt, nachdem[9]) bei der im Eingange erwähnten Grafinger Gutsübergabe des Grafen Heinrich von Frontenhausen folgende gezeugt hatten: Diepoldus filius frater ejusdem comitis, Konrad und sein Bruder Wernher von Loitersdorf, Hermann de Walhen (?), Aribo von Aham (sw. Frontenhausen), Gottschalk von Staudach (nw. Loitersdorf). Der um 1194[10]) in Bologna sterbende nobilis clericus Hermann übergibt sein Pinzgauer-Gut in Zewalde zu Handen des Dominus Konrad von Frontenhausen mit den Zeugen: Gelfrad von Luitersdorf, Konrad de Rettenberc und dessen Bruder Heinrich von Frontenhausen, Albert von Teisbach. Konrad dapifer de Rettenberc gehört[11]) um 1160 zum Ministerialenkreis des Grafen Heinrich von Lechsgmünd, Zacharias de Rettenperch und Otto von Teisbach zu dem des Grafen Heinrich von Mittersill[12]).

1147/1167 ist Ortolf von Hollersbach im Oberpinzgau Ministerial des Grafen Heinrich von Frontenhausen[13]).

Vergleicht man die Lehenhöfe dieser Grafen, so liegt wohl auf der Hand, daß wir es mit einem einzigen Geschlecht, und zwar dem der Lechsgmünder zu tun haben. Daher kann es auch nicht auffallen, daß Graf Heinrich von Frontenhausen gerade zu Mittersill[14]) mit Zustimmung seiner Gattin Adelhaid und seines Sohnes, des Bischofes Konrad von Regensburg, dem Kloster Kaisheim sein Gut in Ebenhausen bei Ingolstadt samt Kirche schenkt; wegen des Ebenhauser Kirchensatzes brach dann ein Streit zwischen Graf Bertold von Graisbach und Bischof Konrad von Regensburg aus, den der 1202 verstorbene Bischof Udalschalk von Augsburg zu Gunsten des Bischofes Konrad entschied; in der 1206 darüber ausgestellten Urkunde bezeichnet Bischof Konrad Kaisheim als von seinen progenitores gegründet. Graf Heinrich von Frontenhausen gab ebenso wie seine Gattin Adelhaid der Domkirche in Regensburg Rentenbezug[15]) in Altheim (Langen-Altheim sw. Pappenheim) Lechsgmünder Besitzes[16]).

Die eingangs gemachte Geschlechtsaufstellung bringt noch eine Abweichung von den bisherigen Annahmen. Nach dem Ranshofner Fragment[17]) heißt die Gattin Graf Volchrats: Sophie; nach diesem Fragment hätte Markgraf Diepold von Vohburg zwei Töchter namens Sophie gehabt, eine die Gattin des Lechsgmünder, die andere die Gattin des Peilsteiner Grafen. Nun heißt aber die Mutter der Grafen Diepold und Heinrich von Lechsgmünd im Urkundenbuch des Tiroler Klosters Neustift[18]) ausdrücklich Luikarde. Mit Rücksicht darauf, daß nach dem Ranshofner Fragment Markgraf Diepold gar keine Tochter namens Luikarde gehabt hätte, scheint da doch ein Irrtum dieses Fragments oder wahrscheinlich ein Schreibfehler des Kopisten unterlaufen zu sein; denn daß Markgraf Diepold seine Mutter Luitgarde, die Tochter des Herzogs von Zähringen, die reiche Erbin, so ganz bei der Benennung seiner Töchter vergessen haben sollte, erscheint ganz unglaublich; wir werden uns daher mit der größten Berechtigung eine Richtigstellung nach den Neustifter Urkunden erlauben dürfen.

Bischof Konrad von Regensburg bezeichnet

---

8) A. a. O. S. 62, No. 179.

9) S. 63/64, No. 186.

10) Mon. Boio. III, 93, Abs. 6, No. 233.

11) Mon. Boio. II, 336, No. 170.

12) Mon. Boio. II, 363, um 1224?

13) Salzburg U.-B. I, 441, No. 350 (wo außerdem noch Chunradus ministerialis dicti comitis steht, wahrscheinlich der Loitersdorfer).

14) Reg. Boic., No. 32; Jahreszahl 1206 unmöglich.

15) Mon. Germ, Necr. III, 242, bezw. 241.

16) Sammelblatt des historischen Vereines in Eichstätt I. Jahrgang 1886, S. 29 ff., Stiftbrief vom 24. 7. 1035 für Stift St. Walburg.

17) Erläutert von Giesebrecht in den Sitzungsberichten der hist. Kl. der bayer. Akademie der Wissenschaften München 1870, S. 569.

18) Fontes rerum Austriacarum II, 34, No. 101 (1161) und II, 36, No. 108 (1163).

zu Regensburg 20. 12. 1224 auch das Kloster Rott als von seinen progenitores gegründet[19]). Die Gründungsgeschichte nennt den Pfalzgrafen Kuno als Stifter[20]); nachdem Pfalzgraf Kuno seinen Sohn verloren hatte, der männlichen Nachkommen also entbehrte, kann nur die Nachkommenschaft seiner Tochter Irmgard für die Vorfahren des Bischofes Konrad in Betracht kommen. Daß die Worte progenitores nicht einem Wortspiel ihr Dasein verdanken, sondern die tatsächliche Abstammung im Auge hatten, beweist nichts besser, als ein Blick auf die Güter, womit Pfalzgraf Kuno Kloster Rott ausstattete; u. a. war dies „in Carinthia castrum, quod dicitur Ursen et circa castrum sexaginta mansus". Bekanntlich sahen die Nachkommen des Pfalzgrafen Kuno die riesige Gütervergebung an Kloster Rott mit sehr scheelen Augen an, und Abt Bertrich und Lothar von Rott mußten sich insbesondere gegen die Lechsgmünder wehren[21]); in der Güterbestätigung des Papstes Eugen III. für Rott von 1151 finden wir das castrum Ursen z. B. nicht mehr aufgeführt. Wohl begegnet uns dasselbe aber im Jahre 1207[22]), als Graf Heinrich von Lechsgmünd-Windischmatrei an Salzburg seine Erbgüter in Karinthia verkaufte, und zwar „ausschließlich Burg Lengberg mit Nikolsdorf (Itilsdorf), Irschen (Ursen) und Lind (Linta)", was der obigen Gütermasse „castrum Ursen et circa castrum sexaginta mansus" entspricht. Es scheint daher zwischen Abt Bertrich und den Lechsgmündern hierüber eine Art stillschweigender Ausgleich zustande gekommen zu sein. Die Lechsgmünder gründeten ihre Ansprüche sicherlich nicht auf die Macht des Stärkeren, sondern auf das Erbrecht, dem sie die Macht nur zu dessen Durchführung liehen. Abt Bertrich von Rott sah sich in seinen Kämpfen sowohl dem Graf Heinrich v. Lechsgmünd als auch der Witwe des Grafen Otto gegenüber und fand bei seinem Erzbischof Konrad von Salzburg kaum eine besondere Unterstützung, wie aus dem päpstlichen Schreiben an letzteren hervorleuchtet[23]). Um das Verhalten verstehen zu können, muß man sich die Stammtafel der Lechsgmünder vor Augen halten. In Erzbischof Konrads Lebensbeschreibung[24]) heißt es bekanntlich: „Heinricus quoque de Lechesgemunde, pater illius Heinrici, qui adhuc (d. h. 1170) superest, ex matertera eius nepos extitit. Prefectus quoque Ratisponensis Otto senior avunculi eius filius fuit".

Burggraf Heinrich I. von Regensburg, gest. nach 1088.

Burggraf Heinrich II., gest. 1101 in Jerusalem.	**Graf Otto von Abensberg, gest. nach 1099.**	**Tochter (G.)**
Burggraf Otto I., gest. um 1142/3. Adelheid, Tochter Graf Dietrichs v. Plötzke.	**Graf Wolfram II., Hedwig von Banz. Graf Otto II., Konrad, Erzbischof von Salzburg, 1106–1147.**	**Heinrich von Lechsgemünde**
		Heinrich.

Der Bedränger des Klosters Rott war also ein leiblicher Vetter des Erzbischofes Konrad. Aber nicht nur dieser Heinrich, sondern auch die G. Witwe des Grafen Otto, gemeinsam mit dem Augsburger Ministerial Siegfried, nahmen an diesen Ansprüchen teil. Dem Bischof Walter von Augsburg trug Papst Cölestin II. am 2. Januar 1144[25]) die Beschützung des Klosters auf. Da nun Lechsgmünd zum Augsburger Bistum gehörte, werden wir wohl nicht fehlgehen, in dieser Witwe G. die Witwe eines Lechsgmünder Grafen zu erblicken; sie ist wahrscheinlich die Mutter des Grafen Heinrich und Graf Otto sohin sein Vater. Bischof Walter von Augsburg bezeugt übrigens auch die Stiftung des Klosters Kaisheim durch Graf Heinrich und dessen Gattin Luitkart. Mit diesem Grafen Otto knüpfen wir Heinrich endgültig an den Lechsgmünder Stamm an.

Nun müssen wir, um die Geschlechtsverbindung mit Pfalzgraf Kuno zu finden, auf einen Mann zu sprechen kommen, der in seiner Her-

[19]) Mon. Boic. I, 370, No. 6.
[20]) Mon. Boic. I, 352/3, No. 3.
[21]) Mon. Boic. I, 358/9, No. 5–7, 9.
[22]) Reg. Boic. II, 28.
[23]) Mon. Boic. I, 358, No. 5.
[24]) Mon. Germ. SS. XI, 63.
[25]) Mon. Boic. I, 359, No. 7.

kunft verschiedenen Deutungen unterliegt, nämlich Kuno von Horburg. Während man früher nur einen Kuno von Horburg annahm, tauchte später die Meinung auf, daß es zwei gleichzeitig lebende Kuno von Horburg gegeben habe, und zwar der eine Stammvater der lothringischen Horburger (nach Witte)[26] und seines Stammes ein Lechsgmünder, der andere ein Bruder Grafen Perngers von Sulzbach; für den ersteren gilt Harburg an der Wörnitz (nw. Lechsgmünd, B.-A. Donauwörth) als Stammsitz, für den anderen Harburg, Pfarrei Niederhöcking, B.-A. Landau. Vergleicht man das urkundliche Vorkommen des Kuno von Horburg, so läßt sich folgendes feststellen:

a) Mahtilt[27]) soror Liutoldi comitis nupsit Couponi comiti de Lechisimundi genuitque ex eo 1. Ottonem comitem, 2. Counonem Horburgensem, 3. Burchardum episcopum Traiectensem, 4. Bertholdum.
   1. Graf Otto ist jener comes de Horeburch, in dessen Grafschaft Willenbac[28]) laut Urkunde Kaiser Heinrichs V. dto. Rüdesheim 1. 11. 1115 liegt und wahrscheinlich der Graf Otto, dessen Witwe G. Kloster Rott bedrängt. Daß Graf Otto „de Horeburc" heißt, kommt von seiner Mutter:[29]) „duo fratres Burchard videlicet et Otto, filii sororis Luitoldi comitis, Matildis de Horeburc". Castrum Horeburc bezeichnet übrigens Heinrich, Sohn König Konrads III., als „castrum nostrum"[30]).
   2. Burchard, Bischof von Utrecht, gestorben 16. 5. 1112.
   3. Berthold, der Vater Burchards, welch letzterer seine Güter an seinen propinquus Graf Heinrich von Lechsgmünd zwangsweise abgeben mußte[31]).

b) Auf Ersuchen der Mutter Irmgard[32]) gründete Graf Berengar (gestorben 3. 12. 1125) auf dem Grunde, den sein Vater von ihr bei seiner Heirat als Heiratsgut erhalten hatte, das Kloster Berchtesgaden und übergab diesen Grund durch die Hand seines Bruders Kuno de Horeburc (gestorben 30. 6. 1139); Papst Paschalis II. (gestorben 1118) nimmt diese Gutsübergabe an, bezeichnet beide Brüder als Grafen und Irmgard als ihre Mutter.

Nachdem Perengars Vater von Irmgard den Grund als Heiratsgut empfangen hatte, schloß man daraus, daß Irmgard bei ihrer Heirat Witwe gewesen sein müsse, da nach bayerischem Recht nur diese einem Junggesellen eine Morgengabe auszusetzen hatte, und nicht umgekehrt. Irmgard war bei ihrer Hochzeit abgefertigt worden und hatte auf den übrigen Besitz ihres Vaters, des Pfalzgrafen Kuno, verzichtet[33]). Als nun ihr Bruder Kuno bei Höchstädt am 11. Aug. 1081 gefallen war, stiftete ihr Vater Kloster Rott. Es will nun scheinen, als ob dieser Umstand die Ursache der späteren Befehdungen des Klosters Rott durch die Lechsgmünder gewesen sein müsse. Zur Zeit der Stiftung besaß Irmgard „filii", die man offensichtlich nicht befragte[34]).

Graf Berengar I. von Sulzbach[35]) gab mit seinem Bruder Kuno und seinem Sohne Gebhard aus seiner mütterlichen Erbschaft Grödig bei Salzburg, Schönberg bei Anthering (Salzburg) und Gartenau (Grauingaden) bei St. Leonhard im Salzburgischen.

---

[26]) Witte, Genealogische Untersuchungen zur Reichsgeschichte unter den salischen Kaisern, in: Mitteilungen d. Instituts f. österr. Gesch., Erg.-Bd. V (1896), S. 351.

[27]) Mon. Germ. SS. X, 106.

[28]) Mon. Boic. 29, I, 235/6 hier = Mon. Boic. XXIV, 9, 1. Wenn Weilbach bei Ensdorf zu suchen ist, dann muß auch Albuinstein im Nordgau 27/4 1112, Mon. Boic. 29/I, 230/2, 440 in seiner Grafschaft gelegen sein. Willenbac-Weilbach bei Ensdorf? Darnach wäre Ottos Grafschaft im Nordgau zu suchen.

[29]) Mon. Germ. SS. X, 77.

[30]) Jaffé, Bibliotheca Rerum Germ. I, 366/8.

[31]) Mon. Germ SS. X, 106.

[32]) Quellen und Erörterungen z. bayer. u. deutschen Gesch. 1, 233/6, No. 1.

[33]) Mon. Boic. I, 352.

[34]) Mon. Boic. I, 355: obtinuit quoque monasterio liberam abbatis electionem . . . . et ut advocatum non habeant, nisiquem velint: quia jam legitima successio advocatorum cessaverat, mortuo sine liberis filio, et ad filios filie ius illud non pertinebat.

[35]) Quellen und Erörterungen I, 236 No. 2.

c) Chuono de Horeburc[36]), vir ingenuus et nobilis verzichtet zu Gunsten seiner Gattin Adelhaid (Heinrici de Lintburc filia) auf sein Lehen in Hadelougsdorf (Hallersdorf B.-A. Forchheim)[37]), welches Lehen Adelhaid jure precario gegen 2 mansus in Ehenvelt (?) erhält; Zeugen: Graf Rapoto, Vogt des Hochstiftes Bamberg, und Graf Cotebolt von Henneberg und sein Sohn Rapoto.

Adelhaid ist die Tochter Herzog Friedrichs von Limburg und starb an einem 6. Februar vor 1146; Kuno von Horburg schon am 30. Juni 1139; um 1145 gibt sie als Gräfin von Horburch und Herrin dem Adelgar von Weißenbach bei Haus im Ennstal die Bewilligung, dies Gut Weißenbach und seine Schwestern und Nichten dem Kloster Admont widmen zu dürfen[38]).

Beide Ehegatten übergeben 1133 ein Gut in Eckenowe[39]) zu ihrem und ihrer parentes Seelenheil durch die Hand des nobilis vir Folchmar de Reitene[40]) an Berchtesgaden; Zeugen Markgraf Engelbert von Marquartstein, Hallgraf Engelbert, Bernhard de Egilswaneh[41]), Hartmann von Nußdorf (unweit Traunstein) und sein Sohn Hartmann. Hermann, Sohn des Wisent von Pinzgau, Timo de Staringin, Durinch, Sohn des Adelbero von Dietraming (Salzburg), Bertold und sein Bruder Rudolf von Plain (Salzburg), Gerhard von Truchtlaching (unweit Traunstein), Heinrich von Laiming (Pfarrei Grießstätt, B.-A. Wasserburg), Ministerial des Hallgrafen, Bernhard von Froschheim (B.-A. Reichenhall). Denselben Ehegatten gegenüber bekennt zu Bamberg 1138 Bischof Otto von Bamberg[42]), deren Hörige Hailika zu Ministerialenrecht erhalten zu haben. Zeugen hinter den Bamberger Ministerialen mit Poppo von Ahorn an der Spitze „de ministerialibus sive fidelibus predicti Chunonis": Purchardus de Windesbach (Windsbach, sö. Ansbach), Hartnid de Greifesbach (Graisbach, unweit von Lechsend), Eberhard de Willenbach[43]), Sigebot de Trennelin[44]), Ludfrid de Litesbach, Gernot de Butendorf (Buttendorf, Pfarrei Roßtall, nordwestl.), Karl de Rostal (Roßtall, südwestl. von Nürnberg), Eberolf de Hasela (Kleinhaslach, westl. von Roßtall), Wolftrigil de Winezgor Aribo und sein Bruder Friedrich de Wartenberch, Sigefrid de Chaldorf, Berichtold de Swaba (Burg Schwabach, südl. von Roßtall), Wezil et Hertweich de Wartenberch.

d) Chuono de Horeburc für sich allein.

1. Um 1120[45]) verkauft quidam nobilis homo nomine Chouno de Horeburc sein Gut Tanninperc (Damberg, westl. Übersee am Südufer des Chiemsees) durch den liber vir Hartmann von Nußdorf an Kloster Baumburg. Zeugen: Luitolt von Plain, Luitolt von Raiten (Pfarrei Grassau); Wisint von Pinzgau; Warmunt und sein Bruder Engilmar von Berg (südwestl. Trostberg), Pruno von Mögling (bei Trostberg) usw.

2. Chuono de Horeburc gibt[46]) durch seinen Vasallen Ekkerich de Appingen (Apping zw. Amerang und Pittenhart?) dem Kloster Geisenfeld eine Zinspflichtige samt Sohn.

---

[36]) Reg. Boic. I, 130, 3. 4. 1130.

[37]) Hundt, Beiträge zur Feststellung historischer Ortsnamen. Abhandlungen der bayer. Akademie der Wissenschaften, 3. Klasse. 11. Bd., I 1868, S. 105.

[38]) Steiermärkisches Urkundenbuch I, 244, No. 236.

[39]) Quellen und Erörterungen I, 279, No. 82. Eschenau unweit der Station Lend (Gastein) im unteren Pinzgau.

[40]) Raiten, Pfarrei Grassau, BA. Traunstein; derselbe Volmar von Raiten, durch dessen Hand Graf Heinrich von Lechsgmünd unter Zeugenschaft seiner Söhne Volchart und Heinrich mit seinem Minister Adelbrecht de Boudendorf ein Gut in Suvirst an Kloster Baumburg gibt; Mon. Boic. III, 34, No. 98; hinter den Söhnen zeugt Luitolt von Raiten, verdruckt in „Raten".

[41]) Eulenschwang, Pfarrei Endlhausen, BA. Wolfratshausen.

[42]) Mon. Boic. XII, 333.

[43]) Wohl jenes, das in der Grafschaft Ottos lag.

[44]) Trendel, BA. Heidenhaim, zwischen Ettingen und Wemding.

[45]) Mon. Boic. III, 5, No. 8.

[46]) Mon. Boic. XIV, 206, No. 76.

3. [47]) Gundakar von Brachbach (nö. Hall, Württemberg) läßt ein ihm vom Grafen Rapoto übergebenes Gut zu Gremheim, nö. Höchstätt, dem Domstift Augsburg auf, unter den schwäbischen Zeugen Kuono de Horeburch.
4. nobilis vir Adalold[48]) von Eresried (sö. Mehring) und Gattin geben Gut in Eresried und Steindorf (nw. von Eresried) an St. Ulrich in Augsburg; inmitten vieler Zeugen Chuono von Horeburc.

e) [49]) Kuno von Magerbein w. v. Harburg, Pfarrei Deggingen, B.-A. Donauwörth, schenkt mit Gattin 2 Huben in Pfullingen an Kloster Hirsau.

f) [50]) Am 23. 1. 1123 dto. Straßburg urkundet Kaiser Heinrich V. für Kloster Alpisbach; unter den Zeugen Chuonradus de Horeburc.

Vergleicht man diese Vorkommen untereinander, so kommt man zu folgenden Schlüssen:

Aus der Gesamtheit der Urkundenstellen unter c) ergibt sich die Zugehörigkeit dieses Kuno zum Lechsgmünder Stamm; seine Begüterung von Lechsgmünd nordwärts, aber auch im Pinzgau und sein Lehensgefolge weist darauf hin.

Aus diesem Grunde ist ihm auch die Urkundenstelle d) 1, 2, 3 zuzuweisen, wahrscheinlich ebenso die Stelle e), nach der Lage von Burg Magerbein. Wenn man aber eine solche Stammesangehörigkeit anerkennt, fällt es schwer, den Kuno von Horburch unter b) davon auszuschließen, weil man gerade in seiner Mutter Irmgard das Verbindungsglied der Lechsgmünder mit Pfalzgraf Kuno von Rott gefunden haben müßte. Hier erheben sich nun gewichtige Bedenken. Ob Irmgard ein- oder mehreremal verheiratet war und mit wem, darüber herrschen nur Vermutungen, unter welche auch die unter b) aufgeführte Folgerung aus dem dotalicium fällt. Nach der Lage von Harburg und den Stellen Mon. Germ. SS. X, 106 wird man in Harburg nie ein Sulzbacher oder pfalzgräfliches Erbgut, sondern immer nur ein Lechsgmünder erblicken müssen, daher bei Berengar von Sulzbach und Kuno von Horburg der verschiedene Burgsitz die Herkunft von zwei verschiedenen Vätern deutlich anzeigt. Berengars Vater war Gebhard von Sulzbach, der 1080 mit Tod abgegangen sein soll. Stimmt sein Todesjahr, dann war Irmgard 1081 schon zur zweiten Ehe geschritten. Die Voranstellung von Beranger deutet darauf hin, daß er der ältere Stiefbruder gewesen sein wird. Daß der Kuno Horburgensis unter anderen wesensgleich mit dem Bruder des Grafen Berengar gewesen, dem steht die ganz bestimmte Angabe von Mon. Germ. SS. X, 106 und Quellen und Erörterungen I, 233/6 entgegen; die verschiedenen Mütter widersprechen dieser Annahme. Sehen wir uns die Urkundenstellen aber nochmals genauer an, so finden wir in d) 3 einen Fingerzeig, der vielleicht weiter hilft. Ist das Todesjahr Gebhards von Sulzbach mit 1080 richtig, so kann aus einer weiteren Ehe Irmgard vor 1082 kein Sohn geboren worden sein; der Kuno von Horburg, Bruder Berengars von Sulzbach, kann daher nicht jener Kuno de Horeburch sein, der als schwäbischer Zeuge vor 1099/1101 auftritt, da er zu jung dazu ist; also dürfte der Zeuge von 1099/1101 wesensgleich mit dem Chuono Horburgensis von Mon. Germ., SS. X, 106, sein, was dem Vorkommen seiner Brüder vollkommen entspräche. Da er und seine Brüder durch Vergleich mit ihrem Oheim Graf Luitold von Achalm 1093 die Burg Wölflingen im Thurgau und Hof Buch bei Zwiefalten erhielten, so müssen wir sein Geburtsjahr ziemlich gegen die Mitte des 11. Jahrhunderts rücken. Wegen der Gleichheit der Namen dieser beiden Horburger und der anderen begleitenden Umstände (Lehengefolge und Güterbestätigung) wird man sehr nahe Verwandtschaft beider annehmen müssen, wobei ich nicht anstehe, auf Vater und Sohn anzutragen.[50a]) Wenn Kuno von Magerbein-Harburg mit Gattin in Pfullingen an Hirsau schenkt, so liegt hier Achalmer Erbe und Beziehungen vor. Die Gattin des Kuno von Magerbein kann keine

[47]) Oefele, Grafen von Andechs, S. 225.

[48]) Mon. Boio. XXII, 15.

[49]) Codex Hirsaugiensis, S. 101; Württemberg. Vierteljahrshefte 1883, S. 260.

[50]) Neugart, Cod. alem. II, 53, No. 843.

[50a]) Gestützt wird diese Ansicht durch cod. Hirsaug., Württemb. V. J. H. Jhrg. 1888, Heft 4, S. 36, wo Kuno von Harburg um die Wende des 12. Jhdts. mit seinem Sohne Konrad erscheint.



andere als Adelhaid von Lintburg sein. Wir werden der Tochter des Pfalzgrafen Kuno von Rott daher Kuno von Horburg, den Sohn Konrads von Lechsgmünd, zum Manne geben und dessen Sohn, den Gatten der Adelhaid von Lintburg, als Stiefbruder Berengars von Sulzbach annehmen können.

Damit haben wir aber noch immer nicht die Frage gelöst, wieso Bischof Kuno von Regensburg den Pfalzgrafen Kuno als seinen progenitor bezeichnen konnte. Erinnern wir uns daran, daß Irmgard 1086 filii besaß. Von Berengar von Sulzbach ist uns keinerlei Schwester bekannt; sein Geschlecht steht in der Reichsgeschichte an so hervorragender Stelle, daß ein vollständiges Schweigen über etwaige Schwestern von ihm wundernimmt. Ebenso wenig wissen wir von einer Schwester Kunos von Horburg, wohl aber sehen wir auf einmal in der Hand der Lechsgmünder bedeutenden pfalzgräflichen Besitz. Konrad von Horburgs Anteil tritt nur wenig hervor; aber eigentümlicherweise trifft sich Besitz von Kuno von Horburg und Heinrich von Lechsgmünd um den Chiemsee: Volmar von Raiten, hinten im Ahrntal ist beiderseitiger Vertrauensmann.

Verfolgen wir die möglichen Geburtsdaten bei den Lechsgmündern von Graf Diepold zurück, so ergibt sich folgendes: Graf Diepold tritt 1149 zum ersten Male urkundlich auf, und zwar in Pütten[51]), muß also in den zwanziger Jahren des 12. Jahrhunderts geboren worden sein, was die Geburt seines Vaters Volkrat auf den Anfang des 12. Jahrhunderts zurückverlegt; für die Mutter des Volkrat kommt demnach der Anfang der achtziger Jahre des 11. Jahrhunderts als Geburtszeit in Betracht, und damit treffen wir auf eine mögliche filia der Irmgard, als welche Luitkard, Graf Heinrich von Lechsgmünds Gattin, angenommen werden kann. Über die Anknüpfung des Grafen Heinrich (I.) von Lechsgmünd an den Stamm Konrads vermag nur eine Vermutung ausgesprochen zu werden; da er die Grafschaft Lechsgmünd hatte, so wird er der Sohn des ältesten Sohnes von Konrad von Lechsgmünd gewesen sein, nämlich des als Grafen bezeichneten Otto. Ottos Witwe wird wohl die Gräfin gewesen sein, welche Abt Bertrich von Rott bedrängte, und diese Gräfin wiederum die matertera des Erzbischofes Konrad von Salzburg.

Merkwürdigerweise findet der Lechsgmünder Stamm bei Ottos Vater Konrad seinen weiter ernstlich nicht verfolgten Anfang. Nun ist doch längst erkannt, daß die deutschen Grafen des 9. bis 12. Jahrhunderts nicht wie Napoleons Marschälle zu ihren Titeln und Besitz gelangten, sondern ein ziemlich beschränkter Geschlechterkreis sich in die Macht im Staate teilte.

An den praepotens comes Leodegarius des Anonymus Haserensis[52]) unsern Konrad anknüpfen zu wollen, bleibt eine mißliche Sache. Im Stiftsbrief von St. Walburg in Eichstätt vom 24. 7. 1035[53]) geschieht seiner gräflichen Würde keinerlei Erwähnung. Ein Graf Luitger findet sich in keiner Urkunde und für seine Grafschaft kein örtlicher Anhalt; denn aus der Gutszuwendung für St. Walburg geht nur hervor, daß es seine Eigengüter waren, nach der Lage meist um Pappenheim herum; angeblich starb Luitger auf einer Wallfahrt nach Füssen zu Kempfing 1074; er besaß Kinder. Weil nun Graf Bertold II. von Graisbach am 16. Juni 1265 sich zur Vogtei über alle Güter des St. Walburgklosters jenseits der Donau, besonders in Kempfing usw. bekennt, so nahm man Luitger als Vater Konrads von Lechsgmünd an. Im ganzen Lechsgmünder Geschlecht treffen wir nie auf den Namen Luitger, was bei der Anzahl von Söhnen, über die der erste Konrad verfügt, einigermaßen verwunderlich erscheint. Der Name, der sich bei den Lechsgmündern sehr häufig wiederholt, ist Heinrich und Konrad; also wird man nach einem Geschlechte suchen müssen, wo diese Namen vorkommen; leider haben wir es hier mit Namen zu tun, die zu den häufigsten zählen. Einen Ausgangspunkt bildet die örtliche Lage der Lechsgmünder Grafschaft: der alte Gau Sualafeld. Zu Goslar am 17. Mai 1053 verleiht Kaiser Heinrich III. der Kirche in Eichstätt unter Bischof Gebhart einen Forst- und Wild-

---

[51]) Meiller, Salzburg. Regesten 63/33.
[52]) Mon. Germ, SS. VII, 262.
[53]) Sammelblatt des historischen Vereines in Eichstätt, I (1886), 26 ff.

bann im Ries- und Sualfeldgau[54]). Aus den genauen Grenzbestimmungen läßt sich entnehmen, daß wahrscheinlich die Wörnitz, an der bekanntlich obiges Harburg (Horeburc) liegt, die Grenze des Ries- und Schwalbengaues gebildet haben dürfte und Schwaben und Franken damals in der Nähe von Wassertrüdingen zusammenstießen. Dieser Forst- und Wildbann liegt nun in der Grafschaft des Grafen Friedrich in pago Recia (Ries) und in der Grafschaft des Grafen Chuno in pago Swalaveldorum. In diesem Grafen Kuno werden wir den Vorfahren der Lechsgmünder zu erblicken haben. Witte[55]) zieht diesen Grafen Kuno zum lothringischen Pfalzgrafengeschlecht, sieht in ihm den späteren Herzog von Kärnten, der 1061 starb, und den Vater der Richwara, Gattin Bertolds I. von Zähringen, seines Titularnachfolgers im Kärntner Herzogtum. Diesen Annahmen zu folgen, fällt nicht so leicht.

Ein Überblick über die nach den Ernestinern im Schwalbengau auftretenden Grafen des 10. und 11. Jahrhunderts bringt uns 996 einen Grafen Adelhard, in dessen Grafschaft Auhausen (bei Wassertrüdingen) und Westheim (bei Heidheim) liegt, wo Kaiser Otto III. dem Grafen Heinrich Gut übergibt[56]).

15. 4. 1007 liegt Dollnstein im Gau Sualafeld in der Grafschaft Werinhars. 18. 5. 1008 finden wir einen Grafen Adalhard im Rangau; in seiner Grafschaft liegt Büchenbach bei Herzogenaurach, welches 19. 5. 1007 zur Grafschaft Ruodberts gehörte[57]).

1019 liegt Lanterishoff (Lenkershof bei Herzogenaurach) (oder Lendersdorf bei Heilsbronn?) in der Grafschaft des Grafen Ernfrieds[58]). Mehr läßt sich über die Sualafeldgrafen nicht finden. Witte hat vorgenannten Kuno als Sohn des Pfalzgrafen Heinrich-Hetzel von Lothringen aufgefaßt.

Obige Ausführungen, mit dem Exkurs IV im Band I der Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Kaiser Heinrich II. und Witte in Verbindung gebracht, würden folgende Stammtafel ergeben:

---

[54]) Stumpf, Reichskanzler No. 2436; Schultes, Hist. Schriften u. Sammlung ungedruckter Urkunden. Hildburghausen 1798, Abt. II 345/6.

[55]) Witte, Genealog. Untersuchungen usw. S. 341.

[56]) Reg. Boic. I, 47.

[57]) Reg. Boic. I, 61. 57.

[58]) Lang, Reg. Circ. Rez. No. 23 (3. Jahresbericht des historischen Vereines von Mittelfranken).

Hermann,
Graf im Auelgau 948

Irmfried-Ehrenfried 945, 947, 965
Graf in Bonn-, Tubal- und Mühlgau

Hermann pusillus 970, 975, 978, 992, 993, 996,
gest. 16. 7. . . . .
Graf in Auel-Bonn und Zülpichgau; 989 Pfalzgraf
von Lothringen.
Heilwig (von Dillingen), gest. 12. 11. . . . .

Pfalzgraf Ehrenfried, gest. 12. 5. 1034 in Saalfeld
991 Mathilde, Tochter Kaisers Otto II., gest. 4. 11. 1025

1) Ludolf, gest. 1031
Mathilde, Tochter Grafen Ottos von Zütfen

- 1) Pfalzgraf Heinrich;
- 2) Kuno, gestorben 1055, Herzog von Bayern 1049—1053

2) Pfalzgraf Otto, gest. 7. 9. 1045, Herzog von Schwaben

3) Hermann, gest. 1056, 1036, Erzbischof von Köln

4) Richza, gest. 21. 3. 1065, 1013 Miecko II von Polen
5) Heilwig, Äbtissin v. Neuß
6) Theophano, 1039 Äbtissin von Essen
7) Adelheid, Äbtissin von Nivelles
8) Mathilde Ida, Äbtissin in Köln, von Diedenkirchen
9) Sofie, Äbtissin in Mainz und Gandersheim

Pfalzgraf Heinrich-Hezel, 1032 Pfalzgraf in Lothringen

Heinrich, gest. 1060, 1045 Pfalzgraf in Lothringen.
Mathilde, Tochter Herzog Gezelo d. jüng. von Lothringen, gest. 1060 auf Burg Cochem.
Tochter Pfalzgraf Hermanns von Lothringen.

Konrad III., gest. 1061, Herzog von Kärnten 25. 12. 1056—1061.

Richwara
Bertold I. von Zähringen; 1061—1077 Herzog von Kärnten; gest. 5. 6. 1078 in Limburg bei Kirchheim in Württemberg.

Graf Chuono im Sualafeld 1043—1053, wahrscheinlich der Chuono de Ebenhusen (Mon. Boic. XIV 184/5; 28. 11. 1039)

- Heinrich de Lechsgemundi, gefallen bei Mellrichstadt 7. 8. 1078
- Kunrat = Kuno
  1) 21. 9. 1091 Kunrad de Lechesgemundi-Remling Speir. Urkundenbuch I, 68.
  2) Kuno de Lechesgemund Mathilde, Schwester d. Grafen Luitolt von Achalm
  - Graf Otto 1115, G. Tochter Burggrafen Heinrichs von Regensburg
    - Graf Heinrich von Lechsgmünd 1100/10 Liukardis (T. Irmgards, Tochter Pfalzgrafen Kuno von Rott), gest. 1155
      - Volkrat, gest. um 1160, Graf von Lechsgmünd Luikardis, Tochter d. Markgrafen Diepold von Vohburg
        - Diepold, gest. 1. 7. 119?, Graf von Lechsgmünd, Agata, Witwe 20/1 1193
          - Graf Bertold, Graf Diepold, Graf Volkrat von Graisbach
        - Heinrich, gest. 10. 4., Graf von Matrei und Mittersill Willibirg, Tochter Graf Wolfrads von Treffen, gest. 14. 6.
      - Heinrich, gest. 28. 1., Graf von Frontenhausen und Pinzgau Adalheid, gest. 5. 1. . . .
        - Kuno-Konrad, gest. 8. 4. 1226 Bischof von Regensburg
      - Konrad, gest. 16. 3. . . . ., Graf von Sulzau, Pinzgau und Mittersill
  - Kuno von Horburg Irmgard, Tochter d. Pfalzgrafen Kuno von Rott
    - Kuno von Horburg, gest. 30. 6. 1139 Adelhaid, Tochter Herzog Heinrichs von Limburg, gest. 6. 2. (nach 1146)
  - Bertold, gest. 16. 5. 1112;
    - Burkhard, verheiratet.
  - Burkhard, Bischof von Utrecht 1099

Die Unterlagen zu den Darstellungen der „Totenhilfe“.

Von Dr. Franz Weber †.

Eine der merkwürdigsten Darstellungen, wie sie zuletzt in Gestalt von Votivtafeln auf uns gekommen sind, ist die Rettung eines in einem Friedhof Zuflucht suchenden, von Feinden verfolgten Kriegsmannes, den die aus den Gräbern emporsteigenden Toten beschützen. Im 5. und 12. Jahrgang dieser Zeitschrift sind Abbildungen solcher Votivtafeln aus dem 18. Jahrhundert aus Burghausen, Straubing und Weilheim veröffentlicht, denen hier eine weitere eines solchen Bildes aus dem 17. Jahrhundert



aus Westerndorf bei Pang, B.-A. Rosenheim, folgt. Das in der Ölbergkapelle daselbst, die den Eingang zum Friedhof bildet, befindliche Bild mit der Jahreszahl 1691 wurde durch die Bemühungen unseres verdienstvollen Mandatars in Aibling, Herrn Amtsgerichtsrats Auerbach, entdeckt und in vorzüglicher Weise unter großen Schwierigkeiten wegen des ungünstigen Standplatzes der Holztafel von Herrn Baurat Rattinger aufgenommen. Gleich den anderen Bildern enthält auch dieses die im Kern stets übereinstimmende Darstellung des Vorgangs, nur unterscheidet sie sich dadurch, daß jeder der Toten ein anderes Geräte schwingt, wie Dreschflegel, Hacke, Axt, Pickel, Schlägel, Zange u. a., so daß sie hierdurch nach ihren Lebensberufen unterschieden sind. Dadurch erhält die Darstellung noch ein volkskundlich ganz besonders interessantes Gepräge.

Außer diesen Tafelbildern hat Herr Professor Dr. Halm in dem Münchener Jahrbuch für bildende Kunst von 1909 in einer Abhandlung „Altbayrische Totendarstellungen“ zwei Abbildungen nach Holzschnitzereien veröffentlicht, die denselben Gegenstand darstellen, aber schon aus dem 16. Jahrhundert stammen. Das eine, wahrscheinlich aus dem Rottal oder aus Eggenfelden in Niederbayern herrührende Schnitzwerk befindet sich jetzt im Nationalmuseum, das andere, glaublich aus der Kapelle Heiligenblut bei Erding, ist jetzt im Kloster Scheyern aufbewahrt.

Nach einer gütigen Mitteilung unseres Mitgliedes, Herrn Pfarrer Knabl in Götting, soll sich auch in einer Feldkapelle in Pfaffing, Pfarrei Irschenberg, B.-A. Miesbach, ein Freskobild gleichen Inhalts befunden haben, das aber vor einiger Zeit übertüncht



wurde. Weitere noch nicht geprüfte Mitteilungen melden das Vorkommen gleicher Bilder in einer Kirche bei Schongau und in zwei Tirolerkirchen.

Wie schon aus dieser zeitlichen und örtlichen Verbreitung der Bildwerke hervorgeht, kann ihr Inhalt nicht auf einzelne Vorkommnisse und hieraus entstandene Sagen zurückzuführen sein, sondern muß auf einem allgemeinen, weitverbreiteten alten Volksglauben und Ideengang beruhen. Schon Herr Dr. Halm hat in der erwähnten Abhandlung auf die Legende von den drei Lebenden und drei Toten hingewiesen, wie sie aus Darstellungen des frühen Mittelalters, z. B. im Triumph des Todes im Campo santo zu Pisa, bekannt ist. Diese Legende hat aber mehr die Voraugenführung der Nichtigkeit allen menschlichen Glanzes und Stolzes im Sinn. Dagegen hat in der Düsseldorfer Zeitschrift für christliche Kunst vom Jahre 1909 Herr Professor Dr. Endres in Regensburg in einer Abhandlung „Zwei Armenseelendarstellungen" auf eine bisher nicht herangezogene Erzählung von Caesarius von Heisterbach aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts verwiesen, die sich mit dem Inhalt unserer Darstellungen vollkommen deckt. Daraus geht also hervor, daß schon in dieser frühen Zeit Inhalt und Stoff der späteren Bildwerke bekannt und verbreitet war. Aber auch diese Erzählung erschöpft noch nicht die Erklärung für den Ursprung unserer Darstellungen. Man sucht unwillkürlich nach einer allgemein menschlichen Vorstellung für den festgehaltenen Vorgang, die ihn, losgeschält von späteren christlichen Zutaten, in die Urzeiten menschlichen Ideenganges zurückführen.

Als solche späteren Zutaten erscheinen das Gebet des Zuflucht suchenden Kriegsmannes für die armen Seelen, die Wirkung dieses Gebetes auf diese, die Darstellung der Toten als Gerippe, die Verlegung des Vorganges an ein Beinhaus oder in einen Friedhof, die Form der Bilder als Votivtafeln. Von diesen Zutaten abgesehen, bleibt als Kern die Idee des Fortlebens der Abgeschiedenen an dem Schauplatz ihres Lebens oder ihrer Grabwohnungen, die Möglichkeit, wieder auf der Oberwelt zu erscheinen, die Wehrung des Feindes ihrer Wohnstätten durch ihr Eingreifen gegen eindringende Feinde, der Schutz des bei ihnen Zuflucht suchenden Verfolgten, die Abwehr der Feinde mit den ihnen ins Grab mitgegebenen Waffen und Geräten. In diesen Ideen begegnen wir altem Seelenglauben, wie er im Volke auch über christliche Zeit herüber sich fort erhielt. Noch heute sind ja unzählige Gespenstergeschichten lebendig geblieben oder entstanden, wie das Umgehen der Geister Abgeschiedener an dem Schauplatz ihres Lebens oder ihren Ruhestätten, sei es zur Strafe ihrer Sünden oder wegen gewaltsamen Todes, der eine regelrechte Bestattung ausschloß, wie der Ermordeten, der Selbstmörder oder der Hingerichteten, die Beschwörung der Geister Abgeschiedener, die Sagen von der nächtlichen Wiederkehr der Mutter zu ihrem verlassenen Kinde und anderes. Auch in die germanische Frühzeit läßt sich diese Auffassung des Seelenlebens nach dem Tode und des Wiedererscheinens der Toten hinauf verfolgen in der Sage von den in Lüften fortkämpfenden Geistern der in der Schlacht gefallenen Krieger, in der schönen Eddaerzählung von dem aus Walhall reitenden König Helgi mit seinem Gefolge zu dem Hügel, in dem er bestattet wurde, und ähnlichen Sagen. Und noch weiter zurück bis in die Urzeiten menschlichen Denkens reichen diese Anschauungen, wie sie aus den Grabgebräuchen der vorgeschichtlichen Zeit, der Herrichtung wohnbauartiger Gruben, den Beigaben von Waffen und Geräten an die Bestatteten, deren Versorgung mit Speise und Trank in mitgegebenen Tongefäßen hervorgehen. Schon die alten Bestattungsplätze waren heilig und umfriedet; der Name des christlichen Friedhofs geht auf vrithof, d. i. gefreiter Hof, zurück, ein Raum, in dem der Verfolgte Zuflucht, der Flüchtige Schutz findet. Im germanischen Volksglauben schützen die Naturgeister ihren Aufenthalt vor eindringenden Menschen, die ihren Frieden stören wollen, während sie anderseits solchen, die Hilfe brauchen, beistehen. Wir finden also die Grundzüge ältester Anschauungen in unseren mittelalterlichen und späturzeitlichen Darstellungen wiederkehren. Wenn der Schnitzer oder Tafelmaler dabei die Toten als Gerippe darstellte, nicht in dem Aussehen der Geschiedenen bei ihren Lebzeiten, wie sich die Vorzeit diese dachte, so folgte er eben den Vorbildern aus christlicher Zeit in den Kirchen, wie z. B. den



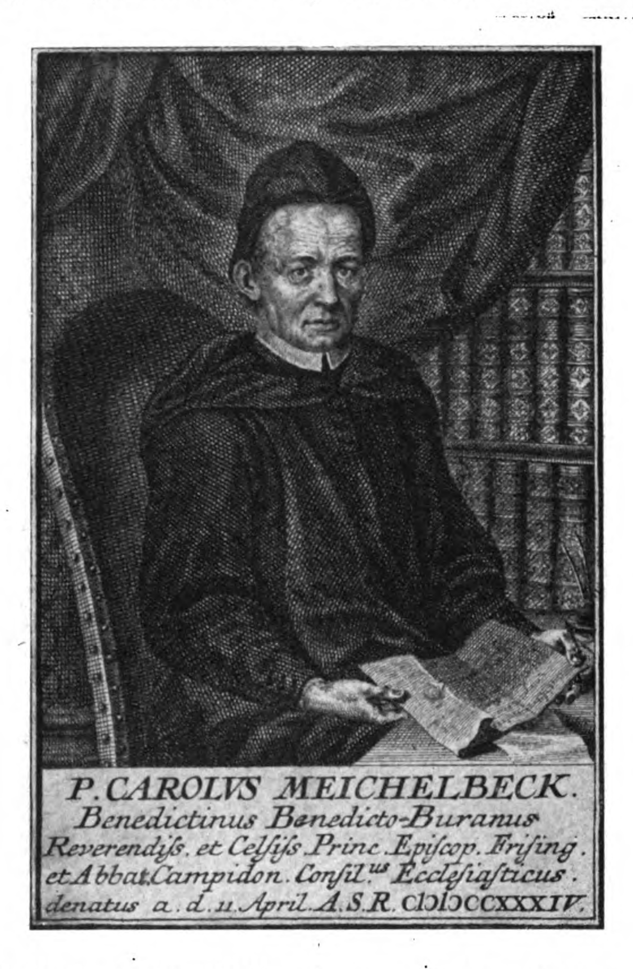
Totentänzen, bei denen seit dem 16. Jahrhundert der Tod als Gerippe erscheint, während er früher nur als Leiche mit eingeschrumpftem Körper, aber in menschlicher Form, dargestellt wurde. Und wenn der Dorfkünstler dem Toten als Waffen Geräte in die Knochenfinger gibt, deren er im Leben bedurfte, werden unbewußt alte Vorstellungen in ihm lebendig von der in die Urzeit hinaufreichenden Sitte der Beigabe solcher in die Gräber der Toten. Daß diese Bilder, auch wenn sie die Inschrift ex voto tragen, keine eigentlichen Votivtafeln sind, geht schon daraus hervor, daß sie nicht einem bestimmten Heiligen geweiht und nicht in Wallfahrtskirchen aufgehängt sind, sondern den armen Seelen gewidmet und in Beinhäusern oder Friedhofkapellen angebracht wurden, da die Kirche ihnen den Platz in der Kirche selbst versagte. Auch die bildliche Darstellung der armen Seelen ist nicht die sonst auf christlichen Bildern übliche und stimmt nicht zu der kirchlichen Lehre und Auffassung.

Wir haben es also bei diesen unscheinbaren, bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts verfolgbaren Volkskunsterzeugnissen mit den Überresten urzeitlichen Seelenglaubens zu tun, der zwar in religiöser Gewandung auftritt, im Kerne aber vorchristlicher, altgermanischer Auffassung entspricht.

Eine Bergbesteigung im 17. Jahrhundert.

Von Karl Emerich.

Das Verhältnis des Menschen zur Natur ist nicht zu allen Zeiten das gleiche. Solange der Kampf mit der Natur ums Dasein und um das tägliche Brot schärfere Formen beibehält, bleibt für eine ästhetische Naturbetrachtung wenig übrig. Das gilt insbesondere auch von den Gebirgen. Das Altertum und Mittelalter schätzten nur die fruchtbaren, vom Wind geschützten Täler, die Berge aber, vor allem soweit sie sich über die Vegetationsgrenze nutzbarer Pflanzen erhoben, wurden im allgemeinen als unfruchtbares Ödland angesehen, man fühlte sich durch sie im Verkehr gewaltig behindert, ja man fürchtete sich vor ihnen als dem Sitz unheimlicher Mächte oder Kobolde. Es sei nur an den Rübezahl des Erzgebirges und an das Venedigermännlein der Alpen erinnert. An der Kesselbergstraße kam dem Wanderer ein Ungeheuer entgegen, das immer mehr zusammenschrumpfte, je näher man kam. Es waren höchstens Jäger, welche in die höher gelegenen Wälder und Wildnisse eindrangen, um den Spuren edlen Wildes zu folgen oder den scheuen Auerhahn auf der Balz zu erlegen. Aber auch diese mieden wohl im ganzen größere Höhen, und die schauerlichen Schilderungen von dem furchtbaren Gebirge der Martinswand im Inntal, auf der sich Kaiser Max I.


P. CAROLVS MEICHELBECK.
Benedictinus Benedicto-Buranus
Reverendiss. et Celsiss Princ. Episcop. Frising.
et Abbat. Campidon. Consil.us Ecclesiasticus.
denatus a. d. 11. April. A. S. R. CIƆIƆCCXXXIV.

verstiegen hatte, muten uns jetzt, zumal auch die Eisenbahn nunmehr jene Stelle passiert, etwas naiv an.

Erst vom 18. Jahrhundert an erwacht allmählich ein Verständnis für die Schönheit der wilden Gebirgswelt, und neben dem wissenschaftlichen Interesse ist es auch das ästhetische, welches den Menschen antrieb, immer höher auf die Berge zu steigen und ungeachtet der Gefahren des Weges, der Kälte des Eises, des Schnees usw. auch die höchsten europäischen Alpengipfel zu bezwingen.

Ältere Berichte über Bergbesteigungen sind daher nicht allzu häufig, aber gerade deshalb um so interessanter. Einen solchen Bericht hat der berühmte Geschichtsforscher P. Karl Meichelbeck aus dem Kloster Benediktbeuren (1669—1734) über eine Besteigung des Jochberges im oberbayerischen Isargebirge hinterlassen, und zwar auf Blatt 155 und 156 seines ersten Tagebuchbandes[1]). Die Partie wurde am 15. und 16. Juli 1696 von einer größeren benediktbeurischen Gesellschaft unternommen.

Der Jochberg ist südlich vom Kochelsee gelegen und bildet mit Kesselberg, Herzogstand und Heimgarten den Nordrand des Walchenseebeckens. Auf dem südlichen Gipfelabhang dieses Berges befand sich seit alten Zeiten eine Viehweide des Klosters Benediktbeuren. Der Weg dahin nahm seinen Ausgang vom Weiler Joch am Kochelsee, weshalb Berg und Weide „Jocher Alpe“ oder „Jocher Alm“ genannt wurden. Der Berg ist von Natur aus sehr steil und unwegsam. Es sei nur erinnert an den Tod des Benediktiners P. Ulrich Karl, der am 26. September 1705 von dem Saumpfade, der am Fuß des steil in den Walchensee abfallenden Jochberges in die Jachenau führte, in den See stürzte und ertrank. Schrank[2]) schreibt: „Rechts vom Urfelde liegt die vordere Jocheralpe, ein hoher, von dieser Seite aus unbesteigbarer Berg.“ Die nunmehrige Fahrstraße in die Jachenau und der bequem angelegte Fußweg zur Alm haben diesem Berg seine Gefährlichkeit genommen. Die Aussicht von der Kulmhöhe des Gipfels (1567 m) steht jener des gegenüberliegenden Herzogstandes wenig nach.

Wenngleich Meichelbeck, der nun das Wort haben soll, keinen Bericht über eine Hochgebirgspartie liefert, auch manches nicht erwähnt, was einen modernen Touristen interessieren würde, so sind seine Tagebuchnotizen dennoch nicht uninteressant.

Zum Verständnis des Meichelbeckischen Textes sei noch erwähnt, daß dessen Verfasser das Tagebuch bis ungefähr 1697 in der 2. Person schrieb, so daß das Tagebuch seinen Autor beim Wiederlesen der Notizen gleichsam anredet.

---

15. Dies serenissima. Offertur occasio adeundi montem a Pascuis Jochensibus dictum. Dispensatur in prandio. Postea brevi Reverendissimus, P. Josephus, ego, Gerardus, FF. Amandus et Benno cum 11 famulis et pueris cantoribus conscenditis 3 currus cameratos et laetissimi avehimini in Brunnenbach. Mox excepti navigio maiori, luditis chartifoliis[9]) lepide et prorsus hilariter.

15. Juli. Sehr heiterer Tag. Es wird Gelegenheit geboten, einen Berg, die sogenannte Jocher Alm, zu besteigen. Beim Mittagessen wird dispensiert (scil. vom klösterlichen Silentium). Bald nachher besteigt ihr, nämlich der Abt[3]), P. Joseph[4]), ich, Gerard[5]), die Brüder Amandus[6]) und Benno[7]) samt 11 Dienern und Singknaben 3 gedeckte Wagen und fahrt in fröhlichster Stimmung nach Brunnenbach[8]). Dort nahm euch sofort das größere Schiff auf, und ihr machet unter Scherzen und Späßen ein Kartenspiel.

---

[1]) Meichelbeckiana 18 der bayer. Staatsbibliothek zu München. S. hierüber näheres bei Lindner, Profeßbuch der Benediktinerabtei Benediktbeuren, Kempten und München, 1910. S. 70.

[2]) Baiersche Reise. München 1786. S. 95.

[3]) P. Eliland II. Öttl, geb. z. Obersteinbach (Bez. Tölz) 9. Sept. 1653, 1676 Klostergelübde, 1690 Abt. Gest. 16. Juli 1707.

[4]) P. Joseph Zallinger, geb. 23. Juli 1666 zu Bozen, 1688 Profeß, Ökonom, Wald-, Kirchen- und Kellermeister, sozusagen die rechte Hand des Abtes Eliland. Gest. 20. August 1718.

Expositi ad ripam Jochensem in domo quadam sumitis haustum et mox juga illa conscenditis. Mox commissi viæ regiæ per montem (ob quamdam quasi cavitatem et depressionem inter altiora circumprominentia iuga dictum cacabum, Kößlberg) pergitis alacriter, non tamen sine sudore. Inde digressis multo altior mons ascendendus fuit non sine sudore plurimo, non sine defatigatione summa.

Demum pervenistis ad casam pastorum nostrorum et mox etiam summum montis cacumen non sine labore maximo conscendistis, ubi mox in laudem Dei ter optimi maximi, qui in altis habitat, animatis animos vestros canendo illud pulcherrimum: Surge, anima mea. Mox etiam in laudem matris Dei effusi, canitis: Salve Regina in 2 Choris, prorsus egregie Bassum suppeditante fagotto inflatili et chely, et postea vestris daturi signum felicis vestri adventus, ingentem suscitatis ignem, optime a nostris visum.

Salutare tibi fuit insignis stomachi tui sinceritas, nil mali in se tolerans.

Coenasti bene. Dormisti, ut fieri solet. Fit musica diversis fistulis, fletten und Hautbois. Duo item alii vertices summi ignem hodie praesentarunt.

16. Surgis mane et cum Gerardo in insigni colle breviarium recitas. Miraris insignes vaccas nostras. Conscenditis rursus omnes cacumen summum montis, rursusque canitis: Surge anima. Exinde comportatis viridibus lignis, fumum ingentem subiecto igne excitatis, optime visum in monasterio.

Postea mox sumitur prandium, et hodie prima vice ob impotentiam plane moralem

Am Ufer bei Joch steigt ihr aus, nehmt in einem Hause einen Trunk zu euch und besteigt dann gleich jenen Berg. Bald wird die Staatsstraße, die über den Berg führt, erreicht. Wegen einer gewissen Aushöhlung oder Vertiefung zwischen den anderen rings herum liegenden höheren Bergen wird dieser der Kesselberg genannt. Munter, aber nicht ohne Schweiß steigt ihr weiter. Nachdem die Straße verlassen war, mußte ein noch viel höherer Berg bestiegen werden, nicht ohne sehr starken Schweiß, nicht ohne höchste Ermüdung. Endlich kamet ihr an das Haus unserer Hirten, und bald besteiget ihr auch mit größter Anstrengung den höchsten Gipfel des Berges, wo ihr zum Lobe des dreimal höchsten und besten Gottes, der in den Höhen wohnt, eure Geister belebt, indem ihr jenes sehr schöne „Erhebe dich meine Seele" singt. Für das Lob der Muttergottes begeistert, singt ihr gleich darauf auch Salve Regina in 2 Chören, wobei in ganz ausgezeichneter Weise das Fagott und die Laute den Baß unterstützten. Hernach wollt ihr den Eurigen ein Zeichen eurer glücklichen Ankunft geben und zündet ein mächtiges Feuer an, das von den Eurigen sehr gut gesehen wurde. Heilsam war dir die hervorragende Aufrichtigkeit deines Magens, welcher nichts schlechtes in sich duldet. Du hast gut zu Abend gegessen. Du schläfst wie gewöhnlich. Man macht noch Musik mit verschiedenen Pfeifen, Flöten und Oboen. Zwei andere hohe Berggipfel zeigten heute ebenfalls Feuer.

16. Juli: Du stehst früh auf und betest mit Gerhard auf einem schönen Hügel Brevier. Du bewunderst unsere ausgezeichneten Kühe. Ihr besteigt dann alle miteinander noch einmal den höchsten Gipfel des Berges und singt wieder: „Erhebe dich, meine Seele". Nachdem ihr sodann grünes Holz zusammengetragen habt, zündet ihr darunter ein Feuer an und erzeugt einen mächtigen Rauch, der in unse-

[5]) P. Gerard Gebhard, geb. 29. Mai 1669 zu München, 1688 Profeß, 1715 Subprior, nach dem Tode des P. Joseph Küchenmeister und Depositarius. Gest. 4. Mai 1730.

[6]) F. Amandus Hueber, geb. 12. März 1672 zu Frontenhausen, 1692 Profeß, 1697 Priester. Chorregent, Musiklehrer und Professor am Gymnasium, später auch Waldmeister und Inspektor der Brauerei. Gest 9. April 1742.

[7]) F. Benno, Freiherr de la Poippe aus Augsburg. Laienbruder seit 1688. Sakristan, Krankenwärt r und Buchbinder. Gest. 16. Juni 1720.

[8]) Am Ausfluß der Loisach aus dem Kochel(Rohr-)see.

[9]) Mit anderer Tinte ausgestrichen.

[10]) D. h. es war keine Kirche in erreichbarer Nähe, um dort Messe zu lesen.

et physicam non celebras. In reditu plenis vocibus cantantur solennes lytaniæ B. V., ut moris est in praecipuis processionibus. In via deviatis et per 3 montes laborioso itinere vix tandem ad viam debitam reditis in summitate montium.

rem Kloster sehr gut gesehen wurde. Gleich hernach wird das Mittagessen eingenommen, und heute liest du zum ersten Male [scil. seit der 1. Messe] keine Messe wegen moralischer und physischer Unmöglichkeit.[10]) Bei der Rückkehr wird mit vollem Chore die feierliche Litanei von der seligsten Jungfrau Maria gesungen, wie es bei den hervorragendsten Prozessionen gebräuchlich ist. Ihr kommt vom Wege ab, und nach anstrengendem Marsche über 3 Berge kommt ihr endlich doch in Bergeshöhe auf den rechten Weg.

Descendentes feliciter ad imum montis pedem in Joch, sumitis vinum residuum omne. Lepidissimus fuit illic praxator noster. Mox recepti in navim, usque in Brunnenbach luditis hilares. . . . Domi coenamus in horto. Placuit mons summopere.

Ihr steigt glücklich hinab an den Fuß des Berges bei Joch und nehmt den noch übrig gebliebenen Wein zu euch. Sehr drollig war dort unser Bräuer. Bald wurde das Schiff bestiegen, und ihr machtet bis Brunnenbach wieder ein heiteres Spiel . . . Zu Hause aßen wir abends im Garten. Der Berg gefiel im höchsten Maße.

17. Ordinaria omnia, prout post hesternam defatigationem fieri potuerunt.

17. Juli: Alles wie gewöhnlich, soweit es nach der gestrigen Ermüdung möglich war.



Karl Eugen von Württemberg in Scheyern

Von Dr. P. Laurentius **Hanser** O.S.B.

„Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch; aber die ersteren wurden von seinen großen Eigenschaften weit überwogen, und das Andenken an die letzteren muß mit dem Tode begraben werden." So urteilt Schiller über den Gründer der Karlsschule, welcher er selber 1773—1780 angehörte, obgleich er vor dessen Tyrannei 1782 von Stuttgart nach Mannheim entflohen war. Karl Eugen von Württemberg (geb. 11. Febr. 1728, gest. 24. Okt. 1793) hatte sechsundfünfzig Jahre das Herzogtum inne, davon fast ein halbes Jahrhundert als Regent, ein Unikum in der Geschichte dieses Landes. Gehörten die Jahre 1737—1757 infolge der Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit der Männer, die damals an der Spitze der Staatsverwaltung standen, zu den glücklichsten Zeiten Württembergs, so wurde der Kontrast um so schmerzlicher empfunden, als der hochbegabte, aber heißblütige und launenhafte Fürst unter den unheilvollen Einfluß des Schurkenpaares Philipp Friedrich Rieger und Samuel Friedrich Graf von Montmartin geriet. Tyrannische Willkürherrschaft, unsinnige Verschwendung und Ausschweifungen der wildesten Art machten den Herzog, der 1756 von seiner Gemahlin verlassen worden war, zum Schrecken des ganzen Landes. So wurde auch er, gleich manchem seiner Standesgenossen diesseits und jenseits des Rheines zu einem Pionier und Wegebereiter der großen Revolution, deren Anfänge er noch mit Entsetzen erleben sollte. Zeit und Erfahrung kühlten indessen auch diese vulkanische Natur allmählich ab, und zur Feier seines fünfzigsten Geburtstages ließ der Herzog von sämtlichen Kanzeln Württembergs jenes berühmte Ausschreiben zur Verlesung bringen, worin er als reuiger Sünder seine Jugendvergehungen beichtete mit dem feierlichen Gelöbnisse, die noch übrigen Jahre einzig dem Wohle der Untertanen widmen zu wollen. Ein Hauptverdienst an dieser allerdings von Rückfällen nicht ganz freien Sinnesänderung gebührt dem Einflusse der Reichsgräfin Franziska von Hohenheim, mit welcher der Herzog 1771 bekannt wurde und welche er nach dem 1780 erfolgten Tode seiner ersten Frau im Januar 1785 ehelichte.

Dieser berühmte und berüchtigte Fürst überraschte am 13. Februar 1790 das Kloster Scheyern mit seinem gänzlich unerwarteten Besuche. Die Frau Gemahlin blieb in dem benachbarten Städtchen Pfaffenhofen zurück, angeblich wegen des schlechten Weges, in Wirklichkeit aber wohl deshalb, weil der Papst erst ein Jahr später die Ungültigkeit ihrer ersten Ehe mit Baron von Leutrum, und damit auch die Rechtmäßigkeit ihrer zweiten Verbindung anerkannte. Für Scheyern bedeutet dieser Besuch insofern einen historischen Markstein, als zum letzten Male vor der Säkularisation ein weltlicher Fürst seine stillen Klosterhallen betrat. Erst ein volles Menschenalter später sollte König Ludwig I. auf den Ruinen seines Stammklosters erscheinen, um neues Leben zu erwecken. Karl Eugens Besuch in Scheyern ist auch deshalb nicht uninteressant, weil der Herzog den Schätzen der dortigen Stiftsbibliothek seine Zuneigung in einer Weise bewies, daß ihren Hütern angst und bange wurde. Ein ausführlicher Bericht über den ganzen Verlauf dieses Fürstenbesuches ist in den Miscellanea Schyrensia (Kl.-A. 278, f. 56′—62) enthalten, mitunter ungelenk im Ausdruck und von etwas ungewohnter Orthographie, aber so anschaulich und originell, daß eine unverkürzte Wiedergabe gerechtfertigt erscheint.

Adventus Caroli Ducis Wuerttenbergensis.

13. Febr. kame alhier zu Scheyrn nach 10 Uhr Mittagszeit ganz unerwarthet und unverhofft an Seine Durchlaucht Carl Herzog zu Württenberg, welcher schon mehrere Jahre verschiedene Klöster sowohl im Reich als an anderen Orthen besuchet hat, um die Bibliotheken zu besichtigen, besonders die alte Biblen und Manuscripta, alldieweillen dieser Herr Herzog einer der größten Kenner in denen alten Bücheren und besonders denen Biblen ist, indeme Hochderselbe mehrere tausend Biblen

in seiner so berümbten Bibliothek zu Stuttgard zusammengesammlet hat und mit viellen Unkosten von verschiedenen Orthen erhalten.

Gleich nach 10 Uhr Mittagszeit überbrachte ein extra abgeschickter gehender Both von Titl. Herrn Pfleger zu Pfaffenhofen Aloysius von Schiltberg ein eigenhändiges Schreiben an Titl. Herrn Abt, daß gestern abends Se. Durchlaucht Herzog von Württenberg von Ingolstadt aus, allwo Hochderselbe die Bibliotheken besichtiget, mit Ihrer Durchlaucht Frau Herzogin und Suite von 18 Personen auf der Post zu Pfaffenhofen angelanget und alda logieret, um 9 Uhr anheunt von da aus abgehen werde nach dem Kloster Scheyern, die Bibliothek und auch anderes zu sehen, alsdann aber wiederum zum Speisen nach Pfaffenhofen abreisen werde. NB.! Ihrer Durchlaucht der Frau Herzogin waren sowohl das Wetter als der Weg zu schlecht, ansonsten wäre Hochdieselbe auch in Scheyern erschienen. Man machte anhero bey uns im Kloster alle Anstalten, soviel in höchster Eil nur immer möglich war, um einen so seltenen als angenehmen hohen Gast nach aller Würde zu empfangen und zu bedienen. Es wurden derohalben sowohl die Stiftzimmer als auch die Sommerabtey gleich geheizt, aller Orthen im Convent, Musæo und heraus ausgekehret, alsdann Rauch gemachet und alles in anständige Ordnung und Verordnung gebracht, wie auch vor dem Portal mehrere neue Bretter auf die Straße geleget, um bequemer und anständiger aus denen Gefährten aussteigen zu können. Nachdeme nun von unserem Kirchthurm die Ankunft des Herrn Herzogs auf dem Guggenbüchl ersechen worden, alsogleich wurden alle Glocken gelitten. Der Gnädige Herr erschiene im Moucet[1]) und Mantel, auch Hueth; gleichfalls auch Ven. P. Prior nebst dem ganzen Convent, doch ohne Flocken[2]), bey dem außeren Portal, nemblich bey der Kuchel, wie auch der Herr Richter und H. Kammerdiener, beyde in rothen Mantlen, nebst denen mehrern Klosterbedienten und vielen anderen Leuthen aus dem Dorf in dem Klosterhof.

Da wür nun schon alle bey dem Portal in Bereitschaft stunden, kame der herzogliche H. Kammerdiener reithend an, schliezte alsogleich seine Courierstüfl hinweck und machte in denen sit venia Schuechen sein Compliment bey dem Gnädigen Herrn, vermeldete alsdann die Ankunft seines Herrn, schliefte wiederum in seine großen Courierstüfl und reithete dem Herrn Herzog entgegen. Bald hernach kamen Seine Durchlaucht in einem schönen gläßern Wagen von 4 Hofpferd geführet nebst seinem Kammerherrn Baron Böhm, von Geburt ein Schwed, der bey dem Herzog saß, und 2 Bedienten, welche vornaus waren. Hintennach fahrte Titl. Herr Pfleger von Pfaffenhofen in einem Extragefährt. Der Baumeister von Niederscheyren, weillen diese wegen dem viellen und hochen Wasser durch die Mühl allda durchfahren mußten, ist vorgeritten. Bis Niederscheyren aber sind dem Herrn Herzog 4 Bayrische Reiter von Pfaffenhofen, welche alda in Quartier lagen, vorgeritten, denen Hochderselbe einen Puckenthaller einem jeden zu geben hat angeschaffet. Der Herr Herzog hatte an ein grüne Uniform mit roten Überschläg und gelbem Unterfutter, gienge in englischen Stüflen und tragte seinen kleinen mit weißen Federn gezierten Hueth beständig unter dem Arm. Unserem Herrn Prälaten befalche Hochderselbe in der Bibliothek aufzusetzen. Tragte auch seine eigene Haar eingebüdernt mit einem Zopf, ein Herr von 64 Jahren, frischen Geistes.

Seine Durchlaucht wurden alsdann in die Winterabtey geführet, weillen die anderen Zimmer noch nicht warm genueg waren. Alsdann verlangte Hochderselbe, daß auch alle Conventualen, welche heraussstunden, sollten in die Abtey hineinkommen. Nachdem nun Hochderselbe sein Compliment gemachet und von der Stüftung des Klosters Scheyren discuriret hat, begehrte Se. Durchlaucht die Bibliothek und anderes zu sehen. Alsogleich wurde Hochderselbe mit seinem Kammerherrn und H. Kammerdiener vom Gnädigen Herrn und allen H. Conventualen begleitet durch das Patermusäum in die Bibliothek geführet. Seine Durchlaucht untersuchte zuerst mit forschendem Auge, bewunderungswürdigster Einsicht und erstaunlicher Kenntnis, wie auch großem Vergnügen die Incunabula librorum variorum, alsdann successive alle Stellen deren Bücher in der Bibliothek selbsten nebst denen großen geschriebenen alten Büchern und anderen

¹) Mozetta = Prälatenkragen. — ²) Chormantel der Benediktiner.



Manuscripta, welche Hochderselbe bewunderet und mit großer Fertigkeit lase, auch sich gegen alle sehr herablassend, höflich und freundlich zeigte.

Nach 12 Uhr wurde Se. Durchlaucht auf hoches Begehren in die Kapitlkirche geführet, um alda die alte Malerey und Begräbnus deren Durchlauchtigsten Stifter zu sechen; alsdan gienge Hochderselbe in die Königliche Kapelle, hierauf in die Klosterkirche und auch Sakristei. Endlich, da der Herr Herzog die ganze Kirche wohl betrachtet und zugleich belobet hat, wurde Se. Durchlaucht in die Kreuzkapelle geführet, allwo ein Betschemmel mit rotem Sammt ware, in der Mitte vor dem eisernen Gitter, auf welchem Hochderselbe, und linker Hand auf das hoche Begehren gleich Reverendissimus sub S. Crucis benedictione gekniet ist. Alsdann wurde von Reverendissimo und dem R. P. Custode das heilige Kreuz[1]) gezeiget und expliciret. Hernach wurde der Herr Herzog durch die ganz eröffnete Klosterporten zur Abtey geführet, allwo Seine Durchlaucht eine einzige Schale Caffee stehend trancke und sich selbsten diese aus der silbern Caffee-Kanthe einschenckte und mit Rahm vermischte. Es wurde zwar gleich bey der hochen Ankunft von Reverendissimo die Invitation zum Speisen alhier gemacht und auch wurden in der Kuchl securitatis gratia, weillen ein Fasttag, nemblich Samstag ware, alle Anstalten mit Fischen getroffen, alleinig Se. Durchlaucht hatte sich alles verbeten und nur einen Caffee sich ausgebeten zu trincken. Der Kammerherr aber und Titl. H. Pfleger trancken in der Abtey auf dem Nebentisch einen Becher chocolade. Der H. Kammerdiener des Herzogs bekame in des hiesigen Kammerdieners Zimmer einen Caffee, die Bedienten aber Wein und Bier in dem unteren Tafelzimmer; denn von den aufgetragenen Speisen nahmen sie nichts an, weillen diese zu Pfaffenhofen Fleisch aßen, der Herr Herzog aber ganz alleinig alda Fastenspeisen zu sich nahme.

Bald nach 12 Uhr wurde angeschaffet wiederum einzuspannen. Seine Durchlaucht aber discurirten in der Abtey noch bis 1/2 1 Uhr von verschiedenem, besonders von dem geraubten Geld aus der Klosterkassa[2]), und nachdem Hochdemselben a Reverendissimo nostro ein auf Pergament in Paris schön mit alten Lettern und gemahlenen Bildern des Lebens Christi geziertes Buech, welches ein Bürger von Augsburg seinem Herrn Sohn P. Joanni, alhier zu Scheyrn Profeß, verehret hat anno 1626 (Cursum Marianum), weillen der Herr Herzog, als man Hochdemselben dieses Buech zeigte, ein Wohlgefallen kundgab, zu einem Præsent dargereichet worden. Seine Durchlaucht nahmen dieses Buech gnädig an mit Vermelten, es zum Angedencken in seine herzogliche Bibliothek zu stellen; nahme alsdann Abschied und wurde wie bei dero Ankunft von allen wiederum zu dem Wagen begleitet. Alle Glocken wurden hierauf gelitten, und reisete der hoche Gast, soviel wir abnehmen konnten, ganz vergnügt von Scheyren ab.

NB! Des gnädigen Herrn Kutscher reittete vor, welcher auch bei des Herrn Herzogs Ankunft vorgeritten wäre, wenn die Zeit hiezue nicht allzukurz wegen dem so geschnellen Ankommen wäre gewesen. Gegen 1 Uhr gienge alsdann der Convent zum Speisen, und wurde von Reverendissimo auch dispensiert, doch sine cibo extraordinario. Herr Klosterrichter ware auch Gast alda. Den anderten Tag wurde gleich von Ven. P. Priore Conrado auf der Post nach München geschrieben, um folgendes in das aldasige Zeitungsblath beyzutrucken, nemblich:

Kloster Scheuren in Oberbaiern vom 14. Febr. Gestern hatten wir das unerwartete höchste Glück, von Seiner Herzoglichen Durchlaucht von Würtemberg unter dem Namen eines Grafen von Hochenheim von Pfaffenhofen aus unerachtet des schlechten Weges besucht zu werden. Nach einem zweistündigen Aufenthalt alhier zur Besichtigung der Biblio-

[1]) Berühmte Kreuzreliquie von Jerusalem, unter dem Namen des Scheyerer Kreuzes weithin bekannt, seit 1180 im Besitze des Klosters.

[2]) Am Fronleichnamsfeste des Jahres 1779, 3. Juni, während der Prozession wurde durch ortskundige Einbrecher, die sämtliche der Pfarrei Scheyern angehörten und zum Teil im Kloster bedienstet waren, die Hauptkasse ihres Inhaltes im Gesamtbetrage von rund 11 000 Gulden beraubt, obwohl sie mit sechzehn Riegeln versichert war. Einer der Hauptschuldigen, Joseph Ficker, endete am 3. Juli 1790 zu Neuburg auf dem Schafott.



thek, der Klosterkirche, der hl. Kreuzkapelle, der Kapitelkirche und Begräbnisse unserer durchlauchtigsten Stifter und alten Grafen von Scheyern und Dachau geruheten Seine Herzogliche Durchlaucht sich wieder nach Pfaffenhofen zu begeben. Dero gnädigste Herablassung aber, die tiefste Einsicht in alle Fächer der Gelehrsamkeit, die bewundernswürdigste Kenntnis der alten und neuern Bücher und Fertigkeit im Lesen der schwersten Handschriften wird uns ewig unvergeßlich sein. (Donnerstag den 18. Hornung 1790, N. XXVIII, F. 151.)

NB! Alldieweillen schon alhier zu Scheyrn der Kammerherr des Herrn Herzogs bey verschiedenen Herrn Conventualen, auch mir selbsten zu treymahl ser eintringlich, ja sogar auch dem Gnädigen Herrn die Vorstellung machte, Seiner Durchlaucht mit denen zwei großen geschriebenen Büchern, weillen diese seinem Herrn Herzog so wohl gefielen, ein Præsent zu machen, wir aber, soviel nur immer möglich, dessentwegen uns entschuldigten und Gegenvorstellung aufs höflichste machten, so schriebe dieser Kammerherr noch selben Tag von Unterbruck aus auf der Post an Titl. Herrn Pfleger zu Pfaffenhofen folgenden Brief: Hochwohlgebohrner Herr,

Insonders hochgeehrtester Herr!

Der Herzog mein Herr läßt Ihnen ser Vielle Danksagungen Vor ihre gehabte Vielle attentions machen, und zugleich bitten, daß wan Sie in ansechung deren 2 Ihnen bekanten Bücher, das große mit papier Velin, und das andere große, in welchem Columnen, medicin und Botanik manuscript ist, reussiren, hinselbige längstens in paar Tagen nach Ingolstadt Post restante schicken möchten, wohin der Herzog in Wirthshaus von Scharinger in allen Falle in der retour Von München kommen wird. Ich hoffe, der Herr Prälat wird dem Herzog dieses angedencken seiner Bibliotheke mit Freuden cediren. Es ware mir ausnehmend angenehm die Ehre gehabt Ihre persönliche Bekantschaft zu machen. Ich empfehle mich Ihnen gehorsamst und bin hochachtungsvoll

unterbruck abends 7 uhr
Dero
ganz gehorsamster Diener
Br. d. Böhm, Ch. off.

Der Titl von außen: á Monsieur, Monsieur de Schiltenberg, Commissaire du Baillage de Pfaffenhofen.

Titl. Herr Pfleger schickte diesen Brief eingeschloßner mit folgendem Schreiben an H. P. Prior Conrad:

Hochwürdiger, Hochzuverehrender Herr
Pater Prior!

Sie haben selbst gesechen, welch großer Kenner deren Bücheren und Manuscripten der Herzog von Würtenberg Durchlaucht seyen. Höchst Die Selbe gaben mir vor seiner Abreise die Commission, nebst seinem Compliment an H. Praelaten mich zu erkundigen, ob Ihm das große am Eck gelegene mit Papier Velin, und das in der Mitte der Tafel Ihm aufgeschlagene Botanische Buch nicht feil wären, indeme solche Se. Durchlaucht zu kaufen gedenken. Nun habe ich von dessen Kammerherrn schon wiederum ein Schreiben mit dem nemblichen Ansuchen erhalten, so ich hiemit in originali beylege, und Euer Hochwürden bitte mit Dero Herrn Praelaten zu sprechen und Ihn zu persuadieren, daß Er diese beede Bücher, wo nicht als Angedencken, doch wenigist käuflich an den Herzog überlasse. Ich versichere, daß sie eine solche Ehre einlegen werden, als wen sie Ihme eine ganze Herrschaft überlassen hätten. Ich erbitte mir, wo nicht gleich, doch wenigist morgen eine beliebige Antwort und empfehle mich höflichist

Euer Hochwürden
Ergebenster
Von Schiltberg.

Pfaffenhofen den 15. Feb. 1790.

P. S. Da ich Seine Hochwürden H. Prälaten mit schreiben nicht incomodiren wollte, so erbitte an Solchen mein Respect. Den Inschlus wollen sie mir ebenfalls zurücksenden, um solchen beantworten zu können.

Die Antwort hierauf war folgende:

Wohlgebohrner Gnädiger Herr!

Auf Dero werthestes gestern abends an mich erlassenes Schreiben, welches wir mit Verwunderung gelesen, soll ich Ihnen im Namen meines Gnädigen Herrn Prälaten und des ganzen Kapitels mit geziemendem Respekt antworten, daß wür die verlangte 2 große tomos manuscriptos, die schon viele Jahrhundert als der größte Schatz und un-



verwerfliche Zeugen des großen Fleißes unserer alten Mitbrüder hiesige Bibliotheke zieren, umsoweniger alieniren können, dürfen oder wollen, da auch originalia historiæ nostri Monasterii darin enthalten, und alle unsere Manuscripten in München aufgezeichnet sind. Übrigend empfelche mich Ihnen gehorsamst und verbleibe

Meines Wohlgebohrnen Gnädigen Herrn
gehorsamster Diener
Konrad Muckensturm,
Bened. und Prior mp.

Kloster Scheyren den 16. Hornung 1790.

Soweit die Miscellanea Schyrensia des Chronisten. Wie aus den Aufzeichnungen des letzten Abtes Martin Jelmiller hervorgeht[1]), wußte man schon ein paar Jahre nach dem Besuche nicht mehr mit Bestimmtheit, auf welche Bände der Herzog es abgesehen hatte, ob auf den hochberühmten Liber Matutinalis des Conradus (jetzt Clm. 17401) und das Catholicon des Heinrich Molitor (Clm. 17402), oder auf zwei andere, von denen der eine die Darstellungen der artes liberales enthält (Clm. 17405 f. 3 sqq., Historia scolastica), der andere aber die Beschreibung verschiedener Heilpflanzen mit Illustrationen (Clm. 17403 f. 239 sqq., Mater verborum). Jelmiller berichtet weiter, das Scheyerer Kapitel habe seinen ablehnenden Beschluß damit motiviert, daß in den gewünschten Bänden „originalia historiæ monasterii nostri documenta" enthalten seien, und fügt bei: „Concludi posset, Conradi Matutinale (Clm. 17401) et opus anatomico-botanicum (Clm. 17403) fuisse expetita; in his enim duobus voluminibus eiusmodi documenta continentur." Für Clm. 17403 spricht auch das oben mitgeteilte Schreiben des herzoglichen Kammerherrn, denn es finden sich in demselben sowohl die dort erwähnten Textkolumnen, je vier auf einer Seite, wie auch Bilderserien über Medizin (f. 2 sqq.) und Botanik (f. 239 sqq.). Wenn aber Baron Böhm das eine Buch spezifiziert als „das große mit papier Velin", so trifft dies bei keinem der genannten Bände zu, die sämtlich auf Pergament geschrieben sind. Möglich, daß er sich in oberflächlicher Erinnerung bezüglich des Materials irrte.

Besser unterrichtet sind wir über jenes Buch, das der Herzog als Präsent mitbekam. Abt Jelmiller schreibt darüber a. a. O.: „Interim quia satis nobis nota erat principis huius libraria fames, eidem paulo ante abitum D. Abbas Michaël cum summa veneratione obtulit librum in Pergameno, antiquis iisque partim coloratis, partim deauratis literis Parisiis editum, ac variis picturis vitam Christi repræsentantibus ornatum, quem etiam dux accipere haud est dedignatus. Hunc librum civis Augustanus suo filio apud nos Professo P. Joanni Majo dono dederat 1626." Ein glücklicher Zufall führte mich 1916 in der Münchener Staatsbibliothek mit diesem Buche zusammen. Clm. 17425 enthält auf der Innenseite des rückwärtigen Einbanddeckels die infolge Durchstreichung fast unleserliche Notiz: „D. Bartholomaeus Majus Patritius Augustanus Amplissimo D. Abbati Schyrensi MDC . ." Allerdings sagen die Scheyerer Aufzeichnungen, der Geber habe den Band seinem Sohne geschenkt. Da jedoch dieser kraft Ordensprofeß kein Eigentum erwerben konnte, so fiel das Buch an das durch den Abt repräsentierte Kloster. Man braucht also nicht anzunehmen, der Patrizier habe dem Abte ein zweites Exemplar verehrt. Übrigens ist Clm. 17 425 mit seinen dreizehn prächtigen Miniaturen, der eleganten Schrift und den reich in Gold und Farben ausgeführten schwungvollen Randleisten der 169 feinen Pergamentblätter ein Meisterwerk der französischen Buchmalerei des 15. Jahrhunderts, das auch einem Fürsten angeboten werden durfte. Wie das Buch später nach München gelangte, um dort mit seinen Genossen aus der 1803 säkularisierten Klosterbibliothek wieder vereinigt zu werden, bedarf noch der Aufklärung. Habent sua fata libelli.

[1]) **Kl. A. Scheyern**, fasc. 278, f. 57 u. 59.

Bücherschau.

Das kirchliche Schulrecht in Altbayern von Albrecht V. bis zum Erlasse der bayerischen Verfassungsurkunde 1550—1818. Von Dr. Rudolf Hindringer. (Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Veröffentlichungen der Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft, Heft 27. XV, 176 S.) Paderborn 1916, Ferdinand Schöningh. M. 5.60.

Die vorliegende Schrift ist eine unter Benützung neuen archivalischen Stoffes fleißig herausgearbeitete Abhandlung über die Entwickelung des kirchlichen Schulrechtes in Altbayern. Ausgehend von der Zeit nach der Kirchentrennung wird die Epoche der Selbständigkeit des kirchlichen Schulrechtes verfolgt, dann der Einfluß der Ideen der Aufklärungszeit untersucht, in der die Ansprüche des kirchenrechtlichen Territorialismus mit jenen des kirchlichen Rechtes in Zusammenstoß gerieten; schließlich werden die Versuche dargelegt, welche in Bayern zum Ausgleiche der kirchlichen und staatlichen Ansprüche auf die Schule durch die Gesetzgebung bis zur Verfassungsurkunde unternommen worden sind.

Zehn Jahre „Historisch-politische Blätter“ 1838—1848. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des Zentrums. Inaugural-Dissertation der Universität Bonn. Von Franz Rhein. 79 S. 1916.

Wie der Verfasser im Vorwort erklärt, liegt hier nur ein Teil einer größeren Arbeit vor, die aber infolge der Kriegsläufte nicht vollendet werden konnte, so daß einstweilen ein Bruchstück im Druck erschien. Unter diesen Umständen muß auf eine kritische Würdigung der Dissertation zunächst verzichtet werden. Hervorgehoben sei jedoch, daß der erste Abschnitt, der die Entstehung und äußere Entwickelung der Zeitschrift behandelt, sowie über ihre Mitarbeiter sich verbreitet, fleißige biographische Mitteilungen über die letzteren bietet.

Schloß Plankenwarth und seine Besitzer. Von Dr. Mathilde Uhlirz (XII, 184 S., 15 Tafeln, 4 Stammtafeln, 2 Karten.) Graz 1916, Deutsche Vereinsdruckerei und Verlagsanstalt. K 8.50.

Eine der schönsten Burgen im steirischen Lande ist das alte Schloß Plankenwarth. Seine Geschichte hat in dem oben genannten Buch eine vortreffliche Darstellung erhalten. Wenn wir hier darauf aufmerksam machen, so geschieht es, weil unter den Besitzern des Schlosses zwei Familien erscheinen, die auch dem bayerischen Genealogen von Interesse sind, die Herren von Prankh, die dem obersteierischen Ur-Adel angehörten, 1628 in den Reichsfreiherrnstand erhoben wurden und seit 1813 in Bayern bei der Freiherrnklasse immatrikuliert sind, und die Familie Stürgkh, deren Name anläßlich der unseligen politischen Mordtat an dem österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Karl von Stürgkh in aller Munde gewesen ist. Diese Familie war umgekehrt aus Bayern in die Steiermark eingewandert. Sie stammte aus Donaustauf, wo noch ein Denkmal der älteren Glieder der Familie vorhanden ist. Der reiche Grazer Bürger Georg Stürgkh, der Ahnherr des Grafengeschlechtes, der aus Donaustauf gekommen war, kaufte im Jahre 1532 das Schloß Plankenwarth. Ohne Zweifel ist er die fesselndste Gestalt unter den Besitzern des Schlosses, und da aus seinen Zeiten wichtige familiengeschichtliche Aufzeichnungen sowie Berichte über den Bau des Schlosses und das Wirtschaftsleben in seinem Gebiete stammen, bildet die Darstellung seines Lebens den interessantesten Teil des vorliegenden Buches. In besonderen Beilagen ist die ältere Geschichte der Herren von Prankh, sowie die genealogische Entwickelung der Familie Stürgkh behandelt, auch sind besondere Stammtafeln der genannten Familien beigegeben.

Die Stationsnamen der Bahn- und Schiffahrtslinien in Oberösterreich, erklärt von Dr. Konrad Schiffmann, Leiter der öffentlichen Studienbibliothek in Linz. Vierte Auflage. (40 S.) Linz 1919. Selbstverlag. K 2.—

Wer sich mit der Erforschung bayerischer Ortsnamen beschäftigt, sei auf dieses verdienstliche Schriftchen hingewiesen. Die Namengebung für die Ortschaften im heute oberösterreichischen Siedelungsgebiet des Bayernstammes ist die nämliche wie im heutigen Altbayern selbst. Für den altbayerischen Forscher ergeben sich dort interessante Parallelen. Schiffmanns Büchlein dient dem praktischen Zwecke wissenschaftlicher Aufklärung bei Reisen und Ausflügen. Solche Veröffentlichungen sind ein dringendes Bedürfnis; denn das allgemeine Interesse für die Fragen der Ortsnamenkunde ist zweifellos im Steigen begriffen. Sehr häufig wissen aber die Interessenten gar nicht, daß solche Büchlein vorhanden sind. Und darum sei das vorliegende Schriftchen hier besonders hervorgehoben. Vielleicht macht jemand für Ober- und Niederbayern oder für den Münchener Ausflugsverkehr eine ähnliche Zusammenstellung. Sie müßte nur ebenso handlich und knapp sein wie das oberösterreichische Muster. Wie sehr dieses Anklang gefunden hat, geht daraus hervor, daß die erst im Jahre 1917 erschienene vermehrte und verbesserte zweite Auflage in raschester Frist vergriffen war und daß 1918 die dritte und nun schon die vierte Auflage nötig geworden ist.

Burghauser Geschichtsblätter. Herausgegeben vom Stadtmuseums- und Altertumsverein Burghausen a. d. Salzach. 6. Jahrgang. 1916.

Außer dem Vereinsbericht 1916, der trotz des Krieges zielbewußtes Streben innerhalb des Vereines erkennen läßt, und einem Nachtrag zum Katalog der Vereinsbücherei bringt der neue Jahrgang der Geschichtsblätter den Abdruck eines Inventars der Munition im Schlosse Burghausen vom Jahre 1533 und eines Inventars des Hausrates der Burg vom Jahre 1542, beide von Hauptlehrer Stechele mit guten sachkundigen Erklärungen versehen. Von dem gleichen Verfasser enthält das Heftchen noch einen ansprechenden Aufsatz „Heimatskizzen“, der einen heimatkundlichen Ausflug nach Bergham, Marktl und Leonberg schildert. Warum aber lautet der Titel der Veröffentlichung „Burghauser“ und nicht „Burghausener Geschichtsblätter“? Die Stadt heißt doch Burghausen und nicht Burghaus.

Der humanistische Arzt Dr. Erhard Windsberger (Ventimontanus, Aeolides), Professor in Ingolstadt, und seine literarische Betätigung. Von Curt Alfred Zehl. Leipzig 1919; Dissertation.

Die Geschichte der Medizin blüht auf deutschen Hochschulen zur Zeit in hervorragender Weise nur an einer Stelle, in Leipzig, wo Karl Sudhoff in unermüdlicher Energie und Umsicht sein „Institut für die Geschichte der Medizin" leitet. Dem dortigen Studienkreis ist auch die vorliegende Dissertation entsprungen, die eine eigenartige Persönlichkeit aus den ältesten Zeiten der Ingolstädter Hochschule zum Gegenstand hat, den aus Basel stammenden Universitäts-Professor Dr. Erhard Windsberger, der zu Ingolstadt alle Tage zwei Stunden Vorlesungen hielt, eine Stunde über Arzneiwissenschaft, eine Stunde aber über „Poeterei"! Zehl geht hauptsächlich seiner Tätigkeit als ärztlicher Schriftsteller nach. Das literarische Bild des Ventimontanus hätte wahrscheinlich noch gewonnen, wenn der Verfasser eine ihm entgangene Handschrift des bayerischen Nationalmuseums benutzt hätte, welche eine vermutlich von Windsberger verfaßte Epistolographie enthält. Die bayerischen Forscher werden gut daran tun, wenn sie Windsbergers Persönlichkeit im Auge behalten. Konrad Celtis hat ihm ein anerkennendes „Epitaphium" in einem Dutzend Versen gesetzt.



Schriftleitung: Dr. Georg Leidinger, Abteilungs-Direktor der Bayerischen Staatsbibliothek, München, Ludwigstraße 23.

Altbayerische Monatsschrift

herausgegeben vom Historischen Verein von Oberbayern



Band 15 Heft 2

Altbayerische Monatsschrift.

Die Altbayerische Monatsschrift erscheint in Bänden von je 3 Heften, welche an die Mitglieder des historischen Vereines von Oberbayern ohne weiteres Entgelt abgegeben werden.

Preis für **Nichtmitglieder**: 7 **Mk.** für den Jahrgang.

Der buchhändlerische Vertrieb ist vom Historischen Verein der **J. J. Lentner'schen Buchhandlung** (Ernst Stahl jun.) in München übertragen worden. Bestellungen übernimmt diese, sowie jede andere Buchhandlung.

XV. Band 1919/20.

Inhalt des 2. Heftes.

Die Beziehungen zwischen Bayern und der Türkei im Wandel der Jahrhunderte.

Vortrag, gehalten am 31. Januar 1919 in der Münchener Orientalischen Gesellschaft von Professor Dr. Karl Süßheim.

Die Beziehungen zwischen Bayern und dem osmanischen Reiche waren vom 14. bis in die 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts ausschließlich feindlicher Natur. Als die Bayern im Jahre 1396 erstmals gegen die Osmanen kämpften, waren es vornehmlich religiöse Motive, welche unseren Landsleuten die Waffen in die Hand drückten. Als jedoch im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts die Türken immer weiter gegen Mitteleuropa vorstießen, als sie sich den größeren Teil Ungarns unterwarfen, wurden für die Stellungnahme der Herzöge Bayerns die politischen Motive von nicht minderem Gewichte als die religiösen. Die Türken drangen über die Ostgrenzen des deutschen Reiches vor, allerdings ohne jemals Bayerns Gebiet zu erreichen. Seit 1529 rüstete und kämpfte Bayern öfters gegen die Türken. Deutschland konnte nur mit Mühe seine Lande gegen die straff organisierte Militärmacht der Osmanen schützen. Dieser Zustand des Schwankens, der Unsicherheit dauerte anderthalb Jahrhunderte an. Da unternahmen die Osmanen im Jahre 1683 gegen die Kaiserstadt Wien einen Feldzug mit Machtmitteln, die an Umfang frühere Unternehmungen ähnlicher Art vollkommen in den Schatten stellten. Ein langer, sechzehnjähriger Krieg erhob sich, in welchem die Türkei sich zum ersten Male einer ehernen Koalition großer Mächte der europäischen Christenheit gegenübersah. Bayern tat sein Möglichstes, um seine Pflichten gegen Kaiser und Reich zu erfüllen. Bayern setzte alle verfügbaren Truppen in Bewegung, um 1683 Wien mitzuretten und in den folgenden Jahren den ungeschmälerten Besitz von fast ganz Ungarn dem Hause Habsburg zu sichern. Die glorreichen Siege, welche damals gegen die Türken erfochten wurden, führten dem kurfürstlichen Schatze herrliche Trophäen zu. Aber auch eine stattliche Anzahl türkischer Gefangener wurde nach Bayern gebracht.[1])

Die Erinnerung an den Aufenthalt der türkischen Kriegsgefangenen in und bei München zwischen 1683 und 1700 ist hierzulande noch keineswegs erloschen. Im Nymphenburger Schloßpark werden heute zwei Örtlichkeiten nach den Türken benannt. Unweit des Hauptbaues des Schlosses, innerhalb der Umfriedigung der Gärtnerei befindet sich das „Türkengrab", in welchem ein Türke begraben sein soll. Ferner steht im Schloßpark südlich der Kaskade und zwar unweit derselben ein massiver Bau, der aus mit Mörtel verbundenen kleinen Steinen hergestellt und mit Mörtel verputzt ist. Das Gebäude ist vor etwa 20—25 Jahren ausgebessert worden, wobei die schadhaften Teile des Mauerwerkes durch Backsteine ersetzt wurden. Das anscheinend jetzt unbenützte Gebäude heißt Brunnhaus, Türkengefängnis oder das Zuchthaus. Es geht die Sage, daß daselbst türkische Gefangene eingesperrt gewesen seien. Das Mißliche an den Erzählungen über „Türkengrab" und „Türkengefängnis" ist nur, daß deren Beziehung auf die Türken heute erst auf eine 35jährige literarische Tradition zurückblicken kann und der Inhalt der Tradition in dieser kurzen Zeit sich bereits beträchtlich geändert hat. Aber eben deshalb verlohnt es sich, die derzeitige Gestalt der örtlichen Überlieferung im Vorübergehen festzuhalten. Bedeutend mehr hat in der bayerischen Geschichtsliteratur der „Türkengraben" bei München von sich reden gemacht. Derselbe bildete einen Arm des Nymphenburger Kanals, der von den Anwohnern heute „Würmkanal" genannt wird, und dessen Abschluß. Der Nymphenburger Kanal bog nämlich ursprünglich südlich von der heute zu München gehörigen Ortschaft Milbertshofen in

[1]) Die Beziehungen zwischen Bayern und der Türkei vom 14. bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts schildert ausführlich ein Aufsatz Professor Süßheims im 1. Septemberhefte des „Bayerlandes" 1919, weshalb oben jenes Zeitraumes nur zusammenfassend gedacht ist.



einem scharfen Winkel von etwa 112 Grad nach Süden um. Das Endstück des Kanals von der Biegung an war der sogenannte „Türkengraben". Derselbe brachte, in schnurgerader Linie verlaufend, das Wasser des Nymphenburger Kanals nach München bis vor die Befestigungen, welche die kurfürstliche Residenz und den Hofgarten an der Nordseite schützten, und lud, unmittelbar vor dem Ende in einem Winkel von 48 Grad nach Osten umbiegend, die Kanalwasser in den Münchener Stadtgraben ab. Der Nymphenburger Kanal von Nymphenburg bis München wurde erst 1701 oder später ausgehoben, jedoch nicht durch die Türken, welche seit 1683 als Kriegsgefangene nach München gekommen waren; denn diese türkischen Kriegsgefangenen waren 1701 bereits wieder in ihrer Heimat angelangt. Das Endstück des Nymphenburger Kanals wurde erst später von der Bevölkerung Münchens fälschlich nach den Türken benannt. Die Bezeichnung „Türkengraben" läßt sich erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nachweisen, und im Drucke erstmals auf einer von Joseph Kaltner zwischen 1768 und 1780 gestochenen Karte von München und Umgebung. Handschriftliche unveröffentlichte Entwürfe bayerischer Geometer sprechen vom „sogenannten Türkengraben" seit 1802, amtliche gedruckte Karten kennen den „Türkengraben" erst seit 1810. Die unrichtige Behauptung, der „Türkengraben" verdanke seine Herstellung den Türken, scheint erstmals am Ende des 18. Jahrhunderts aufzutreten (etwas verworren 1796 bei Burgholzer[1]) und im Geographischen Statistisch-Topographischen Lexikon von Baiern[2]), deutlich 1803 bei Hazzi[3]) und bei Hübner[4]). Der „Türkengraben" wurde seit 1811 eingeebnet; aber erst im Jahre 1917 wurde das letzte Wasserstück davon, ein Weiher am Bade Georgenschwaige, dauernd ausgetrocknet. Im 19. Jahrhundert erhielt auch eine Straße bei und in München den Namen „Türkengraben". Dieselbe, ursprünglich ein Feldweg, lief parallel dem „Türkengraben", und zwar östlich neben demselben her, von der Mühle Georgenschwaige an bis in die Stadt München und wurde, weil „am Türkengraben" gelegen, in der Folge selbst Türkengraben genannt. Die Türkenstraße in München, zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstanden, empfing ihren jetzigen Namen 1812 mit Rücksicht darauf, daß sie zwischen der heutigen Schelling- und der Adalbertstraße das Kanalbett des „Türkengrabens" schnitt. Die daselbst von 1824 bis 1826 erbaute Infanteriekaserne hieß anfangs „Infanteriekaserne an der Türkenstraße", aber unmittelbar darauf auch schon abgekürzt „Türkenstraßenkaserne". Truppe und Volk kürzten weiter und kamen, aber erst beträchtlich später, auf die bequeme Form „Türkenkaserne". Die Form „Türkenkaserne" ist literarisch seit 1869 nachweisbar. Hohe militärische Stellen aber erklärten die Bezeichnung „Türkenkaserne" für unästhetisch und verlangten eine Änderung. So wurde offiziellerseits die Benennung „Türkengrabenkaserne" geschaffen. Diese Benennung war verkehrt und beruhte auf der unrichtigen Annahme, der längst verschwundene Türkengraben habe ehedem an dem Terrain der heutigen Kaserne vorbeigeführt. Die falsche Bezeichnung „Türkengrabenkaserne" feierte von 1878 an dreißig Jahre lang ihre Triumphe, aber fast nur im Kurialstil der Kaserne und in den salbungsvollen Festreden hochmögender Vorgesetzter. 1908 wurde der Name der „Türkengrabenkaserne" offiziell in „Prinz Arnulf-Kaserne" umgeändert. „Prinz Arnulf-Kaserne" ist auch heute noch die amtliche Benennung. Gleichwohl hat sich in München die Bezeichnung „Türkenkaserne" weit und breit lebendig erhalten und wird seit der Entthronung der Wittelsbacher (November 1918) von der Münchener Zivilbevölkerung und den Soldaten wieder fast ausnahmslos gebraucht. Wir haben es für nötig gehalten, auf die Baugeschichte Münchens, soweit sie an die Türken anknüpft oder erinnert, kurz einzugehen. Diese Abschweifung war nötig, weil tiefwurzelnde Irrtümer geklärt, und vor allem der Wust von Ungereimtheiten, der von dem sogenannten „Türkengraben" ausgeht, richtiggestellt werden mußte. Wo hat man in München in den beiden letzten Jahrhunderten nicht die Spuren der Türken gesehen! Nur schade, daß vielfach diese angeblichen Spuren auf Phantasie beruhen, die Überlieferung hierüber ins Reich der Fabel zu verweisen ist.

„Die Ungläubigen (das ist: die Nichtmuhammedaner) sind eine einzige Religionsgemeinschaft" lautet ein frommes Wort, welches von den Anhängern des Propheten in früheren Zeiten gerne im Munde geführt wurde. Die Türken stellten die Gegner ihres Glaubens allesamt auf eine Stufe und glaubten, damit der Verpflichtung, sich um dieselben ernstlich zu kümmern, ledig zu sein. So haben sich die Türken um die geographische und politische Gruppierung ihrer deutschen Widersacher lange Zeit nicht den Kopf zer-

[1]) Stadtgeschichte von München . . ., erstes Bändchen, München 1796, S. XXXIX u. 408.

[2]) Zweiter Band, Ulm 1796, S. 315.

[3]) Statistische Aufschlüsse über das Herzogtum Baiern, dritter Band, erste Abteilung, Nürnberg 1803, Seite 146 f.

[4]) Beschreibung der kurbaierischen Haupt- und Residenzstadt München . . . Erste Abtheilung. Topographie. München 1803, S. 369.

brochen. Aber seit den himmelschreienden Niederlagen von 1683 bis 1699 und wieder von 1717 und 1718, nach den großen Gebietsverlusten in den darauffolgenden Friedensschlüssen, rafften sich türkische Staatsmänner dann und wann doch zu der Erkenntnis empor, daß ein genaues Verständnis für die Verhältnisse Europas dem türkischen Reiche nur zum Heile gereichen könne. So kam es nach dem zweiten verlustreichen Kriege, welchen die Türkei gegen Österreich und Deutschland geführt hatte (1716 bis 1718), öfters vor, daß die leitenden Männer der türkischen Regierung von gebildeten Europäern, die in der Türkei zum Islām übertraten, mündliche und schriftliche Aufklärung über Europa verlangten. Wir besitzen aus dem Kreise dieser europäischen Konvertiten der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine ganze Anzahl Abhandlungen zur politischen Informierung der Türken. Die bedeutendste Stellung erlangte nach dieser Richtung der französische Graf Claude Auguste de Bonneval. Er hatte von 1688 bis 1705 in französischen Marine- und Heeresdiensten gestanden und sich dann von 1706 bis 1725 als General im Dienste des deutschen Kaisers ausgezeichnet. Schließlich lebte er, nach seinem Übertritt zum Islām, seit 1730 als Person von Rang und Würde unter dem Namen Ahméd Paschá in Konstantinopel. Er starb auch daselbst im Jahre 1747. Als 1742 Kurfürst Karl Albrecht von Bayern als Karl VII. die deutsche Kaiserkrone erlangte, setzte der neu erkorene Wittelsbacher Fürst den Sultan weder durch eine Gesandtschaft noch durch ein Schreiben von seiner Thronbesteigung in Kenntnis. Diese Aufgabe besorgte der unermüdliche Graf Bonneval, der sonst auf eigene Faust vorzugehen liebte, in diesem Falle aber doch im engsten Einverständnis mit den französischen Machthabern in Paris und mit der französischen Botschaft zu Konstantinopel handelte. Graf Bonneval bemühte sich damals während einiger Jahre, den türkischen Großwesiren und sonstigen maßgebenden Persönlichkeiten der Hohen Pforte die Schwäche Österreichs, die Bedeutung des bayerischen Staates und der wittelsbachischen Kurfürsten ins hellste Licht zu rücken. Es war jetzt überhaupt das erste Mal, daß die türkische Regierung von einer politischen Betätigung Bayerns und der Wittelsbacher erfuhr. Freilich, in der offiziellen türkischen Reichsgeschichte, welche in jener Zeit unmittelbar während des Fortgangs der Ereignisse von stilgewandten Beamten zusammengestellt zu werden pflegte, fand die weltgeschichtliche Rolle, welche der damalige bayerische Kurfürst während dreier Jahre zu spielen berufen war, kein Echo. Denn das bayerische Kaisertum war doch für die Türkei nicht wichtig und bedeutsam genug. Die damalige türkische Regierung wünschte in weiser Erkenntnis der Dinge den Frieden an der Westgrenze zu erhalten und sich nicht in die ehrgeizigen Unternehmungen der europäischen Mächte hineinzerren zu lassen.

Wenn man über die Stellung des Orients zu Europa schreibt, muß man eigentlich immer erst ein halbes Dutzend einleitender Abschnitte vorausschicken, um dem geneigten Leser begreiflich zu machen, daß die Dinge in den Landen der aufgehenden Sonne sich nicht so verhalten, wie sie sich der Europäer gerne vorstellt. Man muß immer wieder hervorheben, daß selbst der gebildete Orientale die Welt unter ganz anderem Gesichtswinkel anzusehen pflegt als wir es tun. Die Türken waren ehedem ein sehr frommes, ganz in mittelalterlichen Gedanken befangenes Volk. Dem Türken war die Welt das Gefängnis der Seele, ein vorübergehendes Unterkunftshaus, die Vorstufe des Jenseits. Daher die Gleichgültigkeit der Türken gegen die Außenwelt, gegen die Länder außerhalb ihrer Glaubens- und Reichsgrenzen. Erinnern wir uns des frommen Sinnes der Türken, dann verstehen wir auch einigermaßen die ablehnende Haltung, welche die Türken so lange Zeit der Wissenschaft der Geographie entgegenbrachten. Leistungen der Türken auf dem Gebiete der Geographie sind selten. Es gibt aus den ersten Jahrhunderten des Bestandes des osmanischen Reiches (also seit 1299 n. Chr.) kein Werk über Deutschland oder Europa aus türkischer Feder. Die Osmanen haben dann allerdings im 16. Jahrhundert einen großen, damals und lange später unübertroffenen prächtigen Atlas über die Gestade der östlichen Hälfte des Mittelländischen Meeres hervorgebracht. Aber bald darnach wird es bei den türkischen Geographen wieder totenstill. Wenn wir im 17. und 18. Jahrhundert in der Türkei nach Fortschritten auf dem Gebiete der Geographie suchen, stehen wir fast einer vollständigen geistigen Öde gegenüber. Von den wenigen Ausnahmen verdient eine besondere Erwähnung: der berühmte türkische Polyhistor Mustafá, welcher bei seinen Landsleuten als der „feingebildete Sekretär" (Katib Tschelebi) und bei den Europäern als der „Mekkapilger und Kanzlist" (Hadschi Kalfá) berühmt geworden ist. Katib Tschelebi verschaffte sich den bekannten, damals bereits in vielen europäischen Sprachen gedruckten Atlas Minor des Gerhard Mercator (erste Ausgabe Amsterdam 1607). Katib Tschelebi erwarb den Atlas Minor in jener lateinischen Ausgabe, welche 1621 zu Arnhem (in den Niederlanden) herausgegeben wurde. Da er aber des Lateinischen unkundig war, ließ er sich den lateinischen Text durch seinen Lehrer Scheich Ichlāsi Mehméd übersetzen. Dieser Lehrer war um 1650 als Missionär aus Frankreich nach der Türkei gekommen, aber bald darauf selbst



zum Islâm übergetreten und lebte seitdem in Konstantinopel. Der lateinische Atlas Minor enthält 153 Karten mit ausführlicher Beschreibung. Gegen Anfang Dezember 1653 begann Katib Tschelebi mit der Niederschrift seiner türkischen Übersetzung und benannte sein Werk „Lichtstrahlen in der Dunkelheit des Atlas Minor". Aber die orthodoxen muhammedanischen Kreise Konstantinopels nahmen an dem Atlas Minor Anstoß. Die vielen in dem Werke beschriebenen Denkmäler wurden von den Muselmanen als Götzenbilder angesehen und die Wiedergabe auf türkisch als eine Begünstigung des Götzendienstes gebrandmarkt. Die zahlreichen Kirchen mit ihrem Kunstschmuck erfuhren in den Augen der frommen Muhammedaner kein besseres Geschick. Daß bei der Schilderung der Lande Europas hier die Schweinezucht, dort der Weinbau gerühmt wurde, erfüllte den frommen Sinn der Muhammedaner mit Widerwillen. Denn der Genuß des Schweinefleisches wie des Weines war den Muhammedanern von ihrem Religionsstifter untersagt worden. Hingegen hatte der Prophet Muhammed seinen Anhängern befohlen, gegen Ungläubige so lange zu kämpfen, bis dieselben den Islâm annähmen oder den Muhammedanern Tribut entrichteten oder mit Stumpf und Stiel ausgerottet seien. Aber hatten die osmanischen Herrscher und Kalifen der letzten 80 Jahre dieser Forderung des Propheten entsprochen? Nein! Daß nun in dem Werke Katib Tschelebis bei einer eingehenden Würdigung Europas so vieler christlicher Fürsten gedacht werden mußte, welche islamische Oberhoheit nicht anerkannten, islamischen Herrschern nicht Tribut entrichteten, erregte die schärfste Kritik hoher muhammedanischer Sittenrichter sowohl vom religiösen wie vom politischen Standpunkt. Der Sultan und seine Ratgeber mußten da in den Augen strenggläubiger muhammedanischer Kreise geradezu als schlechte, halbe Muhammedaner, als Heuchler erscheinen. Wozu mußt du all das den Muslimen vorsetzen? warf man dem wissensdurstigen Katib Tschelebi ein. Dieser sah sich daher gezwungen, in seiner Übersetzung sehr viele der den Muhammedanern anstößigen Mitteilungen des Atlas Minor fortzulassen. Ja, Katib Tschelebi hielt es in den letzten Tagen des Jahres 1653 für ratsam, seine Arbeit zu unterbrechen. Die Unterbrechung erfolgte, als er mit seiner Übersetzung eben bis zur Beschreibung Bayerns gelangt war. Später brachte er die türkische Übersetzung des Atlas Minor zum Abschluß. Diese türkische Übersetzung befindet sich indes anscheinend in keiner europäischen Bibliothek. Außer der türkischen Übersetzung des Atlas Minor existieren aus dem 17. und 18. Jahrhundert noch drei bis vier historische und geographische Werke in türkischer Sprache, in welchen Bayerns gedacht wird. Ein darstellender Atlas, wie der des Katib Tschelebi, hatte den Vorteil der Anschaulichkeit und verdiente für die Türken, welche nur sehr nebelhafte geographische Kenntnisse besaßen, den Vorzug vor einer trockenen geographischen Beschreibung.

So war auch, nachdem bei den Muhammedanern der Türkei im Jahre 1726 die Druckerpresse Eingang gefunden hatte, ein Atlas das erste geographische Werk über Europa, welches im Orient auf türkisch gedruckt werden sollte. Es war abermals die türkische Übersetzung eines Atlas, und zwar des Atlas Minimus Universalis. Dieser Atlas war in seinem ursprünglichen Gewande das Werk des englischen Geographen William Faden. Faden lieferte einige sehr elementare Arbeiten zur Erleichterung des geographischen Unterrichts und war anscheinend ein Schulmeister. Über Faden ist sonst nichts bekannt. Der Atlas Minimus Universalis war keine geographische Leistung. Er war vielmehr ein Schulatlas in kleinem Format (12°), welcher die Länder der Erde auf 54 Karten enthielt und im Jahre 1798 zu London herausgegeben wurde. Von diesem Atlas wurde durch den damaligen Geheimsekretär der türkischen Botschaft in London, Mahmûd Raïf, ein Exemplar nach Konstantinopel gebracht und so kam im Jahre 1804 eine türkische Bearbeitung heraus, ein Atlas mit 24 Karten. Diesem Atlas war eine knappe Beschreibung der europäischen Länder beigegeben, welche von einem sprachgewandten, auch sonst literarisch tätigen osmanischen Beamten, dem Griechen Argyrópulo Jakowáki, herrührt. Die türkischen Beamten und Literaten pflegten damals vor Europäern mit dem 1804 in Konstantinopel herausgegebenen Atlas zu prunken in dem Bewußtsein, eine epochemachende kulturelle Leistung vollbracht zu haben. Aber selbst jetzt vergingen noch Jahrzehnte, ehe eine separate darstellende geographische Schrift über Europa in türkischer Sprache im Orient gedruckt wurde. In den Jahren 1840 und 1842 kamen zwei knappe türkische Schriften heraus, welche, nach ihren Titeln zu schließen, der geographischen Verhältnisse Deutschlands gewiß nur sehr im allgemeinen gedenken. Erst der Krimkrieg (1854 bis 1856) brachte die Türken auch innerlich den Europäern näher, und seit jener Zeit wurden in Konstantinopel öfters geographische Lehrbücher gedruckt, welche auch Bayern und München erwähnen. Allein erst nachdem die glänzenden Siege der Jahre 1870 und 1871 Deutschland in die vorderste Reihe der europäischen Mächte gerückt hatten, fingen die türkischen Schriftsteller an, sowohl Deutschland als Ganzem, wie auch seinen einzelnen Teilen

mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden. Das erste türkische Werk, welches dieser neuen Epoche Rechnung trug, war eine Leistung der Feder Abd-ul-Halîm's; es ist eine türkischen Zwecken angepaßte Übersetzung eines französischen Buches; die Übersetzung erschien 1871 zu Konstantinopel. Die beste türkische Darstellung der Geographie Deutschlands und auch Bayerns rührt indes von dem Historiker Abd-ur-Rahmān Scheréf Bey her. Diese Darstellung ist niedergelegt in zwei Werken Abd-ur-Rahmān Scheréf's, einer zweibändigen „Allgemeinen Geographie" und einer einbändigen „Kulturgeographie". In diesen Werken findet zum erstenmal auch Bayern den ihm gebührenden Platz in der türkischen Literatur. — Bayern hieß früher im Türkischen mit der auf Mercator und seinen Übersetzer, Katib Tschelebi, zurückgehenden lateinischen Benennung Bawária, wird aber seit der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mit der italienischen Bezeichnung Bawiéra benannt.

Auch außerhalb des Gebietes der wissenschaftlichen Literatur hatte man in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Türkei öfters vom Lande Bayern gelesen. Seit im Jahre 1825 die erste staatlich genehmigte Zeitung im türkischen Reiche das Licht erblickte, fanden sich in der Presse der Türkei auch vereinzelte Notizen über Bayern. Aber das war doch zu wenig gewesen, um die Aufmerksamkeit des türkischen Hofes, der Regierung oder des türkischen Publikums auf Bayern zu lenken. Von diesem Gesichtspunkte aus war es sehr zu begrüßen, daß der damals 25jährige Prinz Luitpold von Bayern — der spätere Prinzregent — auf der Orientreise, welche er 1846 antrat, auch Konstantinopel berührte. Prinz Luitpold reiste mit ansehnlichem Gefolge. Er weilte vom 7. Oktober bis 27. Oktober 1846 in der türkischen Hauptstadt und wurde von Sultan Abd-ul-Medschîd, dessen milde Sinnesart mit der des bayerischen Prinzen sehr glücklich harmonierte, dreimal empfangen und überhaupt auf das Entgegenkommendste in allen seinen Wünschen gefördert. Der offizielle türkische Reichsanzeiger „Almanach der Ereignisse" gedachte eingehend der dem Prinzen erwiesenen Auszeichnungen. In jener Zeit — seit 1826 — hatte in der Türkei ein freierer Zug zu wehen angefangen. Die alten Vorschriften, die Andersgläubigen und Ausländern das Leben daselbst so schwer, ja unerträglich machten, waren bedeutend gemildert worden. Die Abzeichen, durch welche sich Nichtmuhammedaner kenntlich machen sollten, waren in Wegfall gekommen. Kurz, man konnte sich zwanglos bewegen und frei atmen. So kamen deutsche Kaufleute und deutsche Handwerker in steigender Zahl nach Konstantinopel, ließen sich daselbst nieder und fanden ihr gedeihliches Fortkommen. Der europäische Kaufmann arbeitet in Konstantinopel weniger auf eigene Rechnung; er ist häufig nur Kommissionär, freilich nicht selten Kommissionär großen Stiles. Die europäischen Kaufleute nahmen abends in Pera an dem bunten Leben der europäischen Gesellschaft teil und stürzten sich dann am nächsten Morgen wieder mit voller Kraft in ihre oft mit großem Risiko verbundenen Unternehmungen. Im Orient pflegen die Ereignisse auf Einheimische und Fremde überraschend und mit niederschmetternder Wucht hereinzustürmen. Man wird ergriffen, verwirrt, fügt sich aber bald fatalistisch und phlegmatisch in das Unabwendbare. Die Europäer weit hinten im Morgenlande, die Deutschen in Konstantinopel erlebten so aus nächster Nähe all die Wandlungen und Erschütterungen, welche die Geschicke der Türken wie der fremden europäischen Nationalitäten im Orient erfuhren. In der Konstantinopeler europäischen Geschäftswelt war bis zum Krimkriege (1854—1856) die italienische Sprache die herrschende, vom Krimkriege bis auf unsere Zeit das Französische. Daneben arbeitete sich aber seit 1890 auch die deutsche Sprache rasch empor. Man traf seit 1839 in Konstantinopel auch nicht wenige Bayern. Besonderen Ansehens erfreute sich daselbst der später geadelte Otto Kühlmann (geb. 1834 zu Landsberg am Lech, gest. 1915 zu München), der Vater Richard von Kühlmann's, der 1917—1918 deutscher Staatssekretär des Auswärtigen war. Otto Kühlmann war von 1872 an während fünfundzwanzig Jahren im Orient tätig, zunächst als Direktor der von Baron Hirsch begonnenen orientalischen Eisenbahnen (in der europäischen Türkei), dann als Generaldirektor der von deutscher Seite in Kleinasien gebauten anatolischen Bahnen, schließlich als oberster Leiter beider Bahnsysteme. Otto von Kühlmann war dagegen, daß sich Deutschland auf den Bau der Bagdadbahn einlasse. Aber Kaiser Wilhelm II. und seine Berater bestanden auf dem Unternehmen. Die Meinungsverschiedenheit zwischen dem Kaiser und Kühlmann berührte Lebensfragen der hohen Politik, und wohl im Zusammenhang damit trat Kühlmann von der Direktion der Bahnen im Orient zurück und nahm fortan ständigen Wohnsitz in München. Ferner war jahrzehntelang eine beliebte Erscheinung der deutschen Geschäftswelt in Konstantinopel der Bayer Wolfgang Popp. Derselbe war am 24. September 1827 zu Nürnberg geboren und kam gegen 1847 erstmals als Geschäftsreisender einer Nürnberger Firma nach Konstantinopel. Im Jahre 1856 begründete er dann in Konstantinopel eine eigene Firma, welche in der Hauptsache der Sparte des Kommissionärs diente, aber doch je nach



Zeit und Umständen auch auf alle möglichen kaufmännischen Geschäfte übergriff. Popp verwuchs immer mehr mit dem Leben Konstantinopels. Eine heitere, liebenswürdige Persönlichkeit, leitete er seine Firma mit unermüdlicher Rührigkeit bis 1910 und starb — als Patriarch der deutschen Kaufmannswelt in der Türkei — am 19. Juli 1913 zu Arnaut-köi, einem am Bosporus gelegenen Vororte Konstantinopels.

Bayern hatte, ohne selbst angegriffen zu sein, zwei Jahrhunderte lang (von 1532 bis 1739) gegen die Türkei mehrmals gekämpft. In dem darauffolgenden Zeitraum von fast zwei Jahrhunderten (1739 bis 1914) hatte zwischen den beiden Staaten eine politische oder militärische Berührung — man darf wohl sagen vollkommen — gefehlt. Bayern und die Türkei waren zu weit entfernt, um in normalen Zeiten in nähere Verbindung miteinander zu treten. Ein Sichkennenlernen, Beziehungen größerer Intimität vermochten erst außerordentliche Umstände anzubahnen. Diese Gelegenheit bot der große Weltkrieg, in welchem Deutsche und Türken vom Ende Oktober 1914 bis Ende Oktober 1918 vier Jahre ununterbrochen Schulter an Schulter fochten. Es war die Zeit, da König Ludwig III. von Bayern im Rate der Staatslenker des Deutschen Reiches eine besonders einflußreiche Stellung einnahm. König Ludwig befürwortete eine weltumspannende Machtpolitik und tat als geschickter Redner sein Möglichstes, die Siegeshoffnungen des deutschen Volkes auf voller Höhe zu erhalten. Die bayerischen Minister folgten durch vielfache Reden in und außer dem bayerischen Landtage dem Beispiele ihres königlichen Herrn. Diese oft ziemlich verstiegenen Reden fanden, wenn auch nur auszugsweise, fast jedesmal ihr getreues Echo in der türkischen Presse. Denn auch dort zog man jede Gelegenheit, die gedrückte und immer gedrückter werdende Volksstimmung zu heben, an den Haaren herbei. Besonders die eleganten und schwungvollen Reden des jüngst verstorbenen bayerischen Ministerpräsidenten Grafen Hertling pflegten in Konstantinopel einen gewissen Eindruck zu machen. So wurde Bayern in unserer Zeit erstmals als politisches Gebilde dem türkischen Publikum näher gebracht. Dazu kamen die gewiß bewundernswerten Taten der bayerischen Truppen im Felde, an der deutschen Westfront sowohl wie an der Ostfront. Jeden Tag war in den türkischen Zeitungen der deutsche Heeresbericht zu lesen und an der Spitze des Heeresberichtes stand: „Front des Kronprinzen Rupprecht von Bayern". Dazu kam dann seit Sommer 1915 im deutschen Heeresbericht über den Osten die „Front des Prinzen Leopold von Bayern". Bayern als Land war den Türken noch kaum von Augenschein bekannt. Nur höchstselten hatte früher der eine oder andere muselmanische Student aus der Türkei eine bayerische Hochschule besucht. Erst der Krieg führte mehr türkische Jünger der Wissenschaft nach München. Im Restaurant „Lohengrin" in der Türkenstraße bildete sich seit Ende 1916 ein türkischer Stammtisch, welcher durch das daselbst postierte türkische Fähnchen allen Gästen in die Augen fiel. Der Stammtisch blieb bis in den Dezember 1918 beisammen. In den bayerischen landwirtschaftlichen Mittelschulen zu Schönbrunn bei Landshut und zu Triesdorf bei Ansbach erhielten seit 1916 eine Anzahl türkischer Zöglinge ihre Ausbildung. Meist durch Verwendung der deutsch-türkischen Vereinigung wurden türkische Handwerker- und Fabriklehrlinge in München und anderen bayerischen Orten untergebracht. Schließlich hat sich im Dezember 1918 in München auch ein „Verein türkischer Studierender" gebildet. So wird Bayern auch später in der Türkei unvergessen bleiben, sich ein dankbares Andenken sichern.

Aber es sind die gemeinsamen Waffentaten des bayerischen und des türkischen Heeres, die wir hier noch besonders feiern wollen. Eine Reihe begabter bayerischer Generalstabsoffiziere war seit Kriegsbeginn der türkischen obersten Heeresleitung als Berater und Kommandöre beigegeben worden. Wir brauchen nur an die Namen Franz Carl Endres, Friedrich Siegmund Georg Freiherr Kreß von Kressenstein und Otto von Lossow zu erinnern. Major Franz Carl Endres war von Ende November 1914 bis März 1915 als Generalstabschef eines großen, sieben Armeekorps umfassenden türkischen Heeres tätig. Dieses Heer hatte in der europäischen Türkei und an beiden Ufern der Dardanellen nach allen Seiten Front zu machen. Major Endres war es, welcher in seiner Eigenschaft als Generalstabschef teilweise die Vorbereitungen traf zu der glänzenden Verteidigung der Dardanellen durch die Türken. Oberst, später Generalmajor Friedrich Frhr. Kreß von Kressenstein dirigierte und befehligte die türkischen Truppen, welche in Syrien standen und gegen Ägypten zu operierten. Oberst, in der Folge (seit 12. April 1916) Generalmajor von Lossow war vom 5. Juli 1915 an Militärattaché bei der deutschen Botschaft in Konstantinopel und wurde bald darauf zum deutschen Militärbevollmächtigten bei der türkischen obersten Heeresleitung ernannt. In dieser Eigenschaft war er so ziemlich an allen militärischen und politischen Unternehmungen beteiligt, welche in den letzten drei Kriegsjahren Deutschland und die Türkei gemeinsam planten und ausführten. General von Lossow begleitete die Posten als



Militärattaché der Botschaft und als deutscher Militärbevollmächtigter bis zum 30. September 1918.[1])

Die genannten Herren betätigten sich in der Hauptsache auf dem orientalischen Kriegsschauplatze, bei Verteidigung des türkischen Territoriums. Hier wirkten aus Bayern auch eine Anzahl Offiziere als Instrukteure, sowie Artillerie und technische Truppen zur Ergänzung jener Waffengattungen, welche bei den Türken nicht genug entwickelt waren. Die Bayern betätigten sich bei Verteidigung der Dardanellen, in Mesopotamien, Palästina und Syrien. Die Türken ihrerseits zeichneten sich aber auch auf Kriegsschauplätzen aus, welche das Wohl ihres eigenen Reiches nicht unmittelbar berührten. Sie kämpften da als Hilfstruppen in kleineren Heeresabteilungen unter deutschem Oberbefehl, so in Mazedonien, in der Dobrudscha, in der Walachei und in der Moldau. Diese Gebiete waren den Türken durch frühere Kriege vertraut; ja das Studium der türkischen Offiziere auf den Kriegsschulen und der Kriegsakademie in Konstantinopel pflegte auf die Balkanlande im weitesten Sinne auch nach deren Verlust noch besondere Rücksicht zu nehmen. Die Leistungen der türkischen Truppen auf den Kriegsschauplätzen der Balkanstaaten fanden vielfache Anerkennung.

Wir würden jedoch dem türkischen Heere nicht gerecht werden, wenn wir nicht seiner Leistungen auf einem anderen Kriegsschauplatze gedächten, auf dem die Türken eine schwierige Aufgabe mit der ihnen eigenen Zähigkeit und Tapferkeit durchführten. Wir meinen Ostgalizien. Brussilof, seit Anfang Juni 1916 in Wolhynien und Podolien auf der ganzen Linie in siegreichem Vormarsch begriffen, hatte — wenigstens den Schlachtberichten der Entente zufolge — über 350000 österreichisch-ungarischer und zum Teil auch deutscher Truppen gefangen eingebracht und außerdem noch Hunderttausende unserer Leute außer Gefecht gesetzt. Ungeheuer waren die Lücken der österreichisch-ungarischen und der deutschen Front, die ausgefüllt werden mußten.[2]) Es kann den Türken nicht hoch genug angerechnet werden, daß sie in diesen für uns kritischen Tagen, und obwohl weite Strecken ihres eigenen Landes in Asien vom Feinde besetzt waren, uns die so nötige Hilfe gewährten. Die Türken erschienen so in Ostgalizien im Juli 1916, nachdem die große Offensive der Russen etwas im Abflauen begriffen war. Es war das 15. türkische Armeekorps, die 19. und die 20. türkische Division umfassend. Dieses türkische Armeekorps wurde vom Anfang seines Auftretens an stets auf einer Stärke von 18000 Mann erhalten. Die Türken hatten als Sammelplatz Lemberg. Hier wurden sie mit Uniformen und Gewehren neu ausgerüstet. Die gesamte Ausrüstung wurde von Deutschland geliefert. Die Türken in Ostgalizien kämpften als geschlossene Heeresabteilung unter dem damals etwa 45jährigen türkischen Generalmajor Dschewād Paschá, welcher sich bereits bei Gallipoli ausgezeichnet hatte (er war Anfang 1919 kurze Zeit türkischer Kriegsminister). Die Truppen des 15. türkischen Armeekorps waren Muhammedaner aus der asiatischen Türkei. Das waren Kerntruppen, welche den Russen bereits im östlichen Kleinasien entgegengetreten waren. Einige Abteilungen des 15. Armeekorps indes waren muhammedanische Freiwillige aus ehemaligen türkischen Gebieten wie Bulgarien und besonders Albanien. Diese Freiwilligen waren kampfesmutige Rekruten, die sich eben erst in die Freiwilligenlisten eingeschrieben hatten, aber allerdings manchmal der militärischen Schulung sowie des Ordnungssinnes entbehrten. Den Türken war Galizien nicht fremd. Im Zeitalter des Glanzes ihres Reiches im siebzehnten Jahrhundert hatten türkische Heere oder wenigstens ihre tatarischen Lehenstruppen mehrmals als Feinde galizischen Boden betreten. Unter der freiheitsliebenden polnischen Bevölkerung Galiziens hatte sich bis auf unsere Tage eine angebliche Prophezeiung Wernigora's erhalten, daß Polen seine Selbständigkeit wieder erlange, wenn türkische Rosse ihren Durst aus den Fluten des Dnjester löschen würden. Nun, der Dnjester entspringt in Galizien. Aber, genau genommen, berührten ihn die Türken 1916 und 1917 nicht, sondern waren stets nördlich in einigem Abstand von dem Flusse postiert. Der Frontabschnitt, dessen Verteidigung im August 1916 den Türken anvertraut wurde, bestand aus den Hängen am östlichen Ufer des Flusses Slota Lipa (das ist: Goldene Linde) in Ostgalizien, etwa 90 Kilometer südöstlich von Lemberg. Die türkischen Truppen schlossen sich hier rechts und links an Regimenter der Zentralmächte an, auch an bayerische. Was aber den Bayern besonders angenehm berührt, ist der Umstand, daß die gesamte dortige Kampfzone südlich bis zum Dnjester unter dem Befehle eines der ver-

[1]) Für das Vorausgehende verdanke ich schätzbare Mitteilungen den Beamten des bayerischen Kriegsministeriums, besonders der Personalabteilung des Ministeriums sowie Herrn Oberstleutnant Gustav Freiherrn Kreß von Kressenstein; ferner Herrn Major Franz Carl Endres. Auch Herr Oberst Friedr. Freiherr v. Kreß stellte sich mir mit gewohnter Liebenswürdigkeit zur Verfügung. Ihm gebührt ganz besonderer Dank.

[2]) Die Grundlage für das Folgende bilden die offiziellen Kriegsberichte und Schilderungen in deutschen, österreichischen, türkischen und russischen Zeitungen, sowie die einschlägige Kriegsliteratur.



dientesten und beliebtesten bayerischen Generale stand, Felix Grafen von Bothmer, der bei Kriegsbeginn als General der Infanterie eingerückt war, aber in Anerkennung seiner prächtigen militärischen Leistungen während des Krieges am 9. April 1918 zum Generaloberst en befördert wurde. Das Heer des Grafen Bothmer bildete anfangs den äußersten linken Flügel jener Heeresgruppe, welche unter dem nominellen Oberbefehl des österreichischen Thronfolgers und Generals der Kavallerie, Erzherzog Karls, stand (bis 20. November 1916), wurde aber schon damals gelegentlich (zu Ende September 1916) als äußerster rechter Flügel der Heeresgruppe Prinz Leopold von Bayern unterstellt. Infolge des Ablebens des österreichischen Kaisers Franz Josef (21. November 1916) gab dessen Regierungsnachfolger, der bisherige Erzherzog und nunmehrige Kaiser Karl I., den nominellen Oberbefehl an den Generalobersten Erzherzog Josef ab. Bei Gelegenheit dieses Wechsels im Kommando der Heeresgruppe wurde die Armee Bothmer dem erzherzoglichen Oberbefehle entzogen und dauernd der Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern eingereiht. Die Armee Graf Bothmer und mit ihr das türkische Kontingent bildete fortan also einen Bestandteil der Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern. Die strategische Wichtigkeit der türkischen Stellung in Ostgalizien lag darin, daß über sie hinweg die mittlere der drei Straßen läuft, welche von Osten her auf Lemberg konvergieren. Das Zentrum der türkischen Stellung war die Stadt Brzezany (sprich: Bschesány), welche östlich durch den Bergesrücken Lysonia gedeckt wird. Die Aufgabe der Türken bestand nun ein volles Jahr darin, jene Straße nach Lemberg zu verteidigen und vor allem Brzezany zu halten. Die Feuertaufe in Ostgalizien empfingen größere türkische Abteilungen anscheinend erst am 23. August 1916. Sofort setzten auch sehr schwere Kämpfe ein, die zwar den Russen einen gewissen Geländegewinn brachten, aber sie nicht an ihr eigentliches Ziel führten. Es gelang allerdings den Russen nach zehnmonatlichem Kampfe sich in der Richtung auf Brzezany zu von Südwesten bis auf zwölf Kilometer, von Süden bis auf acht Kilometer an die Stadt heranzuarbeiten. Aber darüber hinaus kamen sie nicht. Die Ausrüstung der Russen, ihr Vorrat an Munition war nicht ausreichend zu einer großen Aktion. Da brach im März 1917 in ganz Rußland die Revolution aus und Ende Juni 1917 begann der damalige russische Höchstkommandierende Brussilof eine neue Offensive in Ostgalizien. Das Ziel der russischen Offensive in Ostgalizien war wieder Lemberg. Aber die beiden türkischen Divisionen hielten, unterstützt durch deutsche und österreichische Truppen, mutig aus und schlugen alle Angriffe des Gegners zurück. Unter ungeheuren Menschenopfern der Russen war die Offensive hier im Blute der Angreifer erstickt. Unterdessen fraß das Gift der revolutionären Parteikämpfe am Marke des russischen Volkes und Heeres. Als am 19. Juli 1917 die österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen zur Gegenoffensive übergingen, weigerten sich einzelne russische Abteilungen zu kämpfen und räumten fast ohne Schwertstreich das Feld. So konnte die ganze ostgalizische Front der Zentralmächte den Vormarsch antreten und ziemlich leichte Siegesbeute einheimsen. Die Stellungen der Türken waren wie zehn Monate zuvor noch an der Narajowka und Slota Lipa und hier hatte die russische Heeresleitung, bevor die Gegenoffensive der Zentralmächte einsetzte, bedeutende Truppenreserven angesammelt. Die Türken mußten indes auf Weisung der deutschen Heeresleitung den Gegner hier festhalten und die Einleitung ihrer Offensive bis zum 21. Juli hinauszögern. Da ging es dann zum festgesetzten Zeitpunkt auch bei den Türken vorwärts. Sie stürmten seit 21. Juli 1917 vor und verfolgten die Russen auf deren unaufhaltsamem Rückzug nach Südosten zunächst an den Sereth. Am 30. Juli nahmen die Osmanen die russischen Stellungen bei Niwra (15 Kilometer südlich von Skala) am Zbrucz (sprich: Sbrutsch). Damit waren die Russen auch an diesem Teile der Front aus Galizien hinausgeworfen. Es war auf dem dortigen Kriegsschauplatze die letzte Tat der türkischen Truppen. Am 17. September 1917 verließen die Türken den galizischen Kriegsschauplatz.

Es war höchste Zeit!

Denn in Südpalästina standen die Engländer, immer größere Truppenmassen zusammenziehend, und drohten mit ungestümem Vormarsch auf Gasa und Jerusalem. Auch hier war es ein bayerischer Offizier, der genannte General Friedrich Frhr. von Kreß, welcher seit Kriegsausbruch gegen die in Ägypten zusammengezogenen britischen Truppen operierte. Frhr. von Kreß war als bayerischer Oberstleutnant im Februar 1914 in osmanische Dienste getreten und wurde in der Türkei wie im übrigen Ausland mit seinem deutschen Armeenamen „Kreß von Kressenstein“ weit und breit bekannt. 1914—1915 Chef des Stabes des 8. Armeekorps zu Damaskus, organisierte er die erste größere Unternehmung gegen den Suezkanal. Dieselbe gipfelte in einem Überfall, der in der Nacht vom 2. zum 3. Februar 1915 auf verschiedene Stellen des Kanals, namentlich aber bei al-Ismailija, ausgeführt wurde. Dieser Überfall Kressens scheiterte. Fast während der ganzen zweiten Hälfte des Jahres 1915 war Kreß Generalstabschef bei Dschemāl

Paschá, dem Oberbefehlshaber der in Syrien versammelten vierten türkischen Armee. Vom 16. Dezember 1915 bis 30. November 1917 wirkte Kreß als Kommandör des sogenannten I. Expeditionskorps.

Die politische Reklame der Zentralmächte arbeitete in jener Zeit mit Hochdruck und stellte ihren gläubigen Untertanen das Phantom einer Eroberung des Orients als nahe Wirklichkeit dar. Die Armee Mackensen, welche damals in Rumänien, Serbien, Bulgarien und Mazedonien stand, wurde nicht selten als die Truppe hingestellt, welcher die Erfüllung der stolzen Pläne Deutschlands in Asien und Afrika beschieden sei. Eines der Hauptziele, welche die offiziellen deutschen Kreise mit ihren großsprecherischen Ausstreuungen verfolgten, war die Einwirkung auf das Ausland, auf England. Man wollte die britischen Machthaber einschüchtern, um sie zu zwingen, eine große Zahl ihrer Streitkräfte vom französischen Kriegsschauplatze zurückzunehmen und zur Abwehr der im Orient drohenden deutschen Vorstöße dorthin zu werfen. Im Orient sollten sich die deutschen Hoffnungen also anscheinend an den glorreichen Namen Mackensens knüpfen. Auch die Kampfschar, welche Kreß um sich vereint hatte, sollte gewissermaßen nur eine der orientalischen Vorhuten Mackensens sein. Kreß wirkte, wenn auch mit aller Zurückhaltung, in diesem Sinne und es ist sein Verdienst, daß er seinen Untergebenen den Glauben an ihre Mission, daß er ihnen Kampfeslust und Siegeszuversicht einzuflößen wußte. Kreß selbst freilich dachte, wie eingeweihte Kreise überhaupt, über die hochfliegenden Unternehmungen Deutschlands im Orient, und namentlich auch über einen Angriff auf Ägypten, viel skeptischer. Kreß erhielt damals (6. Juni 1916) als Belohnung und zu weiterer Aufmunterung das Ritterkreuz des Hohenzollernschen Hausordens. Das Expeditionskorps, welches in der ersten Hälfte des Jahres 1916 Kreß im südlichen Palästina versammelte, hatte zunächst die offensive Aufgabe, den Suezkanal zu überschreiten und die türkische Okkupation Ägyptens einzuleiten. Zu diesem Zwecke führte Kreß im Juli 1916 die zweite größere türkische Expedition gegen den Suezkanal vor. Auch diese Expedition brach indes in der Schlacht bei ar-Romani zusammen (3. bis 4. Aug. 1916). Die Türken verloren von ihren 13 000 Mann 9000 an Gefangenen, Toten und Verwundeten. Der errungene Sieg war für die Briten von Bedeutung: er brachte die Sinaihalbinsel in ihre Hände. Seitdem rückten die Engländer von Ägypten und der Sinaihalbinsel aus weiter vor, und Kressens Aufgabe wurde nunmehr eine rein defensive. Kreß mußte sich dabei mit den spärlichen Hilfsmitteln begnügen, welche ihm die türkische Regierung zur Verfügung stellen konnte, während die Engländer die gewaltigen Mittel ihres weiten Reiches in die Wagschale warfen. Seit Dezember 1916 hatte Kreß vornehmlich Südpalästina zu schirmen und zwar mit öfters wechselndem Titel, obwohl die allgemeine Aufgabe die gleiche blieb: vom 20. März 1917 bis 5. Mai 1917 mit dem Range eines türkischen Generalmajors als kommandierender General des 22. türkischen Armeekorps, vom 6. Mai bis 29. September 1917 als Oberbefehlshaber der Sinaifront, vom 30. September bis 30. November 1917 als Untergebener Falkenhayns und Befehlshaber der 8. türkischen Armee (siehe weiter unten). Kreß löste seine defensive Aufgabe mit unleugbarem Geschick. Die ersten beiden Angriffe der Engländer auf Gasa (26. März 1917, 17. bis 19. April 1917) schlug Kreß ab und errang dadurch bei Freund und Feind den Ruf eines tüchtigen Armeeführers. Der englische Oberbefehlshaber der Palästinafront, Sir Archibald Murray, wurde infolge seiner Niederlagen bei Gasa von der Londoner Regierung abgesetzt.

Freiherr v. Kreß war für schwierige Lagen wie geschaffen. Körperlich elastisch und rüstig, litt er während seines mehrjährigen Aufenthalts in Syrien und der Wüste nie an Unwohlsein. Ein unermüdlicher Arbeiter, gönnte er sich vor Mitternacht kaum Erholung. Stets äußerliche Ruhe bewahrend und vielfach Heiterkeit zur Schau tragend, gewann er allgemeines Vertrauen und Zuneigung. Sowohl Zivil wie Militär, Deutsche wie Osmanen waren für ihn eingenommen. Die einander so hart befehdenden Nationalitäten und Religionsparteien Jerusalems und der umliegenden osmanischen Provinzen waren mit Kreß zufrieden. Trotz der namhaften Erfolge, welche Kreß in der ersten Hälfte des Jahres 1917 errang, wurde seine Lage mit der Zeit schwieriger. Von beiden Seiten, von Türken wie Briten, wurde mit fieberhafter Anstrengung gearbeitet. Aber schließlich verfügte Kreß im Oktober 1917 doch nur über sieben türkische Divisionen in einer Gesamtstärke von 45 000 Mann. Der englische Oberkommandant in Südpalästina hingegen, Sir Eduard Allenby, hatte 180 000 Mann unter seinem Befehl. Der Ernst der Lage veranlaßte die obersten Heeresleitungen Deutschlands und der Türkei, den ehemaligen Generalstabschef des deutschen Feldheeres, General der Infanterie von Falkenhayn, mit der Leitung der Kriegführung sowohl in Mesopotamien wie in Syrien und Palästina zu betrauen. Gegen Ausgang September 1917 übernahm Falkenhayn den Oberbefehl[1]), beließ aber

[1]) Die Verwendung Falkenhayns in Asien war schon seit Anfang 1917 ernstlich ins Auge gefaßt. Er sollte nach dem damaligen Stande der Dinge Kūt al-Amāra und Bagdad gegen die Engländer schützen.



Kreß zunächst an der Spitze der diesem bisher unterstellt gewesenen Truppen. Die Engländer ihrerseits holten endlich zu der längst erwarteten neuen Offensive in Südpalästina aus. Sie waren dabei aber nicht durch den Wechsel im Oberbefehl auf seiten ihrer türkisch-deutschen Gegner in Palästina beeinflußt. Die Engländer hatten vielmehr den Zeitpunkt ihres Angriffs längst vorher festgesetzt und begannen, kurz nachdem Falkenhayn den Oberbefehl auch faktisch übernommen hatte, die dritte Schlacht von Gasa. Sie endete mit der Räumung Gasas durch die Türken (7. November 1917) und führte einen Monat darauf auch zur Einnahme Jerusalems durch die Engländer. Der siegreiche Vormarsch der Engländer ging von statten, ohne daß es zwischen Falkenhayn und Kreß zu offenen Mißhelligkeiten oder ernsteren Reibungen gekommen wäre. Aber gegen Mitte November 1917 ließ Falkenhayn die Absetzung seines Unterbefehlshabers Kreß verfügen. Kreß wurde durch den türkischen Generalmajor Dschewād Paschá ersetzt, den wir bereits als den erfolgreichen Kommandanten der türkischen Truppen in Galizien kennen gelernt haben. Kreß führte das Kommando der achten türkischen Armee noch weiter, bis Dschewād Paschá an der Front eintraf, und trat vom Kommando am 30. November 1917 zurück. Kreß wurde für seine verdienstvolle Tätigkeit durch huldvolle Telegramme Hindenburgs und Ludendorffs sowie durch seine Ernennung zum Kommandör des bayerischen Militär-Max-Josefs-Ordens ausgezeichnet.

Eine für Kreß glückliche Fügung hatte es gewollt, daß der Verlust der dritten Schlacht von Gasa nicht mehr unter seinem Oberbefehl erfolgte und die Räumung Jerusalems den Türken abgenötigt wurde, als Kreß bereits jeglichen Kommandos enthoben war. Man hat sich schon viel den Kopf darüber zerbrochen, ob der Rücktritt von Kreß die Lage in Palästina und Syrien im ungünstigen Sinne beeinflußt habe. Leute, welche den Ereignissen sehr nahe gestanden haben, erklären demgegenüber, daß im Oktober 1917 durch die gewaltige Überlegenheit der Briten die Stellungen der Türken bei und östlich von Gasa nahezu unhaltbar geworden waren und bei herzhaftem Zugreifen und geschickter Leitung des Gegners zusammenbrechen mußten. Es ist aber zuzugeben, daß die Dinge in Palästina und Syrien im einzelnen sich wohl besser für die Türken gestaltet hätten, wenn der mit Land und Leuten gut bekannte Kreß seit dem Herbste 1917 auch fernerhin dortselbst Oberbefehlshaber geblieben wäre.

Küt ging aber am 24. Februar und Bagdad am 11. März 1917 an die Engländer verloren. Auch jetzt wurde noch an der militärischen Verwendung Falkenhayns in Mesopotamien festgehalten: er sollte Bagdad den Engländern wieder entreißen. In den folgenden Monaten wurde aber die Stellung der britischen Truppen in Mesopotamien immer mehr erweitert und verstärkt, und als Falkenhayn im Juni/Juli 1917 im Auto eine Rekognoszierungsfahrt bis nach Mesopotamien unternahm, überzeugte er sich von der Untunlichkeit der mesopotamischen Expedition. Denn die Engländer brauchten nur die schwache Kreßsche Armee in Südpalästina zu überrennen, um drohend in der Flanke Falkenhayns aufzutauchen, ja in Aleppo schließlich sogar den Knotenpunkt der rückwärtigen Verbindungen Falkenhayns zu durchstoßen. Diese Erwägungen und Befürchtungen hatte Kreß gegen das mesopotamische Unternehmen schon längere Zeit vorgebracht, und Kreß fand hiebei den Beifall vieler deutscher und türkischer Offiziere, die das Land kannten. Als sich Falkenhayn schließlich im August 1917 gegen die mesopotamische Expedition und für nachdrücklichere Bekämpfung der Engländer in Südpalästina entschied, hatte er in Konstantinopel noch um seine Stellung als militärischer Oberbefehlshaber zu kämpfen. Der türkische Marineminister Dschemāl Paschá gebot als nomineller Oberbefehlshaber der 4. türkischen Armee über alle Hilfsquellen Syriens und hauste daselbst als schrankenloser Despot. Falkenhayn mußte diesen ungekrönten König durch die Konstantinopeler Behörden aus Syrien entfernen lassen. Darüber vergingen wertvolle Wochen. Erst im Anfang Oktober traf Falkenhayn, vom deutschen Großen Hauptquartier und Berlin kommend, in Konstantinopel ein, um den Oberbefehl in Asien zu übernehmen.

Peiting und Schongau (Altenstadt) unter den Welfen (1050—1200).

Von A. Stuhlfauth, Bezirksbaumeister in Schongau.

Einleitung.

Berthold Riehl schilderte am Eingang des Vorwortes seiner „Denkmale frühmittelalterlicher Baukunst in Bayern, bayerisch Schwaben, Franken und der Pfalz", wie ihn sein Vater im Jahr 1872 zur ersten Wanderschaft über Peißenberg, Schongau, Altenstadt, Kaufbeuren und das Lechfeld mitnahm. Seines Vaters Erzählungen, das Bild der Vergangenheit, die reichen geschichtlichen Erinnerungen, die sich an die Landschaft knüpfen, die Denkmäler alter Kunst, die beredten Zeugen jener großen Vergangenheit, nahmen bald im gleichen Maße wie die Natur selbst sein Interesse in Anspruch.

So ergeht es jedem, dem es vergönnt ist, diese Landschaft, diese Natur- und Kunstdenkmale zu schauen. Auch mir, der ich das Glück hatte, in diesem altgeschichtlichen Gebiete zu wirken, geschah so.

Öfter nahm ich die Gelegenheit wahr, den Vorträgen des bekannten Römerstraßen- und Hochäckerforschers, Kurat Frank-Kaufbeuren, in seinen herkömmlichen Pfingstversammlungen auf dem geschichtlichen Auerberg anzuwohnen. Wen interessieren da nicht die keltischen Wälle, die römischen Bauten 30 bis 50 n. Chr.? Zu Füßen des Auerbergs zieht die von Frank erforschte Via Claudia hin, welche das am Lech gelegene Abodiacum (Epfach) erstrebte. In letzterem municipium konnte ich wiederholt den erfolgreichen Grabungen des Forschers Dr. Ried beiwohnen, wobei sehr wichtige Gebäulichkeiten bloßgelegt wurden. Ebenso hatte ich Gelegenheit, an Römerstraßenwanderungen unter Führung des bekannten bayerischen Urgeschichtsforschers Dr. Reinecke vom Landesamt für Denkmalspflege teilzunehmen.

Wenn nun einerseits die Vorgeschichte unseres Landstriches in jeder Hinsicht sehr merkwürdig ist, so kann andererseits auch vom frühen bis späteren Mittelalter dasselbe gesagt werden.

Befinden sich doch in unserem Amtsbezirke wahrhafte Meisterbauten romanischen und gotischen Stiles, die heute noch jeden Kunstforscher anziehen. Insbesondere hat hier das einst so mächtige Welfengeschlecht Bauten hochvollendeter Kunst hinterlassen, die jeden Baukünstler immer wieder zu Staunen veranlassen. Die Bauten in Peiting, Rottenbuch, Steingaden und Altenstadt zeugen davon.

So ist es denn kein Wunder, wenn mir die Geschichte dieses hier ansässigen, einst so mächtigen, kloster- und kirchengründenden Welfengeschlechtes der näheren Untersuchung wert erschien. Die Sitze der Welfen auf dem Schloßberg bei Peiting und bei Altenstadt, die zu ihren Füßen liegenden Siedlungen, insbesondere auch die Kirchenbauten, seien dabei Gegenstand besonderer Würdigung.

Vogler[1]) und Hormayr[2]) haben bereits viel Stoff zusammengetragen, dabei aber auch Wahrheit mit Dichtung vermischt und — um mit Hormayr zu reden — „Assananzen" zusammengebraut.

Nachdem man bis heute alle diese Annahmen in geschichtlichen und belletristischen Abhandlungen nachgeschrieben sieht, soll ihnen bei den einzelnen Punkten aufklärend entgegengetreten werden.

---

[1]) Geschichtliche Nachrichten von Schongau-Altenstadt, 1838.

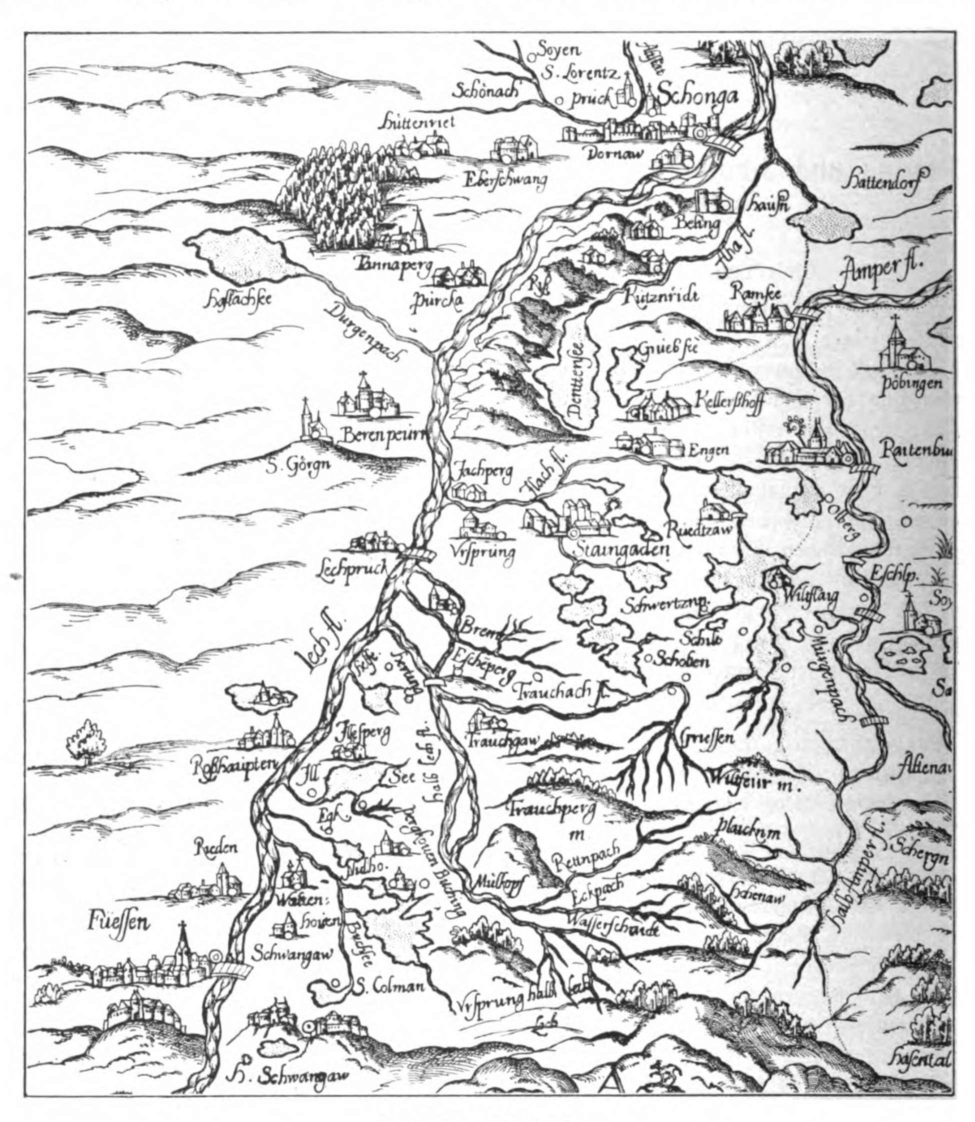
[2]) Die goldene Chronik von Hohenschwangau, 1842.

Bitengou — Peitengau — Peiting.

Der Name Bitengou — Peitengau — gehört zu dem eigenartigen Kreis von Gauorten, wie Bebengau, Schongau, Ammergau, und bedeutet nach Gg. Westermayer[3]) Dorfmark der Peitnach (wohl entstanden aus Pitenahe = Seeausfluß).

Nach dem bei Lori[4]) abgedruckten Ehehaft-Recht der Grafschaft Peitingau vom Jahre 1435 erstreckte sich der Peitengau südöstlich bis Echelsbach, einen Weiler der Pfarrei Bayersoien, 3 Stunden von Peiting, südlich bis an die Traucha, unweit Trauchgau, westlich bis zu dem letzten Bruckladen jenseits des Lechs gegen Schongau und reichte gegen Norden bis an den Rottbach bei Apfeldorf, 3 Stunden von Peiting.

Urkundlich wird Peiting vor 1100 nicht er-



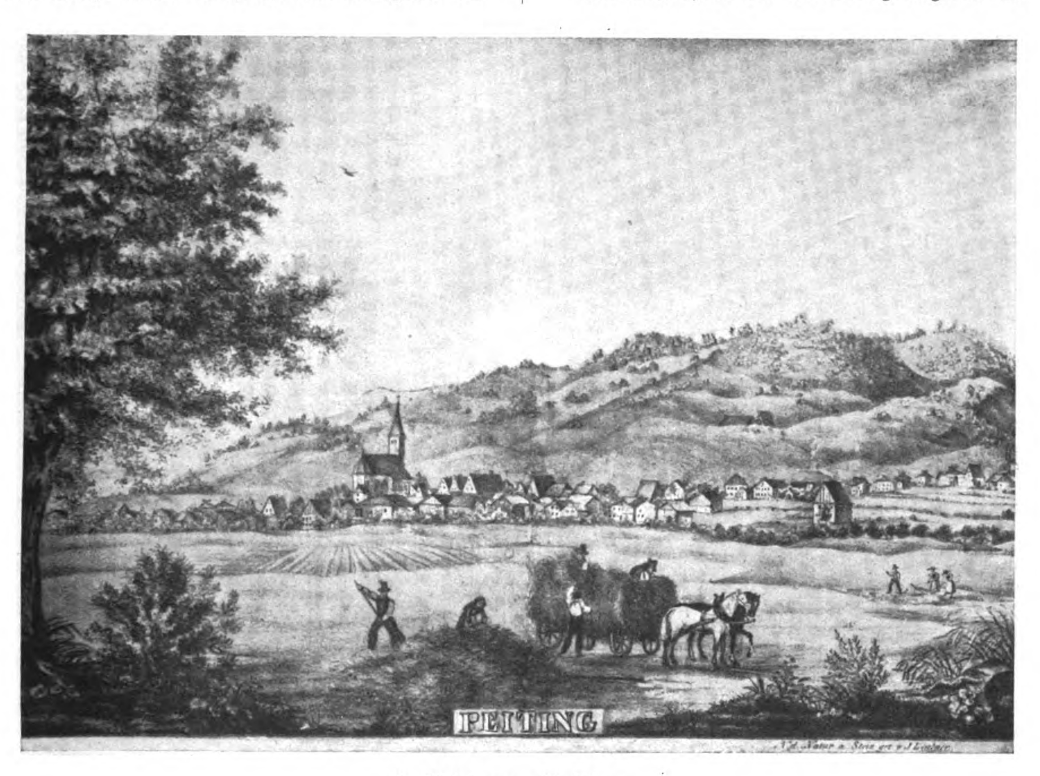
Karte des Lechrains.
Ausschnitt aus Peter Weiners Chorographia Bavariae, 1579.

[3]) Mayer & Westermayer, Statistische Beschreibung des Erzbistums München-Freising III (1884), 24.
[4]) Geschichte des Lechrains, S. 137. Darnach bei Jakob Grimm, Weistümer III (1842), 646 ff.

wähnt, doch war hier schon in der Alemannenzeit eine Siedelung vorhanden. Bereits in einem Berichte[5]) von 1651 über die Errichtung der Feldkapelle unter dem Eck wird von einem Ort gesprochen, „wo vor vielen Jahren mehrere Todtenkörper, wie der Augenschein beweißt, vergraben worden". Beim Beginn des Baues 1655 hat man beim Grundgraben menschliche Skelette gefunden. Nach der Erbauung der Kirche wurde dortselbst eine Kiesgrube an-

Das Landesamt für Denkmalspflege schreibt mir am 2. Dezember 1918:

„Das Reihengräberfeld oberhalb der Kapelle »Maria unter der Ecken« gehört in die bajuwarische Frühzeit (Zeit vor Karl dem Großen), es ist der Begräbnisplatz der Siedelung des alten Ortes Peiting aus der Zeit um 600 und 700. Wie überall, so dürfte auch hier der nach alter Art außerhalb der Siedelung liegende Be-



Ansicht von Peiting.
Steinzeichnung von J. Lentner, um 1840.

gelegt. Da bei der Ausbeutung letzterer die Skelette und Waffenfunde sich immer mehrten, wurden im Jahre 1882 endlich 30 Gräber in wissenschaftlicher Weise untersucht. Die Zahl der zerstörten Gräber wird auf mindestens 300 geschätzt. Ein ausführlicher Bericht über die Grabungen und Funde unter Leitung des damaligen Forstmeisters Bram in Peiting befindet sich im „Sammler" 1882, Nr. 90—94.

gräbnisplatz der Dorfbevölkerung im Zeitalter des Bonifazius (oder spätestens mit Karl dem Großen) zur Pfarrkirche verlegt worden sein."

Vielleicht gehörte Peiting zu jenen Burgen und Flecken, welche die Welfen nach Heß[6]) schon im 9. Jahrhundert besaßen.

Leutner[7]) vermutet, daß Peiting jenes Pitingen sei, wohin sich um das Jahr 1050

[5]) Zacher, Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Dorfes und der Pfarrei Peitingen, in: Oberbayerisches Archiv IV (1842), 202.
[6]) Prodomus Monumentorum Guelficorum, Augsburg 1781, S. 11.
[7]) Historia Monasterii Wessofontani, Augsburg 1753, S. 139.

der Priester und Einsiedler Theobald zurückzog.

Von Hormayr[8]) wird Peiting urkundlich das erste Mal nach dem Tode Welfs III. im Jahre 1101 erwähnt, wo von der neuen Burg Peiting (sub nova arce Bitengoe) die Rede ist.

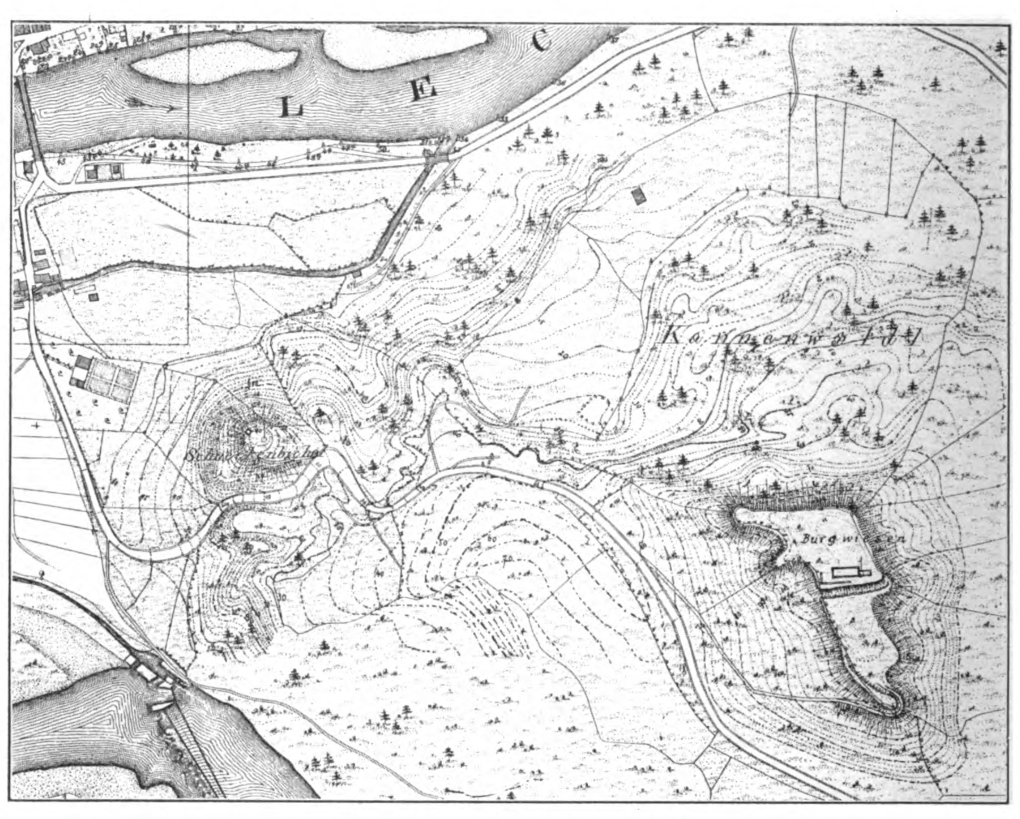
Mit der Ankunft des jungen Welf (IV.) im Jahre 1055 aus Italien gewinnt der Ort „Bitengoe" an Ansehen, da Welf sich den Berg nordwestlich davon zu seinem Stammsitz auserwählt hatte. Bis zum Aussterben des welfischen Geschlechtes am Lechrain war diese Burg Peiting der Mittelpunkt aller Handlungen.

Von hier aus erfolgte der Aufbau der Kirche in Peiting, die Gründung Rottenbuchs und Steingadens, die Versammlung zu den Kreuzzügen usw.

Im Schenkungsbuch von Berchtesgaden wird Welf VI. (1115—1191) Welf de Pitengowe advocatus Raitenbuchensium genannt.

Nach dem Tode des letzten Welfen im Jahre 1191 stellten die Erben Konrads IV. zur Verwaltung der Besitztümer sogenannte Prokuratoren auf. Als solcher wird Albero von Bruckberch in castro Peytengov im Jahre 1263 erwähnt.[9])

Die Geschichte Peitings hängt enge mit jener der Welfen auf dem Schloßberg zusammen und ist in folgendem Abschnitt näher behandelt.



Lageplan der Welfenburg Peiting.

Die Welfenburg auf dem Schloßberg bei Peiting.

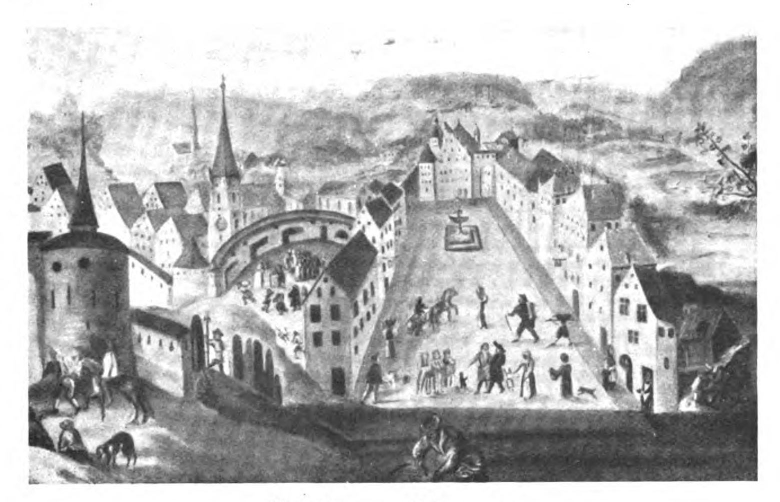
Der Schloßberg, zwischen Lech und Peiting gelegen, ist ein teilweise bewaldeter, 818 Meter hoher Berg, der nach Westen, Norden und Osten ziemlich schroff abfällt, gegen Süden jedoch durch einen Sattel mit dem 3 Meter höheren Kalvarienberg in Verbindung steht. Durch ge-

[8]) Goldene Chronik von Hohenschwangau, S. 32.

[9]) Mon. Boica VI, 530.

nannten Sattel führte bis zum Umgehungsbau im Jahre 1837 die jetzige alte Straße. Sie wird heute noch als Fahrweg zu den Grundstücken und als Fußwegverbindung zwischen Peiting und Schongau benützt. Auf der Höhe des Sattels zweigt von genannter alter Straße der Weg zur Spitze des Schloßbergs — zum ehemaligen Stammschloß der Welfen — ab.

Von den Baulichkeiten der Burg selbst ist nichts mehr vorhanden als die Baugruben, entstanden durch den Ausbruch der Grundmauern. Diese Baugruben sind heute noch sichtbar und lassen die gemauerten Baulichkeiten voll erkennen. Benefiziat Zacher[10]) schließen — noch mit einer Mauer bekrönt. Die Abmessungen des Hauptgebäudes sind 10,5 auf 30,5 m, die des Anbaues 6 auf 12,5 m. Der eigentliche Burggrund mißt zirka 2 Tagwerk. Von hier aus konnte die ferne wie die nähere Umgebung leicht überblickt werden. Nur der eigentliche Lechübergang konnte wegen dem nach Westen vorgelagerten sogenannten „Schneckenbichl" nicht überwacht werden. Dieses wird wohl der Grund gewesen sein, hier auf der Spitze des Schneckenbichls einen eigenen Wachtturm zu errichten. Auf vorstehendem Lageplan ist derselbe samt Zufahrtsweg ersichtlich. Diesen Wachtturm hielt v. Raiser[11])



Ölbild von Schongau,
zwischen 1420 und 1493.

hat am Schlusse seiner urkundlichen Beiträge zur Geschichte des Dorfes und der Pfarrei Peitingen einen Grundriß der Baulichkeiten gebracht. Die Maße sind aber nicht genau. Aus vorstehender Zeichnung ist die gesamte Berganlage mit dem Burgstall, Wegen und Schutzwällen zu ersehen.

Der Hauptbau mit der Längsrichtung West-Ost befand sich in nicht allzu großer Entfernung (5 m) hinter dem Schutzwall, welcher den höher gelegenen Burggrund von dem etwas tiefer liegenden Bergrücken abschloß. Dieser Schutzwall war — nach den Ausgrabungen zu

für einen römischen, wie er auch einen solchen bei Obland (Herzogsägmühle) mit Römerstraße nach Peiting, Ramsauer Gsteig nach ad Conveliacas und Partanum vermutete. Durch die neuesten Forschungen ist dies jedoch alles widerlegt; auf dem jenseitigen Lechufer befand sich in der Gegend um Peiting, Rottenbuch keine Römerstraße.

Die Steinreste von dem Wachtturm auf dem Schneckenbichl wurden noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts ausgegraben und zu Bauten nach Peiting verbracht.[12])

Außer diesen Naturaufnahmen zeigt auch

[10]) Vgl. oben S. 53, Anm. 5.
[11]) Der Oberdonaukreis des Königreichs Bayern unter den Römern, 1. Abt., S. 88.
[12]) Mitteilung des verstorbenen Wegmacher-Pauli von Peiting.

noch ein Bild von Schongau[13]) diesen Wachtturm auf den Schneckenbichl. Das Bild faßt so das Wichtigste von Schongau zwischen 1420 und 1493 auf der Leinwand zusammen. Der Verfertiger dieses Bildes hat in naiver Einfalt alles zur Darstellung gebracht, was das Auge von seinem Standpunkt aus auch mit Blickwendung sehen konnte. Der Standpunkt war das Kannenwäldchen am Schloßberg. Der Darsteller schaut mitten in die seinerzeitige Hauptstraße Schongaus über den Lech hinweg. Links Lechberg mit Tor, in der Stadt das 1420 erbaute Ballenhaus und die gotische Stadtkirche, als Straßenabschluß das Schloß. Im Hintergrund das Alt-Schongauer Münster. Links zur Seite stand ihm der Schneckenbichl, den er als besonders bemerkenswert mit dem Wachtturm zur Darstellung brachte. Nachstehend folgt der Bildausschnitt.



Wachtturm auf dem Schneckenbichl.
Ausschnitt aus dem vorigen Bild.

Die Konturen des steilen Bergkegels sind übertrieben, Stufen sind in die Böschung geschlagen, um einen Zugang zur Höhe zu bilden.

Der Hauptzufuhrweg zweigt an der scharfen Krümmung der alten Straße ab. Auf der Kegelspitze ist ein Hauptbau und verschiedene Nebenbauten zu erkennen. Der Hauptbau — massiv — besteht aus zwei Stockwerken auf hohem Sockel. Die Schauseite, gegen Osten, enthält unten zwei, oben drei Fenster. Das Obergeschoß ist gegen das Untergeschoß etwas zurückgesetzt. Das Dach ist das seinerzeit übliche Walmdach. Die Spitze trägt ein Kreuz. Zu beiden Seiten sind Anbauten zu erkennen, wahrscheinlich aus Holz. Die Form des Gebäudes läßt auch einigen Rückschluß auf diejenige des Hauptgebäudes auf dem Schloßberg zu.

Die Erstellung des Wachtturmes an dieser Stelle ist erklärlich, da von der Höhe des Schloßbergs aus wohl die Gegend nach Nord, Ost und Süd, nicht aber nach Westen zu übersehen war. Von dem Wachtturm aus konnte Straße und Brücke über den Lech gut übersehen werden, andererseits war auch der Ausblick zum Schloßberg selbst möglich.

Nach der Beschreibung der Burgreste in Natur und Bild soll auch der urkundlichen Belege Erwähnung getan werden. Hiezu ist notwendig die Welfengeschichte zu streifen.

Im Jahre 1047 wurde Welf III. zu Speier in feierlicher Reichsversammlung mit dem Herzogtum Kärnten und der Mark Verona von Heinrich III. belehnt. Die Macht der Welfen erstreckte sich nun von Süddeutschland bis nach Italien. Bei dieser Machtstellung schien den Welfen für die Zukunft die höchste Würde, die Kaiserkrone, in Aussicht zu stehen. Da stirbt Welf III. plötzlich im Jahre 1055, ohne männliche Erben zu hinterlassen. Aber die Gemahlin Welfs II. ist noch am Leben, die alte Imiza. Sie rettet, indem sie Kärnten und Verona zurückgibt, das welfische Stammland dem jungen Sohne Kunigundens, der Schwester Welfs III. Diese war an Azo, Markgraf von Este, verheiratet. Der kaum 20jährige Sohn tritt als Welf IV. nun die Herrschaft an und wird hiemit Gründer des jüngeren italienischen Welfenstammes.

Von diesem Zeitpunkt an (1055) rückt unser Lechrain und damit Peiting-Schongau in den Mittelpunkt geschichtlicher Bedeutung.[14])

Bald nach seiner Ankunft in Deutschland schlug Welf IV. seinen Stammsitz auf dem Schloßberg bei Peiting auf. Hier erbaute er die Burg, die in einer Aufzeichnung aus Kloster Weingarten bei Altdorf (Württemberg) ausdrücklich die „neue Burg" (nova arx Bitengoe) genannt wird.[15])

[13]) Im Museum zu Schongau.
[14]) Bis hieher S. Adler, Herzog Welf VI. und sein Sohn, Hannover 1881.
[15]) Hormayr a. a. O., S. 32.

Welf IV. ist ein streitbarer Geist. Im damals entbrannten kirchenpolitischen Kampf zwischen Papst und Kaiser Heinrich IV. stand er auf der Seite des ersteren. Im Jahre 1070 brachte er es fertig, daß sein Schwiegervater Otto von Nordheim am Weihnachtsfest zu Goslar des Herzogtums Bayern verlustig erklärt und statt dessen er selbst damit belehnt wurde. Dem Kaiser zuliebe verstieß er auch seine Gemahlin Ethelinde.

Bereits im Sommer 1071 vermählte er sich wieder, und zwar in London, wohin er sich mit dem Kaiser begeben hatte, mit der verwitweten Königin von Northumbrien Judith, Tochter Balduins des Frommen. Also noch bei Lebzeiten seiner ihm angetrauten Gemahlin.[16]) Im Jahre 1072 wird ihm sein erster Sohn Welf V., nachmals „der Dicke" genannt, geboren.

Am 27. Dezember 1074 gibt er mit seiner Gemahlin zur Sicherung des von ihm gegründeten „Klosters Rottenbuch" seinen Patrimonialbesitz Bebingoe (Böbing) und 31 Mansen (Höfe) am linken Ufer der Ammer nächst dem heutigen Rottenbuch.[17]) Diese Stiftung erfolgte im Verein mit seiner Gemahlin sicher auf seinem Stammschloß zu Peiting.

. Vorher noch erbaute er die Kirche in Peiting. Doch davon im nächsten Abschnitt.

Ungefähr im Jahre 1075 wurde Welfs zweiter Sohn Heinrich „der Schwarze" geboren, der die Linie fortpflanzte.

In den Fehden gegen Augsburg dürfte dann das Schloß zu Peiting der Mittelpunkt gewesen sein. Welf IV. erneuerte die Ansprüche der Advokatie über das Bistum Augsburg, entsetzte den Bischof Sigfried, verheerte die Vorstadt samt Kirchen in Augsburg, erstürmte die bischöfliche Pfalz samt Domherrenwohnungen und schleifte sie nach viermal wiederholtem, hartnäckigem Kampfe (1081—1088), ohne seine Absicht, des Hochstifts Schirmvogtei zu gewinnen, zu erreichen.

Dafür wurde Welf im Jahre 1088 geächtet und seine Güter so verwüstet, daß allein über 100 Kirchen (wahrscheinlich meist aus Holz) auf dem Lechrain von Füssen bis Augsburg so arg wie in den ungarischen Schrecken zerstört worden sind.[18])

1089 endlich versöhnt sich Welf bei einer Zusammenkunft in Verona mit dem Kaiser und kehrt nunmehr unbeirrt an den Lechrain, seine schwäbischen Erblande und in das Herzogtum Bayern zurück.[19])

Auf der Heimkehr von einer Pilgerfahrt ins gelobte Land beschließt Welf IV. sein tatenreiches Leben zu Paphos auf Cypern am 13. No-



Rottenbuch.
Aus Merians Topographia Bavariae, 1644.

[16]) **Wietlisbach**, Album Rottenbuchense, München 1902, S. 6.
[17]) Mon. Boica VIII, 8.
[18]) **Lori, Chronologischer Auszug der Geschichte von Baiern, München 1782, I, 320, 433, 434, 437, 442.**
[19]) **Hormayr a. a. O.**, S. 31.

vember 1101. Im Jahre 1109, also nach 8 Jahren, wurde sein Leichnam von einem Manne mit Namen Christian zurückgebracht, worauf ihn sein Sohn Welf V. (auch der Milde, der Dicke genannt) im Kloster Altdorf im Beisein von vielen angesehenen Persönlichkeiten ehrenvoll begraben ließ. Auf der Erbgruft der alten Welfen zu Weingarten bei Altdorf sind seine Stiftungen benannt, darunter auch zwei



Siegel Welfs IV. (als Herzogs von Bayern I.) an einer Urkunde vom 6. Januar 1101.
Original im Allg. Reichsarchiv München.

Höfe in Schongau und einer unterhalb der neuen Burg Peiting.[20])

Im Jahre 1120 stirbt dann auch sein erster Sohn, Welf V., zu Kaufering.[21])

Nun fällt das Erbe an den zweiten Sohn, Heinrich den Schwarzen, vermählt mit Wulfhilde, Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen. Aus dieser Ehe entsprossen drei Söhne (Konrad der Zisterzienser, Heinrich der Stolze und Welf VI.) sowie vier Töchter (Judith, Sophie, Mathilde und Wulfhilde).

Der besseren Übersichtlichkeit halber mag auf der folgenden Seite die Stammtafel folgen.

Das Erbe am Lechrain fiel nach dem Tode Heinrichs des Schwarzen im Jahre 1126 dem im Jahre 1115 geborenen Welf VI. zu. Letzterer hatte nach des Vaters Tode mit seinem Bruder Heinrich dem Stolzen sich dahin vertragen, daß dieser das Herzogtum Bayern, er selbst aber die Güter in Oberschwaben und am Lech erhalten sollte; in den Besitz des Stammschlosses Ravensburg wollten sich beide teilen.[22])

Bereits mit 7 Jahren wurde Welf VI. (1122) auf dem Wormser Reichstag mit der Tochter Uta des nach den Welfen reichsten deutschen Fürsten, des Pfalzgrafen Gottfried von Tübingen und Calw, verlobt.[23]) Der Ehe, die 1133 oder 1134 geschlossen wurde, entsproß ein einziger Sohn: Welf VII., mit dessen Tod im Jahre 1167 der Stamm erlosch.

Welf VI., ebenso streitbar als sein Großvater, nimmt auch an den Kreuzzügen teil. Bei den Vorbereitungen zum Kreuzzuge im Jahre 1147 veranstaltete Welf zu Weihnachten 1146 an seinem Stammsitz Peiting große Festlichkeiten. Die Chroniken besagen:

„In Peiting vor einer großen Menge Kleriker und Laien, in Gegenwart seiner Gattin Uta und seines Sohnes Welf, ließ er sich mit dem Kreuz bezeichnen und schwang die Kreuzesfahne hoch am Altar (in loco Bitingowe).“ [24])

Nach anderen: „Auch Welf, einer der Allervornehmsten des Reiches, bekannte sich in der Christnacht (1146) in seinem eigenen Landgut zu Peiting (in propria villa Bitengou)[25]) mit vielen anderen zu dem genannten Kreuzzug.“

Eine weitere Quelle erzählt von der Wiederzurückerstattung eines zu Unrecht innegehabten Gutes unter den Schutz der Kirche zu Hirsau: „Als er (Herzog Welf) aber bereits zum Kreuzzug nach Jerusalem sich anschickte, stattete er auf Ermahnung seiner frommen Gattin namens Uta und anderer Christgläubigen aus Liebe zu

[20]) Daselbst S. 32.
[21]) Daselbst S. 35.
[22]) Sammler 1919, Nr. 57.
[23]) Hormayr a. a. O., S. 35.
[24]) Daselbst S. 42.
[25]) Otto von Freising, Gesta Friderici I. Ed. III. (1912), S. 60.

Stammtafel der Welfen vom Lechrain.

Welf IV., geb. um 1035,
Graf im Lechrain 1055,
Herzog in Bayern 1070,
gest. 9. Nov. 1101,
begr. in Weingarten

Welf V., auch der Milde, der Dicke genannt, geb. 1072, Herzog von Bayern 1101, gest. 14. Sept. 1120 zu Kaufering, begr. zu Altdorf=Weingarten. Gemahlin bis 1095: Mathilde, Tochter d. Mkgr. Bonif. v. Tuszien, gest. 24. Juli 1115	Heinrich der Schwarze, geb. um 1075, Herzog von Bayern 1120, gest. 13. Dez. 1126, begr. zu Altdorf=Weingarten. Gemahlin: Wulfhilde, Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, gest. 29. Dez. 1116

Kinder Heinrichs des Schwarzen:

Konrad	Heinrich der Stolze	Welf VI	Judith	Sophie	Mathilde	Wulfhilde
Konrad der Zisterzienser, geb. um 1102, gest. 17. März 1126	Heinrich der Stolze, geb. 1104, Herzog v. Bayern 1126, Markgraf von Tuszien 1136, Herzog von Sachsen 1137—1138, gest. 20. Okt. 1139. Gemahlin: Gertrud, Tochter des Kaisers Lothar, gest. 10. Apr. 1143	Welf VI, geb. 1115, Graf am Lechrain 1126, Herzog von Spoleto und Markgraf von Tuszien 1152, gest. 15. Dez. 1191, begr. in Steingaden. Gemahlin: Uta, Tochter des Grafen Gottfried von Calw	Judith, geb. um 1106, gest. 22. Februar 1126. Gemahl: Herzog Friedrich von Schwaben, gest. 6. April 1147	Sophie, geb. um 1108, gest. 11. Juli 1145. 1. Gemahl: Herzog Berthold III. von Zähringen, gest. 3. März 1122, 2. Gemahl: Markgraf Leopold von Steiermark, gest. 1129	Mathilde, geb. um 1110, gest. 16. März 1183. 1. Gemahl: Graf Diepold der jüng. von Vohburg, gest. um 1130, 2. Gemahl: Graf Gebhard II. von Sulzbach, gest. 28. Okt. 1188	Wulfhilde, geb. um 1113, gest. 8. Mai ? Tritt nach 1143 als Novize ins Kloster Wessobrunn. Gemahl: Graf Rudolf von Bregenz, gest. 27. April nach 1143.

Sohn Welfs VI:

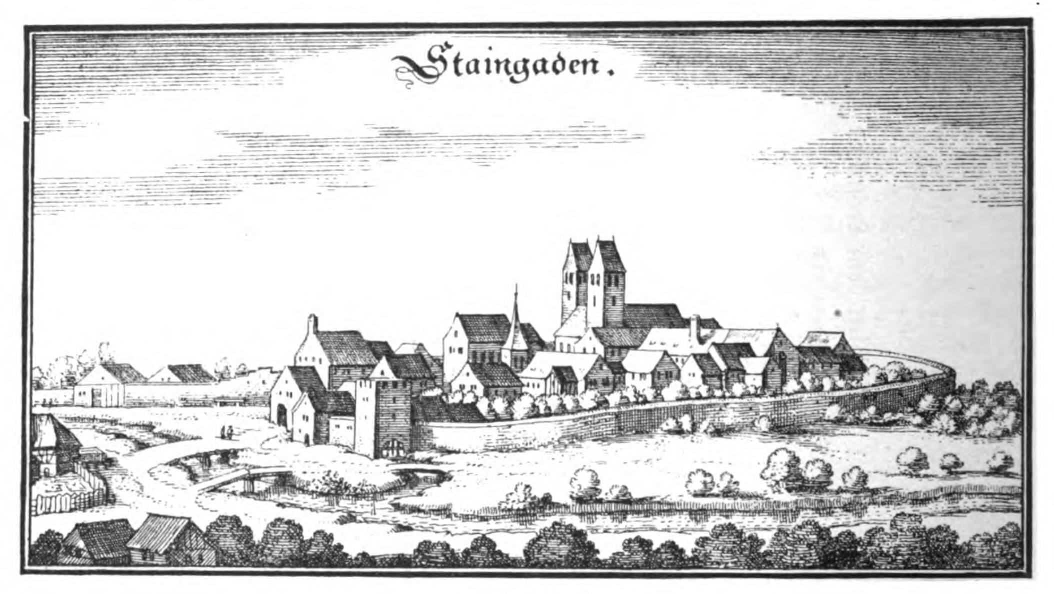
Welf VII, geb. um 1134,
gest. 12. Sept. 1167
zu Siena.

Gott und um seines Seelenheiles willen gemeinsam mit seiner Gattin und seinem Sohn Welf in Gegenwart vieler Kleriker und Laien, die er auf Weihnachten an einem Orte, Peiting genannt, versammelt hatte (quos in natali domini Congregaverat in loco, qui dicitur Bitongowe), [ein bestimmtes Gut] den Aposteln des Herrn und der Kirche zu Hirsau zurück." [26])

Aus vorstehenden drei Stellen ist zu ersehen, daß Welf VI. Ort, Kirche und Burg zu Peiting zum Mittelpunkt der Vorbereitungen zu dem im Frühjahre darauf geplanten Kreuzzug erwählt hatte.

Kloster Steingaden. Der Ort der Stiftung ist zwar nicht näher genannt, doch erfolgte dieselbe allem Vermuten nach noch auf seiner Burg zu Peiting.[28]) Die Stiftung Steingadens war wohl sein bedeutendstes Werk. Er stattete es in der Folgezeit reichlich mit Besitzungen aus; auch erwählte er das Kloster für sich und seinen Sohn als Begräbnisort.

Im Jahre 1154 rüstete Welf wieder zu einer Italienfahrt, hauptsächlich auch, um seine dortigen Besitzungen zu besuchen. Augsburg war der Sammelplatz für die einzelnen Heereskontingente. Er zog mit Kaiser Friedrich, welcher



Steingaden.
Aus Merians Topographia Bavariae, 1644.

Bei Schongau (aput Scongo) zog Welf seine Mannen zusammen,[27]) die Ebene bei Altenstadt war wohl geeignet zu diesem Zweck. Sie war wohl öfter der Sammelpunkt bei ähnlichen Anlässen. Doch scheint die Ortschaft Peiting zu dieser Zeit noch das Übergewicht gegenüber Schongau besessen zu haben, was auf die unmittelbare Nähe des Welfschen Stammsitzes auf dem Schloßberg zurückzuführen ist.

Vor seinem Aufbruch zum Kreuzzug, ungefähr im April 1147, gründete Welf noch das

ihn im folgenden Jahre auf der Rückkehr in Peiting besuchte. Hier stellte der Kaiser auch eine Urkunde aus des Inhalts: er verhindere, daß für die Abtei Wessobrunn jemals ein Untervogt durch den Vogt Herzog Heinrich von Sachsen eingesetzt werde. Peiting 1155 den 20. September (Actum in Bitengowe, anno 1155, Ind. III., XII. Cal. Oktob.).[29])

Hier in Peiting hatte Barbarossa damals auch den jungen Welf VII. (21 Jahre alt) kennen gelernt, den er dann dreizehn Jahre später

[26]) Codex Hirsaugiensis, hrsg. von E. Schneider (Württembergische Geschichtsquellen I, 1887), S. 42.
[27]) Hormayr a. a. O., S. 42.
[28]) Adler a. a. O., S. 140.
[29]) Stillfried u. Maercker, Monumenta Zollerana I (1852), Nr. XXIV.

in Abwesenheit seines Vaters im Jahre 1167 zu seinem römischen Feldzug mitnahm. Der junge Welf büßte bei dieser Heerfahrt am 12. September 1167 zu Siena sein Leben ein.[30])

Der Tod seines Sohnes hatte den alten Welf plötzlich umgewandelt, der einzige Zweck seines Lebens schien mit jenem ins Grab gesunken zu sein. Er verstieß seine Gemahlin Uta und zog sich von den Ereignissen ganz zurück. Bald saß er trauernd über den Verlust seines Sohnes, bald betäubte er sich mit glänzenden Festlichkeiten, Jagden und üppigen Gelagen. Auch die wohltätigen Handlungen mehren sich von da ab.[31])

Im Jahre 1167, bald nach der Beisetzung seines Sohnes[32]) (nach Baumann am 13. März 1167)[33]) stiftete Welf VI. das Kloster Memmingen.

In den Jahren 1173 und 1175 hielt er glänzende Feste auf seinem Schlosse Gunzenlee bei Friedberg.[34]) Ein treuer Begleiter bei all diesen Festen sowie den Kreuzzügen usw. war der Minnesänger Hiltebold von Schwangau (1125—1185). Ein Minnegesang von letzterem ist bei Hormayr abgedruckt, wo auch die Kreuzfahrten verherrlicht sind.[35])

So mag auch die alte Welfenburg manche fröhliche Gäste in ihren Mauern gesehen haben.

Besonders Walther von der Vogelweide (1160—1228) singt noch das Lob des Welfen:

. . . sô ist sîn veter als der milte Welf gemuot:
des lop was ganz, es ist nâch tôde guot.[36])

Wolfram von Eschenbach (1170 bis 1220) bespöttelt noch den jungen Welf, indem er dessen verunglückte Unternehmung vor Tübingen (1164) als Stoff hernimmt:

Nu müeze im als Welfe
dô der Tüwingen ervaht
gelingen aller sîner maht
sô scheit er dannen âne sige.[37])

Tannhäuser (nachgewiesen zwischen 1240 und 1270) frischt noch einmal den welfischen Ruhm auf, indem er singt:

Ein junger vürste von Meran
und ouch ein Welf von Swaben,
die willeklichen manigem man
vil richer kleider gaben.[38])

Man sieht: die Taten der Welfen waren noch im nächsten Jahrhundert nach ihrem Tode in der Sänger Munde.

Noch einmal wird die Burg der Welfen bei Peiting urkundlich erwähnt, allerdings nach dem Tode Welfs VI. Die Erben, zuletzt Konrad IV., stellten, wie schon erwähnt wurde, zur Verwaltung der Welfschen Besitztümer sogen. Prokuratoren auf, so einen zu Peiting und einen zu Schongau.

Als ein solcher urkundet im Jahre 1263 Albero de Bruckberch in castro Peytengov.[39])

Im Volksmunde wird heute noch der Berg als „Schloßberg" bezeichnet, während die Katasterbezeichnung „Burgwiesen" ist.

Nach vorstehenden Überresten und Schilderungen in Natur, Bild und Urkunden dürfte die Burg der Welfen auf dem Schloßberg bei Peiting zur Genüge nachgewiesen sein.

Unter dem Schutze der Welfen gediehen besonders die zu den Füßen der Burg liegenden Ansiedlungen. Dies gilt insbesondere von den Ortschaften Peiting und Schongau.

Die Kirche Sankt Michael in Peiting.

Wie wir im ersten Abschnitte gesehen haben, war Peiting bereits Siedelung zur Zeit des Missionars Bonifazius (680—755). Zu dieser Zeit nahm die bajuwarische Mission die Drachenheiligen als willkommene Bekehrungsheilige

---

30) Adler a. a. O., S. 76 u. 128.
31) Adler a. a. O., S. 77.
32) Adler a. a. O., S. 78.
33) Geschichte des Allgäus I, 384.
34) Adler a. a. O., S. 79 u. 80.
35) Hormayr a. a. O., II. Abt., S. 40.
36) Die Gedichte Walters von der Vogelweide, hrsg. v. Lachmann, 7. Ausg. von Karl v. Kraus (1907), S. 44.
37) Ludwig Schmid, Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen (1853), S. 85.
38) Von der Hagen, Minnesänger II (1838), 89.
39) Mon. Boica VI, 530.

ins Erbe.[40]) So auch hier, wo Sankt Michael der Kirchenpatron ist. Westermayer hält St. Michael in Peiting für ein ursprünglich von Salzburg aus gegründetes Baptisterium.[41])

Zur Zeit der Ankunft Welfs IV. in Deutschland (1055) nahm das klösterliche und kirchliche Leben einen ungeheuren Aufschwung.

Berater zur Seite. Im Jahre 1080 stand Rottenbuchs Klosterbau fertig da und wurde auf Altmanns Rat und Antrag Priestern übergeben.

Sighart[42]) nennt Bischof Altmann von Passau den Erneuerer der Kirchen und Geister in seinem weiten Sprengel. Sein Biograph versichert, vor seiner Ankunft seien fast alle



Jetziger Zustand der Kirche in Peiting.

Kirchen seines Sprengels von Holz und zierlos gewesen, er aber habe fast alle aus Stein neu gebaut. So dürfte es auch in Peiting gewesen sein.

Auf Drängen seiner zweiten Gemahlin Judith baute Welf IV. im Jahre 1074 „das durch widrige Zeitläufte der Verödung überantwortete Klösterlein Raitenbuch mit seiner Muttergotteskirche“ wieder auf. Bischof Altmann von Passau, ein väterlicher Freund Welfs, stand hier als

Das Kloster Rottenbuch wurde der Zeit entsprechend im romanischen Stil erbaut. Eben-

[40]) M. Fastlinger, Die Kirchenpatrozinien in ihrer Bedeutung für Altbayerns ältestes Kirchenwesen (im Oberbayerischen Archiv L (1897), 339—440 und als Sonderdruck erschienen), S. 63.

[41]) Statistische Beschreibung des Erzbistums München-Freising III, 24.

[42]) Geschichte der bildenden Künste im Königreich Bayern (München 1862), S. 69.

falls ein romanischer Bestandteil ist heute noch der Turm der Pfarrkirche in Peiting. Beide Türme, der des Klosters zu Rottenbuch und der der Kirche zu Peiting, dürften annähernd zu gleicher Zeit erbaut worden sein. Die Türme wurden neben die Kirche gestellt. Diese Art der Bauweise wurde nach Sighart in der Stilperiode zwischen 960 und 1100 geübt.

Wie nach einem Streite der Klöster Rottenbuch und Steingaden im Jahre 1225[43]) aus den Urkunden des Klosters Rottenbuch hervorgeht, war die Kirche in Böbing vor dem Entstehen der Klöster eine Filiale von Peiting. Sonach muß also der romanische Bau der Kirche in Peiting vor der Erbauung des Klosters Rottenbuch im Jahre 1074 schon bestanden haben.

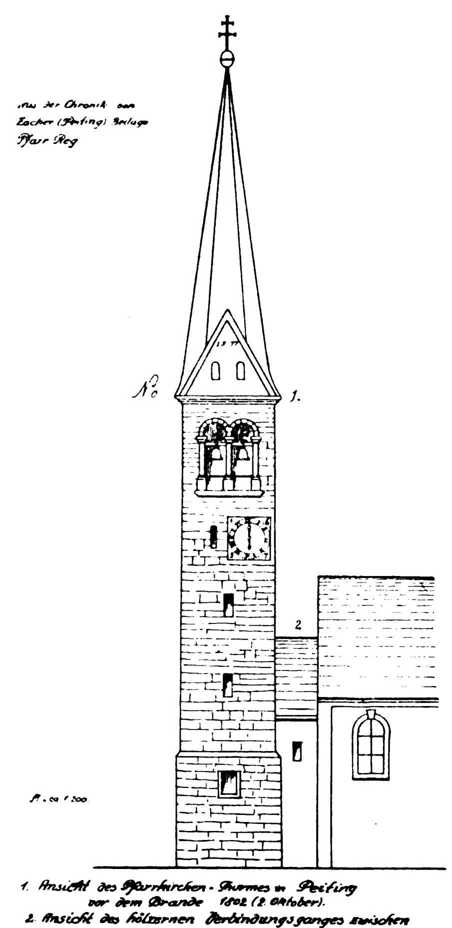
Der Bau der Kirche in Peiting fällt also in die Jahre zwischen 1055 und 1074, d. i. die Ankunft Welfs IV. in Deutschland und die Erbauung des Klosters Rottenbuch.

Als Bauherr kommt niemand weiter in Betracht als Welf IV., der Erbauer der neuen Burg Peiting. Bischof Altmann von Passau wird wohl auch zum Kirchenbau Peiting beratend zur Seite gestanden haben.

Die Kirche zu Peiting wurde auch von Welf VI. zur Zeit der Kreuzzüge zu wichtigen Handlungen benützt, wie die Urkunde von der Christnacht 1146 dartut, wonach er sich in Gegenwart seiner Gattin Uta und seines Sohnes Welf mit dem Kreuze bezeichnen ließ und hoch am Altar die Kreuzesfahne schwang.

Drei Jahre nach dem Tode Welfs VI., im Jahre 1194,[44]) gibt Herzog Konrad von Schwaben die von Welf ererbte Kirche in Peiting — ecclesiam in Bitingow — an das Kloster Steingaden.

Westermayer[45]) erzählt: „Im Jahre 1220 wollte der Propst von Rottenbuch das Verleihungsrecht auf die Pfarrei Peiting dem Kloster Steingaden streitig machen, allein durch einen in Altschongau ergangenen Schiedspruch[46]) ward das Stift Steingaden in seinem Rechte bestätigt." [47])



1. Ansicht des Pfarrkirchen-Turmes in Peiting vor dem Brande 1802 (2. Oktober).
2. Ansicht des hölzernen Verbindungsganges zwischen Kirche u. Turm vor dem Anbau der Ersteren mit dem Letzteren im Jahre 1862.—

Zuletzt im Jahre 1255 erkaufte Bischof Konrad von Freising das Patronatsrecht über die Kirche zu Peiting mitsamt den Grundstücken derselben und reichem Zubehör um 66 Pfund Augsburger Münze für das Hochstift Freising.[48])

---

[43]) Mon. Boica VI, 515.

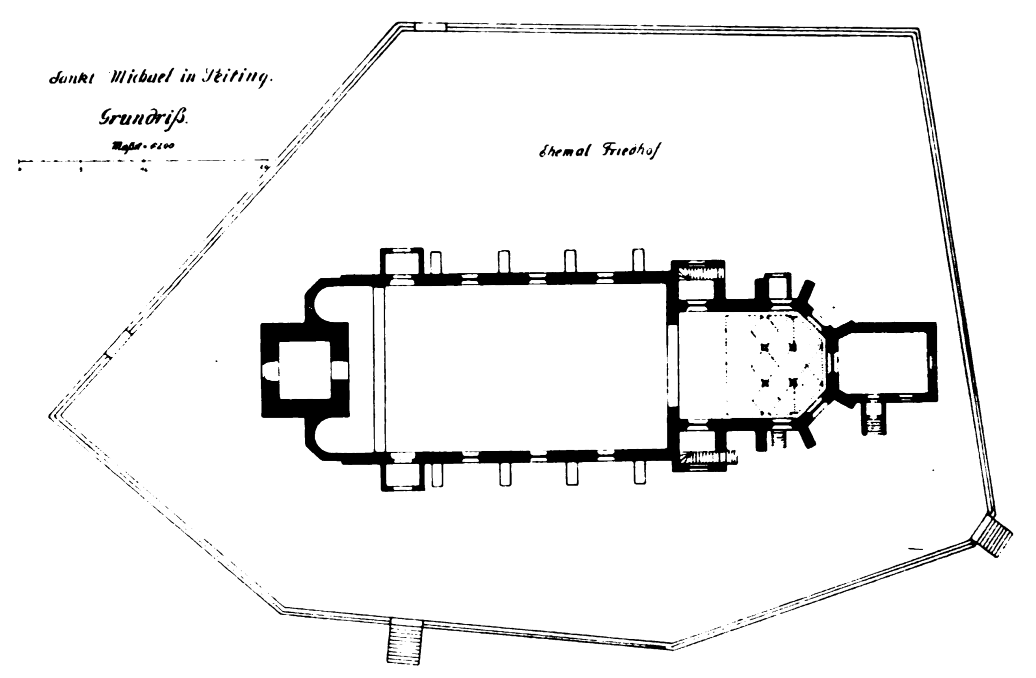
[44]) Mon. Boica VI, 502.

[45]) Statistische Beschreibung usw. III, 24.

[46]) Mon. Boica VI, 515.

[47]) **Anmerkung des Schriftleiters: In der betreffenden, eben angeführten Urkunde ist aber nicht von Altschongau, sondern nur vom oppidum Scongew die Rede. Für die unten zu erörternde Frage der Unterscheidung der alten und der neuen Stadt Schongau fällt also die angeführte Urkunde weg. Die bei Westermayers Bemerkung hereinspielende Urkunde von 1220 ist, wie unten in Anm. 72 gezeigt werden wird, hiefür ebensowenig zu verwerten.**

[48]) **Meichelbeck, Historia Frisingensis II, 1, 44.**



Als erster Pfarrer der Pfarrei wird in den Jahren 1220 bis 1231 Peregrinus de Tanne, Dompropst zu Konstanz, genannt.[49])

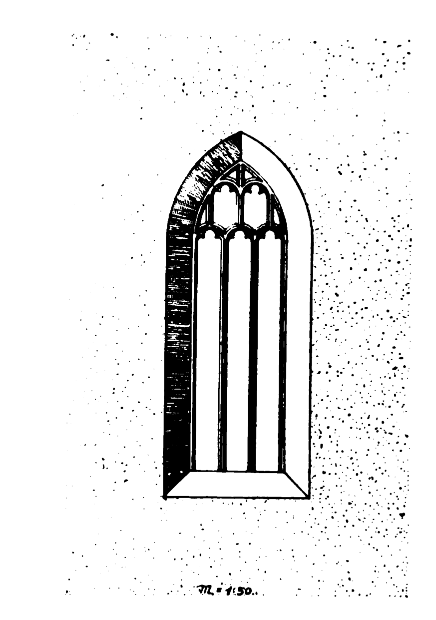
Von dem romanischen Bau (zwischen 1060 und 1070) ist, wie oben schon erwähnt, nur noch der Turm vorhanden. Jedoch auch nicht mehr in seiner ursprünglichen Form. Der Turmhelm, sowie die Glockenstube ist verschiedentlich umgebaut worden. Heute noch sind unter den bestehenden Schallöffnungen weitere zu erkennen, welche jedoch zugemauert sind. Auch das Mauerwerk der jetzigen Glockenstube ist anderer Art, so daß man fast den Schluß ziehen könnte, der Turm sei um eine Glockenstube erhöht worden.

Daß der Turm in ursprünglicher Form allein gestanden ist, zeigt nicht nur der Grundriß, sondern auch eine in der Peitinger Pfarr-Registratur befindliche Zeichnung. Die darunter befindliche Erklärung besagt:

1. Ansicht des Pfarrkirchenturmes in Peiting vor dem Brande 1802 (2. Oktober).

2. Ansicht des hölzernen Verbindungsganges zwischen Kirche und Turm vor dem Anbau der Ersteren mit dem Letzteren im Jahre 1862.

Über dem Hauptgesims des Turmes erheben sich noch Giebeldreiecke, auf denen ein romanischer Turmhelm sitzt. Das Giebeldreieck trägt die Jahreszahl 1577. Wenn auch diese Zahl gerade nicht auf ein Erbauungs- oder Erneuerungsjahr mit Bestimmtheit schließen läßt, so dürfte doch zu dieser Zeit der Turm das Aussehen der Zeichnung gehabt haben.



Vermauertes Fenster zwischen Sakristei und Chor der Pfarrkirche zu Peiting.

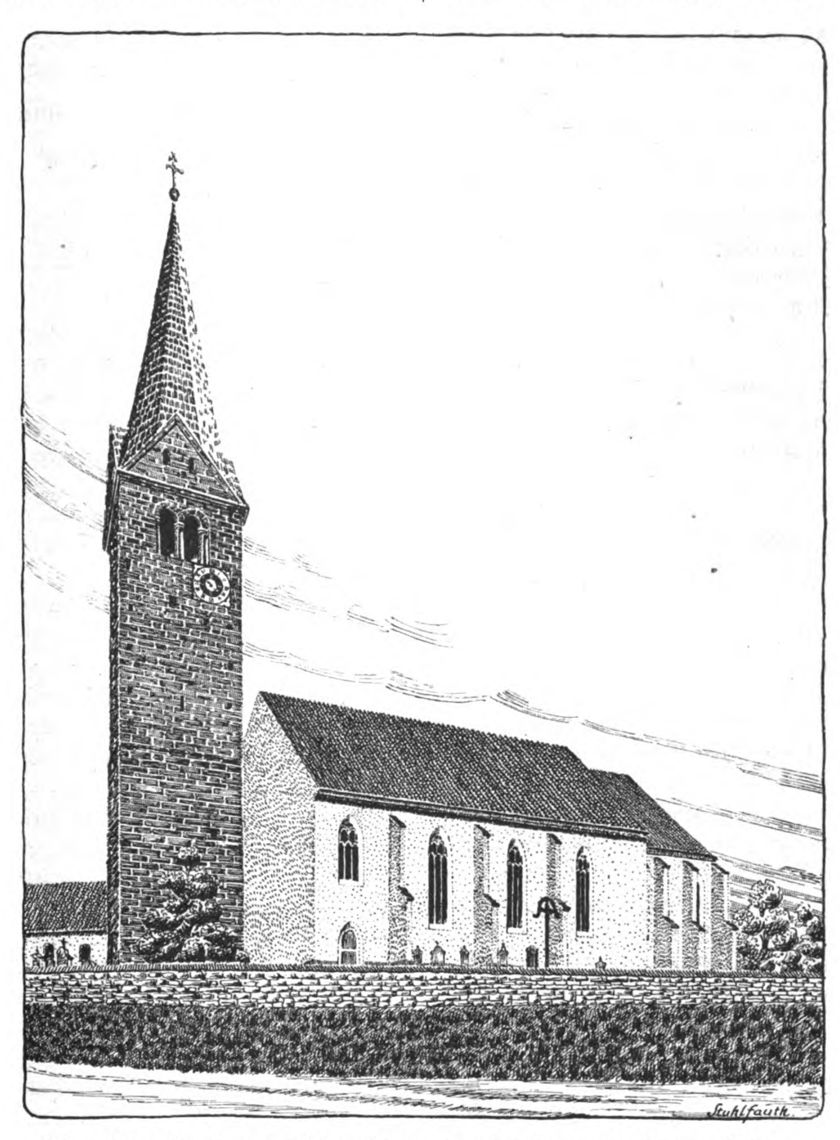
[49]) Daselbst S. 21/22; Zacher im Oberbayerischen Archiv IV (1842), 181; Westermayer a. a. O. III, 24.

Weiter zeigt die Zeichnung, daß der Turm in diesem Jahre nur je 2 Schallöffnungen besaß.

Das Langhaus, dessen Gewölbe und Dachstuhl bereits im Jahre 1761 einzustürzen drohten, wurde unter Pfarrer Franz Kuile umgebaut. Hier dürfte auch die vollständige Barockisierung durchgeführt worden sein, wie sie heute im Großen und Ganzen noch besteht.

Archidiakon Ambrosius vom kunstfördernden Kloster Rottenbuch legte am 10. August 1783 den Grundstein zur Erweiterung und Reparierung und weihte noch im Spätherbste dieses Jahres die Kirche.[50]) Der zwischen Langhaus und Turm bestehende Zwischenraum wurde mit einem hölzernen Verbindungsgang ausgestattet.

Der spätgotische Chor (darunter befindet sich eine spätgotische Krypta) wurde im Jahre 1809 erhöht, um den von Rottenbuch



Rekonstruktion des gotischen Zustandes der Pfarrkirche von Peiting.

[50]) Zacher a. a. O., S. 193.

stammenden Hochaltar aufstellen zu können.[51]) Die Mensa des Choraltars ist auch gotisch; rechts und links ruht sie auf Mauern; zwischen diesen stehen 2 romanische Säulchen aus der Zeit um 1200.[52])

Die wenigen noch vorhandenen gotischen Strebepfeiler befinden sich an den Achteckseiten des Choräußeren (wie auch an der Schongauer Stadtpfarrkirche). Gegen die Sakristei zu befindet sich — allerdings vermauert — ein Fenster mit zierlichem spätgotischen Maßwerk. Diese letzteren heute noch vorhandenen Wahrzeichen des gotischen Stils, sowie die Bedachung des Turmes in der oben erwähnten Zeichnung veranlaßten mich, die vorstehende Rekonstruktion des Gesamtbaues zu fertigen.

Die Kirche Sankt Nikolaus in Peiting.

Neben der Pfarrkirche in Peiting befand sich noch am Anfange des 18. Jahrhunderts ein dem heiligen Nikolaus geweihtes Kirchlein mit zwei Altären, wovon der Hochaltar dem hl. Nikolaus, der andere der hl. Dreifaltigkeit geweiht war. Im Turme befanden sich zwei Glocken.

Des Kirchleins Vermögen bestand in 300 fl.

Zacher erwähnt 1842, daß noch bis dahin die Volkssage, daß diese Kapelle die alte Pfarrkirche von Peiting gewesen sei, sich erhalten habe. Doch gehört St. Nikolaus den jüngeren Kirchengründungen an. Ungefähr dem 9. Jahrhundert.

Man ging, so lange die Kapelle bestand, jährlich am Mittwoch in der Bittwoche mit dem Kreuze dahin.

Hier befand sich das dem Namen nach noch bestehende Frühmeß-Benefizium, welches von der Dorfgemeinde gestiftet wurde. Das Jahr der Stiftung ist nicht mehr zu ermitteln, doch bestand das Benefizium bereits 1460.

Die an Gehalt so ärmlich dotierte Frühmesse wurde 1704 mit der Pfarrei vereinigt.[53])

Kurz darauf scheint die St. Nikolaus-Kapelle abgebrochen worden zu sein. Der Standort derselben soll um 1850 durch Grabungen in der Straße neben dem Wirtschaftsgarten „zum Pinzger" nachgewiesen worden sein.

Eine dreiviertel lebensgroße, bemalte Holzfigur des hl. Nikolaus aus dem 17. Jahrhundert befindet sich an der Wand des Chores in der Pfarrkirche.

Scongoe — Schongau — Altenstadt.

Alt-Schongau, das jetzige Altenstadt, verdankt seinen Ursprung den Römern. Die in der Nähe vorbeiführende via Claudia Augusta, erbaut von Tiberius Claudius. im Jahre 46 n. Chr.[54]), dürfte späterhin zur Anlage eines castrums (Lagers) geführt haben.

Auf dem Burglaberg wird von Weber[55]) ein ähnlicher Beobachtungsposten vermutet, wie ihn Frank[56]) zwischen 30 und 50 n. Chr. auf dem Auerberg nachgewiesen hat.

Ein römischer Name der Niederlassung hat sich nicht erhalten. Insbesondere trifft der ihm zugewiesene Name „Esco" (nova) der Peutinger-Tafel nicht zu. Esco ist Altdorf (B.-A. M. Oberdorf).[57])

Funde aber, wie das Bruchstück einer Tegula, 1 Sichel, 1 Messing- und 2 Bronzemünzen in der Umgebung Alt-Schongaus beweisen die Anwesenheit der Römer. Die Bronzemünzen sind eine gallische Kolonialmünze „Augustus und Agrippa" (vor 14. n. Chr.) und eine solche des Kaisers Nero (64—68 n. Chr.).

Eine römische Gründung ist ferner die St. Lorenzkirche. Sie gehört, wie die St. Lorenzkirche in Epfach, dem 4.—5. Jahrhundert an. Kaiser Konstantin der Große (306—357) brachte die Verehrung dieses Heiligen in Aufschwung.[58])

Frank[59]) schreibt, daß Alt-Schongau noch im Jahre 506 bei der Schwabeneinwanderung römische Bevölkerung gehabt haben kann, wie auch Epfach im Jahre 750 noch romanische Christen hatte.

[51]) Kunstdenkmale des Königreiches Bayern I (1895), S. 587.
[52]) Daselbst S. 588.
[53]) Bis hieher: Zacher a. a. O., S. 197 u. 201.
[54]) Frank, Altstraßen. Sonderheft zu den Deutschen Gauen, Nr. 78.
[55]) Beiträge z. Anthropologie u. Urgeschichte Bayerns XIV (München 1902), 20.
[56]) Daselbst XVI (München 1907), 65.
[57]) Frank, Deutsche Gaue 1907, S. 38, 39.
[58]) Fastlinger a. a. O., Sonderdruck S. 57.
[59]) Deutsche Gaue 1907, S. 32.

Die bajuwarische Mission des 8. Jahrhunderts dürfte dann dem Drachenheiligen St. Michael noch eine zweite Kirche (ein Baptisterium neben der bestehenden St. Lorenzkirche) gegründet haben. Westermayer[60]) schreibt, daß Kirchdörfer mit dem hl. Michael als Patron, die bloß nach dem sie bespülenden Flusse benannt sind, ursprünglich Baptisterien waren.

Der Name Schongau gehört wie Peiting (Peittengau) auch zu den Gauorten und bedeutet dementsprechend Dorfmark — Gau — der Schön-Ache.

Das erste Mal wird Alt-Schongau ca. 1070 bis 1080 urkundlich genannt, und zwar weist der Codex Traditionum von Benediktbeuren einen Huc de Scongoe (Hugo von Schongau) auf als Zeugen einer Schenkung von Andechser Grafen über Leibeigene.

In diese Zeit (1055) fällt die Ankunft Welfs IV. in Deutschland. Durch seine Ansässigmachung auf dem Schloßberg bei Peiting gewinnt neben letzterer Ortschaft auch Alt-Schongau an Ansehen.

In der bereits erwähnten Weingartener Aufzeichnung bei Hormayr werden nach 1109 auch curiae duae in Scongoe (2 Höfe in Schongau) genannt.[61])

Welf VI. zieht im Jahre 1147 seine Mannen aput Scongo (bei Schongau) zum Kreuzzuge zusammen, wo auch sein Lehensmann Hildebrand von Mohrenweiß sich mit Wessobrunn verglich.[62])

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts dürfte auch die Burg auf dem Burglach oder Schloßberg entstanden sein. Die von mir vorgenommenen Grabungen zeigen dieselben Ergebnisse wie die Grabungen in der Ortschaft selbst. Die Grabungen im Jahre 1907, unter der Leitung und Unterstützung des Landesamts für Denkmalspflege vorgenommen, ergaben das Vorhandensein einer an das nordwestliche Eck der Friedhofmauer anschließenden, ca. 100 Meter langen und 1,20 Meter starken Mauer aus Tuff- und Kieselsteinen aus dem welfischen Zeitalter.

Die Burg ist wahrscheinlich noch zu Lebzeiten des jungen Welf erbaut worden. Sein Vater hat ihn 1160[63]) selbständig gemacht, er verlieh ihm die italienischen Güter und 1164[63]) sogar die Besitzungen, welche er durch die Heirat mit seiner Ehefrau Uta erhalten hatte. Die Zuweisung eines eigenen Wohnsitzes auf dem Burglach bei Alt-Schongau dürfte hiemit erklärlich erscheinen. Zur Erziehung wurden dem jungen Welf die tüchtigsten Männer beigegeben, nicht nur aus Liebe zur Pracht, sondern um die Machtfülle auszudrücken.

Die Erbauung der Burg scheint auch den romanischen Bau der St. Lorenzkirche nach sich gezogen zu haben. Der Stil entspricht der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts.[64]) Auch wird bereits 1170 und 1183 ein Priester namens Ludovicus in Schongau genannt, der nur der seinerzeit schon bestandenen Pfarrkirche St. Lorenz angehört haben kann.[65])

In den Jahren 1183, 1185 1188 und 1189 ist viel von Gütertauschen in Schongau, Dornau und Niederhofen die Rede.[66]) Besonders dem Kloster Steingaden war hier reicher Besitz zugewiesen. — In den Giltbüchern von 1755[67]) ist noch die Rede „von des Gotzhauß Staingaden Hofstat im Oberfeld vor dem Holtz, gründt des Closters Raitenpuech und Staingaden im Feld gegen Niderhouen, gründt zu Fuessen und Staingaden im Feld hinter dem Burglach, gründt des Closters Staingaden im Feld gegen Burggaw wartz und gründt des Closters Staingaden im oberen Feld".

Höhere Bedeutung kommt Alt-Schongau zu, als Herzog Friedrich von Schwaben mit 21 Hochadeligen nach Weihnachten (27. Dezember) im Jahre 1185 bei Welf zu Alt-Schongau urkundet (Anno incarnationis Domini MCLXXXV, interventu avunculi nostri, ducis Vvelphonis, apud Sonegev in festo sancti Johannis evangeliste).[68]) Auf Veranlassung seines Oheims,

[60]) Fastlinger a. a. O., S. 36.
[61]) Hormayr a. a. O., S. 32.
[62]) Daselbst S. 42.
[63]) Adler a. a. O., S. 58 u. 68.
[64]) Kunstdenkmale des Königreiches Bayern I, 575.
[65]) Mon. Boica VI, 489 u. 493.
[66]) Daselbst S. 493—502.
[67]) Registratur der Pfarrei Schwabniederhofen, Fach III, Fasz. I, Nr. 1.
[68]) Württembergisches Urkundenbuch (Stuttgart 1858) II, 242.



des Herzogs Welf in Schongau, genehmigt hier der Herzog Friedrich V. von Schwaben Schenkungen für das Kloster Roth. Diese 21 Zeugen mit dem Herzog Friedrich von Schwaben waren sicher zu einer größeren Festlichkeit geladen. Da in diese Zeit der bedeutende Bau der St. Michaels-Basilika fällt, ist anzunehmen, daß es sich um eine Kirchenfestlichkeit handelte.

Im Jahre 1191 stirbt mit Welf VI. das Geschlecht aus. Damit sinkt auch wieder die Bedeutung seiner Besitzungen. Am 12. Oktober 1207 zu Nürnberg bestätigt König Philipp die Freiheiten und Besitztümer Steingadens, darunter Güter zu Dornau, Schongau und Peiting.[69])

Ein Teil der Bewohner ging um letztere Zeit an die Gründung einer neuen Stadt. Der eiförmige Berg am Lech (die heutige Stadt) mag der Anziehungspunkt gewesen sein; er war leicht zu befestigen und zu verteidigen. Boxler[70]) führte an, daß die Bestätigungsurkunde des Papstes Honorius zugunsten des Klosters Rottenbuch vom 8. Juli 1220[71]) mit den Worten schließe: „apud urbem veterem Schongau". Aus dieser Stelle bei Boxler hat man bis heute gefolgert, daß zu dieser Zeit also die Verlegung der Stadt bereits im Gange, wenn nicht schon vollzogen war. Dem Herrn Schriftleiter verdanke ich die Mitteilung, daß Boxler hier einem schweren Irrtum zum Opfer gefallen ist[72]), und daß von der alten Stadt Schongau an jener Stelle nicht die Rede war. Erst in späteren Urkunden ist eine Scheidung der alten von der neuen Stadt getroffen.

So wurde im Jahre 1253 Berchtold, Propst in Steingaden, von Bischof Hartmann von Augsburg in die alte Stadt Schongau — ad veterem civitatem Schongau — abgeordnet, um als Schiedsrichter zu wirken.[73])

Eine Urkunde von 1289[74]) betrifft Güter von Alt-Schongau, welche die Tempelherren an das Kloster Steingaden abgelassen haben; sie spricht deutlich von der alten Stadt — in antiqua civitate Schongaw. An Zeugen werden dabei genannt Friedrich, rector ecclesie in Schongaw, Petrus, advocatus ibidem, und sein Bruder Heinrich.

In den Jahren 1346 und 1433 ist dann ausdrücklich von den Bürgern in der alten und newen Statt ze Schongaw[75]) die Rede, ein Beweis, daß beide Ortschaften getrennt waren, jedoch den gemeinsamen Namen Schongau trugen. Von letzterem Zeitpunkt an (1433) wird dann Alt-Schongau nur noch „Altenstat" genannt.

Die Welfenburg auf dem Schloßberg bei Alt-Schongau.

Der Burglach oder Schloßberg, ein nördlich von Alt-Schongau gelegener Moränenhügel, zeigt auf seiner 763 m hohen Kuppe noch deutlich künstliche Umwallungen, ähnlich wie diejenigen auf dem Schloßberg bei Peiting.

Wie aus nachstehendem Lageplan ersichtlich, ist der die Hauptgebäude tragende Kegel auch von den gegen Norden zu sich allmählich abflachenden Bergrücken durch einen tiefen künstlichen Graben getrennt. Der Kegel steht also allseitig frei. Gegen Westen ist der Hauptkegel sowie der nördliche Anschluß wiederholt durch tiefe Gräben und Wälle gesichert, während die Ostseite durch den schroffen Abfall des Berges selbst genügend geschützt war. Grabungen auf dem Hauptkegel ergaben wie auf dem Peitinger Schloßberg Mauerbrocken aus Tuff, Knochenreste, geschmolzene Eisenteile und Brandschutt.

Ein alter Bürger namens Lang, früher in Altenstadt, berichtet, daß sein Großvater und verschiedene Bauern ungefähr im Jahre 1825

[69]) Mon. Boica VI, 505.

[70]) Geschichtliche Nachrichten von Schongau-Altenstadt (1838), S. 5.

[71]) Mon. Boica VIII, 20; Potthast, Regesta pontificum Romanorum I (1874), 548.

[72]) Anmerkung des Schriftleiters: Die von Papst Honorius III. am 8. Juli 1220 dem Kloster Rottenbuch erteilte Urkunde ist ausgestellt apud urbem veterem, nicht apud urbem veterem Schongau. Papst Honorius weilte nicht in Schongau. Urbs vetus ist Orvieto bei Rom.

[73]) Boxler a. a. O., S. 5. Die dort erwähnte Collectio antiquitatum monasterii Rottenbuchensis (1766) des P. Prosper Speer zitiert auch Wietlisbach a. a. O., S. 14. Vgl. auch Brackmann, Germania pontificia I (1911), 374.

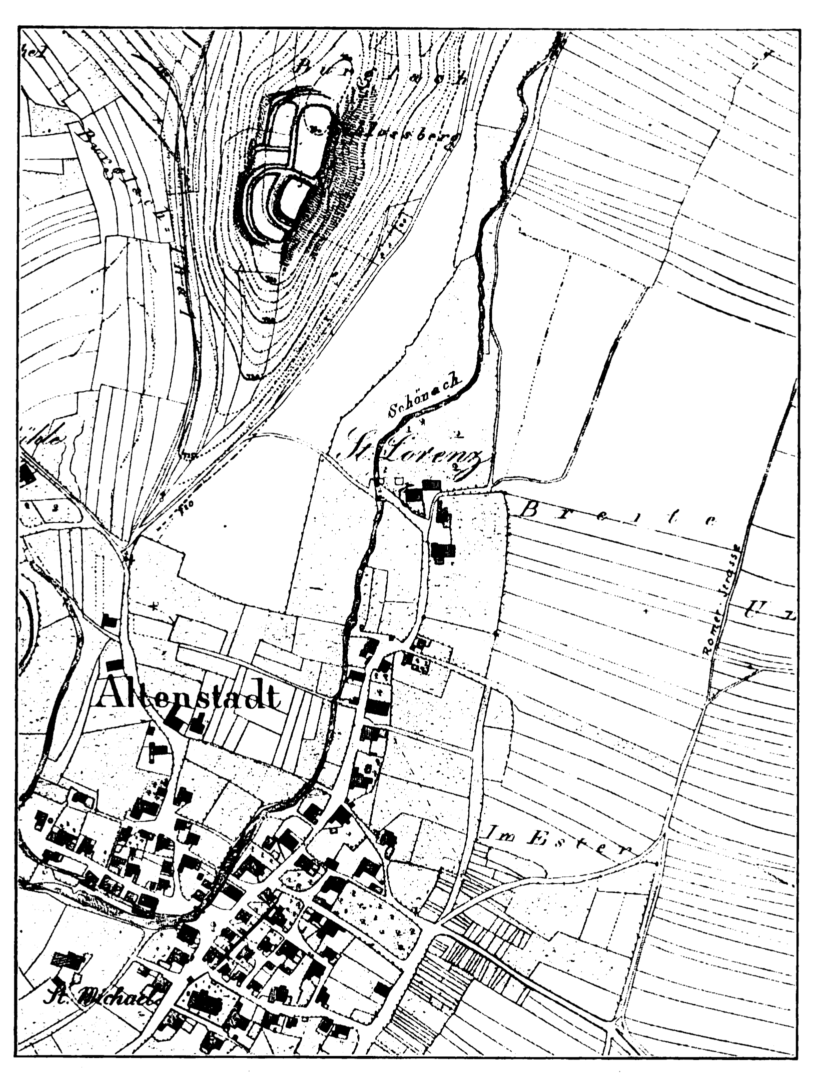
[74]) Mon. Boica VI, 548.

[75]) Mon. Boica VIII, 70 u. 100.



am oberen Kegel des Burglach gegraben haben. Dabei wurde eine Grundmauer von Quadersteinen und auch verschiedene Balkenstücke zutage gefördert. Mehrere Steine wurden am Kellergewölbebau des Kellerschen Gasthauses verwendet. Überhaupt sind in Altenstadt viele Michaels-Basilika. Der Burglach zeigt jedoch keinerlei Baulichkeiten, ein Zeichen, daß die Burg bereits im 15. Jahrhundert verfallen war.

Die von mir betätigten, bereits im vorigen Abschnitt erwähnten Grabungen in Alt-Schongau und auf dem Burglach ergaben bauliche



Lageplan von Altenstadt und der dortigen einstigen Welfenburg.

Gebäulichkeiten aus Tuffsteinen errichtet, die sicher von dem Burgbau herrühren.

An Bildern ist nur das bereits in dem Abschnitt „Die Welfenburg auf dem Schloßberg bei Peiting" erwähnte Ölgemälde vorhanden. Auf diesem ist Alt-Schongau mit dem Burglach im Hintergrunde sichtbar, besonders die schöne Anlagen aus der Welfenzeit. Nachdem Alt-Schongau uralter welfischer Besitz war, konnte als Erbauer der Burg auch niemand weiter in Betracht kommen als die Welfen.

Da Urkunden, welche die Burg Alt-Schongau erwähnen, nicht mehr vorhanden sind, soll wiederum die Welfengeschichte gestreift werden.

Wie wir bereits gesehen haben, war im Frühjahr 1147 die Ebene bei Alt-Schongau — aput Scongo — der Sammelplatz der Kreuzzugteilnehmer. Den Ausschlag für die Wahl dieses Platzes dürfte wohl die günstige Übersehbarkeit der großen Ebene vom Burglach aus gegeben haben. Die Handlungen finden zwar um diese Zeit noch auf dem Schloßberg zu Peiting statt, doch hat Alt-Schongau in der Folgezeit an Bedeutung zugenommen. Die Grundstückstausche um Alt-Schongau mehren sich von da an immer mehr.

Das Heranwachsen des jungen Welf VII. veranlaßte seinen Vater zur Abgabe von Besitzungen. Als der junge Welf (ungefähr 25 Jahre alt) mit seinem Vater im Jahre 1159 nach Crema zu Kaiser Friedrich zieht, erhält dieser dort (1160) die italienischen Besitzungen zur Verwaltung überwiesen. Bis 1164 versuchte der junge Welf gegen die Machenschaften des Kaisers und seines Kanzlers diese Güter zu schützen. Wiederholt schied er im Zorn von Italien, um seinem Vater zu berichten, bis dieser selbst die Angelegenheit übernahm. Bevor der alte Welf sich im Jahre 1164 zur Reise nach Italien anschickte, übertrug er noch dem Sohne alle Besitzungen, welche er durch die Heirat seiner Gemahlin Uta erhalten hatte.[76])

In diesem Jahre schlug der junge Welf VII., kaum 30 Jahre alt, in Abwesenheit seines Vaters die noch lange bespöttelte Schlacht vor Tübingen. Dies läßt bereits auf große Selbständigkeit schließen, und es dürfte daher nicht verwunderlich erscheinen, wenn der junge Welf — mit der Verwaltung ausgedehnter Besitztümer betraut — sich auch einen eigenen Wohnsitz errichtete. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Burg auf dem Schloßberg bei Alt-Schongau von Welf VII. erbaut wurde.

Mit der Verleihung der Besitzungen an ihn, mit der Vertretung seines Vaters in Händeln und der Beigebung von erlesenen Ratgebern war der Höhepunkt in der Machtentfaltung des welfischen Hauses erreicht. Leider dauerte diese Herrlichkeit nicht lange.

Im Januar 1167 tritt der alte Welf seine zweite Pilgerfahrt nach Jerusalem an. Er übergab die Vertretung seinem Sohn, den er nicht mehr lebend sehen sollte.

Kaiser Friedrich forderte in der Abwesenheit des Vaters den jungen Welf zu einem Heerzug nach Italien auf. Bei diesem Waffengang erlag Welf VII. am 12. September 1167 zu Siena dem Sumpffieber.[77])

Untröstlich über den Verlust des einzigen Erben seiner Macht, brachte der alte Welf nach seiner Rückkehr die Überreste seines Sohnes nach Steingaden, wo er im Kloster eine Gruft auch zu seiner Ruhestätte bestimmte.

Nach den bereits erwähnten in Jubel und Genuß verbrachten Jahren scheint bei Welf VI. der ernstere, ja auch streitbare Sinn wieder die Oberhand erlangt zu haben. Die Geldnot wird das nötige dazu beigetragen haben, und das letzte glänzende Fest am Gunzenlee 1175 war gleichsam der Schlußstein seiner heiteren Stimmung.[78])

Gelegenheit zu ernsterer streitbarer Tätigkeit bot die Wahl des Priors Hartwig von St. Ulrich und Afra zum Bischof von Augsburg. Welf VI., welcher der Vogt so vieler kirchlicher Güter im Bistum Augsburg war, lag gar bald im Streit mit Bischof Hartwig. Letzterer wütete besonders gegen den Abt von Wessobrunn, welches Kloster Welf mit wiederholten Schenkungen bedachte. Welf sandte seinen Gesandten Otto von Raitenbuch gar oft mit langen Beschwerden an Papst Alexander. Die von Welf nachgesuchte Erlaubnis, die Kleriker auf dem welfischen Territorium durch andere Bischöfe zu weihen, wurde jedoch nicht erteilt; nur wurde bewilligt, daß das an der Grenze des Augsburger und Freisinger Sprengels gelegene Kloster Steingaden zu letzterem Sprengel gezogen wurde (1177). In der Folgezeit jedoch söhnte sich Welf mit Bischof Hartwig von Augsburg wieder aus.

Auf dem Reichstag zu Worms im Jahre 1179 bot Welf dem Kaiser Friedrich seine Erbgüter gegen Zahlung einer bestimmten Summe an. Mitte Mai erfolgte in Konstanz die Übergabe, womit auch die Landschaften am Lech bis nach Tirol hinauf und Augsburg hinunter an Friedrich fielen. Welf erhielt sie dann als Lehen.[79])

[76]) Adler a. a. O., S. 68.
[77]) Daselbst S. 76.
[78]) Daselbst S. 77.
[79]) Daselbst S. 93.

Im Jahre 1183 beschenkte er sein Kloster Steingaden so reichlich, daß die Mönche das Jahr als neues, zweites Stiftungsjahr betrachteten.[80])

Da nun bei Welf VI. sich eine Atmungskrankheit einzustellen begann, holte er seine treue Gattin Uta von Tirol zurück (1183). Von nun an lebte er sehr zurückgezogen. Nur einmal noch vor seinem Tode besuchte er die Stätten in Italien, wo er mit seinem Sohne so oft verweilt hatte. Am 17. Mai 1185 kam er vor Crema mit dem Kaiser zusammen. Er kehrte jedoch bald wieder zurück. Von seiner Vermittlung ist dann die Rede in der schon oben erwähnten Urkunde vom 27. Dezember gleichen Jahres, welche auf Welfs Besitz Alt-Schongau Kaiser Friedrichs Sohn, Herzog Friedrich V. von Schwaben, für das Kloster Roth ausstellte[81]), vermutlich bei einer Feierlichkeit anläßlich des Baues der St. Michaels-Basilika, Welfs letzten Werkes.

Nicht lange mehr dauerte sein Wirken. Am 15. Dezember 1191 starb er, 76 Jahre alt, zu Memmingen, seinem Lieblingsaufenthalt der letzten Jahre. Noch auf dem Sterbelager nahm er den um ihn versammelten Ministerialen den Eid ab, seine Leiche in das Kloster Steingaden zu bringen. Hier setzte ihn Bischof Udalschalk von Augsburg, sein vertrauter Freund, an der Seite seines fast 25 Jahre in der Klostergruft ruhenden Sohnes bei. Allgemeine Trauer erfüllte das Land beim Hingang des mit dem Beinamen „der Milde" geehrten Herzogs.[82])

Nach dem Tode Welfs hätten dessen Besitztümer vertragsgemäß an Kaiser Friedrich oder dessen zweiten Sohn Herzog Friedrich V. von Schwaben fallen müssen. Aber beide hatte bereits der Tod hingerafft. Nach dem Tode Friedrichs am 10. Juni 1090 und seines Sohnes am 20. Januar 1191 kamen die welfischen Besitztümer an Kaiser Heinrich VI., der sie anfangs durch Ministerialen verwalten ließ, am 24. Mai 1192 jedoch auf dem Reichstag zu Worms seinen Bruder Konrad, Kaiser Friedrichs dritten Sohn, damit belehnte.[83])

Als Verwalter der Alt-Schongauer Güter wird im Jahre 1240 Hermannus Prepositus de Schongow erwähnt.[84])

Wie Albero von Bruckberg[85]) auf der Burg Peiting, so wird wohl Hermann von Schongau auf der Burg Alt-Schongau die Erbgüter Welfs verwaltet haben.

Die Kirche Sankt Lorenz in Altenstadt.

Das nördlichste Gebäude — zugleich das älteste — von Alt-Schongau ist die frühere Kirche St. Lorenz. Sie steht am östlichen Ufer der Schönach, zwischen letzterer und der Römerstraße; dem Schloßberg schräg gegenüber.

Wie bereits oben S. 66 bemerkt wurde, ist St. Lorenz römische Gründung.

Die Entfernung der Kirchen von den eigentlichen Befestigungen — extra muros — darf nicht beirren, weil die Kirchen außerhalb der Befestigungen lagen.[86])

Vermutlich ist ein Teil der römischen Bevölkerung im Jahre 506 ansässig geblieben (wie in Epfach) und ging dann in der eingewanderten Schwabenbevölkerung auf.

Diese letztere muß zur Zeit der bajuwarischen Mission im 7. und 8. Jahrhundert ziemlich zahlreich gewesen sein, da noch eine zweite Kirche als gründenswert erachtet wurde.

Sankt Lorenz war, wie zu dieser Zeit überhaupt die meisten Kirchen, aus Holz erbaut und wird mit St. Michael eine von den hundert im Jahre 1088 verwüsteten Kirchen gewesen sein. An Ansehen hat sie erst zur Zeit der Welfenherrschaft gewonnen. Nachdem Alt-Schongau unzweifelhafter welfischer Besitz war, ist wohl der heute noch sichtbare Bau als ein Werk der Welfen anzusehen.

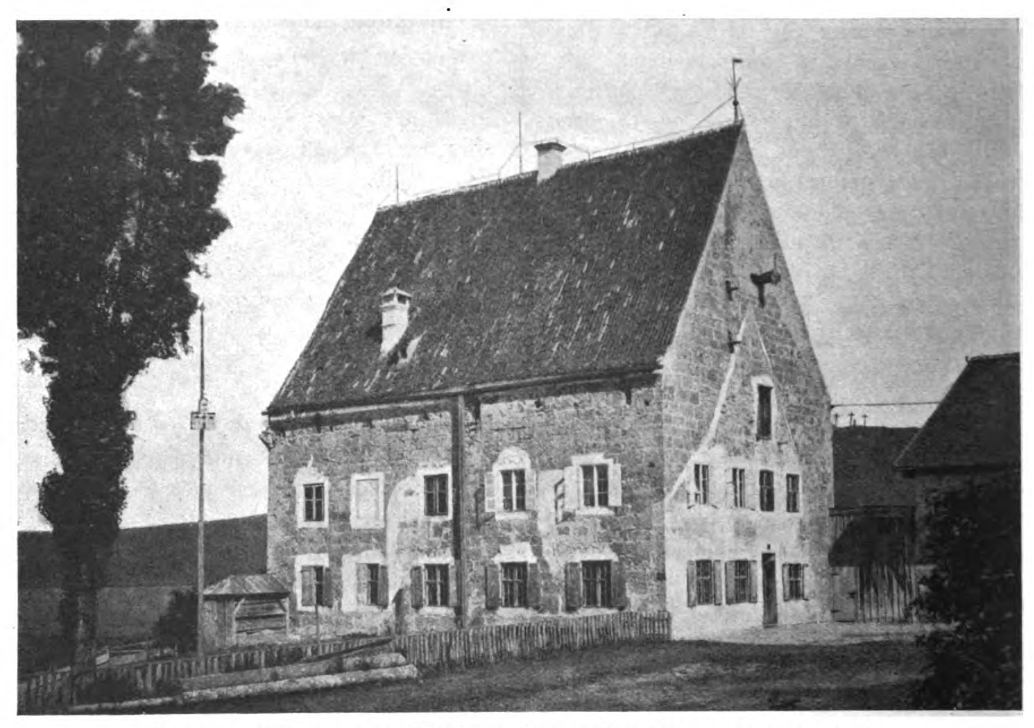
Die Erbauung der romanischen Kirche St. Lorenz, die noch vor St. Michael entstand, erfolgte sicher noch zu Lebzeiten des jungen

80) Mon. Boica VI, 492.
81) Wirtembergisches Urkundenbuch II, 242.
82) Adler a. a. O., S. 101.
83) Daselbst S. 102
84) Mon. Boica VIII, 26.
85) Vgl. oben S. 54 u. 61.
86) Fastlinger a. a. O., S. 55.

Welf VII., denn 1170 und 1183 wird wiederholt ein Priester „Ludovicus in Schongau“ genannt.[87])

Am 8. Juli 1220 bestätigt Papst Honorius in der oben S. 68 erwähnten, zu Orvieto ausgestellten Urkunde dem Propst und Konvent von Rottenbuch u. a. den Besitz der Kirche des hl. Lorenz in Schongau (Ecclesiam sancti Laurentii in Schongau.)[88])

Bezold bezeichnet die Kirche als einen romanischen Quaderbau aus dem späteren 12. Jahrhundert. Es war eine stattliche einschiffige Kirche mit einer Apsis. Letztere wurde abgebrochen und der Chorbogen vermauert, doch ist er an der Verschiedenheit des alten und neuen Mauerwerks kenntlich. Ebenso ist der Ansatz des Daches der Apsis an der Ostwand des Hauses sichtbar. An der Südseite Spuren der Fensterbögen über den Fenstern des Obergeschosses. Am Ansatz des Westgiebels zwei Kragsteine. Spuren größerer, tiefer stehender Fenster zeigen, daß die Kirche (Bezold meinte: im 17. Jahrhundert) verändert worden war.[90])



Jetziger Zustand der einstigen Kirche St. Lorenz zu Altenstadt.

In mehreren bischöflichen Erlassen ist die Rede von der Pfarrkirche St. Lorenz. So werden[89]) 1460 die parochiales und die ecclesia parochialis sancti Laurentii prope opidum Schongaw und 1462 die „Pfarrkirche St. Lorenz außerhalb der Mauern der Stadt Schongau“ (parochialis ecclesia sancti Laurentii extra muros opidi Schongau) genannt. In letzterer Urkunde wird Peter Stephan, Pfarrvikar in Niederhofen und zu St. Lorenz bei Schongau, erwähnt.

Letzteres wird wohl im Jahre 1555 gewesen sein, denn am Ende eines alten „Saalpuech-Auszuges“ besagten Jahres steht folgendes zu lesen:

„Item Zu Sannct Lorentzen Pfarr-Chirchen ausserhalb Schongaw bey Altenstatt, Welliches

[87]) Mon. Boica VI, 489 u. 493.
[88]) Mon. Boica VIII, 20.
[89]) Daselbst S. 108 u. 109.
[90]) Kunstdenkmale des Königreiches Bayern I (1893), S. 575.

in Bründt Abkhomen gewest. Hab Ich ausserhalb Chalch, Zygelstain und Holz, an Pawen gelt bezalt und verpawen FünfundAchtzig gulden Vier und dreyssig Chreuzer drey Heller.

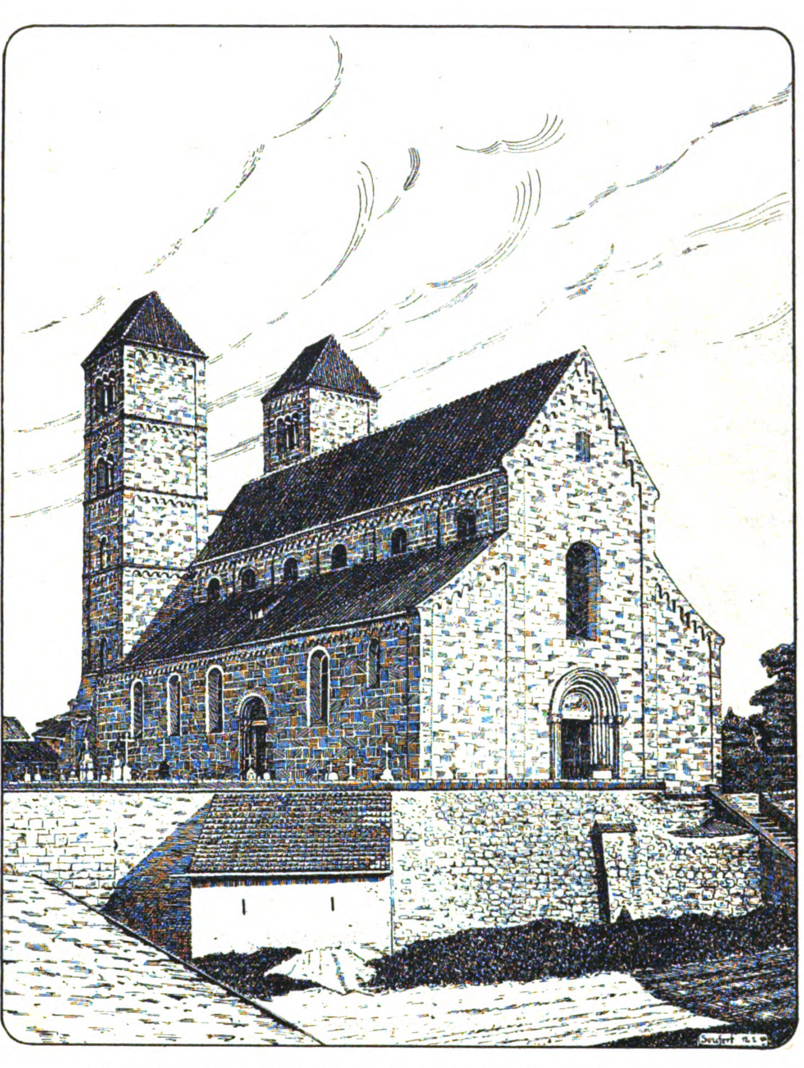
Davon hab zu Enntrichtung diß Paws der Pfarrkhirchen Etliche Stükh Verkaufft, So betroffen hat, Ainhundert Fünff gulden, davon Ich widerumb Empfanngen, Neunundt sybentzig Virundfünffzig Chreuzer." [91])

Bezold sagt ferner: Die Kirche, ein romanischer Quaderbau aus dem späteren zwölften Jahrhundert, wurde 1811 zu einem Wohnhaus umgebaut. Im Jahre 1812 schrieb der damalige Pfarrer Michael Schorer:

„Diese St. Lorenzkirche wurde dem durch Blitz abgebrannten Mayerbauer alldort zu kauffen gegeben um 300 fl, die derselbe zum Wohnhaus umänderte. Ich aber d. z. Kammerer und Pfarrer in Niederhofen exekrierte diese Filial." [92])

Damit hatte diese altersgraue Kirche aufgehört zu bestehen.

Wie bereits erwähnt, nahm die bajuwarische Mission die Drachenheiligen als Bekehrungsheilige mit ins Erbe. Der Drache, mit welchem



Die Kirche St. Michael in Altenstadt gegen Nordwesten.

Die Kirche Sankt Michael in Altenstadt.

Ganz im Süden der Ortschaft steht die in ihren Gesamtformen noch gut erhaltene Sankt Michaels-Basilika. Sie wurde wohl an Stelle einer bereits von der bajuwarischen Mission gegründeten St. Michaelskirche gebaut.

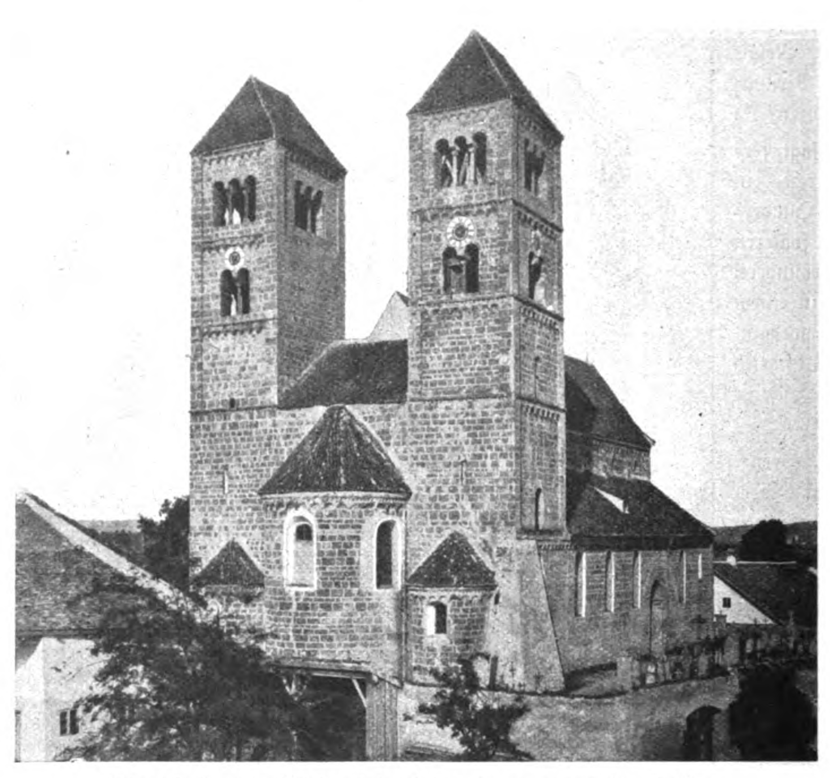
die Heiligen von der christlichen Kunst ausgestattet wurden, hat mystische Bedeutung.[92]) Das Bild im Tympanon des Westportals (ein Drachenkampf) ist sicher nicht ohne Absicht angebracht worden.

Die Ostseite mit den weithin sichtbaren Türmen zeigt dem Besucher, der von Schongau

[91]) Registratur der Pfarrei Schwabniederhofen, Fach III, Fasz. I, Nr. 1.
[92]) Fastlinger a. a O., S. 63.

kommt, ein künstlerisch anziehendes Bild. Der sehr interessante Bau nimmt eine hervorragende Stellung in der oberbayerischen Baukunst ein.

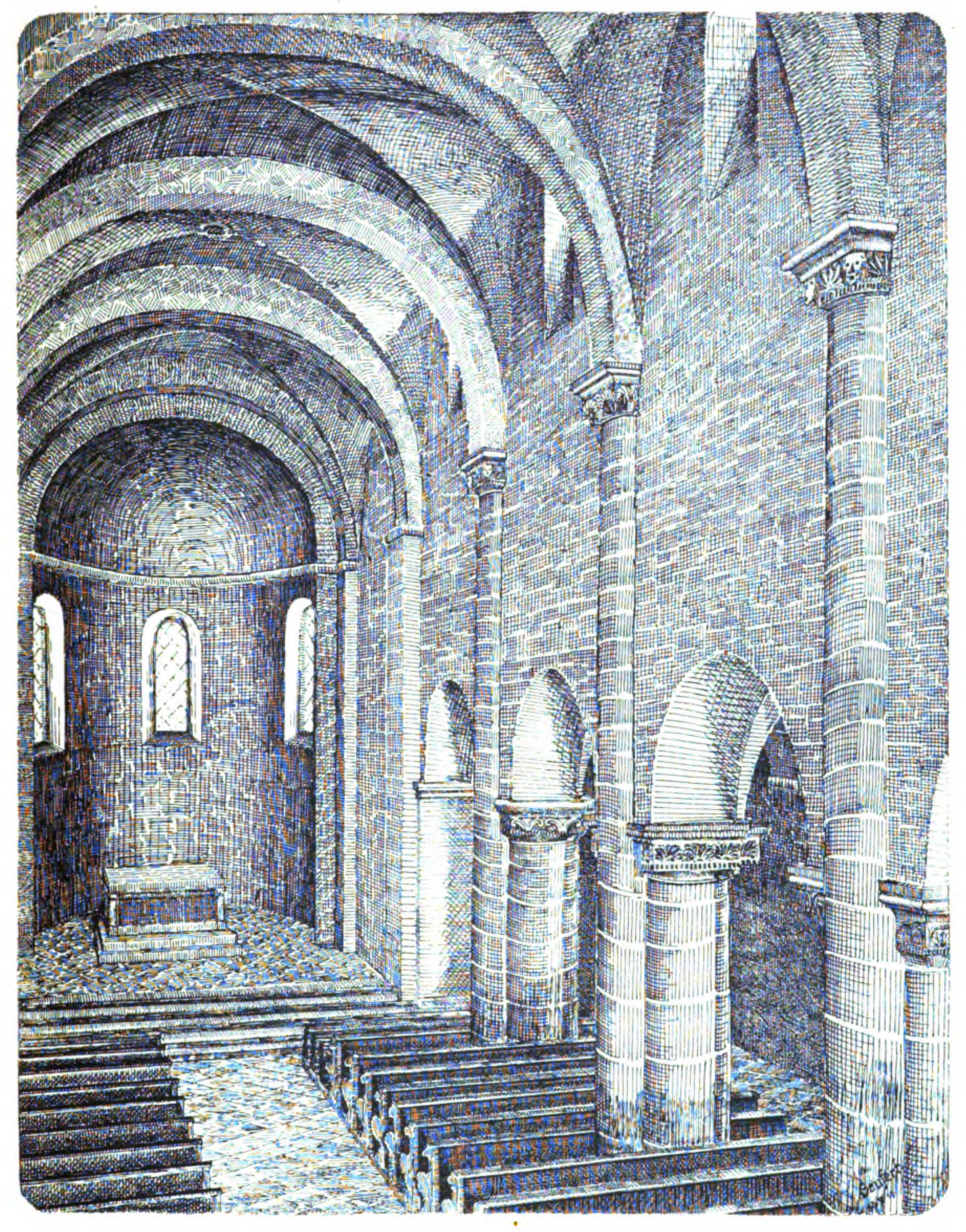
Die mit abgewalmten Satteldächern versehenen Türme sind noch unberührt von der verbessernden Hand und machen mit ihrem wagrecht geschichteten Quadermauerwerk aus



Die Kirche St. Michael in Altenstadt gegen Nordosten.

Tuffsteinen einen altehrwürdigen Eindruck. Näher gekommen sieht man dann die das breite Mittelschiff und die beiden Seitenschiffe abschließenden halbkreisrunden Apsiden. Bogenfriese und deutsche Bänder — an den Türmen die Lisenen unterbrechend — gliedern das Ganze. Die Westfassade zeigt den Querschnitt der Kirche: Satteldach über dem Hauptbau und an diesen beiderseitig anschließend die Pultdächer der beiden Seitenschiffe. Auf dieser Seite befindet sich auch ein reich gegliedertes Portal. Das Tympanon enthält eine schon viel gedeutete Reliefdarstellung. Doch davon später. Das Nordportal ist weniger reich gegliedert, das Tympanon dort ohne Darstellung.

Der erste Eindruck, den das Innere mit seinen hohen Bogen und Gewölbefeldern auf den Besucher macht, ist sehr bedeutend. Man sieht es den Mauern und Pfeilerstärken an, daß sie mit Rücksicht auf die Raumgewölbe bemessen wurden. Die auf den Halbsäulen des Mittelschiffes ruhenden hochansteigenden Quergurtbögen zeigen in ihrem unverändert erhaltenen Bestand eine gewisse Unsicherheit. Die elliptischen Bögen verraten nicht die Konstruktion am Reißboden. Der Querschnitt der an die Gurtbögen anschließenden Kreuzgewölbe folgt den ersteren auch nicht in gleichmäßigem Abstand. Ein aufmerksamer Beobachter findet auch, daß bei Grundrißanlage der Pfeilerbündel Winkel und Meßband nicht genau gehandhabt wurden. Besonders fällt dies bei den letzten

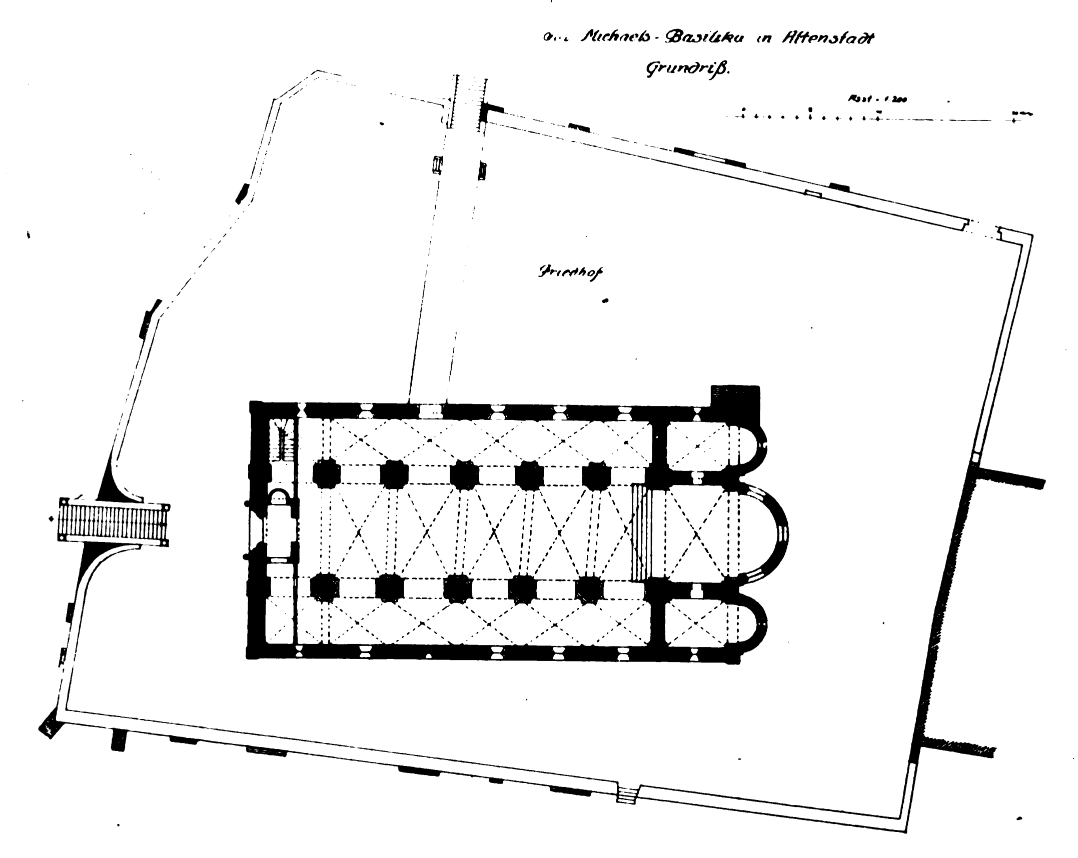


Inneres der Kirche St. Michael in Altenstadt.

Pfeilerpaaren gegen den Chorraum zu in die Augen. M. E. wurden Gurtbögen und Gewölbe auf Lehrgerüsten mit Sandausgleichung hergestellt. Diese „ungezirkelte“ Raumkunst ist es auch, welche in Verbindung mit derber Ornamentierung eine ernst-weihevolle Stimmung auf den Beschauer hervorruft.

Unwillkürlich fragt man da: Wer mag wohl der kühne Baumeister gewesen sein?

Hager[93]) sucht das merkwürdige Auftreten eines vollständigen Gewölbebaues in dieser Gegend durch lombardische Einflüsse zu erklären und erwähnt dabei die ähnliche Verwendung von Halbsäulen zu Gurt- und Arkadenbögen, sowie die Proportion und Dekoration der Kapitäle von St. Zeno in Verona, Klostergründers Sigeboto von Bernried (früher in Epfach und Rottenbuch), baute im Jahre 1138 in dem Gebiete des heutigen Stadtamhof (Regensburg) das Kloster Sankt Mang. Hiebei kam es zwischen dem Bauherrn und dem Baumeister aus Como (Lombardei) zu Zerwürfnissen. Im Jahre 1146 ersuchte Paul von



S. Ambrogio in Mailand und anderwärts in der Lombardei.

Hieher einschlägig ist eine Abhandlung betreffend die Ausführung von Kirchenbauten durch lombardische Baumeister von Dr. Georg Ratzinger.[94]) Derselbe veröffentlichte einen Briefwechsel zwischen Paul von Bernried (dem Verfasser der Vita Herlucae von Epfach) und dem Bischof von Mailand.

Paul von Bernried, ein Zögling des Bernried den Erzbischof Obert von Mailand um Vermittlung in der Sache.[95]) Aus diesem Brief ist zu entnehmen, daß die Baugenossenschaften von Como den Bau von Kirchen und Klöstern in Deutschland übernahmen. Daraus erklärt sich auch die Nachahmung so vieler italienischer Vorbilder in den romanischen Kirchen Bayerns. Ratzinger rügt die Nichtverwendung dieses Briefes für die Baugeschichte Bayerns durch Sighart[95a]) und Berthold Riehl.

[93]) Die romanische Kirchenbaukunst Schwabens (München 1887), S. 59.

[94]) Forschungen zur bayerischen Geschichte (Kempten 1898), S. 578 ff.

[95]) Welf VI. hat vielleicht das Kloster St. Mang im Jahre 1147 besucht, als er sich zu Regensburg zum Kreuzzug einschiffte. Vor der Einschiffung stiftete er auch Steingaden.

[95a]) Anmerkung der Schriftleitung: Der Brief ist aus dem Original des Mailänder Kapitelsarchives erst 1883 von Pflugk-Harttung in seinem Iter italicum, S. 477 ff. veröffentlicht worden. Sighart aber ist schon 1867 gestorben. Man darf es ihm nicht übelnehmen, daß er den Brief nicht kannte. Ratzingers Auslegung des Briefes ist nicht ganz befriedigend.

Er sagt: Der Brief verdient eingehende Würdigung für die Geschichte der romanischen Bauten.

So dürfen wir hier wohl bei unserem Alt-Schongauer Münster sicher auf lombardische Baumeister schließen, umsomehr als wir oben bereits auf ähnliche Motive an Bauwerken in der Lombardei hinweisen konnten.

Nun aber stellt sich die Frage: Wer war der Bauherr?

Hier müssen wir vor allem auf die Merkmale der Stilzeit schließen. Sighart spricht ohne weiteren Anhalt von 1160—1180.[96])

Berthold Riehl[97]) weist in Hinblick auf die schmalen Gewölbefelder auf den Beginn des 13. Jahrhunderts. Hager[98]) nimmt als Baudatum die Zeit um 1220.

Bezold[99]) sagt in den Kunstdenkmalen: Nach stilistischen Merkmalen muß der Bau zwischen die Jahre 1180 und 1220 gesetzt werden.

Der Bau des Münsters zu Alt-Schongau wird auch nicht vor Beendigung des Kloster- und Kirchenbaues in Steingaden begonnen worden sein. Die Kirche in Steingaden wird bereits im Jahre 1177 in zwei Urkunden des Papstes Alexander III. als geweiht bezeichnet. Wahrscheinlich wurde der Bau in Alt-Schongau um diese Zeit begonnen. Nachdem in der Staufenzeit während der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts die Verlegung der Stadt Schongau im Gange war, ist nicht anzunehmen, daß noch zu Beginn dieses Jahrhunderts neben der bereits vorhandenen Sankt Lorenzkirche noch die Sankt Michaels-Basilika gebaut worden sein sollte.

Riehl betont auch, daß nach Welfs Tode (1191) schwerlich mehr ein Anlaß zur Erbauung einer so stattlichen Kirche in Schongau-Altenstadt vorlag.

So dürfte mit dem Bau dieser Kirche nach Vollendung des Steingadener Kirchenbaues begonnen worden sein, das ist um die Jahre 1175—1180.

In vielen Abhandlungen ist die Rede von der Erbauung der Kirche durch die Templer. Diese Annahme stützt sich auf eine Urkunde,[100]) welche besagt, daß die Templer in Alt-Schongau Besitzungen gehabt hätten, welche im Jahre 1289 durch Wildgraf Friedrich verkauft wurden.[101]) In dieser Urkunde ist jedoch ausdrücklich hervorgehoben, daß der Verkauf der Güter am Lechrain mit Zustimmung der Brüder von Moosbrunnen (bei Eichstätt) geschah. Und damit ist ganz deutlich gesagt, daß die Templer-Kommende Moosbrunnen bereits bestanden hat und daß die Alt-Schongauer Güter jener Kommende untergeordnet waren.

In der genannten Urkunde ist ausdrücklich nur von einem Hof und einer halben Hube zu Alt-Schongau die Rede. Man braucht also nicht an eine Kommende des Ordens zu denken.

Baumann[102]) sagt: „Daß die Templer in Altenstadt bei Schongau eine Kommende gehabt haben, ist Sage, nicht Geschichte. Die herrliche Kirche in Altenstadt ist also kein Werk des Templerordens, sondern von Welf VI., dem Herrn von Schongau, erbaut."

Wie wir unter dem Abschnitt Welfenburg bereits gesehen haben, hat Welf VI. am 27. Dezember 1185 zu Alt-Schongau eine Urkunde betr. Schenkung an das Kloster Roth ausstellen lassen. Hier sind außer dem zukünftigen Erben der welfischen Güter 21 hohe Würdenträger vertreten. Diese alle sind sicherlich nicht nur allein wegen der Ausstellung von Urkunden erschienen, sondern die Zusammenkunft in Alt-Schongau hatte zu diesem Zeitpunkt höhere Bedeutung. Nachdem der Kirchenbau bestimmt in diese Jahre fällt, stehe ich nicht an, den hohen Besuch mit einer den Bau betreffenden Feierlichkeit in Verbindung zu bringen. Als solche käme dann nur die Bauvollendung oder die Kirchenweihe in Betracht.

Aus all' dem Vorstehenden dürfte aber klar erwiesen sein, daß als Bauherr auf seinem ureigensten Besitztum niemand anders als

---

96) Geschichte der bildenden Künste im Königreich Bayern (München 1862), S. 158.
97) Denkmale frühmittelalterlicher Baukunst in Bayern (München 1888), S. 55.
98) A. a. O., S. 56.
99) Kunstdenkmale des Königreiches Bayern I, 573.
100) Mon. Boica VI, 548.
101) Vgl. oben S. 68.
102) Geschichte des Allgäus I (1881), 385.

der kirchen- und klostergründende Herzog Welf VI. selbst in Betracht kommt.

Die Erbauung der Kirche fällt somit in die Jahre 1175—1186.

Nach dem Jahre 1194 erwähnt Baumann [103]) einen Dekan Walther von Schongau, einen Vetter des Abts Konrad von Ottobeuren.

Urkundlich wird die Kirche im Jahre 1253 erwähnt, wo sie als Verhandlungsort benützt wurde. Es handelte sich um einen Vergleich über Zehnten zwischen Rottenbuch und dem Leutpriester in Alt-Schongau, wobei Propst Arno II. von Rottenbuch als Zeuge und Propst Berchtold von Steingaden als Bevollmächtigter des Bischofs Hartmann von Augsburg erschien. Am Schluß der Urkunde heißt es: Acta haec sunt in eclesia sancti Michaelis in Schongau anno 1253 [104]) (So geschehen in der Michaelskirche in Schongau im Jahre 1253).

Nochmals ist Sankt Michael urkundlich als Verhandlungsort erwähnt. Der Streit über die Zugehörigkeit der Kirche von Böbing wurde im Jahre 1269 zu Gunsten Rottenbuchs in der Sankt Michaelskirche entschieden (hec facta fuisse in Schongow in ecclesia sancti Michaelis). [105])

Noch sind verschiedene Kunstgegengegenstände der romanischen Ausstattung anzuführen.

So vor allem ein Meisterwerk der damals noch nicht zur höchsten technischen Fertigkeit gelangten Bildhauerkunst. Das ist der pokalförmige Taufstein der Kirche. Fastenau [106]) schildert denselben wie folgt:

„Die Schale ist am oberen Rand aus vier Kreisteilen zusammengesetzt, während sie unten von kreisförmigem Grundriß ist. Der Fuß besteht aus einem kurzen zylindrischen, mit einem Rankenband geschmückten Glied und einer attischen Basis. Das Ganze ruht auf einem vielleicht 30 cm hohen quadratischen Sockel. Der obere Abschluß der Schale besteht aus einem Streifen mit Flechtornament, das den vier Kreisteilen entsprechend vierfach variiert ist.

Die Außenseite der Schale wird durch kräftige, erhaben gebildete Bandstreifen in vier halbkreisförmige Felder gegliedert, die in ziemlich flachem Relief den Kampf des hl. Michael mit dem Drachen, Maria mit dem Kinde,



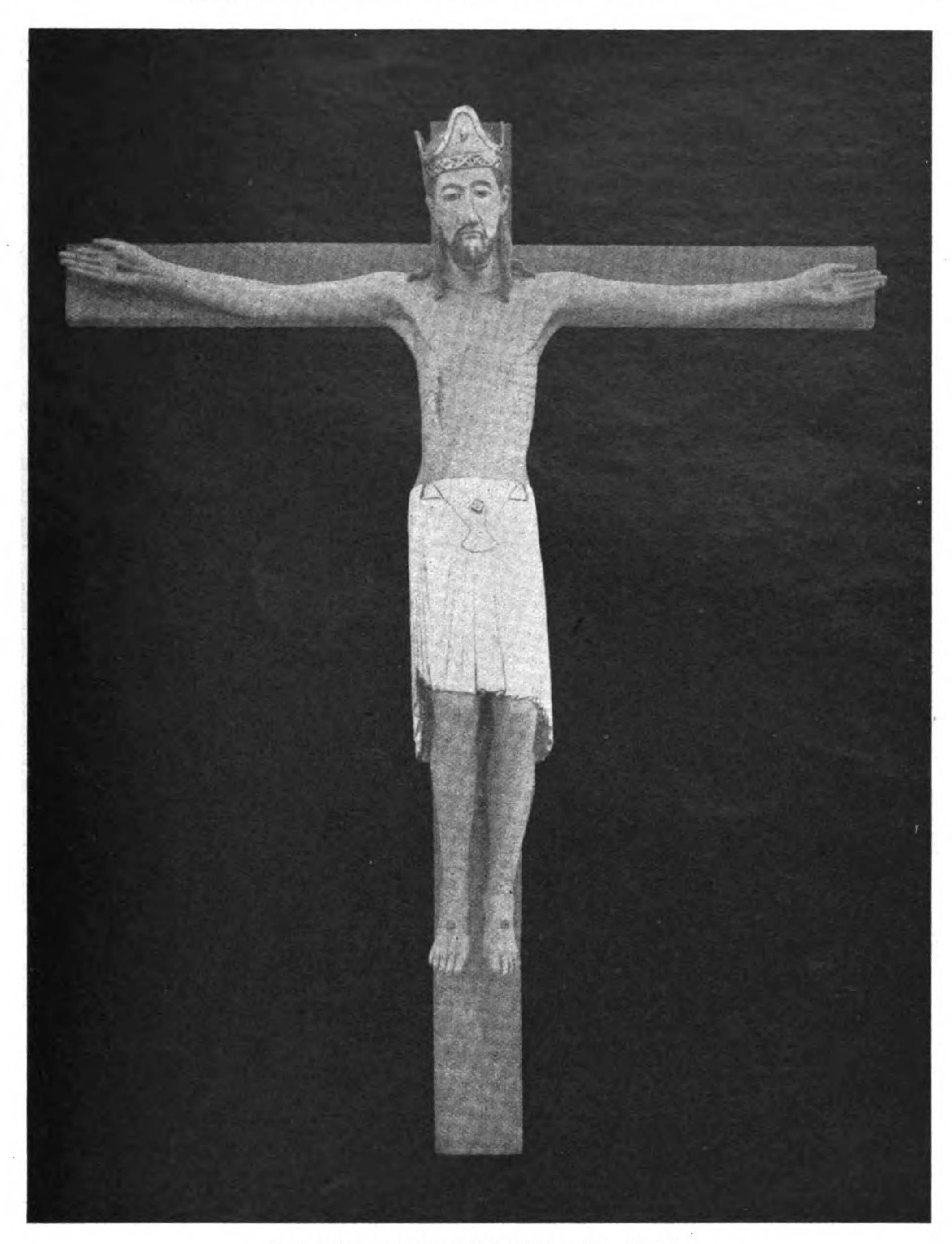
Taufstein von St. Michael in Altenstadt.

[103]) A. a. O., I, 444.

[104]) Collectio antiquitatum monasterii Rottenbuchensis 1766 (Boxler a. a. O., S. 5).

[105]) Mon. Boica VIII, 42.

[106]) Die romanische Steinplastik in Schwaben (Eßlingen 1907), S. 29.



Kruzifix von St. Michael in Altenstadt.

Christus bei der Taufe und den auf ihn weisenden Täufer Johannes zeigen. In den Zwickeln zwischen den Halbkreisbogen sieht man als eine Andeutung der vier Paradiesflüsse vier Männerköpfe, denen nach beiden Seiten Wasserströme entquellen."

Auf dem jetzt im Nationalmuseum in München befindlichen Holzdeckel — in Kugelschalenform — befindet sich eine Schlange.

Riehl[107]) erwähnt dann noch den Christus am Kreuz, eine bemalte Holzfigur der

[107]) Kunstdenkmale des Königreiches Bayern I, 575.

ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. (Höhe 3,18 m.) Christus trägt Vollbart, das Haupthaar fällt in je einer Locke hinter den Ohren herab. Die Hände sind gerade ausgestreckt, die Füße stehen parallel, die Kniee knicken etwas nach vorwärts. Das Lendentuch reicht bis zu den Knieen, seitwärts noch etwas weiter herab und zeigt spitze und parallele Falten. Auf dem Kopfe, der geradeaus gerichtet, aber etwas nach vorn gebeugt ist, trägt Christus eine Krone.

Westportal von St. Michael in Altenstadt.

Nun zum künstlerischen Westportal mit der sagenumwobenen Darstellung im Tympanon.

Das Portal zeigt dem romanischen Stil entsprechende, kulissenartig zurückspringende Säulen und Pilaster, die sich über dem gemeinsamen Kämpfergesims im Halbkreis fortsetzen. Das über der Türöffnung freibleibende Feld, das Tympanon, ist zur Darstellung einer Kampfhandlung plastisch ausgenützt. Es stellt einen Mann mit Schild und Schwert dar, der einen Drachen bekämpft. Letzterer hat einen bis zum Leib verschlungenen Mann im Rachen.

Über diese Darstellung ist bis jetzt schon viel gedeutet und geschrieben worden.

Sighart[108]) schreibt: „In Altenstadt kämpft ein Ritter mit Pickelhaube und Schild gegen ein Ungeheuer, das einen verschlungenen Mann wieder von sich zu geben gezwungen ist, wohl ein Bild Christi, der die Menschheit dem höllischen Drachen wieder abgerungen hat."

In ähnlichem Sinne sind auch die anderen Deutungen gehalten.

Daß dieser Darstellung kein allgemeiner Gedanke, sondern eine bestimmte Handlung zugrunde lag, kam mir immer mehr zum Bewußtsein. Umsomehr als dieselbe Handlung des öfteren an romanischen Bauwerken zur Darstellung gebracht wurde. So hat das Westportal der Straubinger Sankt-Peterskirche fast dieselbe Architektur und dieselbe Darstellung im Tympanon, so daß Bezold in den Kunstdenkmalen zur Anschauung kommt: Das Westportal dieser Kirche (in Straubing) zeigt sehr verwandte Formen, das Relief des Tympanons ist fast das gleiche wie in Altenstadt. Möglicherweise ist es in den Brüchen von Steingaden gearbeitet. Das Material ist hier wie dort ein graugelber Sandstein von mäßig feinem Korn.

Ferner zeigt das Tympanon des Portales am Landgrafenhaus auf der Wartburg bei Eisenach (erbaut nach 1190) dieselbe Handlung.

Auch im Baseler Münster ist diese Darstellung an einem Kapitäl aus der romanischen Bauzeit gegen den inneren Chorumgang zu zur Anwendung gebracht. (Erbaut Ende des 12. Jahrhunderts.)

Als Freskomalerei wurde der Sagenstoff u. a. in Schloß Runkelstein bei Bozen und in Burgdorf bei Bern behandelt.

In der Zeitschrift für deutsches Altertum[109]) fand ich nun einen Fingerzeig. Es heißt dort:

„In einer Kapelle auf der Feste zu Burgdorf bei Bern sah man im Anfang des 15. Jahrhunderts und wohl schon früher den Drachenkampf der Brüder Baltram und Sintram ab-

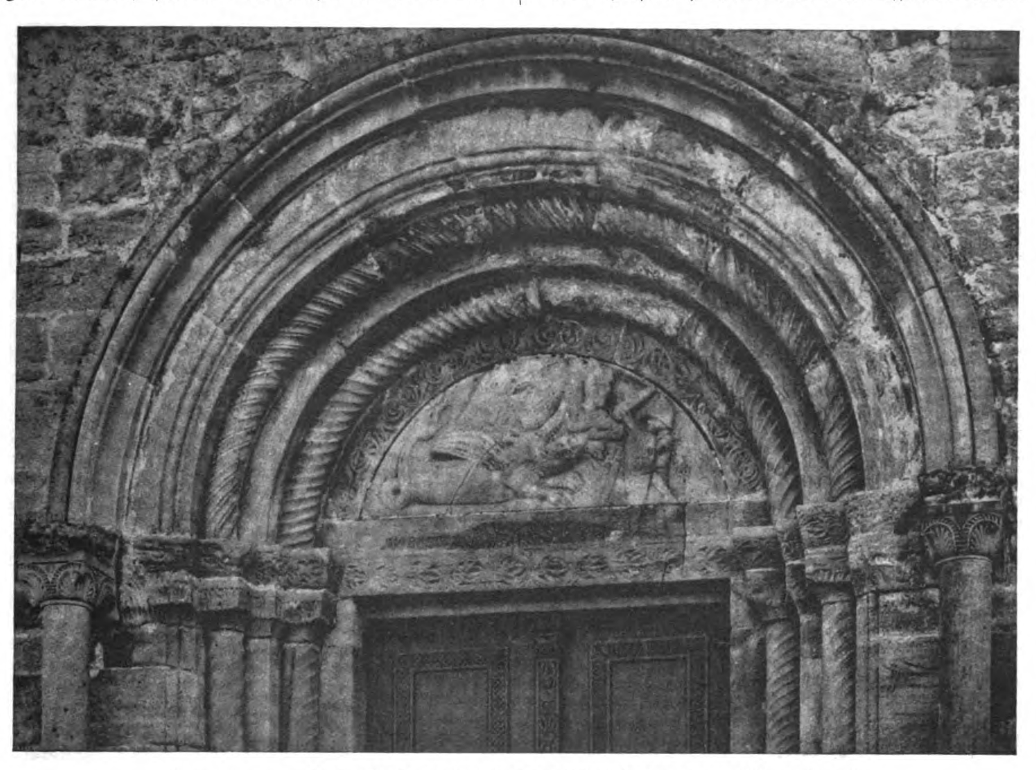
[108]) A. a. O., S. 181.

[109]) Band XII (Berlin 1865), S. 329.

gemalt. Wackernagel fand dieselbe Sage, die in Dietrichs Drachenkämpfen auch von Rentwin und Hildebrand erzählt wird und die dem vandalischen Hazdingenmythus gleichkommt, an einem Kapitell im Baseler Münster aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts dargestellt, jedoch so, daß hier nicht mehr Sintram, der jüngere Bruder, sondern Dietrich von Bern wie dem Munde eines Drachen befreit wird, hat das mittelhochdeutsche Spielmannsgedicht Virginal mit der Thidrekssaga 196, 7 gemeinsam.

Die Thidrekssaga erzählt:

Dietrich und sein neu gewonnener Gefährte Fasolt haben eben einen Elefanten getötet. Da sehen sie einen geflügelten Drachen über die Erde hinstreichen, der einen bewaffneten Mann



Tympanon des Westportals von St. Michael in Altenstadt.

in der Thidrekssaga Kap. 105 der rettende Held ist."

Demnach ist die Darstellung am Tympanon des Alt-Schongauer Münsters eine Handlung aus der Dietrichssage.

Nach Friese[110]) ist die Grundlage der Dietrichssage die Stammsage: Dietrichs Flucht, Rabenschlacht und Alpharts Tod. Hiezu wurden im 12. und 13. Jahrhundert andere Teile hinzugedichtet, u. a. „Sintrams Errettung" usw.

Über Sintrams Befreiung sagt Friese:[111])

„Die Tatsache, daß durch Dietrichs Mithilfe ein Held namens Sintram oder Rentwin aus im Maule trägt. Dieser, mit Haupt und Schultern hervorragend, ruft die beiden Helden um Hilfe an. Schlafend, so sagt er, sei er von dem Untier angegriffen worden. Dietrich und sein Gefährte gehen dem Drachen zu Leibe, aber Fasolts Schwert beißt nicht ein. Da fordert der Fremde ihn auf, sein eigenes Schwert aus dem Kiefer des Tieres zu ziehen und mit dem zu kämpfen; er solle sich aber vorsehen, daß er nicht seine Beine, die schon tief im Halse des Drachen säßen, treffe. Endlich nach hartem Kampfe erliegt der Lindwurm seinen Angreifern. Der gerettete Mann bittet, ihm sein Schwert zurückzugeben. Er gibt sich zu erken-

[110]) Thidrekssaga und Dietrichsepos (Palaestra, Bd. CXXVIII, Berlin 1914), S. 7.
[111]) A. a. O., S. 88.

nen als Sintram, Reginbalds Sohn, und sagt, er sei auf der Suche nach seinem Blutsfreund Hildebrand und dessen Ziehkind Dietrich. Nun nennt auch der Berner seinen Namen, heißt den Helden willkommen und gibt ihm sein Schwert zurück.

An diesen Drachenkampf erinnern zwei Szenen der Virginal. 1. 147—157: Während Jung-Dietrich mit einem großen Lindwurm streitet, macht sich der alte Hildebrand mit einer Schar junger Drachen zu schaffen, deren Nest er in einem hohlen Berge gefunden hat. Aber bald kommt der alte Drache seiner Brut zu Hilfe. Er trägt einen Mann im Maule, welcher Hildebrand anfleht, ihn zu retten. Unter den Hieben des alten Helden läßt der Drache seine Beute aus dem Maule fallen und bringt seinen Angreifer in schwere Not, wird aber schließlich doch erschlagen. Hildebrand findet den Fremden ohnmächtig vor der Felswand liegen, bindet ihm den Helm ab und fragt ihn nach seinen Erlebnissen. Jener erzählt, wie der Drache ihn im Schlafe bis an die Arme verschlungen habe, er heiße Rentwin; Helferich von Lune und Portalaphe seien seine Eltern. Nun begrüßt ihn Hildebrand als Oheim und weint aus Freude des Wiedersehens.

Die andere Stelle ist 176:

Rentwin leiht Dietrich sein Schwert; damit erlegt der Berner einen Drachen." Soweit *Friese*.

Die bezeichnendste Stelle der Virginal heißt:[112])

Er zuhte ein swert, daz Vreise hiez,
das in in noeten nie geliez
dekeiner slahte stunde.
mit zorne er ez ûf den wurm sluoc:
er lie den ritter, den er truoc
im vallen ûz dem munde
und lief den zühtewîsen an
mit sînen scharpfen klâwen
er wolde in drîn gevazzet hân:
zwischen den ougebrâwen
er ime eine wunde schriet
ellen lanc und spannen wit,
als ime sîn baldez ellen riet.

In seinen Untersuchungen sagt Waldemar *Haupt*[113]): „Die Dietrichsage in der Thidrekssaga-Darstellung müssen wir in das Licht der deutschen Geschichte um 1125 rücken. Die Ausbildung des überlieferten Sagenstandes fiele dann frühestens in die 1150er Jahre." Er kommt dann[114]) zu folgendem Schlusse: „Ich kann es mir nicht anders erklären: dem Dichter spielt hier unversehens die Zeitgeschichte hinein in die Sagenerzählung, er sah die häufigen *Wiedereroberungskämpfe Dietrichs in Oberitalien* in Parallele mit den endlosen *Kriegen der staufischen Kaiser in der Lombardei*, auch diese endeten für die Deutschen stets — ob Sieg oder Niederlage — mit dem Rückzug über die Alpen."

Aus all diesem geht zweifellos — nicht nur am Tympanon — der lombardische Einfluß beim Bau des Münsters in Alt-Schongau hervor. Ein Wunder ist dies ja nicht. Waren doch die Welfen nicht nur an den lombardischen Feldzügen beteiligt, sondern auch Besitzer ausgedehnter Ländereien in der Lombardei. Welf VI. nannte sich oft in seinen Urkunden: Welpho dei gratia dux Spoleti, marchio Thuscie, princeps Sardinie et Corsice.

Nachdem also nachgewiesen ist, daß der Stil der Alt-Schongauer Michaels-Basilika in der Lombardei heimisch war, daß die Ausführung derartiger Bauten durch lombardische Baugenossenschaften erfolgte, auch die unter lombardischem Einfluß entstandene *Sage* (Darstellung im Tympanon) im Zeitalter des Baues im Schwunge war und die Templer als Bauherren nicht in Betracht kommen, dürfte kein Zweifel mehr bestehen.:

Der Schöpfer unseres Kunstwerkes in Alt-Schongau kann niemand anders sein als der seinerzeitige Herr von Schongau: Welf VI., Herzog von Spoleto.

Zusammenfassung.

Eine Siedlung aus der Alemannenzeit war es, die Welf IV. — kaum 20 Jahre alt — nach seiner Ankunft in Deutschland im Jahre 1055 als Wohnsitz erwählte. Es war Peiting, damals Bitengoe genannt.

Bald nach seiner Ankunft erbaute er die Burg Peiting (nova arx Bitengoe), deren Standort heute noch erkennbar ist. Durch die Ansässigmachung der Welfen kam auch Peiting in

[112]) Deutsches Heldenbuch, Teil V, hrsg. von Zupitza (Berlin 1870), S. 30.
[113]) Zur niederdeutschen Dietrichsage. (Palaestra, Bd. CXXIX, Berlin 1914), S. 266.
[114]) A. a. O., S. 289.

Aufschwung. Welf erbaute zwischen 1060 und 1070 die Kirche, deren Turm heute noch im großen und ganzen besteht. Welf IV. war vermählt mit Ethelinde, der edlen Tochter des bayerischen Herzogs Otto von Nordheim. Letzterer fiel jedoch bei Kaiser Heinrich IV. in Ungnade und wurde 1070 des Herzogtums Bayern verlustig erklärt. Um das Herzogtum an sich zu bringen, verstieß Welf IV. (35 Jahre alt) seine Gemahlin.

Zu Weihnachten 1070 wurde Welf IV. in Goslar mit Bayern belehnt. Im Sommer 1071 begab er sich mit Kaiser Heinrich nach London, wo er sich mit der verwitweten Königin von Northumbrien, Judith, Tochter Balduins des Frommen, vermählte.

Letztere drängte ihren fürstlichen Gemahl nach ihrer Rückkehr, damit er sein Unrecht sühne, das durch widrige Zeitläufte dem Verfall und der Verödung überantwortete Klösterlein „Raitenbuch" mit seiner Muttergotteskirche wieder aufzubauen. Die Neugründung des Klosters Rottenbuch erfolgte denn auch im Jahre 1074.

Im Jahre 1080 stand der Bau fertig da, den Kleriker des Bischofs Altmann von Passau aufführten. Nicht lange, so lag Welf IV. mit dem Bistum Augsburg im Streit. Durch wiederholtes Absetzen des Augsburger Bischofs und Einsetzen eines eigenen entstand eine endlose Fehde (1080—1088). Diese endete 1089 mit einer Versöhnung Kaiser Heinrichs.

Auf der Heimkehr von einer Pilgerfahrt ins gelobte Land starb Welf IV. zu Paphos auf Cypern am 13. November 1101. Nach 8 Jahren wurden seine irdischen Überreste zurückgebracht und im Kloster Altdorf begraben.

Sein erster Sohn Welf V., auch der Dicke genannt, starb 1120 zu Kaufering; damit übernahm Heinrich der Schwarze das Erbe. Aber auch dieser starb bereits 1126, ebenso im gleichen Jahre sein erster Sohn Konrad. Damit gelangte im Jahre 1126 der zweite Sohn, Welf VI., zur Herrschaft, 11 Jahre alt. Bereits mit 7 Jahren wurde dieser auf dem Wormser Reichstag (1122) mit Uta, der Tochter des Pfalzgrafen Gottfried von Tübingen und Calw, verlobt.

Welf VI. entfaltete nun auf seinen Gütern eine rege Tätigkeit. Zu Weihnachten 1146 waren Burg und Kirche zu Peiting (propria villa Bitengov) der Schauplatz großer Festlichkeiten. Hier wurde der Beschluß zur Teilnahme am kommenden Kreuzzug in Gegenwart einer großen Menge von Klerikern und Laien, der Gattin und des Sohnes Welf VII. festlich gefeiert.

Im Frühjahr 1147 sammelte er seine Mannen bei Alt-Schongau (aput Scongo) zum Abzug nach Regensburg, wo die Einschiffung erfolgte.

Vorher noch, ungefähr im April, stiftete er auf seiner Burg zu Peiting das Kloster Steingaden.

Im Jahr 1155 besuchte auch Kaiser Barbarossa auf seiner Rückfahrt von Italien Welf VI. auf seinem Besitztum in Peiting (in Bitengowe).

Mit den Selbständigkeitserklärungen des jungen Welf VII. in den Jahren 1159 und 1164 hängt auch die Erbauung der Burg Alt-Schongau zusammen.

Doch bald darauf, im Jahr 1167, starb der junge Welf am Fieber in Siena in Italien, erst 33 Jahre alt. Der alte Welf stiftete im kommenden Jahre das Kloster Memmingen.

Der Burgbau zu Alt-Schongau scheint die Veranlassung des Kirchenbaues St. Lorenz gewesen zu sein. Bereits 1170 und 1183 wird Priester Ludwig genannt.

Nach dem Tode seines Sohnes führt der alte Welf ein unstetes Leben. Zuerst in Trauer, dann in Lustbarkeit ausartend, widmet er sich in der Folgezeit wieder seinen Gütern und Stiftungen.

Um das Jahr 1175 nach der Weihe der Kirche von Steingaden beginnt Welf VI. den Bau des Alt-Schongauer Münsters St. Michael.

In seiner Geldnot verpfändet Welf VI. im Jahre 1179 seine Güter usw. an Kaiser Friedrich.

Im Jahr 1183 beschenkt er das Kloster Steingaden derart reichlich, daß die Mönche dieses Jahr als zweites Stiftungsjahr betrachteten.

Nach Weihnachten 1185 kommt dann Friedrichs zweiter Sohn Herzog Friedrich von Schwaben mit dem Hochadel nach Alt-Schongau (apud Sonegev), wahrscheinlich zur Kirchenweihe von St. Michael.

Nicht lange mehr, und der alte „milte" Welf segnet das Zeitliche. Mit ihm starb das Welfengeschlecht am Lechrain aus.

6*



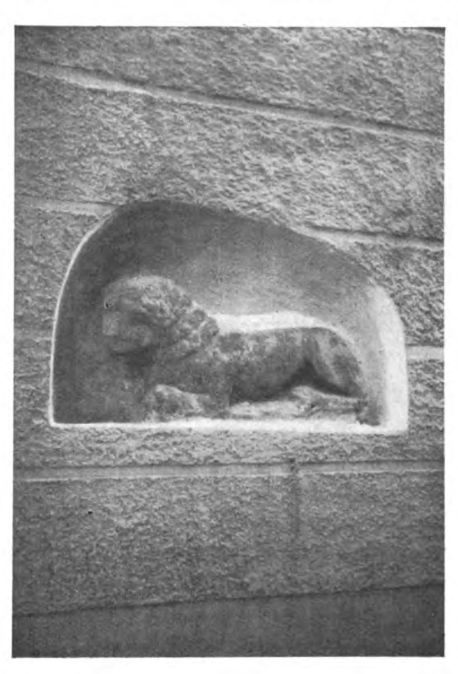
Die Güter der Welfen fielen nun an Kaiser Heinrich VI. selbst (Kaiser Friedrich und dessen Sohn waren indessen gestorben), der wiederum seinen Bruder Konrad (Friedrichs dritten Sohn) damit belehnte (1192).

Letzterer, Herzog Konrad von Schwaben, gab im Jahre 1194 die Kirche in Peiting an das Kloster Steingaden. Der Besitz von St. Lorenz in Alt-Schongau wurde im Jahre 1220 dem Kloster Rottenbuch bestätigt.

Nun sollte man meinen, nachdem von Peiting und Alt-Schongau aus dem welfischen Zeitalter noch so viel nachzuweisen ist, müßte dies von dem im 13. Jahrhundert neu gegründeten Schongau um so mehr der Fall sein.

Aber aus der romanischen Gründungszeit ist nichts mehr nachzuweisen.

Das kommt von den in Neu-Schongau wiederholt (1393 und 1493) stattgefundenen großen Bränden. Der letztere war „Mittwochen in der Nacht vor Pfingsten, als die Statt Schongau durch Verwahrlosung eines Feuers bis an die 63 Häuser abgebronnen".[115] Bei dem Wiederaufbau der Stadt wurde auch 1528 die St. Michaels-Kapelle „am Freythofe" neu erbaut. Dieselbe stand in der Nähe des jetzigen Stolzschen Kaufhauses, Ecke der Löwenstraße. Der dort eingemauerte romanische Löwe dürfte das einzige Wahrzeichen aus der ersten Zeit der neuen Stadt sein. Der Löwe war sicher ein Architekturteil der alten Michaels-Kapelle; denn das betreffende Eckhaus mit dem Löwen heißt heute noch „zum Capeller".



Romanischer Löwe am Kaufhaus Stolz in Schongau.

Die staufischen Erben stellten dann zur Verwaltung der welfischen Güter sog. Prokuratoren auf. Als solcher wird Hermann von Schongau (Herrmannus Prepositus de Schongow) im Jahre 1240 erwähnt. Auf der Burg Peiting (in castro Peitengow) saß 1263 Albero von Bruckberg.

Inzwischen gründeten die Bürger von Schongau eine neue Stadt auf dem Hügel nahe am Lech. Alt-Schongau wird 1253 vetus civitas Schongau und 1289 antiqua civitas Schongaw genannt.

In den Jahren 1346 und 1433 werden beide Städte getrennt benannt: „Alte und newe Statt ze Schongaw".

[115]) Chronik der Stadt Kaufbeuren. Handschrift des dortigen Stadtarchivs.

In vorstehender Abhandlung wurde versucht, alles, was irgendwie mit der Gründung Peiting-Schongau in Zusammenhang steht, an das Tageslicht zu ziehen. Nahezu zwei Jahre habe ich in freier Zeit alles Erreichbare zusammengesucht, um das Heimatbild möglichst vollständig zu gestalten. Freundliche, heimatlich gesinnte Männer unterstützten mich und halfen mir so das Bild ergänzen. Mögen sie ihren Dank dem Werk entnehmen, das nur aus Liebe für ihre angestammte Scholle entstand.

Sicher ist noch viel des Geschichtsschatzes zu heben; hie und da liegt er unbeachtet in Schrift und Bild usw. auf Speichern oder in Bauresten unter dem Boden begraben.

Vielleicht erwecken einstens bessere Museumsverhältnisse zu Schongau ein tieferes Verständnis in weiteren Kreisen, so daß noch manches Wissenswerte aus Peiting-Schongaus großer Vergangenheit der Nachwelt überliefert werden kann.



Ältestes Siegel der Stadt Schongau an einer Urkunde vom Jahr 1296.
Original im Allg. Reichsarchiv München.

Bücherschau.

Die Paumgartner von Augsburg und Nürnberg. Ein Beitrag zur Handelsgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts. Von Dr. Wilhelm Krag. Mit einem Anhang: Die bayerischen Baumgartner von Kufstein und Wasserburg. 1. Heft der „Schwäbischen Geschichtsquellen und Forschungen", herausgegeben von Dr. P. Dirr. VIII und 137 Seiten. Geheftet M. 9.—. München und Leipzig (Duncker & Humblot) 1919.

Es ist ein bedeutendes Geschlecht von Handelsherrn, das mit den Fuggern und Welsern rivalisierte. Eine Kaufherrnfamilie, die Bankier der Herren Mitteleuropas in Kriegen gegen Osten, Westen und Süden war, die den Silbermarkt beherrschte und im Kufsteiner Zweige, der zum Augsburger vielleicht gar nicht verwandt war, über den Kupfermarkt die Herrschaft gewann. Mit Liebe ist mancher Abschnitt geschrieben. Das Familienleben des Konrad Paumgartner d. Ae, der 74 Enkel und 40 Urenkel erlebte und von seinen beiden Frauen 21 Kinder hatte, ist recht anschaulich geschildert (S. 16—18), dann der Tiroler Bergbau (S. 56—62), endlich das unrühmliche Ende der drei Söhne des reichen und einflußreichen Augsburgers Hans Baumgartner, von denen David nach seiner Gant als Anhänger der Grumbachischen Adelsverschwörung enthauptet wurde, während Johann Georg zu Augsburg in Schuldhaft saß und Anton viel von seinem Vermögen verpraßt hatte. Das Augsburger Stammhaus der Familie wurde dadurch das Sterbehaus des bekannten Sebastian Schertlin v. Burtenbach, und in der nächsten Folge starb die Augsburger Familie, die von Nürnberg zugewandert war, ganz aus. Warum bei so liebevoller Hingabe an den Stoff auf die belebende Beigabe von Bildern verzichtet wurde, ist mir daher nicht recht klar. Weltbekannte Kunstwerke stünden zur Verfügung, so Dürers Paumgartneraltar (S. 26) und das Porträt des Hans Paumgartner von Burgkmair, nicht zu reden von den beiden Grabsteinen des bekannten Bildhauers der Inngegend Wolfgang Leeb in den Pfarrkirchen von Kufstein und Wasserburg. Auch die Wappen hätte man bringen sollen, das Nürnberger Urwappen, den Schild der Augsburger Familie, das der Kufstein-Wasserburger. Der zum Schlusse erwähnte bayerische Kanzler Dr. Augustin Baumgartner ist in der Landshuter Martinskirche begraben und hatte als Wappen zwei gegeneinander steigende Tiere, wovon das eine ein Windspiel ist. Daß das reichhaltige Wasserburger Stadtarchiv gar nicht und das Münchener Reichsarchiv nur ungenügend benützt wurde, ist als Mangel anzusehen, während über karge Literaturangabe nicht zu klagen ist. Meinen Aufsatz über Jörg und Radigundis Gossenbrot, welche Familie auch oft berührt wird, führe ich als Ergänzung deshalb an, weil er abgelegen, nämlich im Jahrgang 1910 der Zeitschrift „Exlibris", erschienen ist.

Alois Mitterwieser.

Placidus von Camerloher (1718—1782). Des altbayerischen Komponisten Leben und Werk. Münchener Dissertation von Benno Ziegler, München-Solln. Druck von Dr. F. P. Datterer, Freising. XI und 140 Seiten mit 1 Lichtbild und der Abbildung eines Gemäldes.

Diese, stark gekürzt auch im letzten (XII.) „Sammelblatt des Historischen Vereins Freising" (S. 163 bis 216) abgedruckte, musik-geschichtliche Doktorschrift verdient starke Beachtung. Der 1718 als Sohn des Ettalischen Gerichtsschreibers Johann Camerloher in Murnau geborene Komponist machte seinen Studiengang an der Ritterakademie zu Ettal und dann wahrscheinlich in München durch, wurde 1744 in Freising zum Priester geweiht und dann Hofkapellmeister des dortigen Fürstbischofs Johann Theodor, des Bruders des Kaisers Karl VII. Albrecht, war also ganz Altbayer. In Freising erhielt er 1749 ein Kanonikat bei St. Veit und nach vier Jahren ein solches bei St. Andreas, wo er auch, nachdem er drei Fürstbischöfen gedient, 1782 unter der Stiftsorgel bestattet wurde. Die adelige Abstammung von dem Kurfürstlichen Hofkammergerichtsrat (!) Joseph Anton von Cammerloher oder dem Finanzrat Franz Ignaz Cammerloher erscheint dem Verfasser selbst zweifelhaft. Er hätte auch noch des Kurfürsten Ferdinand Maria Hofkammerrat und Hofzahlmeister Johann Franz Cammerloher anführen können. Nachdem aber die Abstammung von dem schon 1662 in den Ehestand getretenen Christoph Cammerloher, Klosterorganisten und Schuhmacher zu Erling bei Andechs, nachgewiesen ist, braucht man an einen vergessenen oder abgelegten Adel nicht zu denken.

Mit Verständnis durchgeführt erscheinen mir des Musikers Beurteilung S. 66 ff., dann die zahlreichen Hinweise auf seine tonkünstlerischen Zeitgenossen in Mannheim, Wien und Böhmen (S. 44 ff., 73 ff.). Der Verfasser zählt dann unsern Freisinger Meister mehr den Oesterreichern als den Mannheimern zu und hebt besonders die Aehnlichkeit mit Wagenseil und dem älteren Mozart (S. 82 und 83) hervor. Die Anmerkungen in der ansehnlichen Zahl von 434 zeigen, daß der Verfasser ein reiches gedrucktes und ungedrucktes Material durchgearbeitet hat.

Alois Mitterwieser.

Schriftleitung: Dr. Georg Leidinger, Abteilungs-Direktor der Bayerischen Staatsbibliothek, München, Ludwigstraße 23. — Druck von Kastner & Callwey, München, Finkenstraße 2.



An unsere Leser!

Der Historische Verein von Oberbayern bietet gegen einen Jahresbeitrag von 7 Mark für die Münchener, 6 Mark für die auswärtigen Mitglieder seinen Mitgliedern folgende Vorteile:

- Kostenlosen Bezug der Vereinszeitschriften — Altbayerische Monatsschrift, Oberbayerisches Archiv;
- Freien Besuch der verschiedenen Sammlungen des Vereins;
- Benützung der Bibliotheksbestände;
- Teilnahme an den regelmäßigen Monats-Versammlungen.

Die Bibliothek und die Sammlungen des Historischen Vereins befinden sich Zweibrückenstraße 12 (alte Schwere Reiter-Kaserne), II. Stock, Eingang Morassistraße.

Alle Einsendungen für die Veröffentlichungen des Historischen Vereins (Oberbayerisches Archiv und Altbayerische Monatsschrift): Manuskripte, Rezensionsexemplare, Nachrichten etc. sind zu richten an Dr. Leidinger, Abteilungs-Direktor der Bayerischen Staatsbibliothek, München, Ludwigstraße 23.



